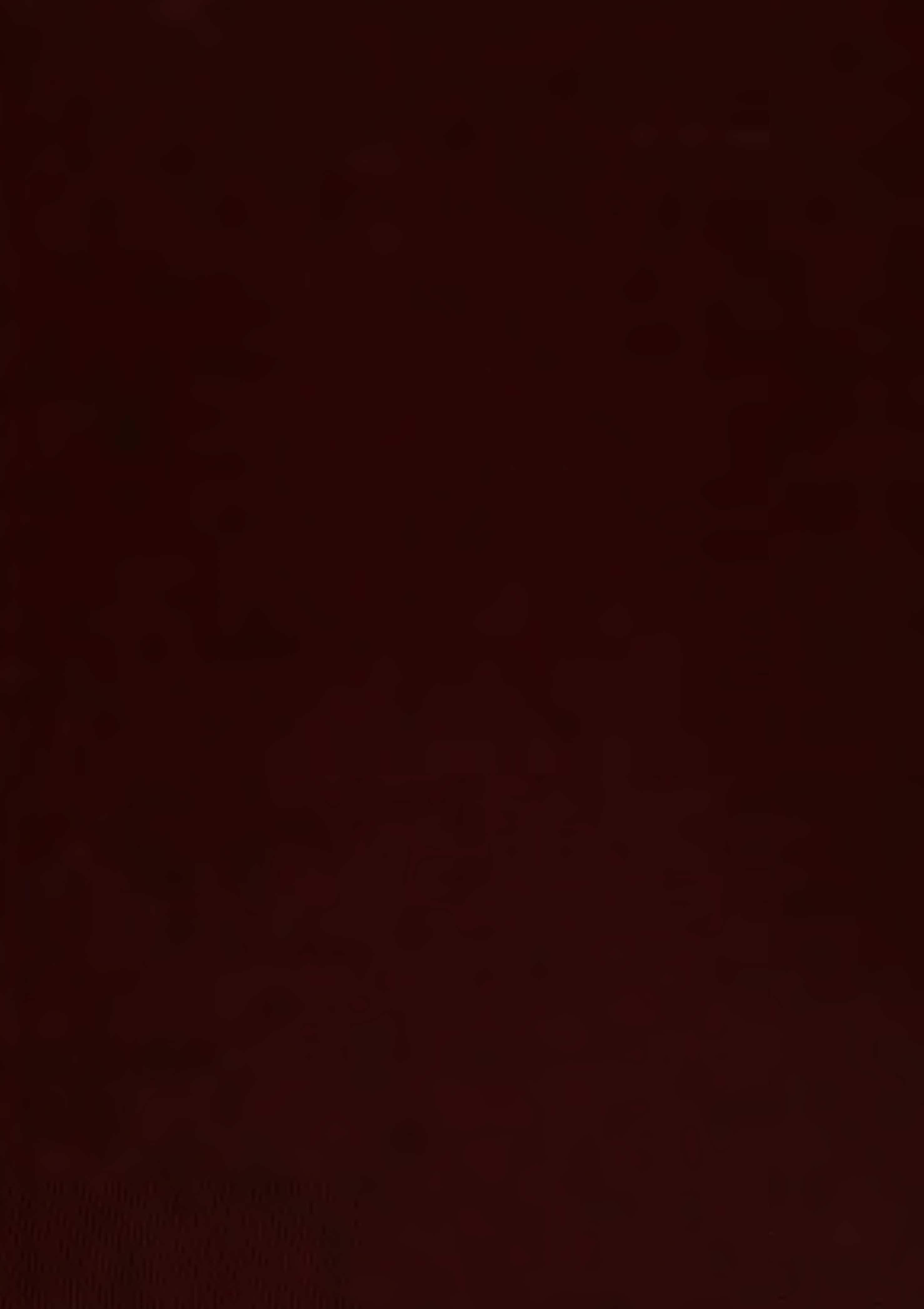





SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG·
CHRISTO ET ECCLESIÆ
VE RI TAS



FESTGABE

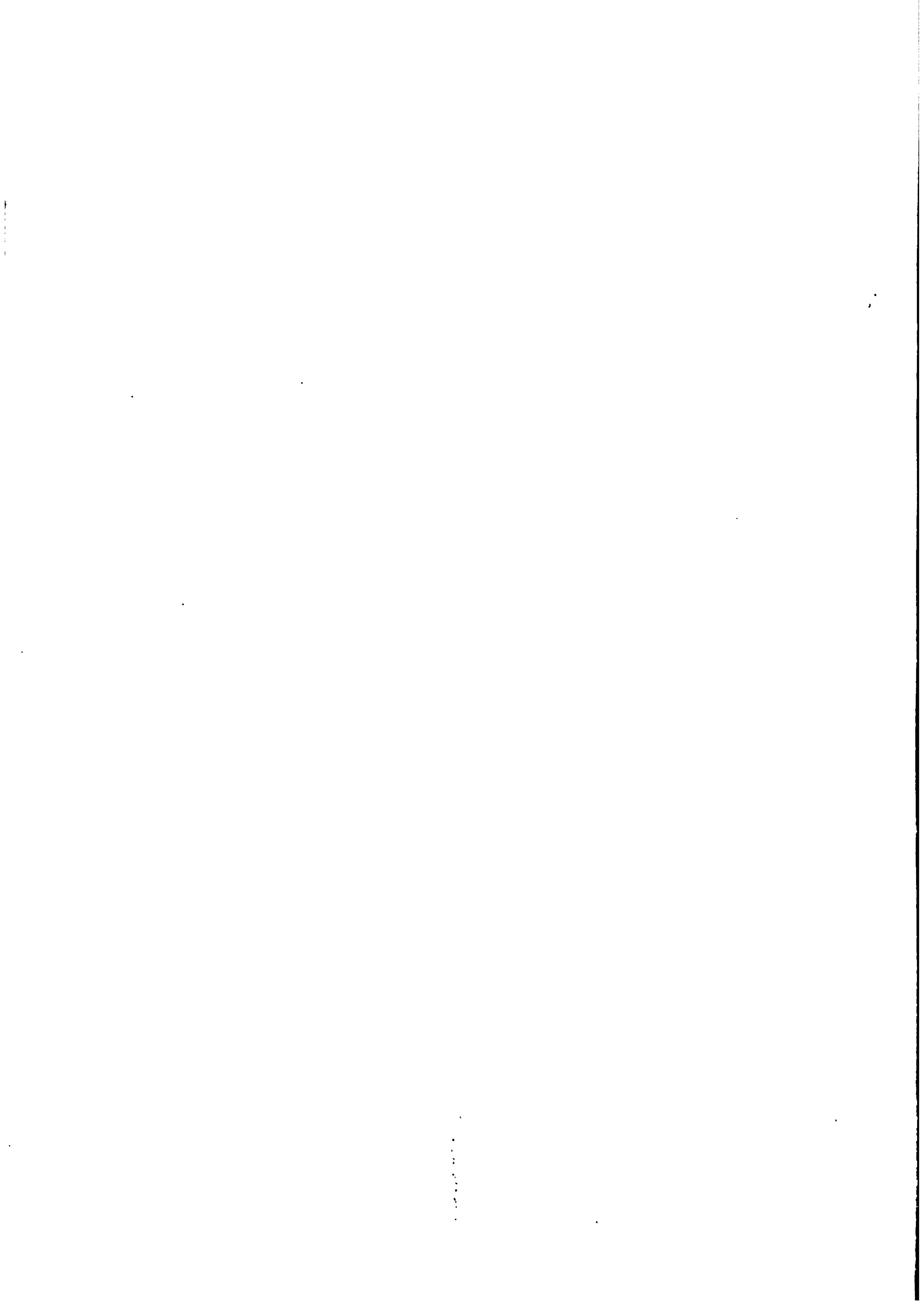
ZUM 100 JÄHRIGEN JUBILÄUM DES SCHOTTENGYMNASIUMS

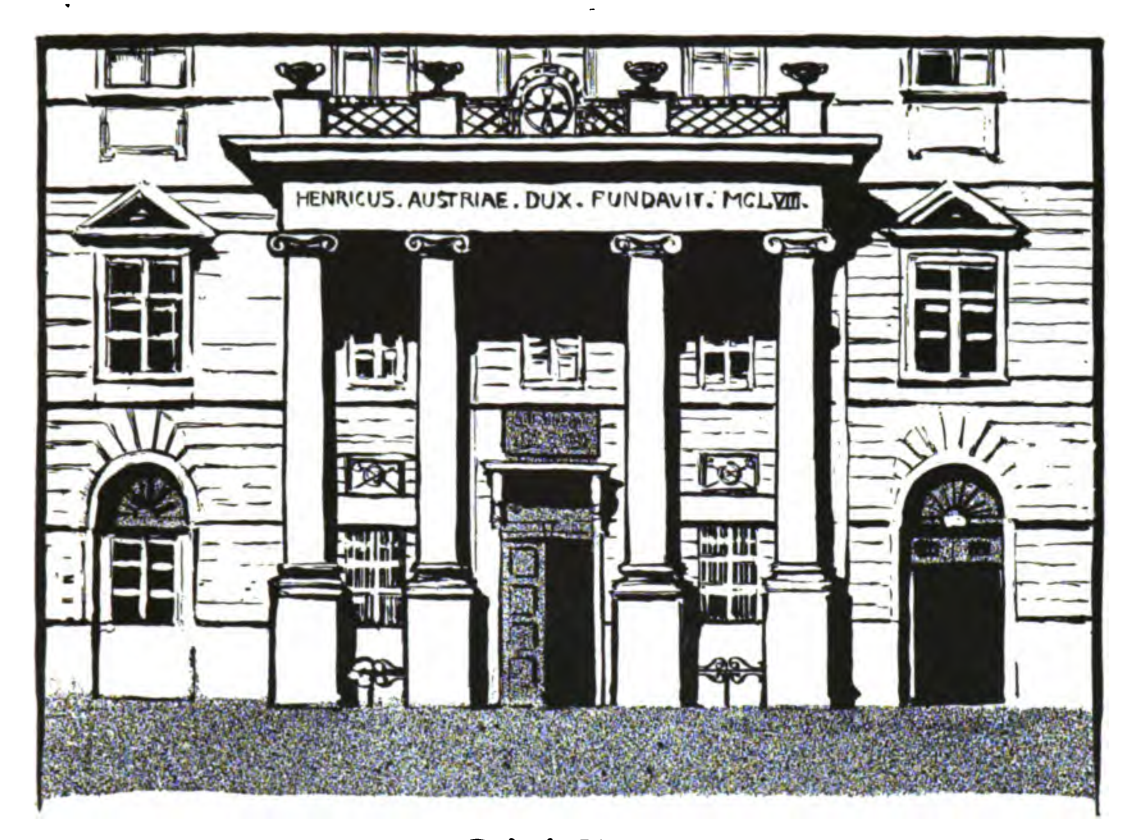
GEWIDMET VON EHEMALIGEN SCHOTTENSCHÜLERN

WIEN 1907

VERLAG VON WILHELM BRAUMÜLLER

K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER





FESTGABE

ZUM 100JÄHRIGEN JUBILÄUM DES SCHOTTENGYMNASIUMS

GEWIDMET VON EHEMALIGEN SCHOTTENSCHÜLERN

WIEN 1907

VERLAG VON WILHELM BRAUMÜLLER

K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER

DRUCK VON CHRISTOPH REISSER'S SÖHNE, WIEN V

VORWORT.

Ein Säkulum ist vergangen, seitdem das Stift Schotten von Kaiser Franz den ehrenvollen Auftrag erhielt, an Stelle des aufgelassenen Gymnasiums zu St. Anna eine öffentliche Mittelschule einzurichten und den Unterricht von geistlichen Mitgliedern seines Hauses erteilen zu lassen. Mit Befriedigung kann heute das Stift auf die hundertjährige segensreiche Wirksamkeit seiner Lehranstalt zurückblicken, die wesentlich dazu beigetragen hat, daß die Liebe und das Vertrauen zu ihm beim Volke Wiens erhöht und befestigt wurde und sein Ansehen auch außerhalb unserer engeren Heimat wuchs. Denn in dieser Pflegestätte klassisch-humanistischer Bildung erhielten während dieses Säkulums zahlreiche Jünglinge aus allen Schichten der Gesellschaft ihre Erziehung und Bildung und verdanken die wichtigsten Anregungen für ihr ganzes Leben ihren geistig hochstehenden, wahrhaft väterlich gesinnten Lehrern, die mit pädagogischem Geschick für ihr Wissen und Können die Grundlagen schufen und ebenso ihre Charakterbildung aufs kräftigste förderten.

Deshalb erblicken wir, die wir uns mit Stolz ehemalige Schottenschüler nennen, in der gegenwärtigen Säkularfeier einen willkommenen Anlaß, unsere Pietät für die Bildungsstätte unserer Jugend zum Ausdrucke zu bringen; es ist unsere Absicht, durch umfassende Beteiligung an den bevorstehenden Festlichkeiten zu beweisen, daß uns die innigsten Bande der Liebe und der Anhänglichkeit mit der Anstalt und ihren Lehrern für unser ganzes Leben verknüpfen. Als alte Schottenstudenten besitzen wir vollen Grund zu dankbarer Gesinnung für das Stift und sein Gymnasium, das uns während unserer Jugendzeit zum zweiten Vaterhause wurde. Verstanden es doch unsere Lehrer, uns für alles Schöne

und Gute zu gewinnen und zu erwärmen, wie auch durch liebevolles Eingehen auf unser kindliches Denken und Streben die in uns schlummernde Geisteskraft zu erwecken.

So mag denn diese Festschrift als kleiner Zoll der Dankbarkeit an die Lehranstalt betrachtet werden. Die Beiträge sollen Zeugnis dafür ablegen, daß die einst von unseren verehrten Lehrern in ihre Schüler gelegten Bildungskeime später in Wissenschaft und Leben, in Amt, Kirche und Schule, im parlamentarischen Wirken wie in gelehrten Berufen mannigfach aufgegangen sind.

Die Festschrift bringt Beiträge von Männern nicht bloß in den mannigfaltigsten Lebensstellungen, sondern auch der verschiedensten geistigen Richtungen. So wird sie ein bleibendes Denkzeichen dafür sein, daß die ehemaligen Schottenstudenten, mögen ihre Lebenswege und ihre Lebensanschauungen noch so weit auseinandergehen, doch das eine Gefühl gemeinsam haben: die dauernde Anhänglichkeit an das ehrwürdige Schottengymnasium, wo sie in den glücklichen Tagen ihrer Jugend Freuden und Leiden des Schullebens mit einander geteilt und manchmal recht strenge, immer aber liebevolle Beurteilung gefunden haben.

Die künstlerische Ausstattung hat mit größter Bereitwilligkeit ein ehemaliger Schottenschüler, der Maler Maximilian Liebenwein, übernommen, dem dafür der wärmste Dank gebührt. Seinem feinen künstlerischen Empfinden ist es gelungen, dieser Schrift ein würdiges Festkleid zu geben.

Wien, im September 1907.

Im Namen des vorbereitenden Komitees

Der Obmann

Heinrich Ritter v. Wittek.



Ungarn nach dem Tode Kaiser Josefs II. ❦ Von Sigmund Adler. ❦

Kaiserin Maria Theresia hatte zwar seit dem Jahre 1765 den ungarischen Reichstag nicht mehr einberufen, im Prinzipe aber die rechtliche Geltung der von ihr beschworenen ungarischen Verfassung immer anerkannt. Dies wird unter Josef II. anders.

Eingeleitet wird dessen Regierung sehr deutlich dadurch, daß Kaiser Josef zwar am 30. November 1780 im allgemeinen die Aufrechterhaltung der Freiheiten und Rechte Ungarns verhieß, daß aber die Krönung unterblieb, weil sie die Ausfertigung des Inauguraldiploms und den Eid auf die Verfassung in sich geschlossen hätte. Daß Josef durch diese Unterlassung die alte Verfassung Ungarns prinzipiell negieren wollte, bewies er durch die Anordnung vom 7. April 1784, kraft deren die Stephanskrone unter nichtigen Vorwänden vom Preßburger Schloß in die Wiener Schatzkammer gebracht wurde, wo ja auch die böhmische Krone und der österreichische Herzogshut Aufnahme fanden.

Ungarn sollte dem geplanten Einheitsstaate eingefügt, es sollte provinzialisiert werden. Josef glaubte, mit der nötigen Energie lasse sich dieses Ziel erreichen. Als ihn die ungarische Hofkanzlei vor der Erbitterung warnte, welche die Entfernung der Krone herbeiführen müsse, antwortet er mit den Worten: »Risum teneatis amici«.

Seine großen Reformen in Ungarn inauguriert Josef 1781 durch Erlassung des Toleranzpatentes, wodurch den Bekennern der Augsburger und Helvetischen Konfession sowie den Griechisch-Nichtunierten die private Religionsübung, nicht aber volle Gleichberechtigung gewährt wird. Die Maßregel erweckte die Opposition der von den ungarischen Bischöfen geführten katholischen Partei, ohne die bloß tolerierten übrigen christlichen Konfessionen ganz zu befriedigen. Ein Jahr später erfolgte die Aufhebung zahlreicher Klöster, eine Maßregel, welche bei den Katholiken Erbitterung hervorrief, obwohl das eingezogene Vermögen dem religiösen Zwecke erhalten blieb und teilweise zur Schaffung neuer Pfarreien verwendet wurde.

Die Erbitterung in der Bevölkerung wächst durch eine Reihe anderer Verordnungen, die seit dem Jahre 1784 rasch aufeinander folgen.

Durch das Reskript vom 6. Mai 1784 wurde die deutsche Sprache anstatt des Lateinischen als Amtssprache erklärt. Nach drei Jahren sollte in Gerichten und Ämtern nur mehr in deutscher Sprache verhandelt, vom November 1784 niemand in eine Mittelschule ohne Kenntnis der deutschen Sprache aufgenommen werden. Nach derselben Verordnung ist die deutsche Sprache auch die Sprache des Landtags. Niemand ist als Abgeordneter zuzulassen, der ihrer nicht mächtig ist. Zugleich wird das gesamte Unterrichtswesen neu geregelt und der Wiener Studienhofkommission unterstellt.

Bisher hatte in Ungarn noch niemals eine Volkszählung stattgefunden, die sich auf Adel und Klerus erstreckt hätte. Im Jahre 1784 erklärt Josef eine solche »allgemeine Konskription« als unerläßliche Vorbedingung für jede fruchtbare Regierungstätigkeit und ordnet ihre Durchführung an. Mit ihr

sollte die Numerierung aller Häuser ohne Rücksicht auf den Stand des Besitzers verbunden werden. Da der Adel Widerstand leistet, wird in den widerstrebenden Komitaten die Konskription zwangsweise durchgeführt.

Um den wachsenden Widerstand des Komitatsadels zu brechen, entschließt sich Josef ein Jahre später zur Aufhebung der alten Komitatsverfassung. Diese einschneidende Maßregel schloß in sich die Einteilung der Länder Ungarn, Kroatien und Slawonien in zehn Kreise, die Beseitigung der alten Autonomie der Komitate, die Aufhebung des Rechtes, eigenmächtig Kongregationen abzuhalten, die Ernennung des Vizegespans durch den König und die der übrigen Komitatsbeamten durch den Vizegespan, schließlich die Unterordnung der bisher eximierten königlichen Freistädte unter diesen neu geschaffenen Beamtenorganismus.

Das von Josef II. befolgte Prinzip der Zentralisierung und Unifizierung des Behördenwesens führt zur Übertragung der ungarischen, banatischen und siebenbürgischen Finanzen an die ungarische Hofkanzlei und zur Vereinigung der siebenbürgischen mit der ungarischen Hofkanzlei. In Siebenbürgen selbst aber wird 1784 die alte Verfassung beseitigt und nach Aufhebung der drei ständischen Nationen dem Lande eine völlig neue Einteilung aufgezwungen. Die sächsische Nation insbesondere wird ausdrücklich für erloschen erklärt, ihr Vermögen vom Staate eingezogen und im Widerspruch zur alten Verfassung dem Bürgerrecht der Sachsen sein wertvollstes Privilegium der Ausschließlichkeit genommen. Trotz aller Gegenvorstellungen besteht der Kaiser auf der Durchführung dieser Verordnungen, »zur Aufhebung der bisher in der politischen Verwaltung des Großfürstentums Siebenbürgen bestehenden Verschiedenheit und zur Ausrottung des damit verknüpft gewesenen Nationalhasses«.

Den Abschluß dieser alle Gebiete des Staatslebens umfassenden Veränderungen bildete die vom Adel heftig angefeindete Gesetzgebung zu gunsten des Bauernstandes, die weit über die Urbarialgesetzgebung der Kaiserin Maria Theresia hinausging; ferner ein Dekret vom 30. Dezember 1785, wodurch zur Reform der Grundsteuer eine Vermessung und Einschätzung des gesamten Grund und Bodens einschließlich der adeligen Gründe angeordnet wird. Der Adel soll dieser Steuer mit unterworfen, dagegen aber von der Pflicht zur Insurrektion befreit werden. Vergebens warnte die ungarische Statthalterei, daß dies ohne Zustimmung des Landtags unzulässig und daß ein Aufstand zu befürchten sei, weil der Adel bereits durch die Einführung der deutschen Amtssprache und die Änderung der Komitatsverfassung erbittert sei. Josef begnügt sich mit der Einberufung von Komitatsversammlungen für das Jahr 1786, denen er das Dekret bezüglich der Vermessung des Landes

vorlegt. Er hält dies verfassungsrechtlich für genügend. Erst nach geschehener Vermessung soll zur Bewilligung der Steuer und Ablösung der Insurrektionspflicht ein Reichstag einberufen werden. Militär wird in großen Massen konzentriert, Zwangsmaßregeln werden angedroht und mit diesen Mitteln wird die Ausmessung Ende 1787 wirklich vollendet, sofort auch eine Kommission zur Berechnung der Grundsteuer auf Grund der gewonnenen Katastertabellen eingesetzt. Bei der Abfassung der Instruktion für diese Kommission hat Josef noch persönlich mitgewirkt.

Josef II. plante noch die Vereinigung der ungarisch-siebenbürgischen mit der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei und die Verlegung der ungarischen Septemviraltafel nach Wien, Maßregeln, durch welche die Zentralisation der Behörden ihre Vollendung erfahren hätte. Dazu sollte es aber nicht mehr kommen.

Der Gang der Ereignisse führte zu einer Krisis. Der Widerstand Ungarns wurde nicht bloß durch die Einwirkung der französischen Revolution und des belgischen Aufstandes, sondern vor allem durch die unglückliche auswärtige Politik Josefs bedenklich gesteigert. Josef II., der für seine Person zu einer Aussöhnung und Verbindung mit Preußen geneigt war, ließ sich durch Kaunitz davon überzeugen, daß der Interessengegensatz zwischen beiden Staaten zu groß und deshalb ein Festhalten an der Allianz mit Rußland geboten sei. So verbindet sich der Kaiser mit der Zarin Katharina zu einem gemeinsamen Eroberungszug gegen die Türkei. Als nun dieser Krieg, der zuerst nur Mißerfolge brachte, seit Laudons Führung durch die Eroberung Belgrads eine günstige Wendung nahm, trat Preußen im Vereine mit den Seemächten für die Integrität der Türkei ein, während Österreich durch den Ausbruch der französischen Revolution die Unterstützung Frankreichs, seines wichtigsten Bundesgenossen, verlor. Tatsächlich schien im Jahre 1789 der Krieg zwischen Österreich und Preußen unmittelbar bevorzustehen.

Josef sucht den Frieden mit der Türkei, um mit Preußen abzurechnen. Da dieser Frieden nicht erreichbar ist, sieht er sich gezwungen, einen Teil seiner Truppen aus der Türkei nach Norden zu senden, um dem von Preußen drohenden Angriff zu begegnen.

Unter solchen Umständen mußte dem König Friedrich Wilhelm II. die Gärung in Ungarn sehr erwünscht sein. Einmischung in die ungarischen Verhältnisse war gleichsam ein Erbstück preußischer Politik. Seit den Tagen Kaiser Leopolds I. war Preußen wiederholt zum Schutze der Protestanten in Ungarn angerufen worden und Friedrich II. hatte schon die nationale Bewegung in Ungarn begünstigt, um Anhang im Lande zu gewinnen. Dieselbe Politik verfolgt nun auch in diesem entscheidenden Moment der preußische

König, und zwar mit einer Energie und Rücksichtslosigkeit, welche wiederholt den Widerspruch seines Ministers Hertzberg und Bedenken bei Jacobi, dem preußischen Gesandten in Wien, hervorriefen.

Was nun Ungarn selbst betrifft, so wäre die Annahme sehr irrig, daß das gesamte Volk dem Kaiser wegen seiner Neuerungen feindlich gesinnt war. Auf Seiten des Kaisers war nicht bloß ein großer Teil des Bürgerstandes und der ganze Bauernstand, sondern auch die große Mehrzahl des hohen Adels. Fraknói hat in einer wertvollen Abhandlung darauf hingewiesen, »daß die vornehmsten Namen der Nation und die bedeutendsten Männer des Landes in der Liste von Josefs Beamten zu finden sind«, Männer, von denen man entweder weiß oder annehmen muß, daß sie die Anschauungen Josefs geteilt haben. Daneben gab es aber damals eine mächtige politische Strömung, welche das Land nicht bloß von der Herrschaft Josefs II. befreien, sondern das ganze Herrscherhaus seines legitimen Rechts auf die Thronfolge berauben will. Diese Strömung hatte ihre Hauptstütze im mittleren und kleinen Adel, der die Komitatsversammlungen beherrschte. Einzelne Mitglieder des Hochadels schlossen sich ihr an. Friedrich Wilhelm II. aber unterstützte diese Bestrebungen nach Kräften. In einem Briefe vom 14. Oktober 1788 an seinen Wiener Gesandten Jacobi wünscht er, Ungarn möge von Josef II. die Garantierung seiner Verfassung durch Preußen mit der Drohung verlangen, sich andernfalls für unabhängig zu erklären. Würde aber der Kaiser sterben, »dann müßte man Maßregeln treffen, um Ungarn unabhängig zu machen, um zu verhindern, daß es jemals einen Bestandteil der österreichischen Monarchie bilde«.

Als dann im Jahre 1789 die Gefahr eines Zusammenstoßes unmittelbar bevorstand, unterhandelt die revolutionäre Adelspartei durch Baron Hompesch und andere Emissäre mit Preußen, und das Projekt einer Erhebung des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar auf den ungarischen Thron wurde in Berlin und auf Veranlassung des Königs von Preußen auch in Weimar sehr ernstlich erwogen; in Weimar freilich mit sehr großer Zurückhaltung. Die Briefe des Herzogs an den König sind von Goethes Hand und wohl auch unter dessen geistiger Mitwirkung geschrieben. Friedrich Wilhelm II. scheute sich nicht, obwohl der Krieg an Österreich nicht erklärt war, im November 1789 einen ungarischen Emissär in Audienz zu empfangen und ihm den Herzog von Weimar als Preußens Kandidaten zu bezeichnen.

Zur selben Zeit begann in vielen Komitaten die passive Resistenz einzusetzen. Das Jahr 1789 hatte zwar den kaiserlichen Waffen Siege gebracht, aber der Bedarf an Truppen, Geld und Naturalien war nicht geringer geworden und ein Zirkularschreiben vom 24. September 1789 forderte die Komitate zur Leistung von Subsidien für den Feldzug des künftigen Jahres auf.

Aber die zur Entgegennahme des Reskripts einberufenen Komitate nahmen einen sehr bedenklichen Verlauf. Einzelne Komitate, die eingeschüchtert waren, stimmen zwar zu, andere verweigern aber vor Einberufung eines Reichstages jede weitere Beihilfe. Marczali hat berechnet, daß etwa die Hälfte des geforderten Quantums von Naturalien verweigert wurde und daß die Steuereingänge zu Ende des Jahres gleichfalls einen Rückgang um die Hälfte aufweisen. In den Repräsentationen der widerstrebenden Komitate kommt auch schon der Einfluß der beginnenden französischen Revolution und ihrer Ideenwelt zum deutlichen Ausdruck.

Josef II. antwortet mit dem Reskript vom 18. Dezember 1789, in welchem er das Versprechen gibt, nach Beendigung des Krieges den Reichstag einzuberufen, aber hinzufügt, daß im Augenblicke der Gefahr dem Vaterlande die Hilfe nicht versagt werden dürfe. Das Reskript ist bemerkenswerterweise in deutscher und ungarischer Sprache publiziert, nach Marczali der erste Fall des amtlichen Gebrauches der ungarischen Sprache durch einen ungarischen König; durch denselben König, der im Jahre 1784 in Ungarn die deutsche Sprache als Staatssprache eingeführt hatte. Aber die Nachgiebigkeit Josefs wird als ein Zeichen der Schwäche gedeutet und die Opposition im Lande wird um so kühner und feindlicher. In den zu Anfang des Jahres 1790 versammelten Kongregationen der Komitate wird mit stürmischen Worten die Rückführung der Stephanskrone, die Festsetzung eines bestimmten Termines für die Einberufung des Reichstages und die Abschaffung aller Neuerungen verlangt. Der Adel, der hier die Herrschaft führt, spricht mit flammenden Worten von der Souveränität des Volkes und vom Gesellschaftsvertrag, scheut sich aber nicht, zugleich die Wiederherstellung seiner alten Privilegien zu fordern, welche das Recht auf Steuerfreiheit und auf die Knechtung des Bauernstandes in sich schließen. In einzelnen Komitaten wird sogar eigenmächtig die alte Verfassung wieder hergestellt und der Beistand des Fürsten Kaunitz angerufen, um den Forderungen des »Volkes« Nachdruck zu verleihen.

Josef II., schwer erkrankt und den Tod vor Augen, sieht sich bedrängt durch die Not des Krieges und die schwierige auswärtige Lage. Die Nachricht, daß Belgien seine Unabhängigkeit erklärt hat, erschüttert ihn tief. Er sieht, daß von seiten Ungarns die gleiche Gefahr droht, und weiß auch von der Verbindung der ungarischen Revolutionspartei mit Preußen. Nach einem vergeblichen Versuche, sich Preußen zu nähern, entschließt sich Josef zu Konzessionen an Ungarn. Er beruft für anfangs Jänner 1790 eine Konferenz unter dem Vorsitze des ungarischen Hofkanzlers ein, welche die Rückkehr zur alten Verfassung und die möglichst rasche Einberufung eines Reichstages

anrät. Fürst Kaunitz aber trat diesem Gutachten in einem an den Kaiser gerichteten Schreiben bei, das die schonungslosen Worte enthält: »Eure Majestät belieben sich zu erinnern, daß Sie Ihre Niederlande verloren, vielleicht unwiederbringlich verloren haben, weil Sie meine wohlüberlegte Vorstellung vom 20. Juni 1787 nicht nur übel aufgenommen, sondern vielmehr seitdem in allen Stücken das gerade Gegenteil zu verfügen für gut befunden . . . .«

So erging das Handschreiben des Kaisers vom 28. Jänner 1790, das er durch die ungarische Hofkanzlei an die Komitate sendet. Darin ordnet der Kaiser die Rückführung der Krone an, verspricht für das Jahr 1791 die Einberufung eines Reichstages und verspricht ferner bis längstens 1. Mai 1790 die Rückversetzung der politischen und gerichtlichen Verwaltung auf den Stand des Jahres 1780, in welchem er die Regierung übernommen hatte. Der Kaiser fügt mit Resignation hinzu, er habe alle Änderungen im Interesse des Gemeinwohles getroffen, in der Hoffnung, das Land werde durch Erfahrung daran Gefallen finden. Nun habe er sich überzeugt, daß das Land nur in der alten Verfassung sein Glück finde, und er zögere nicht, des Landes Wünsche zu befriedigen. »Denn Uns ist jener Weg zum Glücke der Nation der liebste, bei dem Wir ihrer Übereinstimmung sicher sind.«

Deshalb setzt Josef auch die Komitate und deren Kongregationen in ihre alten Rechte ein und gibt den königlichen Freistädten ihre Immunität zurück. Er erklärt ganz allgemein alle seit Regierungsantritt ergangenen Verordnungen für aufgehoben, »quae sensu communi legibus adversari videbantur«.

Nur das Toleranzedikt, die Regelung der Pfarreien und der bäuerlichen Verhältnisse sollen bestehen bleiben, denn sie seien mit den Gesetzen des Landes vereinbar und entsprechen den Forderungen der naturalis aequitas.

Der Kaiser schließt sein Handschreiben mit der Anerkennung des Prinzips, daß die gesetzgebende Gewalt zwischen König und Ständen geteilt sei. Ergreifend ist der letzte Satz, der in die ganze Not blicken läßt, aus der dieses Handschreiben entstanden ist. Der Kaiser gibt nämlich der Hoffnung Ausdruck, das Land werde nach allen diesen Zugeständnissen dem darum flehenden Vaterlande auf irgend eine Weise die Rekruten und die Feldfrüchte gewähren, die für das Heer nötig sind.

Trotz der Resignation aber, die aus diesem Handschreiben spricht, wäre es ganz irrig, anzunehmen, Josef habe in diesen Stunden der Bedrängnis fassungslos gehandelt und sein eigenes Lebenswerk restlos zerstört. Indem Josef das Toleranzedikt, die Regelung der Pfarreien und der bäuerlichen Rechtsverhältnisse ausnahm, suchte er von seinem Lebenswerke das zu retten, was ihm am meisten am Herzen lag. Wenn es dem Nachfolger Josefs gelungen ist, wichtige Reformen der Josefinischen Zeit aufrecht zu erhalten, so

ist dieser Erfolg vor allem der Besonnenheit zu danken, die Josef II. in der schwersten Stunde seines Lebens bewiesen hat.

Das Handschreiben aber ist in den Komitaten durchaus nicht mit allgemeiner Genugtuung aufgenommen worden. Kaiser Josef hatte dies vorausgesehen, wie sich aus seinem Briefe vom 30. Jänner an Leopold ergibt, worin die Besorgnis ausgesprochen wird, die Ungarn würden, »einmal in ihrem Sinne befriedigt, doch von wahrer Befriedigung nichts verspüren, nur zu neuen Forderungen sich hinreißen lassen«.

In der Tat nehmen die Komitate Anstoß daran, daß der Reichstag erst im Jahre 1791 einberufen werden soll, und protestieren gegen die Vorbehalte, welche das Handschreiben enthält. In einzelnen Komitaten werden die mit unsäglicher Mühe und mit großen Kosten zu stande gekommenen Steueroperate unter dem Jubel der Menge verbrannt.

Preußen aber setzte seine bereits gekennzeichnete Politik fort. Friedrich Wilhelm II. fürchtete nur, das Handschreiben Kaiser Josefs könnte beruhigend wirken. Wir wissen von einem Briefe des preußischen Königs an seinen Wiener Gesandten, in welchem diesem befohlen wird, den ungarischen Vertrauensmännern nahe zu legen, sich mit dem Handschreiben des Kaisers nicht zufrieden zu geben, sondern Preußens Garantie zu verlangen, »damit die Nation von all dem Unglück und der Unterdrückung befreit wird, die sie von den Habsburgern erfahren hat«. Es mußte den König mit Genugtuung erfüllen, daß ihm Jacobi antworten konnte, es bestehe in Ungarn trotz Entgegenkommens des Kaisers noch eine mächtige Partei, die an dem Entschlusse festhält, die österreichische Herrschaft abzuschütteln, und zu diesem Zwecke eine Garantie Preußens für die Aufrechterhaltung seiner Verfassung anstrebt. Vorerst agitiere diese Partei für die Forderung nach sofortiger Einberufung des Reichstags und dafür, daß das ungarische Militär nicht außerhalb der Landesgrenze verwendet werde.

Am 20. Februar starb Kaiser Josef. Er hatte schon am 6. Februar an seinen Bruder und Nachfolger Leopold, Großherzog von Toskana, die Bitte gerichtet, die Mitregentschaft zu übernehmen. Aber Leopold verzögerte die Abreise von Florenz, um nicht durch Übernahme einer Mitregierung den Anschein zu erwecken, als billige er das System seines Bruders. Er verließ Florenz erst am 3. März und traf am 12. März in Wien ein.

Leopold hatte in Toskana eine mit großen Erfolgen gekrönte und im Sinne seiner Zeit reformatorische Tätigkeit entfaltet. Nun erwartet ihn ein Reich, das in seiner äußeren Existenz bedroht und in den verfassungsmäßigen Grundlagen aufs tiefste erschüttert ist. Seine ersten Regierungshandlungen sind darauf gerichtet, in den österreichischen Ländern und in Ungarn die

Wiederherstellung der ständischen Verfassung einzuleiten. Den Josefinischen Gedanken der Zentralisation aller Länder läßt er fallen, aber die Errungenschaften Maria Theresias und die im letzten Handschreiben Kaiser Josefs II. vorbehaltenen Reformen möchte er nach Möglichkeit retten. Belgien sucht er durch den Widerruf der Josefinischen Neuerungen, durch die Bestätigung seiner alten Privilegien und die Zusicherung einer allgemeinen Amnestie zu beruhigen.

In der auswärtigen Politik will Leopold den Eroberungsplänen seines Bruders entsagen, um für die Regelung der inneren Verhältnisse freie Hand zu haben. Er setzt zwar die Rüstungen mit Energie fort, sucht aber zugleich den Kaiser von Rußland zur Beendigung des türkischen Kriegs zu bewegen und richtet an Friedrich Wilhelm II. ein Handschreiben, in welchem er dem Wunsche nach gegenseitigem Vertrauen und gutem Einvernehmen Ausdruck gibt.

Preußens Politik hat infolge dieser neuen Ereignisse etwas von seiner Feindseligkeit gegenüber Österreich verloren. Aber noch steht das preußische Heer zum Einmarsche bereit und noch ermutigt der preußische König die ungarische Revolutionspartei, die ihre Ziele keineswegs aufgegeben hat.

In Ungarn hatte der Tod Kaiser Josefs eine tiefgehende Bewegung hervorgerufen. Am folgenden Tage, am 21. Februar, wurde unter beispiellosem Jubel der Bevölkerung in Ofen die Stephanskrone empfangen und aufbewahrt, als das geheiligte Symbol des historischen Rechtes der Nation. In den Komitaten, welche die Führung übernommen haben, wird die Anschauung vertreten, Kaiser Josef habe durch Mißachtung der Verfassung den Vertrag mit der Nation verletzt, durch die Regierung dieses ungekrönten Königs sei die Thronfolge unterbrochen (»filum successionis interruptum esse«) und der Nation dadurch die freie Selbstbestimmung zurückgegeben. In einzelnen Komitaten wird die Wahl eines neuen Königs, in andern ein Vertrag Leopolds mit den Ständen verlangt, durch welchen die Erbfolge der Dynastie wieder hergestellt, aber neue Garantien für die zukünftige Aufrechterhaltung der Verfassung geschaffen werden sollen. Für die Zwischenzeit übernehmen aber die Komitate die Herrschaft im Lande und Ungarn droht — wie Marczali es treffend ausdrückt — in 52 Adelsrepubliken zu zerfallen.

Als Beweis für die Anschauungen, die den Komitatsadel beherrschen, sei die Repräsentation des Eisenburger Komitats genannt, welche die Aufhebung des Toleranzsystems, der Gesetzgebung zu gunsten der Bauernschaft und aller übrigen Josefinischen Verordnungen ohne Ausnahme fordert: »Die Ungarn sind nicht so blödsinnig, daß sie nicht das Motiv durchschauen würden, das die Räte des Kaisers bei Feststellung der drei reservierten Punkte (des Handschreibens vom 28. Jänner) geleitet hat. Die Absicht war, dadurch die

Einigkeit zwischen den verschiedenen Klassen der Bevölkerung Ungarns zu zerstören. Heute gelten aber die Vorsteher der Völker nicht mehr als Götter oder Halbgötter. Es bestehen heute ganz andere Anschauungen von der staatlichen Gewalt. Die Pacta conventa müssen beiden Teilen heilig sein. Wenn ein Teil davon abweicht, ist auch der andere entbunden. Ungarn hätte seitens Josefs ein besseres Schicksal verdient. Da das Land aber weder in seinen Pactis conventis Schutz, noch in seinen Bitten Erhörung findet, so ist es bemüßigt, einen Weg einzuschlagen, der jene Freiheiten hinlänglich sichert, die sich das Land ohne Verlust des Lebens nicht entreißen lassen wird. Sollte es aber dennoch geschehen, so werden sich die Ungarn als würdige Söhne ihrer Väter erweisen. Durch ihren glorreichen Tod wird der ganzen Welt kundgegeben werden, daß das Königreich Ungarn nicht im stande ist, ein Joch oder eine Dienstbarkeit zu tragen. . .«

Zur Charakterisierung dieses Adels, der so tönende Worte im Munde führt, ist es freilich nötig, hinzuzufügen, daß rücksichtlich der allgemeinen Konskription und Grundsteuerregulierung in derselben Versammlung folgender Beschluß gefaßt wird: »Die Konskriptionsnummern sind Brandzeichen einer verabscheuungswürdigen Dienstbarkeit und ohneweiters auszulöschen; die Wegezeiger, die von den Ausmessern errichtet wurden, sind aus der Erde herauszureißen und die Ausmessungsakten sowie Seelenbeschreibungsakten durch das Feuer zu vertilgen.«

Man würde aber die ungarische Bewegung jener Tage verkennen, wollte man sie allein nach solchen Zeugnissen beurteilen. Ungarn erlebte damals eine Epoche nationaler Erhebung, die, obwohl sie zunächst als eine Gegenwirkung der Germanisationsbestrebungen Kaiser Josefs aufzufassen ist, dennoch von dauernder Bedeutung für die Geschichte der Nation geworden ist. Zugleich erblüht eine politische Literatur, die zwar — wie Concha nachwies — ihre ursprüngliche Befruchtung durch die Reformideen der Theresianischen und Josefinischen Epoche erhalten hatte und durch die Schriften von Martini und Sonnenfels bestimmend beeinflußt worden war, nun aber infolge der Verfassungskämpfe in eine große Epoche eintritt. In Staatsschriften bedeutender Männer, wie Batthyány, Hajnóczy, Martinovics u. a., und in einer kaum überblickbaren Anzahl von Flugschriften, die wieder Gegenschriften von dynastischer Seite hervorriefen, werden die Verfassungsfragen diskutiert. Es werden Verfassungsentwürfe ausgearbeitet, die zwar meist unter dem maßgebenden Einflusse englischer oder französischer Theorien stehen, in andern Fällen aber eine selbständige nationale Prägung zeigen, und sich über den in den meisten Komitaten herrschenden Klassenegoismus des Adels hoch erheben. Auf eine nähere Charakterisierung dieser Literatur muß hier verzichtet werden. Wir

verweisen in dieser Hinsicht auf die wertvollen Arbeiten von Concha, Ballagi und Fraknói. In jedem Falle erhebt sich durch diese Erscheinungen der ungarische Verfassungskampf hoch über die gleichzeitige Bewegung in den westösterreichischen Ländern.

Die politische Führung behaupteten freilich in dieser Zeit noch die Komitate und von ihren Abgesandten drohte auch im kommenden Reichstag der größte Widerstand.

Leopold wünschte Ungarn noch vor seiner Ankunft in Wien über seine Absichten zu beruhigen und verständigte schon am 5. März die Komitate durch die Hofkanzlei, daß er willens sei, die Regierung mit seiner Krönung zu inaugurieren. Am 14. März erläßt er ein Manifest, wonach er die Regierung übernommen hat, die auf Grund des Thronfolgegesetzes vom Jahre 1723, Art. 1 und 2, auf ihn übergegangen sei; ferner seinen Entschluß erklärt, die Rechte und Freiheiten des Landes aufrechtzuerhalten, den Inhalt des Handschreibens Kaiser Josefs II. bis 1. Mai durchzuführen und für den Juni des Jahres den Krönungslandtag einzuberufen. Die Eröffnung dieses Reichstages in Ofen wird durch ein späteres Handschreiben auf den 6. Juni festgesetzt. Aber dieses Reskript findet im Hinblick auf die viel größeren Konzessionen, die Leopold an Belgien gemacht hatte, eine sehr kühle Aufnahme und man rüstet in den Komitaten zur Beschickung des Reichstages, der die Entscheidung in diesem Kampfe zwischen König und Ständen bringen sollte.

Bevor wir jedoch den Gang der Ereignisse seit Eröffnung des Reichstages in Kürze vorführen, sei es gestattet, die Stellung zu beleuchten, die der österreichische Staatsrat gegenüber der Bewegung in den Komitaten einnahm.

Auf die von uns besprochenen Reskripte Kaiser Josefs II. und Leopolds II. wurden von den Komitaten Vorstellungen »Repraesentationes« beschlossen, die zu den wichtigsten Quellen dieser Epoche ungarischer Geschichte gehören und von der Literatur auch vielfach verwertet worden sind. Aber noch eine zweite, unseres Wissens bisher unbenutzte Quelle kommt hier in Betracht. Die ungarische Statthalterei hatte nämlich alle diese Repräsentationen mit einem Berichte an die Hofkanzlei geleitet, »um S. M. gleich bei Antritt der Regierung in Ungarn von den Gesinnungen in Ungarn zu unterrichten«. Die ungarisch-siebenbürgische Hofkanzlei ihrerseits hatte wieder über diesen Bericht am 3. Mai 1790 einen Vortrag erstattet, den Erzherzog Leopold dem österreichischen Staatsrate zur Begutachtung überwies. Das Wiener Staatsarchiv nun bewahrt in seinen Staatsratsakten den zitierten Vortrag der Hofkanzlei und die Voten des Staatsrates. Es ist eine Quelle von nicht geringer Wichtigkeit. Wir lernen aus ihr die Anschauungen der maßgebenden Männer

des Beamtentums über die damalige Bewegung in den Komitaten kennen und über die Politik, die ihr gegenüber zu verfolgen sei.

Es ist hier nicht möglich, die Stellungnahme der ungarischen Statthalterei und Hofkanzlei hinsichtlich jeder einzelnen Frage, welche die Komitate aufgeworfen hatten, zu erörtern. Bemerkt sei nur, daß die ungarische Statthalterei oft in ihren Anschauungen den Komitaten sehr nahe steht, und daß auch die Hofkanzlei in vielen Fällen einen vermittelnden Standpunkt einnimmt, der ihr von einzelnen Mitgliedern des Staatsrates, insbesondere von Izdenczy, sehr übel genommen wurde.

Wir betrachten nun die Stellungnahme des Staatsrates, dem die Einsicht in den Inhalt aller Repräsentationen durch zwei von Izdenczy meisterhaft ausgearbeitete, »wesentliche Auszüge der Komitatsvorstellungen« sehr erleichtert wurde, die das Staatsarchiv gleichfalls aufbewahrt.

Das erste Votum vom 6. Juni 1790 rührt von Izdenczy her, jenem Mitgliede des Staatsrates, das wegen seiner zentralistischen Anschauungen von den Ungarn am meisten angefeindet wurde. In Rücksicht auf das Inauguraldiplom, das sehr bald den Mittelpunkt des politischen Kampfes zwischen König und Reichstag bilden sollte, äußert sich Izdenczy dahin, daß Leopold kein anderes Diplom bewilligen dürfe als dasjenige der Kaiserin Maria Theresia.

Izdenczy bespricht nun die Thronfolge. Die Pragmatische Sanktion habe das Erbfolgerecht der weiblichen Linie anerkannt; diese Bestimmung habe die Garantie der fremden Mächte erhalten und ist daher ohne Einwilligung dieser Mächte und ohne Einwilligung aller durch die Pragmatische Sanktion zur Erbfolge berufenen Anwärter keiner Abänderung fähig. Izdenczy fährt folgendermaßen fort: »Es muß daher das diesfällige Postulat mehrerer Komitatsstände, dem auch die Statthalterei und Hofkanzlei nicht widerspricht, höchst auffallen. Noch sonderbarer aber ist die Behauptung einiger Komitate, daß der Fall einer Königswahl wirklich eingetreten sei, weil die Kaiserin und Königin Maria Theresia und weiland Kaiser Josef von der Pragmatischen Sanktion abgewichen seien. Ein Gesetz von dieser Gattung existiert im ganzen Corpore juris nicht. Wohl aber wird durch den zweiten Artikel vom Jahre 1723, vermöge welchem vorerwähnte Erbfolge auf das weibliche Geschlecht erstrecket wird, gerade das Gegenteil erprobet.«

Izdenczy zitiert nun die Bestimmungen der Pragmatischen Sanktion über des Erbfolgerecht der weiblichen Linie wörtlich und unterstreicht den § 11, der den Satz enthält, wonach erst für den Fall des gänzlichen Aussterbens der gedachten Linie (»praedicti sexus«) das uralte Recht der Stände auf die Wahl ihres Königs wieder auflebe: »Da nun, dem Himmel sei gedankt, der

Casus dicti defectus sexus feminei nicht vorhanden ist, für welchen Fall allein die hungarischen Landstände sich das jus electionis vorbehalten haben, so ist es unbegreiflich, wie man wider den klaren Wortlaut des Gesetzes durch Scheingründe ein Interregnum hat erzwingen wollen.« Für den Fall einer gesetzwidrigen Regierung aber haben die Gesetze eine anderweitige Vorsehung getroffen; Izdenczy zitiert hier den § 8 des Art. 2 vom Jahre 1622, der durch Art. 1, 1659, renoviert wurde, wonach der König die bei seinem Regierungsantritte vorgebrachten Gravamina in einem binnen sechs Monaten abzuhaltenden Landtage zu beheben hat.

Den von den Komitaten behaupteten Einfluß auf Krieg und Frieden haben die Stände keineswegs, »was sich durch contraria facta hujus saeculi beweisen läßt und doch die geheime Haus-, Hof- und Staatskanzlei am besten wissen muß«. Auch haben die ungarischen Könige immer das Recht behauptet, Statthalter ohne Einfluß der Stände zu ernennen, wofür Beispiele gegeben werden; ebenso dafür, daß das Amt des Palatins nicht immer besetzt wurde: »Nachdem aber E. M. auch die Wahl eines Palatins bereits zu bewilligen geruht haben, so fällt diese Beschwerde ohnehin ganz weg.«

In den anderen Punkten stimmt Izdenczy der Hofkanzlei meistens zu. Zum Schlusse verweist Izdenczy auf die von ihm verfaßten Auszüge aus den Komitatsvorstellungen mit folgenden scharfen Worten: »Hieraus dürfte man sich in die Kenntnis setzen, in was eigentlich die Beschwerden und die Desideria der Komitatsstände bestehen, und daß selbe auch in betreff der wesentlichsten Gegenstände, welche auf das hungarische Landessystem einen Bezug haben, ganz ungleiche Begriffe hegen. Die meisten bestreiten das Sukzessionsrecht keinesdings, einige aber suchen zu behaupten, daß der Fall eines Interregni wirklich eingetreten sey. Das Preßburger Komitat ist sogar zur Königswahl geschritten und hat Euer Mt. unter Vorschreibung gewisser Bedingnisse die Erbfolge eingestanden. Das Kreutzer Komitat will behaupten, daß die Grundherren das Souveränitätsrecht über ihre Untertanen ebenso auszuüben berechtigt sind, als wie die unmittelbaren Reichsfürsten. Die meisten aber dringen auf eine neue Kapitulation und mehrere haben sich einer dreusten und sehr anzüglichen Schreibart bedient. Welchen Bemerkungen nur noch dieses anzufügen habe, daß auch jetzt der größte Teil der Komitate zu behaupten sucht, die Komitatsstände seien nicht befugt, was immer für Kriegssubsidien extra diaetam zu bewilligen, indessen sie doch kein Bedenken tragen, über die Sanctionem Pragmaticam und über die Erbfolge des Erzhauses von Österreich in den Komitatsversammlungen zu entscheiden, welche zween Gegenstände unmittelbar und ohne Widerrede ad Tractatus diaetales gehören«.

Diesem Votum stimmten Staatsrat Eger am 10. Juni und Staatsrat Reischach am 12. Juni 1790 vollinhaltlich zu. Viel zurückhaltender, aber in der Frage des Thronfolgerechts ungemein treffend votiert Graf Hatzfeld, »Staatsminister« und damaliger Präsident des Staatsrates. Er meint, daß Seiner Majestät kein anderes Diplom als das der Kaiserin Maria Theresia aufgezwungen werden kann, wobei aber die Frage offen bleibe, ob etwaige Änderungen, die der Landtag vorschlagen würde, nicht gegen Konzessionen der Stände auf andern Gebieten annehmbar wären. Er fährt fort: »Die Sukzessionsfolge kann E. M. unmöglich streitig gemacht werden, denn, gesetzt auch, sie wäre dadurch unterbrochen worden, daß der höchstselige Kaiser durch die Verletzung der Gesetze wirklich das Recht zum Besitz der hungarischen Krone verloren hätte, so kann doch dieses E. M. jenes Recht nicht benehmen, welches Derselben durch die von der Nation angenommene Pragmatische Sanktion auf den Fall zusteht, wenn kein älterer Sohn des letztgekrönten hungarischen Königs Maria Theresia vorhanden ist.«

Graf Hatzfeld bespricht dann die gesetzwidrigen Handlungen der Komitate, verurteilt sie aufs entschiedenste und verlangt, daß sie von der Regierung im Reichstage gerügt werden. Er schließt mit dem Gutachten, der in Frage stehende Vortrag der ungarischen Hofkanzlei sei »mehr eine Anzeige des Geschehenen, als eine Anfrage dessen, was in Zukunft zu geschehen habe. Ich glaube also, er wäre lediglich zur Nachricht zu nehmen«.

Das letzte, sehr merkwürdige Votum gibt Fürst Kaunitz. Er schreibt wörtlich: »Ich bin mit vorstehendem Voto des Herrn Grafen von Hatzfeld (ein)verstanden, und wäre übrigens zu wünschen, daß die höchste Finalentschließung über den zu erwartenden, vermutlich sehr bedenklichen Entwurf des neuen Diplomatis assecuratorii so lange in suspenso gelassen wird, bis sich näher aufklärt, ob mit Preußen eine gütliche Übereinkunft statthaben wird.« In diesem Sinne entschied auch Leopold; er nahm den Vortrag der ungarischen Hofkanzlei »zur Nachricht«.

Das Votum des Fürsten Kaunitz aber ist vom größten Interesse, denn es weist auf den eigentlichen Angelpunkt der Situation hin. Die ungarische Verfassungsfrage war in der Tat nur dann ohne Demütigung für die Krone zu lösen, wenn der Herrscher durch eine Verständigung mit Preußen Ungarn gegenüber freie Hand erhielt. Das war die Politik, die dem Herrscher durch die maßlosen Forderungen der ungarischen Oppositionspartei und durch ihre Verbindung mit Preußen aufgenötigt wurde, und die nunmehr mit fester Hand zur Durchführung kam.

Wie Fürst Kaunitz es in seinem Gutachten aussprach, handelte es sich in Ungarn um die Feststellung des Inauguraldiploms, das der König bei

seiner Krönung auszustellen hatte. Kaunitz spricht von einem »vermutlich sehr bedenklichen Entwurfe«, über den die Entscheidung in suspenso bleiben müsse. Die Äußerung stimmt mit den uns bekannten Tatsachen überein. Der Reichstag, der in Ofen am 6. Juni zusammengetreten war, beschäftigte sich mit der Vorbereitung des Inauguraldiploms und wollte die Krönung verzögern, bis Leopold den geplanten Änderungen im Diplom zugestimmt hat. In den »Zirkularsitzungen« der Donau- und Theißkreise, die der Plenarberatung vorangingen, wurden Beschlüsse ganz im Geiste der uns bekannten Komitatsversammlungen gefaßt. Dieselben Anschauungen über eine Unterbrechung der Erbfolge durch die Regierung Josefs II. und über das dadurch erworbene Recht freier Selbstbestimmung kehren wieder, und allgemein wird gefordert, daß das durch die Bulle von König Andreas II. dem Adel zugesicherte, im Jahre 1687 aber beseitigte Recht des bewaffneten Widerstands dem Adel wieder gewährleistet werde.

Am weitesten geht wohl der, nach einer Aufzeichnung im Budapester Staatsarchiv, am 21. Juni 1790 von den Ständen der beiden Theißkreise beschlossene Entwurf (abgedruckt in der Flugschrift »Ninive« 1791), dessen Bestimmungen ihr Interesse behalten, wenn auch der Reichstag denselben nicht unverändert annahm. In diesem Entwurfe wird die Abschaffung der Statthalterei verlangt, an deren Stelle ein Nationalrat (»senatus regni nationalis«) zu treten hat, der aus Würdenträgern und gewählten Mitgliedern bestehen soll, die Gesetzmäßigkeit der königlichen Regierung überwacht, über seine Wahrnehmungen dem Reichstage periodisch berichtet und auch für seine Amtsführung selbst wieder dem Reichstage verantwortlich ist.

Der Entwurf enthält ferner folgende bemerkenswerte Bestimmungen Alle Ämter sollen auf Vorschlag des Reichstags verliehen werden. Die bürgerlichen Inhaber von Ämtern sind zu entlassen. Der Adel soll für ewige Zeiten steuerfrei sein. Das adelige Widerstandsrecht soll wieder eingeführt werden. Die ungarische Sprache soll die alleinige Amtssprache sein, mit Ausnahme des Justizwesens, wo die lateinische Sprache anzuwenden ist. — Ungarn mit seinen Nebenländern soll ein selbständiges, unabhängiges Land sein mit eigener Verfassung, eigenen Zentralbehörden und eigener Verwaltung auch in auswärtigen Angelegenheiten.

Die ungarischen Truppen schwören den Eid sowohl dem König, als auch dem Lande. Sie dürfen die Waffen nicht wider ihr Land ohne Zustimmung des Reichstages ergreifen und dürfen ohne eine solche Zustimmung auch nicht Ungarn verlassen. Sie sollen einer neuen ungarischen Kriegsbehörde unterstehen, die vom Hofkriegsrate unabhängig ist. Alle Ungarn, die in deutschen Regimentern dienen, sind in ungarische, alle Deutschen, die in ungarischen

Regimentern dienen, in deutsche Regimenter zu versetzen. Die fremdnationalen Soldaten sollen überhaupt das Land räumen und es nur mit Zustimmung desselben wieder betreten.

Jedem Thronfolger, der diese Bestimmungen mißachtet, soll der Gehorsam verweigert werden, eventuell soll die Thronfolge von seinen Deszendenten auf die Seitenlinie übergehen, und wenn diese fehlt, das freie Wahlrecht der Stände wieder zur Geltung kommen. Schließlich soll die Einhaltung dieses Diploms durch die Garantie auswärtiger Mächte sichergestellt werden.

Die Forderungen, die dieser Entwurf hinsichtlich des Militärwesens aussprach, mußten die Aufmerksamkeit Leopolds umsomehr in Anspruch nehmen, als sich in der Armee selbst eine Bewegung in gleicher Richtung geltend machte. Am 18. Juni überreichte eine Anzahl ungarischer Infanterie- und Kavallerieregimenter dem Reichstag eine Eingabe, die sich mit dem Inhalte des oben genannten Entwurfs vielfach deckte, außerdem aber wegen der beklagten Trennung des Militärstandes von der Nation die Aufnahme desselben in den Reichstag als Stand befürwortet. Dazu kam die gleichfalls im Juni überreichte Petition des Husarenregiments von Greven wegen Bevorzugung deutscher Offiziere und anderer behaupteter Mißstände; Beschwerden, deren sich der Reichstag annahm, die aber wegen der Adresse, an die sie sich richteten, und anderer Nebenumstände eine schwere Durchbrechung der militärischen Disziplin in sich schlossen, und nicht ungeahndet bleiben konnten.

Dies war die Sachlage, die Leopold dazu gezwungen hat, eine Verständigung mit Preußen auch unter Opfern zu suchen. Friedrich Wilhelm II. willigte in Verhandlungen, hörte aber nicht auf, Ungarn als Pressionsmittel zu benützen. Die mit Preußen in Verbindung stehende Adelspartei aber möchte die Verständigung Preußens mit Österreich verhindern, zum mindesten verzögern, bis ihre Forderung nach einer Garantie Preußens für die ungarische Verfassung erfüllt ist, und König Friedrich Wilhelm II. unterstützt diese Partei noch am 12. Juli in ihren Hoffnungen. In der Reichenbacher Konvention aber, die am 25. Juli zwischen Österreich und Preußen zu stande kam, ist von einer solchen Garantie für die ungarische Verfassung mit keinem Worte die Rede. Wohl aber mußte Österreich auf jeden Ländergewinn aus dem Türkenkriege verzichten. Leopold empfand dieses Opfer schwer. In einem Briefe vom 4. August an Erzherzogin Marie Christine nennt er den Ausgleich »den am wenigsten schlechten, der geschlossen werden konnte«, und fügt hinzu, »die Untreue der Ungarn, die mit Aufruhr drohten und, mit Preußen verbündet, auf den Umsturz der Monarchie sannen«, trage an allem die Schuld.

Nun war die auswärtige Gefahr beseitigt und Ungarn von seiner Verbindung mit Preußen abgeschnitten. Nun wird Ungarn durch eine kluge und energische Politik gemeistert.

Bisher hatte Leopold gegenüber dem Reichstage eine zuwartende Politik verfolgt und auch getan, als habe er von der Verbindung Ungarns mit Preußen keine Kenntnis erlangt. Nun wird alles mit einem Schlage anders. Schon am 20. Juli, also noch vor Abschluß der Konvention, aber zu einer Zeit, als dieser Abschluß schon außer Zweifel stand, erging von seiten der ungarischen Hofkanzlei ein Dekret, in welchem der königliche Wille zum energischen Ausdruck kam. Es heißt darin, der König habe den festen Entschluß, die ungarische Verfassung aufrecht zu erhalten und alle gesetzlichen Versuche zu fördern, diese Verfassung sicherzustellen. Aber das Verhalten einzelner Komitate müsse gerechtes Bedenken erregen und der bisherige Gang des Reichstages habe Seine Majestät nicht befriedigt. Der König werde niemals dulden, daß das auf der Pragmatischen Sanktion ruhende Erbfolgerecht seines Hauses angezweifelt werde, und ebensowenig Veränderungen in der Militärverfassung gestatten, durch welche die militärische Zucht und die wirksame Verteidigung des Landes gefährdet werden. Die Wahrung dieser militärischen Interessen stehe allein dem Könige zu. — Kurz darauf, am 29. Juli, erging ein zweites Dekret, in welchem das Befremden darüber ausgesprochen wird, daß der Reichstag, obwohl bereits mehr als zwei Monate verstrichen sind, noch nicht in der üblichen Weise eröffnet und der König noch nicht zum Erscheinen eingeladen worden sei. Als Leopold endlich am 20. August durch eine Deputation des Reichstags feierlich eingeladen wurde, antwortet der König, an der Verzögerung trage nicht er die Schuld; er sei von Anfang bereit gewesen, das Inauguraldiplom Maria Theresias oder Karls, aber kein anderes anzunehmen.

Auf diesem Standpunkte beharrte Leopold und wurde darin — wie wir aus Akten wissen, die Schlitter veröffentlicht hat — durch Kaunitz wirksam unterstützt. Es war ein großer Sieg der königlichen Politik, daß die Krönung in der Tat auf Grund des alten Diploms geschah, an welchem nur wenige Änderungen vorgenommen wurden. Es hatte der Standpunkt gesiegt, daß zwar die ungarische Verfassung neue Garantien erhalten solle, daß aber die Beratungen darüber erst nach der Krönung zu Ende zu führen seien. Die betreffenden Gesetzesartikel haben daher im Diplome keine Aufnahme gefunden. Das Inauguraldiplom blieb von diesen Verfassungskämpfen nahezu unberührt.

Herbeigeführt wurde dieser große Erfolg durch eine äußerst kluge Politik, kraft deren der König im Reichstage den Klerus und die Magnaten

für sich gewinnt, sehr bald aber auch die Opposition dazu zwingt, von ihren maßlosen Forderungen eine nach der andern preiszugeben. Es hatte tiefen Eindruck gemacht, als die Nachricht kam, der König habe beim Director causarum regalium, dem königlichen Anwalt, angefragt, welche Strafe diejenigen verdienen, die behaupten, daß die Thronfolge durch die Regierung Josefs II. unterbrochen sei, und sich sogar mit auswärtigen Mächten verbunden haben? Man sprach auch davon, Preußen habe in Reichenbach die Namen der ungarischen Emissäre verraten, eine Nachricht, die zwar den Tatsachen nicht entsprach, aber großen Schrecken verbreitete. Nach einer Nachricht, die E. v. Wertheimer aus Briefen jener Zeit bringt, wagte seit Mitte August kein Ungar, sich der preußischen Gesandtschaft auch nur zu nähern.

Zugleich wurde die Oppositionspartei infolge der königlichen Politik immer mehr isoliert. In der Tat kämpfte ja diese ungarische Adelspartei nicht so sehr für die Nation als für ihr engherziges Klasseninteresse und hatte deshalb einen großen Teil des Bürgertums und die ganze Bauernschaft gegen sich. Dieser Umstand wird von Leopold nach Kräften benützt und die Illusion gründlich zerstört, als kämpfe der Adel für das Interesse der gesamten Nation. Der König unterstützt die Wünsche des Bürgertums nach einer Besserung seiner politischen Stellung, vor allem aber auch die Forderung der Bauernschaft nach Aufrechterhaltung der Theresianischen und Josefinischen Gesetzgebung. Mochten sich auch nicht alle ihre Wünsche erfüllen, die Bauernschaft hatte das Bewußtsein, daß der König ihr zur Seite stand, und sie errichtete nicht bloß dem Andenken Josefs II., ihres Befreiers, sondern auch dem regierenden Könige Denksäulen, wie die Armut sie gestattete. Dazu wollte es das Geschick, daß Bauernaufstände — wie Marczali erzählt — eben in jenen Komitaten ausbrachen, deren Adel sich am schwierigsten gezeigt, und daß derselbe Adel nun in der Anrufung königlicher Hilfe sein Heil suchen muß.

Aber nicht bloß die unterdrückten gesellschaftlichen Klassen wurden gegen die adelige Opposition aufgeboten; es wird auch der ungarischen Nation als solcher gezeigt, daß sie nicht die Herrin im Lande ist. Der König willigt am 10. Juli 1790 in die Einberufung eines Kongresses der Serben nach Temesvar zur Wahl des Metropoliten und zur Geltendmachung der nationalen Rechte der sogenannten »Illyrischen« Nation. Allgemein sah man darin die Absicht, dem ungarischen Reichstage gleichsam eine konkurrierende fremdnationale Versammlung gegenüberzustellen. In der Tat wurden die Forderungen des »Illyrischen« Landtages um Zuweisung des Banats als Sondergebiet, um selbständige Verwaltung desselben und um Garantien für die Bekenner der

griechisch-nichtunierten Kirche vom Könige sehr gnädig aufgenommen. Noch am 9. September äußert Leopold trotz aller Proteste des ungarischen Reichstages seine Freude über das »bescheidene« Verhalten der Serben und über das Vertrauen, das sie zu ihm haben. Er werde dafür ewig dankbar sein, nach seiner Krönung die Wünsche der ihm »lieb gewordenen Illyrischen Nation« gründlich untersuchen und alles zu ihrer Förderung tun. Dazu gehöre vor allem die Errichtung einer besonderen Hofkanzlei, die die Interessen der Nation und ihrer Konfession zu vertreten haben werde.

In der Tat erhielt die serbische Nation eine besondere Illyrische Hofkanzlei, die allerdings nur von kurzer Dauer war. Ebenso wurden in Siebenbürgen die drei Nationen in ihr altes Recht wieder eingesetzt und die Siebenbürgische Hofkanzlei wird von der ungarischen wieder abgetrennt.

In allen diesen Maßnahmen, die mit Billigung, ja unter Mitwirkung des Fürsten Kaunitz geschahen, kam für Ungarn der Grundsatz des »divide et impera« zur bewußten Anwendung. Es war die Antwort des Königs auf die antidynastische Politik des ungarischen Adels.

Bedenkt man, daß das Inauguraldiplom fast ungeändert blieb, daß der Adel die Forderung nach dem Rechte bewaffneten Widerstandes fallen ließ, daß die Statthalterei bestehen blieb und von der Errichtung eines Nationalrates nicht mehr gesprochen wurde, daß das Amt des Palatins zwar wieder besetzt wurde, aber bemerkenswerterweise durch einen Erzherzog, daß schließlich der König in der Militärfrage nicht die geringste Konzession gemacht hatte — so wird man zugeben, daß Leopold glücklich operiert hat.

Leopold hat der adeligen Opposition das eigentliche Machtverhältnis der Parteien im Lande vor Augen geführt und sie dadurch gemeistert.

Es soll nicht geleugnet werden, daß in den Gesetzesartikeln, die nach der Krönung zu stande kamen, die ungarische Verfassung neue und wertvolle Garantien erhalten hat. Aber diese Bestimmungen waren nicht im stande, der gefestigten Stellung des Königs Abbruch zu tun.

Literatur und Quellen.

Die vorliegende Arbeit will die politischen und sozialen Faktoren kennzeichnen, welche auf die ungarische Gesetzgebung jener Zeit einen bestimmenden Einfluß geübt haben. Auf eine nähere verfassungsrechtliche Würdigung dieser Gesetzgebung mußte an diesem Orte verzichtet werden.

Abgesehen von den bekannten allgemeinen Geschichtswerken von A. Springer, F. v. Krones, M. Horváth und Feßler-Klein und dem Artikel v. Zeißbergs in der Allgemeinen deutschen Biographie über Leopold II. wurde für diese Arbeit benützt:

H. Marczali, Magyarország Története II. József korában, Budapest 1885, 4 Bde.; Derselbe, in A Magyar Nemzet Története, szerkeszti Szilágyi Sándor, VIII. Bd., Budapest 1898; v. Hock-

Bidermann, Der Österreichische Staatsrat, Wien 1878; H. Schlitter, Kaunitz, Philipp Cobenzl und Spielmann, ihr Briefwechsel, Wien 1899; F. v. Zieglauer, Die politische Reformbewegung in Siebenbürgen in der Zeit Josefs II. und Leopolds II., Wien 1881; F. Krones, Ungarn unter Maria Theresia und Josef II., Graz 1871.

Für die politische Literatur Ungarns in jener Zeit vergleiche die wertvollen Abhandlungen von Concha Győző, A Kilenczvenes évek reformeszméi és előzményeik (Die Reformideen der Neunzigerjahre und ihre Vorgeschichte), Budapest 1885; Ballagi Géza, »A Politikai Irodalom Magyarországon 1825-ig, Budapest 1888; W. Fraknói, Martinovics és társainak összeesküvése (Die Verschwörung Martinovics und seiner Genossen) in Századok, 1878; ferner H. Marczali, Alkotmány tervezetek 1790-ben (Verfassungsentwürfe 1790) in Budapesti Szemle 1906.

Über die Beziehungen Preußens zu Ungarn sind zu vergleichen H. Marczali in Literarische Berichte aus Ungarn, herausgegeben von P. Hunfalvy, II. Jahrgang, 1878, S. 28 ff.; ferner die wichtigen Arbeiten von E. v. Wertheimer, Baron Hompesch und Josef II., in den Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichte, VI. Ergänzungsband, 1901, und Derselbe, Magyarország és II. Frigyes Vilmos Porosz király (Ungarn und Friedrich Wilhelm II., König von Preußen) in Budapesti Szemle 1902.

Zur Vergleichung ist die Literatur über die Restauration in den westösterreichischen Ländern heranzuziehen, insbesondere kommen in Betracht die einschlägigen Schriften von H. J. Bidermann, d'Elvert, Toman und V. Bibl.

An Quellen wurden benützt: Die Collectio Repraesentationum et Protocollorum Statuum et Ordinum Regni Hungariae 1790, 2 Bde.; ferner das Diarium und das Protocollum des Reichstages von 1790/91.

Aus den Staatsratsakten des k. u. k. Geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs, die dem Autor in gütigster Weise zur Verfügung gestellt wurden, sind hier nur die Gutachten des österreichischen Staatsrates vom Juni 1790 über die Repräsentationen der Komitate benützt. Die Repräsentationen wurden noch ein zweitesmal Gegenstand der Beratung im Staatsrate, aber in einem Zusammenhange, der außerhalb des Bereiches dieser Arbeit liegt.





„Aus der Jugendzeit . . .“ ❦ Von Alfred Freiherrn v. Berger. ❦

Wenn ich, aus nordischer Fremde zu kurzem Besuch in die Heimatstadt zurückgekehrt, gelegentlich den Weg gehe, den ich vor fast vier Jahrzehnten täglich gegangen bin, aus dem Bazar, wo wir wohnten, durch das Kriegsgebäude über Hof und Freiung zum Schottenhof, da überkommt sie mich wieder lebhaft, die Stimmung meiner Jugendzeit. Die Gerüche, die ich auf dieser Strecke einatme, bringen sie mir zurück: der Kasernendunst aus der Wachtstube am Hof, der Grünzeugduft von den Ständen der Marktweiber, das Gemenge von Fleischbankgeruch mit dem Aroma, das aus den Tonnen der Sauerkrautverkäufer auf der Freiung aufsteigt. . . . Am stärksten aber, ins Geistige und Gemütliche verfeinert, haftet mir das Jugendgefühl an der Schottenkirche und am Schottenhof. In meiner Knabenphantasie kam mir die Schottenkirche immer vor wie ein Gebäude, das ein alter, Klöster und Kirchen stiftender Babenberger Herzog auf der Linken trägt, in vergrößertem Maßstabe von der flachen Hand des steinernen Mannes auf den Erdboden versetzt. Überhaupt fühlte ich mich in Kirche, Kloster und Schule der Schotten immer ein wenig von einem Lüftlein aus dem Zeitalter des Heinrich Jasomirgott angeweht, von der Ekkehardpoesie, die alle deutschen Benediktinerklöster umgibt. Damals empfand ich dies nur, heute weiß ich, daß diese Poesie ein wesentliches Element der starken und eigenartigen Empfindung bildet, welche fast alle ehemaligen Schottenschüler dem Gymnasium, das sie unterrichtet und erzogen hat, durch das ganze Leben verknüpft. Mag auch das Schottengymnasium erst hundert Jahre alt sein, so waren doch die Benediktiner von altersher Lehrer, Erzieher und

Kulturbringer, von denen die unwissende und rohe Bevölkerung, in deren Mitte sie ihre Häuser erbauten, mit Gartenpflege, Weinbau und sonstigen friedlichen Künsten auch den veredelnden Funken antiker Wissenschaft und Kultur empfing, den die Vorgänger der Mönche, die uns heute unterrichteten, in Zeiten der Verwilderung und drohender Barbarei vor völligem Verlöschen bewahrt hatten. Das Latein und Griechisch, das wir von ihnen lernten, stammte also nicht, wie das an gewöhnlichen weltlichen Gymnasien gelehrte, aus zweiter oder eigentlich aus hundertster Hand, sondern es schien unmittelbar aus uralten Handschriften zu kommen, welche die Vorgänger unserer gegenwärtigen Professoren nach den geretteten Originalen kopiert haben mochten. Wenn ich nun gar den Pater Hugo Mareta vom Nibelungenlied oder von Walther von der Vogelweide begeistert erzählen hörte, so wandelte mich oft die Empfindung an, ob nicht der geheimnisvolle Dichter des deutschen Heldenliedes, den die Gelehrten noch immer vergebens suchen, vor Zeiten im Kellerstübchen des Schottenstiftes zu Gast gewesen und einigen seiner sangesfreudigen Brüder bei einem guten Tropfen die schönsten Aventuren zum besten gegeben habe. . . . Kein Wunder, daß mir in solcher Stimmung war, als ob Pater Hugo, wenn er von den ritterlichen Sängern der mittelhochdeutschen Epoche sprach, von ihm persönlich bekannten Zeitgenossen berichte. Es ist leichter zu fühlen als mit deutlichen Worten zu sagen, was es eigentlich war, wodurch sich für meine junge Phantasie die Schottenprofessoren von anderen Mittelschullehrern unterschieden. Es war nicht der geistliche Charakter allein. In ganz besonderer Weise war kerndeutsches und echt österreichisches Wesen in ihren höchst mannigfaltigen, aber immer ausdrucksvollen Persönlichkeiten verkörpert. Gelehrte, tiefstudierte Herren gab es genug unter ihnen. Aber ein nüchterner Schulfuchs, ein vertrockneter Bücherwurm war kein einziger. Man spürte sich, ob man nun mit dem feinen Pater Klemens Kickh sprach, dessen leise Worte edelste Seelenkultur verrieten, oder mit dem feurigen Pater Hugo Mareta, oder mit dem in der Philosophie Kants und wohl auch in verschwiegenen Seelenkämpfen geschulten und geläuterten Pater Sigismund Gschwandner, immer von dem frischen, gesunden Hauch niederösterreichischer Natur und Landschaft wohltuend berührt, von Getreideduft und Fichtennadelgeruch, vom Aroma der Rebenblüte und der Kühle der Wienerwaldbuchen. Aber auch die Eigenschaften des heimatlichen Menschenschlages begegneten einem, wenn auch, wie sich's geziemt, priesterlich gedämpft, in den geistlichen Herren wieder. Denn immer war es den Benediktinern eigen, sich von der Landschaft und Bevölkerung nicht abzutrennen, sondern mit Land und Volk innig zu verwachsen.

Von den siebenundzwanzig jungen Menschen, die wir im Sommer 1871 vom Schottengymnasium das Zeugnis der Reife zum Besuch einer Hochschule erhielten, bin ich der einzige, der zum Theater geraten ist. Alle anderen haben Berufe ergriffen, die als ernsthafter und würdiger gelten. Aber wenn ich mir die scharfgeprägten Physiognomien meiner ehemaligen Lehrer in der Phantasie lebhaft vergegenwärtige und sie in Gedanken frage, was sie zu ihrem einstigen Schüler sagen, so gewahre ich auf keinem dieser unvergeßlichen Gesichter den Ausdruck der Mißbilligung. Wie sollte dies auch möglich sein? Hab' ich doch die leidenschaftliche Liebe zur Poesie, die mich zu dem gemacht hat, was ich bin, auch meinem Professor für deutsche Sprache und Literatur, dem Pater Hugo Mareta, zu danken. Er war der erste, der mir den Mut gegeben hat, an mein literarisches Talent zu glauben. Denn mein Vater vermied es grundsätzlich, meinen schriftstellerischen Ehrgeiz zu nähren, und ergoß zuweilen über meine ersten Versuche in bester Absicht, aber nicht immer mit bester Wirkung, seine ätzendste Kritik. Pater Hugo hat das, obwohl sein Urteil kein allzu gelindes war, gut zu machen gewußt. Kein Erfolg meines späteren Lebens hat mir das Blut so stolz und so freudig in die Wangen getrieben, wie jener früheste, als Pater Hugo zum erstenmal meine »Deutsche Arbeit« vor der Klasse als die beste vorlas. Er war es auch, der es veranlaßte, daß ich wenigstens die Schwelle der Öffentlichkeit betreten durfte. Ich wurde von ihm mit der Abfassung der Adresse der Schüler des Schottengymnasiums an den achtzigjährigen Grillparzer betraut. An einem Sonntag, nach der Studentenmesse, wurde mein Werk, kalligraphisch ausgeführt, im Schulzimmer der achten Klasse zu allgemeiner Besichtigung durch Professoren und Schüler ausgestellt. Noch entsinne ich mich des Herzklopfens, mit dem ich beobachtete, wie Pater Klemens Kickh das Schriftstück aufmerksam durchlas. Pater Klemens, der damals schon Hofprediger war, galt als ein Meister deutschen Stils. Nachdem er gelesen hatte, trat er auf mich zu, sah mich einen Moment an und sagte ganz leise mit einem unmerklichen Kopfnicken: »Recht schön und gediegen.« Was vergißt man nicht alles im Leben, die glänzendsten und die schnödesten Kritiken. Diese schlichten vier Worte aber werde ich wohl niemals vergessen.





Grüne Jugend. ✿ Von Wilhelm Freiherrn v. Berger.

Es ist ein eigenartiges Band, welches auch später diejenigen verbindet, welche gemeinschaftlich »die Schulbank gedrückt« haben. Die kennen einander besser und gründlicher, oder doch auf eine ganz andere Weise, als sonst die Menschen sich gegenseitig zu kennen pflegen. Sie können sich nicht leicht etwas vormachen, sie imponieren einander nicht durch angenommenes Wesen und gravitätisches Auftreten.

In der Jugend liegen die Fundamente zu dem, was wir später bauen, mögen wir uns auch oft darüber wundern, wie auf schwach gewähnten Grundlagen ein stolzer, prächtiger, jedenfalls effektvoller Tempel errichtet wurde, während andere, die im Gymnasium granitene Quadern zusammentrugen, kaum mehr als ein gewöhnliches, nicht einmal immer wohnliches Gebäude zu stande brachten. Zum Glück bildet der Fall des Aufbrauchens der besten Kräfte während der Gymnasialzeit, die betrübende Erscheinung vorzeitigen Abschlusses der persönlichen Entwicklung, einer Karriere, die schon mit einer ausgezeichneten Maturitätsprüfung am Ende anlangt, nicht die Regel. Viel öfter erweisen sich die Zierden des Gymnasiums auch als Kapazitäten im Leben, und findet die Ehre des Primus in der Klasse auch später in einer ruhmreichen Laufbahn ihre glänzende Fortsetzung. Das Schottengymnasium kann mit stolzer Befriedigung unter unseren hervorragenden Männern auf allen Gebieten viele seiner Schüler zählen.

Es ist eine schöne Sitte, daß periodische Kollegenabende die ehemaligen Schulkameraden wieder zusammenführen, um die alte Kameradschaft zu erneuern und Umschau zu halten, was aus ihnen allen geworden ist, wie die Lebenswege der einzelnen sich gestaltet, welche Erfolge und Siege sie alle, die einst gleichzeitig auszogen ins feindliche Leben, sich errungen und er-

kämpft haben. Bei solchen Zusammenkünften treten gesellschaftliche und politische Unterschiede, soziale und nationale Verschiedenheiten in den Hintergrund. Sie sollen es wenigstens. Einzelne Kollegen haben sich seit der Gymnasialzeit nicht aus den Augen verloren, sind in engem, freundschaftlichem Verkehr geblieben. Andere haben sich seit Jahrzehnten nicht mehr gesehen. So kommt denn endlich, schneller als man gedacht, der Abend einer dreißig-, vierzigjährigen Abiturienten-Jubelfeier heran. Erwartungsvolle Spannung herrscht unter den ersten Ankömmlingen, die sich in dem reservierten Zimmer des Restaurants einfinden. Die Blicke sind nach der Tür gerichtet. Sie öffnet sich. Vielleicht ist es ein würdiger Priester, der jetzt gemessenen Schrittes eintritt — ein Fremder? Nein. Ein eigenartiges Lächeln umspielt die glatten Lippen und verklärt das rasierte Gesicht, ein Lächeln für das er in seinem Beruf keine Verwendung hat. Eine Heiterkeitssalve begrüßt den Erschienenen, sie erkennen den Hallodri von einst, hinter den streng gewordenen Zügen den lustigen Kumpan, der nicht der sanftmütigste Jüngling in der Klasse gewesen. Wieder eine Pause. Da erscheint mit ernster Staatsmiene ein vornehmer Herr. Ah! Er ist doch gekommen. Es ist Seine Exzellenz, vielleicht gar der Minister. Er sieht sich um, ob die Tür sich hinter ihm geschlossen, und in den versteinerten Zügen seines Gesichtes blitzt der alte Schalk auf. Kurze Beklommenheit der Versammelten, dann kollegiales Händeschütteln. »Du?« Welcher Genuß, einer Exzellenz »du« sagen zu können! Jetzt kommt ein unscheinbarer Mann, ein kleiner Privatbeamter, aber ein prächtiger, gemütvoller Mensch, und er wird mit dem gleichen Jubel empfangen wie Seine Exzellenz. Wer kann wissen, ob es allein seine Schuld gewesen, wenn er es über eine bescheidene, unbedeutende Existenz nicht hinausbrachte! Damals, im Gymnasium, wußte er sich mehr Geltung zu verschaffen, denn er war der lauteste Schreier der ganzen Klasse. Er hat sich seither gewöhnt, im Leben übersehen und in die Ecke geschoben zu werden, aber er trägt dieses Los mit Würde.

Man läßt sich an der gedeckten Tafel nieder. Es ist eine ganz kuriose Tafelrunde, einzig in ihrer Zusammensetzung, wie sie eben nur der Zufall der kollegialen Verbindung von Gymnasiums Zeiten her zusammenwürfeln konnte. Einzelne sind sich beinahe fremd geworden, aber ein gemeinsames Band umschlingt sie dennoch. Wenn eine Verlegenheit bestanden hat, verschwindet sie jetzt, und eine seltsame, geheimnisvolle Stimmung senkt ihren Schleier über die Gesellschaft. Denn unsichtbar hat sie sich eingefunden, die mit weichen, kosenden Händen um die grauen und kahlen Häupter spielt, in den gebleichten Bärten wühlt und längst vergessene, anheimelnde Weisen den alten Kerlen in die Ohren säuselt. Sie, die Gastgeberin des Festes, weilt

hier in diesem Kreise und läßt einen jeden den Zauber ihrer Gegenwart fühlen, sie: die Erinnerung an die schönsten Tage, an die Tage der goldenen Jugend.

Stolz war vor allem diese goldene Jugend des Gymnasiums. Stolz ist der Gymnasiast auf alles, was mit seiner werten Persönlichkeit unmittelbar oder mittelbar zusammenhängt. Am besten für ihn ist's natürlich, wenn er recht stolz ist auf seine geistigen Leistungen und Erfolge in der Schule. Es gibt aber auch einen perversen Stolz auf negative Verdienste, dem, wenn es gut geht, noch rechtzeitig die schmerzliche Einkehr in sich folgt. Jeder Gymnasiast ist stolz auf sein vermeintlich so interessantes Äußeres, seine sich streckenden Glieder, den keimenden Bartflaum, den Zwicker, wenn er ihn auch nicht benötigt, stolz mit einem Wort auf den in ihm knospenden Mann. Er fühlt sich gehoben, wenn er heimlich, aber doch gesehen, eine Zigarre probieren oder eine elegante Dame grüßen kann. Wie der junge Handlungskommis trägt auch der richtige Gymnasiast immer eine ideale Neigung im Herzen, wäre es auch nur zu einer verblühten Schönheit seiner Nachbarschaft, wenn nicht gar die gefeierte Sängerin der Oper es ihm angetan oder die schöne Ballerine im fliegenden Röcklein mit ihren graziösen Pirouetten neulich im Theater ihn um sein bißchen Fassung gebracht hat. Nie ist aber so etwas sein erstes Erlebnis, denn der Gymnasiast dünkt sich immer erfahren und hat immer noch früher schon etwas anderes erlebt.

Ich war in jungen Jahren so glücklich, noch einen anderen Kult treiben zu können: ich war stolz auf meinen Vater, auf welchen damals alle Welt stolz war.

Unser guter Professor des Griechischen, P. Bernhard Frieb, hatte die Gabe, durch harmlose Spässe und humorvolle Anspielungen die Schwächen des Jünglings zu kitzeln und sein kribbelndes Wohlbehagen zu erregen. Dabei ließ aber der vortreffliche Mann seine eigene liebenswürdige schwache Seite entdecken. Er lechzte nämlich nach Beifall, nach wahrem und echtem Beifall, und hatte das feinste Gefühl für die zarte Linie, jenseits welcher die wirkliche, natürliche Heiterkeit unmerklich in ein Lachen auf Kosten des Spaßmachers übergeht. Wehe der Klasse, wenn der prächtige Mann zu merken glaubte, daß ein allzu übermütiger Laut nicht dem gelungenen Witze, sondern der Person seines Erfinders galt! Dann konnte der sonst so gutmütige Lehrer urplötzlich seine Stimmung ändern, das runde, lebensfrohe Gesicht blutrot in wilde Falten legen und mit erbarmungsloser Strenge aus der griechischen Grammatik examinieren.

P. Bernhard Frieb schien große Stücke auf meinen Vater zu halten, und auch ich durfte mich seiner Sympathie erfreuen. Da — es war der Tag der Wahlen in den niederösterreichischen Landtag und mein Vater kandidierte — nickte am Schluß der griechischen Stunde P. Bernhard mir vielsagend lächelnd

mit den Worten zu: »Berger, jetzt gehe ich wohin und dort werde ich Ihren Namen aufschreiben.« Ich hatte natürlich nichts Eiligeres zu tun, als zu Hause bei Tisch meinem Vater die Szene freudestrahlend zu erzählen. Man muß Gymnasiast gewesen sein und das Wichtigkeitsgefühl des Gymnasiasten selbst gehabt haben, um zu begreifen, wie sehr ich mich durch diese so unbedeutende Episode geschmeichelt und gehoben fühlte. Sonst hätte ich ja die kleine Geschichte auch längst vergessen.

So erwachen Bilder aus den Jugendtagen bei den alten Abiturienten. »Mir träumt niemals von Staatsprüfungen oder Rigorosen« — erzählt so mancher — »aber mir träumt noch heute, ich wäre im Gymnasium, vor der Matura, und stünde draußen vor der Bank und soll examiniert werden, habe aber alles vergessen, und immer ist es P. Dr. Ernest Hauswirth, dessen Prüfen aus Geschichte und Religion ich noch heute im Traume fürchte.« »So geht es uns allen«, wird ihm einstimmig im Kollegenkreise geantwortet. Auch da muß man den gefürchteten, gestrengen Professor und nachmaligen Abt des Schottenstiftes Dr. Ernest Hauswirth gekannt und mitgemacht haben, um zu wissen, was es bedeutete, von P. Ernest examiniert zu werden. »Sie sind hier in der Schule, um sich eine Summe von Kenntnissen zu erwerben.« Das war die oft gehörte Unterrichtsparole des Professors Hauswirth. Aber was für eine »Summe von Kenntnissen« war gemeint! Hunderte von umfangreichen, nur stenographisch fixierbaren Vorträgen, welche eine Unmenge von Jahreszahlen und anderen ziffermäßigen Daten enthielten, mußten ad verbum dem Gedächtnis eingeprägt sein, um den strengen Herrn einigermaßen zufrieden zu stellen. Größere Anforderungen hat das ganze spätere Leben nicht mehr an uns gestellt.

Das Gegenstück zu P. Ernest war der aus vielen Schilderungen seiner Schüler gut bekannte, unvergessene Dr. Sigismund Gschwandner, Professor der Mathematik, Physik und Philosophischen Propädeutik, der niemals das Wort über die Sache stellte. Ihm war es gegeben, verborgene Fähigkeiten der Schüler ans Licht zu bringen, aber auch jeden leeren Schein erbarmungslos auf sein Nichts zu reduzieren.

Während ich diese Zeilen schreibe, sind von unseren Professoren am Schottengymnasium nur mehr zwei am Leben: P. Hugo Mareta, Professor der deutschen und lateinischen Sprache, und der frühere Hofprediger P. Dr. Klemens Kickh, unser Professor des Lateinischen in der achten Klasse des Gymnasiums.

Mit Freude denke ich noch heute an den jungen P. Hugo Mareta, einen feurigen Mann mit kohlschwarzen Haaren. Er war von cholerischem Wesen, ein heller Geist, zugänglich jedem erhebenden Gefühl, begeistert für alles Hohe und Schöne. Er konnte die Jugend hinreißen und bei heiteren Anlässen eine Lache aufschlagen, so recht von Herzen, daß sie nimmer vergessen

kann, wer das Glück gehabt hat, sie zu hören. Wenn auch heute die Haare des Achtzigjährigen gebleicht sind, die hohe Gestalt hat das Alter nicht gebeugt, und aus den ausdrucksvollen Augen lodert noch das jugendliche Feuer. Wie allen temperamentvollen Lehrern erging es auch Hugo Mareta: neben glühenden Verehrern hatte er immer ein paar Antagonisten in der Klasse, mit denen er beim Unterricht seine liebe Not hatte.

P. Klemens Kickh war eine der zartesten und feinfühligsten Naturen, die mir im Leben vorgekommen, peinlich berührt von allem Gemeinen und Rohen. »Odi profanum volgus et arceo«, sagt Horaz, in dessen Verständnis uns der klassisch-humanistisch hochgebildete Mann einführte, dem selbst Vornehmheit von Inhalt und Form über alles ging.

Im Schottengymnasium wurde der Grund zu dem gelegt, was aus uns wurde. Wir hatten als Lehrer ganze Menschen, von denen und, noch mehr, an denen man lernen konnte. Kommt es doch so oft im Leben mehr auf die Personen an als auf die Sache. Auch für das öffentliche Leben war die Schule eine gewisse Vorbereitung. Allerdings haben wir dort nicht gelernt, wovon heute so vieles abhängt: die Intrige.

Mein warmer Dank und mein freundliches Gedenken gehört dem Schottengymnasium. Ihm verdanke ich auch liebe Kollegen und treue Freunde fürs Leben. Viele der Mitschüler, einige in jugendlichen Jahren, sind bereits ins Grab gesunken. Wir übrigen kommen gelegentlich zusammen und werden es so halten, bis auch uns die Stunde schlägt. Wir sind uns gut geblieben und verdanken uns gegenseitig manches. So haben wir in jungen Tagen dafür gesorgt, nicht empfindlich zu sein und einander nichts übel zu nehmen. Das ist gut für uns gewesen, denn so ist es uns leichter geworden, neben der »Summe von Kenntnissen« auch jene Rhinozeroshaut zu erwerben, ohne welche man schon seit einiger Zeit nicht mehr heil durchs Leben kommt.





Aus der Zeit der Errichtung unserer Gesandtschaft am Hofe des Schah. ☘ Von Guido Freiherrn v. Call.

Noch stand alle Welt bei uns — nicht am wenigsten die heranwachsende Jugend — unter dem beklemmenden Eindruck des Schicksalsschlages, der auf den böhmischen Schlachtfeldern das Vaterland schwer getroffen hatte, als ich im Herbst des Jahres 1866 in die VIII. Klasse des Schottengymnasiums aufgenommen wurde.

Mit der Befriedigung, dem Stolz, dieser altberühmten Anstalt anzugehören, mischte sich freilich auch eine gewisse Bangigkeit bei dem Gedanken an die bevorstehende Maturitätsprüfung, noch heute erinnere ich mich mit aufrichtigem Dankgefühl an die Sorgfalt und Mühe, welche die hochverehrten Patres, darunter der nachmalige Prälat P. Hauswirth sowie der trotz seiner Strenge allbeliebte P. Sigismund Gschwandner, aufwendeten, um die Klasse über die Fährlichkeiten des den wichtigsten Studienabschnitt bildenden Examens glücklich hinüberzubringen. Gern entspreche ich daher der an mich gerichteten Einladung, indem ich als bescheidenen Beitrag zu der anläßlich der Säkularfeier des Gymnasiums vorbereiteten Festschrift und zugleich als geringen Ausdruck meiner Erkenntlichkeit die nachfolgenden Zeilen widme.

Unter den Kollegen, die vor bald vierzig Jahren das Reifezeugnis des Schottengymnasiums erlangten und sodann die Fachstudien vollendeten, dürfte ich der sein, dem es beschieden war, gleich beim Antritt des Berufes am weitesten in die Welt hinaus zu kommen. War doch das alte Perserreich das

Land meiner ersten Bestimmung. Das mag es rechtfertigen, daß ich für den erwähnten Zweck ein paar Reminiszenzen an die Fahrt nach diesem, damals selten besuchten Land und an den Aufenthalt dort in gedrängter Kürze zu Papier bringe.

Im Sommer 1872 hatte Graf Andrássy erst seit wenigen Monaten die Leitung des auswärtigen Amtes übernommen. Der geniale Staatsmann, dessen weitblickende Ideen noch heute, nach mehr als einem Menschenalter, richtunggebend sind für die auswärtige Politik der Monarchie, hatte auch für deren große Interessen im Orient ein offenes Auge. Seiner Initiative entsprang die Errichtung der ersten ständigen diplomatischen Vertretung Österreich-Ungarns in Persien. Nach Abschluß der Voreinleitungen fanden sich Mitte November des genannten Jahres die Mitglieder der Mission in Konstantinopel zusammen, an ihrer Spitze stand der Gesandte Graf Dubsky; ich war ihr nach eben erfolgter Vollendung meiner Studien an der orientalischen Akademie als Konsulareleve in diplomatischer Verwendung zugeteilt worden.

Die Reise ging zunächst nach der inmitten malerischer Ruinen und einer schönen Vegetation gelegenen einstigen Kaiserstadt Trapezunt, die trotz ihres Verfalls als Umschlagplatz der nach Persien gehenden und von dorther kommenden Karawanen kommerzielle Bedeutung besitzt, dann über Poti, das seither in dieser Funktion von Batum verdrängte Seeemporium des Kaukasus und die fruchtbare Landschaft Kolchis, wo Erinnerungen an die auch von unserem größten vaterländischen Dichter verherrlichte Argonautensage uns begleiteten, nach Tiflis. Die Eisenbahnverbindung dahin war damals noch nicht durchwegs in Betrieb, da der Tunnel durch den Suram, die Wasserscheide zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere, rekonstruiert werden mußte. Die Wagenfahrt über diesen Paß bot einen herrlichen Ausblick auf die Bergketten des Kaukasus und die in blendendem Weiß die Vorberge überragende Spitze des Kasbek.

In Tiflis berühren sich Orient und Okzident sehr nahe, ohne daß sich ihre Eigentümlichkeiten verwischten; übrigens ist die Stadt schon vermöge ihrer Bauart, die neben modernen Palästen alte Häuser aus der Zeit vor der russischen Eroberung und malerische Reste ehemaliger Fortifikationen aufweist, sehr interessant. In diesem Rahmen bewegt sich der lebhafte Straßenverkehr, in welchem die pittoresken Kostüme der so zahlreichen kaukasischen Volksstämme hervortreten. Der Wandel der Zeit hat auch manche der einheimischen früheren Dynastenfamilien nicht unberührt gelassen; zwei Aufwärter in einer Konditorei wurden mir als direkte Nachkommen eines solchen Fürsten bezeichnet.

Von Tiflis aus reisten wir in Postwagen bis an die persische Grenze, eine Fahrt, die sechs Tage beanspruchte. Endlose steppenartige Ebenen, abwechselnd

mit Gegenden von hervorragender landschaftlicher Schönheit, wie die Ufer des hochgelegenen Göktschasees, zogen an unseren Augen vorüber. Den mächtigsten Eindruck macht der Anblick des Ararat, der aus der Ebene von Eriwan als regelmäßig geformter Kegel majestätisch gegen den Himmel ragt. Schon im Altertum berühmt, da mit diesem Berge die Lage Edens und die Landung von Noahs Arche in Verbindung gebracht wird, ist er heute das Triplex confinium Rußlands, Persiens und der Türkei. An seinem Fuße liegt Etschmiadzin, die Residenz des Oberhauptes der gregorianischen Armenier. Der Gesandte stattete diesem Kirchenfürsten -- damals war Kevork IV. »Katholikos« dieser weitverbreiteten Religionsgemeinde, deren Geschichte bis in die ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung zurückreicht — einen Besuch ab; bei dieser Gelegenheit konnten wir im dortigen Kloster interessante Antiquitäten sowie die an Handschriften besonders reiche Bibliothek besichtigen.

In Dschulfa am Araxes, welcher Fluß die Grenze zwischen Rußland und Persien bildet, erwartete den Gesandten ein persischer General mit zahlreichen Dienern und einer Karawane, um die Mission, dem persischen Zeremonial entsprechend, als Mehmandâr — Reisemarschall — nach Teheran zu geleiten. Während der 24 Tage, die wir benötigten, um in Etappen von 25 bis 35 *km* die Strecke bis dahin zu Pferd zurückzulegen, war folgendes Programm die Regel: Morgens Aufladen des größeren Gepäckes, darunter auch der Feldbetten, auf die Lastkamele, eine ziemlich umständliche Operation, dann Antritt des Tagesrittes, unterbrochen durch eine Mittagspause mit einem kalten Gabelfrühstück; gegen Abend Ankunft in der zum Nachtquartier bestimmten Ortschaft, wo das größere Gepäck meist schon eingetroffen war und woselbst der persische Koch mit primitiven Mitteln unglaublich rasch ein ganz annehmbares Diner bereitzustellen wußte, dem alsbald die Nachtruhe folgte. Die Unterkunft war sehr abwechslungsreich; bald übernachteten wir in einem der mitunter recht primitiven, kaum heizbaren Landhäuser persischer Würdenträger, bald in Bauernhütten, einmal — es war gerade Silvesterabend — diente ein baufälliger Stall als Speiseraum; auf der einen Seite die Tafelrunde, wo bei Becherklang das neue Jahr begrüßt wurde, auf der anderen das zusammengepferchte Vieh: ein seltsam kontrastierendes, ganz originelles Bild.

Ein Aufenthalt von mehreren Tagen wurde in Täbris gemacht, er hatte u. a. den Zweck, in diesem Haupthandelsplatze des Landes die Beteiligung Persiens an der bevorstehenden Wiener Weltausstellung einzuleiten. In Abwesenheit des Gouverneurs der Provinz gab sein Stellvertreter dem Gesandten zu Ehren ein Diner, an welchem auch das Konsularkorps teilnahm. Hiebei wurde mein Tischnachbar, ein Sekretär des russischen Generalkonsulats, auf

eine eigentümliche Weise durch den Gastgeber, einen alten Perser, der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte, ausgezeichnet: ein Diener überbrachte ihm auf der flachen Hand eine aus Reis geformte Kugel, welche der Gouverneur aus dem eben servierten Pillaw eigenhändig zusammengeknetet hatte. Mein Nachbar quittierte den absonderlichen Gunstbeweis durch eine Verbeugung und beeilte sich, den sichtbaren Ausdruck desselben mit gut gespieltem Behagen zu verzehren.

Eine der weiteren Etappen war Sultanié mit der Ruine einer Moschee, die zu den herrlichsten Denkmälern orientalischer Baukunst gehört. Oft bildeten im tiefen Schnee die Eisensäulen des von einer englischen Gesellschaft unterhaltenen indoeuropäischen Telegraphen die alleinigen Wegweiser. Kaswin, der letzte größere Ort vor Teheran, liegt bereits, wie die Hauptstadt selbst, am Abhang der Elburskette, welche das Nordende der iranischen Hochfläche begrenzt. Noch mußten wir in Ken, ein paar Stunden vor dem Ziel unserer Reise, im dortigen Jagdschlosse des Schah zwei Tage zubringen, ehe der feierliche Einzug der Gesandtschaft stattfand. Dieser vollzog sich am 20. Jänner 1873, an einem sonnenklaren, aber recht kalten Tage, unter orientalischem Prunk mit großem Aufgebot von Militär und inmitten einer nach Tausenden zählenden Zuschauermenge.

Eine Stadt relativ geringen Alters, ist Teheran erst seit dem Ende des XVIII. Jahrhunderts, dem Zeitpunkt des Regierungsantrittes der jetzt herrschenden Kadscharen-Dynastie, Residenz geworden und steht, was Architektur anlangt, anderen persischen Städten, wie Ispahan, gegenüber zurück. Im Norden wird die Stadt von der schön geformten, schneebedeckten Kette des Elburs umsäumt, jenseits welcher die imposante, gegen 6000 *m* hohe Spitze des Demawend, die Vorberge weit überragend, emporstrebt. Die Umgebung der Stadt ist wenig fruchtbar, von Südost her reicht die große Salzwüste nahe heran. Künstliche Bewässerungsanlagen — ein Fach, in dem die persischen Ingenieure seit altersher Hervorragendes leisten — haben den Boden streckenweise ertragsfähig gemacht und einzelne große Gärten mit ihrem reichen Rosenflor sind, besonders im Frühjahr, bei dem Schlage zahlloser Nachtigallen, von unvergleichlich poetischem Reiz.

Während meines fast dreijährigen Aufenthaltes im Lande des Sonnenkönigs war ich dienstlich keineswegs derart in Anspruch genommen, daß mir nicht Muße für sprachliche und andere Studien sowie für größere Ausflüge übrig geblieben wäre.

Unter letzteren ist die Besteigung des Demawend, des höchsten Berges der klassischen Altertumswelt, zu erwähnen, die ich in Gesellschaft eines englischen Offiziers glücklich ausführte und worüber seinerzeit in den Mit-

teilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft ein Bericht erschien, dann eine Jagdpartie im Gefolge des Schah, dieses passionierten und treffsicheren Weidmannes.

Diese Jagd fand im strengsten Winter in einem westlich von Teheran gelegenen, Kuritschai (der ausgetrocknete Fluß) genannten felsigen Seitental des Elburs statt und stellte die physische Ausdauer der Teilnehmer schon durch den Umstand auf die Probe, daß sie bei scharfer Kälte die Nächte in Lehmhütten zubringen mußten, denen Tür- und Fensterverschlüsse fehlten.

Am ersten Tage wurde mit dressierten Falken, die der Schah vom Gouverneur der Provinz Gilan zum Geschenk erhalten hatte, auf Rebhühner gejagt. Die Jagdfalken, mit Amuletten und kleinen Schellen behängt, flogen, sobald ihnen die Kappe abgezogen war, sofort empor und stießen blitzschnell auf ihr Opfer; auf einen Pfiff des Falkeniers kehrten sie folgsam zurück; in kurzer Zeit wurden auf diese Weise gegen 200 Rebhühner erlegt. Der Schah, in ein grünes, pelzverbrämtes Kostüm gekleidet, war stets in der vordersten Reihe der Reitergesellschaft und beteiligte sich eifrig an dem Lancieren der Falken.

Nicht weniger als 2000 Treiber aus den umliegenden Dörfern waren für die nächste Jagd aufgeboten, die der königliche Nimrod auf Steinböcke abhielt; er selbst wies den Gästen die Stände an. Zu Beginn vereinzelt — allen voran ein mächtiger alter Bock — dann truppweise stiegen die zusammengetriebenen Steinböcke, kenntlich an ihren langen, knotigen, wie ein Türkensäbel nach hinten gebogenen Hörnern, und die Moufflons, deren Hörner kleiner und in Schneckenwindung eingezogen sind, erst langsam, dann eilenden Sprunges zu Tal. Zehn Steinböcke und 12 Moufflons waren die Jagdbeute des Schah. Die gesamte Strecke zählte gegen 100 Stück, das schwerste davon im Gewichte von 120 *kg*. Auch ich hatte das Glück, zwei Steinböcke auf meine Schußliste setzen zu können.

Auf seiner ersten Reise nach Europa besuchte Schah Nassr-ed-din die Weltausstellung 1873 in Wien. Sicherlich war es nicht die historische Tatsache, daß seit den Tagen des Xerxes, also seit mehr als zwei Jahrtausenden, kein persischer Herrscher europäischen Boden betreten hatte, welche im ganzen Lande Sensation und in ultrakonservativen mohammedanischen Kreisen Unzufriedenheit erregte. Später bekanntlich einem Fanatiker zum Opfer gefallen, hatte der Schah unleugbar das Bestreben, aus eigener Anschauung das kennen zu lernen, was seinem sehr zurückgebliebenen Lande am nötigsten war. Aus Gründen, deren Erörterung zu weit führen würde, waren freilich die Kulturfortschritte Persiens während der langen Zeit seiner Regierung recht bescheidene; um so erfreulicher ist es, daß gerade österreichische, zeitweise

in persische Dienste getretene Beamte in einigen Zweigen der Staatsverwaltung Reformen anzubahnen vermochten.

Dies gilt in erster Linie von der Einrichtung der Post; undankbarer erwiesen sich die Bemühungen des zur Regelung des Geldwesens berufenen Fachmannes, der es weniger mit technischen Fragen als mit der Beseitigung altererbter Mißbräuche zu tun hatte, die eine reiche Einnahmsquelle hochgestellter Würdenträger bildeten. Hiezu kam noch der Preissturz des Silbers, welcher die auf diesem Metall beruhende Landeswährung arg deroutierte, so daß der Kurs des Kran, der persischen Münzeinheit, von etwas über einer Krone unseres Geldes auf die Hälfte und darunter sank. Welch enorme Devalvation aber unter dem doppelten Einfluß fortgesetzter Münzverschlechterungen und des generell zu beobachtenden Sinkens des Geldwertes diese Münze schon vorher erlitten hatte, bezeugt die auf ihr ersichtliche Legende, der zufolge der Kran 1000 Dinars, also ein kleines Vermögen, repräsentieren würde, da ja vor Zeiten der Dinar als Goldstück ausgemünzt wurde.

Über seine Europafahrt verfaßte der Schah ein Tagebuch, das erste in Teheran mit Lettern hergestellte Druckwerk; genaue Wiedergabe des Gesehenen, begleitet von einem mitunter naiven Interesse für Nebensächliches, so z. B. für die Wasserkünste in Hellbrunn oder die Eiserne Jungfrau im Laxenburger Schloß, charakterisiert das Buch. Der fürstliche Autor übersandte den Souveränen, deren Gast er gewesen, Dedikationsexemplare mit massiven Goldplatten als Einbanddeckeln; solche aus Silber schmückten die den fremden Vertretern an seinem Hofe gespendeten Exemplare des Reisewerkes.

Europäischer Geschmack war zu jener Zeit auch in den höchsten persischen Kreisen noch wenig eingebürgert. Im Rahmen einer oft künstlerischen einheimischen Architektur, zu der unter anderem die mit Spiegelfacetten verzierten stalaktitenartigen Plafonds gehören, und inmitten kostbarer Teppiche und Stickereien, diesen berühmtesten Erzeugnissen persischen Gewerbefleißes, stechen wahllos zusammengetragene europäische Dutzendwaren unerfreulich ab. Ohne ersichtlichen Zweck aufgestapelte Quantitäten von allerlei Gebrauchsgegenständen aus Glas und Porzellan, mitunter recht minderer Gattung, gemahnten da weit mehr an ein wohlassortiertes Verkaufslager derartiger Waren, als an einen Gesellschaftsraum, ja in dem sonst luxuriös eingerichteten Empfangssalon eines der höchsten Würdenträger hatten gar in größerer Anzahl paarweise an der Wand angebrachte Wagenlaternen als Beleuchtungsapparate Verwendung gefunden.

Ich möchte nicht mit der Erwähnung solcher Kleinlichkeiten diese Zeilen schließen, sondern mit der Versicherung, daß ein Land von der großen Ausdehnung des persischen Reiches, von so alter Geschichte, bewohnt von einer

intelligenten, künstlerisch veranlagten Bevölkerung, die dem Fremden freundlich entgegenkommt, auch mir so viel Anregung und Interesse bot, daß ich die auf der sonnigen Hochfläche Irans verlebte Zeit gern in meiner Erinnerung festhalte und — Ende 1875 auf einen anderen Dienstposten berufen — nicht ohne Bedauern die Rückreise antrat, die mich über das Kaspische Meer, Baku, Tiflis, Sebastopol und Odessa nach der Heimat führte.

Lovrana, Dezember 1906.





Eine Erinnerung an Prof. Sigismund Gschwandner. Von Hans Chiari.

Der hohe Wert der Gymnasialbildung liegt zweifellos nicht bloß in der Erwerbung reichlicher positiver Kenntnisse humanistischer und realistischer Richtung und in der strengen Schulung des Verstandes der in der Entwicklung begriffenen jungen Leute, sondern auch in der Erziehung der Charaktereigenschaften durch das Vorbild geistig hochstehender und ihrem pädagogischen Berufe mit Begeisterung sich hingebender Lehrer. Mit tiefer Dankbarkeit gedenken stets die einstigen Schüler solcher Lehrer und erkennen noch in späten Jahren den hohen Wert der ihnen zuteil gewordenen Erziehung. Ein hervorragendster Lehrer dieser Art war meiner Überzeugung nach der im Jahre 1896 verstorbene frühere Direktor des Schottengymnasiums, k. k. Regierungrat Dr. Sigismund Gschwandner, der durch fast drei Dezennien hindurch als Professor am Gymnasium gewirkt hatte.

Unvergeßlich ist mir für mein ganzes Leben eine Episode geblieben, welche sich in der ersten Stunde des Unterrichtes in der philosophischen Propädeutik in der VII. Klasse meines Jahrganges im Oktober des Jahres 1867 zutrug.

Mit großen Erwartungen hatten wir alle dieser ersten Stunde in der philosophischen Propädeutik entgegengesehen, handelte es sich doch um einen Gegenstand, der uns zunächst zwar ganz und gar fremd war, aber uns schon durch seine Bezeichnung und die Aussicht, dabei etwas von der vielgepriesenen Philosophie zu hören, ungemeines Interesse einflößte, und ging weiter dem Professor Gschwandner der Ruf eines ganz besonders hervorragenden, allerdings sehr strengen, aber auch vollkommen gerechten Lehrers voraus.

Als Professor Gschwandner die Kathedra bestiegen hatte und wir auf sein Geheiß: »Setzen Sie sich« unsere Plätze eingenommen hatten, schritt er würdevoll zur Schultafel und schrieb, ohne ein Wort zu sprechen, die Horazsche Sentenz: »Sapere aude« auf die Tafel. Wir waren alle darüber höchlich erstaunt und konnten nicht begreifen, warum er diese Worte aufgeschrieben hatte. Das kam auch sofort zum Ausdruck, als Professor Gschwandner nach einer kurzen Pause den damaligen Primus der Klasse, jetzigen Geheimen Justizrat Dr. v. Liszt, Professor des Strafrechtes an der Berliner Universität, fragte: »Was denken Sie sich, warum habe ich das aufgeschrieben?« v. Liszt blieb stumm, ebenso der Secundus, Tertius und Quartus, an die Professor Gschwandner nacheinander dieselbe Frage richtete. Immer hörten wir nur den Befehl des Professors: »Setzen Sie sich.«

Wie Professor Gschwandner auf diese Weise gesehen hatte, daß auch aus den Besten der Klasse keine Antwort auf seine Frage zu holen war, ergriff er selbst das Wort und exponierte in seiner charakteristischen, klaren und scharf pointierenden Weise, daß er den Satz in der Absicht aufgeschrieben habe, um uns eine Lehre und Mahnung für das Studium des Gegenstandes und auch zugleich für das Leben zu geben. Die philosophische Propädeutik sei ein für uns ganz neues, von den übrigen bisherigen Lehrgegenständen sehr verschiedenes Gebiet, in das einzutreten uns gewiß Schwierigkeiten bereiten würde, weil es sich dabei nicht um bloßes Memorieren, sondern im wesentlichen um eigentliche Denkarbeit handle; wir sollten aber deswegen nicht verzagen, vielmehr frohen Muts beginnen, bei ernstlichem Wollen würde es schon gehen. Es würde dann auch der Erfolg nicht ausbleiben, wir würden die in der philosophischen Propädeutik vorzunehmenden Lehren von den Gesetzen des Denkens und von der Tätigkeit der Psyche lieben und schätzen lernen. Wir sollten aber den Satz auch fernerhin für unser ganzes Leben beherzigen, und auch später, wenn wir nach Absolvierung des Gymnasiums an eine Hochschule kommen würden, sowie sonst in unserem Leben vor keiner Schwierigkeit zurückschrecken, immer bedenkend, daß der Anfang stets schwer sei, derselbe aber zur Vollendung notwendig sei und daß der Mensch, der energisch will, sehr viel erreichen könne. Hierauf begann Professor Gschwandner seinen Vortrag über Logik.

Die im vorstehenden wiedergegebenen Äußerungen des Professors Gschwandner betrachte ich als eine hervorragende pädagogische Leistung desselben. So hatte noch niemand vorher zu uns gesprochen, und mit der größten Lust und Liebe folgte ich in den letzten zwei Jahren des Gymnasiums seinem Unterrichte in der philosophischen Propädeutik, sowie in der Mathematik und Physik, welche Fächer er gleichfalls lehrte. Immer legte er

das größte Gewicht auf das wirkliche Verständnis und wußte in der Beurteilung der Schüler scharf zwischen der reinen Gedächtnisleistung und der Denkarbeit zu scheiden.

Oft aber habe ich auch noch hinterher als Hörer der Universität und später als selbständiger Fachmann dieses ausgezeichneten Lehrers und des »Sapere aude« gedacht und hegte ich stets das Gefühl der größten Dankbarkeit gegen ihn, wie gewiß auch viele meiner damaligen Kollegen, die wir zusammen das Glück hatten, von Professor Gschwandner unterrichtet zu werden.





ST. MARTINUS.

Vom Geben. ♣ Eine Winterbetrachtung. ♣ Von Adolf Daum. ♣

— 14° R im Freien! Die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben und kaum vermögen die steifen Finger sie zu bändigen; denn der Schreibtisch steht am Fenster und der geheizte Ofen kann auf die Entfernung von 4 Meter nicht mit Erfolg gegen die Kälte aufkommen, die trotz aller Schutzvorrichtungen begierig durch die Fugen eindringt. Wie müssen diejenigen frieren, die nicht heizen können! Und die Kohlenpreise steigen täglich. Unter Tausenden unserer Mitbürger, denen sie viel zu hoch sind, haben Hunderte weder warme Kleider noch kräftige Nahrung genug, um der grimmen Kälte Widerstand zu leisten. Und die anderen, denen die hohen Preise des Brennstoffes keinen Kummer bereiten, haben sie kein Mitleid mit den Frierenden?

Gewiß! Die Morgenblätter berichten, daß für die Wärmestuben Spenden von 20 bis 100 Kronen eingehen. Die 6 Wärmestuben unserer Stadt waren

aber schon vor Eintritt der grimmen Kälte überfüllt und können sich dem vermehrten Zuspruch nicht sofort anpassen. Und mehr vermöchte das Mitleid nicht?

Mitleid ist eine durch den Anblick fremden Leides, durch Wahrnehmung von Anzeichen der Not anderer hervorgerufene Gemütsbewegung, gegen welche man sich bei öfterer Wiederholung der gleichen Sinneseindrücke rasch abstumpft. Es ist eine Reflexwirkung von rasch abnehmender Kraft. Es kommt nur dann auf, wenn entsprechende Sinneseindrücke erzeugt oder besonders lebhaft durch Gedächtnis oder Phantasie reproduziert werden, und es verliert seine Wirkung, wenn wir uns an diese Eindrücke oder deren Reproduktion gewöhnt haben.

Die großstädtische Lebensweise erspart den meisten in behaglichen Verhältnissen Lebenden den Anblick des Elends, das sich in den Stuben der Armut abspielt. Gesundheits- und sicherheitspolizeiliche Rücksichten verbieten den Straßenbettel mit ziemlichem Erfolge und der Wohlhabende zieht es vor, Geld zu Wohltätigkeitszwecken beizusteuern, statt selbst die dumpfen, übelriechenden Quartiere derjenigen zu besuchen, die seiner Unterstützung bedürfen; gerade, weil er »ein gutes Herz« hat, will er die Erweckung seines Mitleides durch den Anblick der Not vermeiden. Wen aber Beruf oder Gewohnheit mit fremdem Leid in Berührung bringen, auf den verliert es allmählich seine Wirkung; dem Metzger und dem Schlächter mutet man deshalb allgemein Gemütsroheit zu, aber auch bei dem Jäger überwindet die Freude über seine Treffsicherheit bald den Abscheu über den Tiermord aus dem Hinterhalte, das Mitleid beim Anblicke des brechenden Auges seines Opfers; der Vivisektor und der Chirurg lernen es rasch, die innere Bewegung zu unterdrücken, die der Anblick schmerzlicher Zuckungen, das Stöhnen und Röcheln leidender und verendender Lebewesen hervorrufen, ganz zu schweigen von den Greueln des Schlachtfeldes, gegen die nicht nur die Krieger, sondern auch die Pfleger und Ärzte sich abhärten müssen, um ihren Dienst mit der erforderlichen Ruhe und Sicherheit zu leisten. Mitleid kann also den Anreiz zu Akten der Barmherzigkeit bilden, nicht aber die Grundlage zu dauerhafter Organisation einer Hilfstätigkeit sein; es fällt ihm in der sozialen Mechanik die Funktion des »Antriebes« zu, oder es kann als zündender Funke eine von Wärmeerzeugung bedingte Kraft auslösen, die Erhaltung der Wärme und ihre motorische Dauerverwertung muß aber durch geeignete Vorrichtungen gesichert sein, deren Anlage und Betrieb Überlegung und Wissen erfordern.

Dem gelegentlichen Mitleidsimpuls folgend, vergeuden leider nur zu viele — insgeheim oder öffentlich — unbekümmert um die Folgen, reiche

Mittel, die dringend notwendigen Werken organisierter Wohlfahrtspflege vorenthalten bleiben, und geben sich dabei der selbstgefälligen Täuschung hin, als großherzige Wohltäter gelten zu dürfen, während sie an sich traurige Zustände dadurch in bedauerlichster Weise verschlimmern helfen.

Mit Recht sagt Carnegie,*) »eines der ernstlichsten Hindernisse bei der Verbesserung unserer Bevölkerung sei wahllose Wohltätigkeit, und nur der sei ein treuer Helfer, der eben so sorgsam bemüht ist, Unwürdige nicht zu unterstützen wie den Würdigen zu helfen«.

Die Sorge für den Komfort derer, die in der Großstadt behaglich leben können und wollen, bildet den Erwerbszweig einer vielfachen Überzahl anderer Großstadtbewohner, die darin wetteifern, die Bedürfnisse, ja die Launen der Wohlhabenden genau zu studieren. Nicht nur die höher entlohnten häuslichen Dienstboten, alle, die Licht-, Wasser- und Schalleitungen herstellen und instandhalten, Reinigungs- und Ausschmückungsarbeiten rasch, gründlich und mit möglichster Schonung des häuslichen Behagens besorgen, Nahrungs- und Genußmittel in bester Qualität, Kleidungs-, Wäschestücke und Schmucksachen in geschmackvoller Auswahl beschaffen, Kunst- und Sportbetrieb jeder Art ermöglichen, sondern auch diejenigen haben es gelernt, sich den Anschauungen und Gewohnheiten, dem Gedankenkreise und der Gefühlsweise der Reichen anzupassen, die ohne Gegenleistung Geld von ihnen zu erlangen wünschen, ja diese vielleicht noch weit besser. Sie verletzen den in guten Verhältnissen Lebenden nicht wie der Straßenkrüppel, indem sie ihm einen widerwärtigen Anblick aufdrängen; neben dem Inserat in öffentlichen Blättern, durch gutgläubige oder leichtfertige Redaktionen vermittelt, neben der Verwendung »Bekannter«, die lieber vermitteln als geben, lieber befürworten als prüfen, ist der Bettelbrief, das Bittgesuch die häufigste Form, in der das Mitleid solcher Personen angerufen wird, die sich dessen Betätigung leisten können. Da nur ein Teil dieser Personen sich Organisationen zum Schutz gegen den Berufsbettel angeschlossen hat und da bei der Isolierung der Wohltätigkeitsvereine von einander auch dieser Schutz ein unvollständiger ist, vermögen betriebsame Bittsteller gleichzeitig oder in kurzen Zeiträumen von vielen Seiten Unterstützungsbeträge in solcher Höhe zu erlangen, daß ihr arbeitsloses Einkommen das fleißiger und geschickter Arbeiter übersteigt. Das wird sich nicht ändern, so lange man gibt, um zu geben, so lange den Berufsbittstellern Wohltäter gegenüberstehen, denen die Natur des Unterstützungsfalles genauer zu erforschen zu zeitraubend ist, so lange man das Wohltun als eine Art durch Wohl-

*) »Die Pflichten des Reichtums«. Leipzig. Hobbing 1894.

stand oder gesellschaftliche Stellung gebotenen Luxus betrachtet. Daß es so betrachtet wird, wissen eben diejenigen ganz genau, die es in Anspruch nehmen. So kommt es, daß die Großstadt eine sehr bedeutende — freilich statistisch nicht feststellbare — Zahl von Menschen dauernd beherbergt, die ihre Lebensweise den Wechselfällen eines durch Anrufung der sogenannten »Wohltätigkeit« zu beschaffenden Einkommens angepaßt haben und sich dabei, ohne Arbeit leisten zu müssen, leidlich wohl befinden. Darin liegt ein volkswirtschaftlicher und sozialer Übelstand und eine sittliche Gefahr von größter Bedeutung. Der Druck des gegenwärtigen und die Furcht künftigen Mangels ist nach Bentham das Motiv zur Arbeit.

Würden die Gewässer, die, den Boden befruchtend und Völker verbindend, auf ihrem Weg vom Fels zum Meere die menschlichen Ansiedlungen ermöglicht haben, fließen, wenn nicht ihre Quellen hoch über den Meeresufern lägen, wenn nicht Unebenheiten des Bodens sie zu fließen zwängen? So bergen die Ungleichheiten des Besitzes die Quellen, die die alles befruchtenden Ströme menschlicher Arbeit speisen. Daraus folgt nicht, daß Arbeitende hungern müssen; bei steigenden Kulturbedürfnissen muß es stets neue Anreize zum Erwerbe geben; nicht die Not, die »verfluchte Bedürfnislosigkeit«, wollen wir, sondern, daß auch den Satten Bedürfnisse zur Arbeit treiben. Wer hoffnungslos sich dauernd das Nötigste versagen muß, gibt allmählich den Wettbewerb im wirtschaftlichen Leben auf. Durch Hilfe in der Not sollen also Arbeitskräfte erhalten, soll aber nicht solchen die Arbeit erspart werden, die ihre Bedürfnisse arbeitslosem Einkommen anbequemen. Wenn der Millionär Carnegie die Zivilisation von dem Augenblick an beginnen läßt, an dem der fleißige, tüchtige Arbeiter zu seinem faulen, unfähigen Genossen sprach: »Wenn du nicht säest, sollst du nicht ernten« und daraus die Unverletzlichkeit des Eigentums am Selbsterworbenen ableitet, so hat er nicht minder recht als jener Sozialist, der die Unzufriedenheit heilig pries, die das Menschengeschlecht vermocht hat, die Erdhöhlen zu verlassen und im Lichte der Sonne Häuser zu bauen und mit Blumen zu schmücken. Die Kultur verlangt Erwerbsarbeit und die Dauer des Arbeitseifers ist bedingt durch die Unzufriedenheit mit dem Erworbenen.

Die Existenz einer großen Anzahl von Menschen, die ihr Einkommen weder der Arbeit noch dem eigenen Besitze, sondern übel angebrachter Freigebigkeit anderer danken, wirkt volkswirtschaftlich nachteilig auf die übrigen besitzlosen Mitglieder derselben Ortsgemeinschaft, zu deren Schaden sie durch ihren Mitbewerb die Preise der Wohnung und Ernährung erhöhen hilft und denen sie die Arbeitslust vergällt.

Unter ihrem Gebaren leidet aber in weiterer Entwicklung auch das soziale Pflichtgefühl der in Wohlstand Lebenden, die der oft fruchtlosen Mühe, zwischen Würdigen und Unwürdigen zu unterscheiden, müde, ihr Gewissen beruhigen; das Mitleid, wie schon erörtert, an und für sich eine flüchtige Regung, geht endlich in der Besorgnis vor Ausbeutung unter.

In meisterhafter Weise erzählt Graf Leo Tolstoi in der Schrift: »Wie ist mein Leben?«*) von seinen Bemühungen, den Armen Moskaus zu helfen. Im Ljapinschen Nachtasyl sammelt er Eindrücke im Verkehr mit Armen der verschiedensten Kategorien und als Mitglied einer Volkszählungskommission im Rschanowschen Hause beginnt er eingehend zahlreiche verlorene Existenzen zu studieren, in der Absicht, eine große Hilfsaktion einzuleiten, gibt aber endlich alles auf in dem ihn niederschmetternden Bewußtsein, er habe fast nur solche Leute gefunden, denen er entweder gar keine Ursache zu helfen habe, weil sie, an Mühe und Entbehrung gewöhnt, als arbeitende Menschen fester im Leben dastehen als er selbst, oder solche, denen überhaupt nicht zu helfen ist, weil sie die Lust, Gewohnheit und Fähigkeit zu arbeiten verloren haben.

Wenn der Menschenfreund Tolstoi solche Erfahrungen machte, so kann man es begreifen, daß mancher andere zu geben ganz aufhört, weil er zu der Überzeugung gekommen, daß die Reichen es nicht verstehen und die Armen es nicht verdienen. Wäre das der Weisheit letzter Schluß?

Wenn die Reichen es nicht verstehen, den Armen zu helfen, so trägt daran die Abschließung schuld, in der sie in der Großstadt leben und aus der herauszutreten, um sich mit den Sorgen des Armen zu beschweren, sie Bequemlichkeit und Lebenslust abhalten. Wie sollte man es diesem zumuten, daß er dem Mann, der unbekümmert um ihn seine behagliche Lebensweise führt, besonderes Zutrauen entgegenbringt? »Mit dem Mann« — sagt Freiherr von Berlepsch**) — »der mich für seinen Feind hält, der annimmt, daß mein Vorteil unter allen Umständen sein Nachteil, mein Nachteil sein Vorteil sein muß, kann ich über nichts mit Erfolg diskutieren, über nichts mich verständigen. In dieser Scheidung liegt die Ursache der tiefen Kluft, ... ohne deren Ausfüllung wir allerdings in ständiger Gefahr leben würden.« In dieser Abschließung vor der Armut, die der Besitzende begünstigt, weil sie ihm erspart, beständig an soziale Mißstände erinnert zu werden, liegt, weil sie verhindert, daß dort geholfen wird, wo im Interesse aller, zum Wohle des Ganzen geholfen werden muß, eine große soziale Gefahr, deren man sich in Ländern des englischen Sprachgebietes bereits bewußt geworden ist. Not und Armut

*) Berlin, Otto Janke. Deutsch von A. Hauft.

**) »Warum betreiben wir die soziale Reform?« Vortrag. 1903. Jena, Fischer.

vieler sind eine Gefahr für alle. Jeder hat der Verarmung des Volkes vorzubeugen ein Interesse und nur die Besitzenden haben die Mittel dazu. Wenn auf einer Ozeanfahrt der Proviant schmal wird, so müssen die Passagiere ihren Vorrat mit der Mannschaft teilen; von der Arbeit dieser hängt es ja ab, ob das Schiff sein Ziel erreicht. Der Schlechtbehauste, der Hungrige, Frierende, Ungepflegte und Unreinliche bilden eine hygienische Gefahr für alle, der Darbende, Arbeitlose, der der Arbeit Entwöhnte gefährden aber auch die soziale Ordnung, deren Feinde sie wurden, weil sie sie nicht vor dem Elend geschützt hat. Mangel und Not haben mit Überfluß und Machtfülle eines gemeinsam: sie erzeugen Rücksichtslosigkeit. »Not kennt kein Gebot« und ist deshalb der schlimmste Tyrann. Wenn sie eine gewisse Grenze überschritten hat, achtet sie gesetzliche Schranken nur mehr, soweit der Zwang reicht, und dieser ist umso machtloser, je weniger der Widerstrebende zu verlieren hat.

Schon sehen wir in der überall beobachteten Zunahme jugendlicher Verbrecher, in der steigenden Verwahrlosung einer der Erziehung zur Ordnung völlig entbehrenden Jugend*) ein recht bedenkliches Anzeichen dafür, daß Rücksichtslosigkeit in weiteren Kreisen Trumpf zu werden beginnt.

Die Selbsterhaltung der Gesellschaft und jenes Maßes von Behagen, das, mit dem Besitze verbunden, von niemandem als gemeinschädlich angesehen wird, gebietet also, der Ausbreitung der Not entgegenzuwirken.

Um dies zu tun, muß aber das Leben derjenigen Klassen, die der Verarmungsgefahr sozusagen täglich ins Auge blicken, näher erforscht werden; die Abschließung hat es dahin gebracht, daß die Besitzenden sich die Gemeingefahr schlechter hygienischer und sittlicher Zustände in den Armenvierteln gar nicht gegenwärtig halten oder doch glauben, es der Polizei und der Schule überlassen zu dürfen, daß für das im allgemeinen Interesse unbedingt nötige Maß von Gesundheits- und Sittlichkeitspflege, von Reinlichkeit und Bildung gesorgt wird. Das ist ein Irrtum. Der Besitzlose lebt nicht nur deshalb schlechter als der Begüterte, weil er weniger Geld ausgeben kann, sondern weil sich um die Befriedigung seiner Bedürfnisse nur diejenigen kümmern, die sich das Risiko seiner Kundschaft teuer bezahlen lassen. Während das Angebot an guter Ware, an Luxusgegenständen meist viel höher ist als die Nachfrage, während deshalb der Reiche überall Bereitwilligkeit findet, seinen Wünschen, ja Launen nachzukommen, entspricht der ungeheuren

*) Vergl. »Die Ursachen, Erscheinungsformen und die Ausbreitung der Verwahrlosung von Kindern und Jugendlichen in Österreich.« (Schriften des I. Kinderschutzkongresses Wien 1907. I. Band, mit Einleitung von Dr. Baernreither.)

Nachfrage nach billigen Wohnungen, Nahrungs- und Genußmitteln, nach bescheidenstem Komfort niemals ein zureichendes Angebot. Der Arme muß nehmen, was man ihm bietet, und man bietet es oft so teuer und so schlecht als irgend möglich, denn der Wohnungs- oder Nahrungsmittel- oder sonstige Lieferant arbeitet mit fremdem Gelde, das verzinst werden muß, und der Grund und Boden der Großstadt, auf dem die Häuser der Armen stehen, ist Spekulationsobjekt. Kredit ist für den Reichen überall und billig zu haben, für den Armen schwer und teuer. Den von der Arbeit Heimkehrenden erwartet im armseligen Heim, dessen Miete er oft nur durch Aufnahme eines Bettgehers bestreiten kann, wenig Behagen; will er sich zerstreuen, so gibt es nur die Schenke, deren Wirt, ein im Solde der Brauindustrie stehender kapitalloser Mann, nichts anderes als die möglichste Vergrößerung des Bierabsatzes im Auge hat und, um sich zu halten, im Auge haben darf.

Die Polizei kann ungesunde Wohnungen beanständen und sperren, verdorbene Nahrungsmittel auf offenem Markte vernichten lassen, aber sie kann nicht für bessere Wohnungen und Nahrungsmittel sorgen, sie kann es nicht ändern, daß die von geringem Einkommen Lebenden, bei bestem Willen nicht immer pünktliche Zahler, ihren Wohnungsbedarf von Bauspekulanten decken lassen, ihre Eßwaren bei teuren Kredit gewährenden Kleinhändlern, ihre Einrichtungsstücke und Nähmaschinen bei Ratenhändlern auf Borg kaufen und zu ihrer Erholung auf die Schenke oder gar den Schnapsladen angewiesen sind. Kann die Schulbehörde mehr tun, als die Tatsache des Schulbesuches kontrollieren, kann sie etwa für die Erziehung der Jugend sorgen? Einrichtungen, die es den Bewohnern armer Bezirke gestatten würden, gesünder, besser, billiger und froher zu leben, gemeinnützige Fürsorge für die notwendigen Lebensbedürfnisse, für Gesundheitspflege und Bildung, statt einer eigennützigen Fürsorge für diese Bedürfnisse durch Unternehmer, die selbst mit fremdem Gelde arbeiten und nebst hohen Zinsen reichliches Entgelt für Risken ins Verdienen bringen müssen, könnten von den Geldkräftigen leicht, sozusagen ohne Kapitalverlust, nur unter Verzicht auf Unternehmergewinn und unter Beschränkung auf niedrige Zinsen geschaffen werden. Daß solche Einrichtungen, in großem Maßstabe geschaffen, allen zustatten kämen, das »tua res agitur« sozialpolitischer Bestrebungen ist vielen Bewohnern der wohlhabenden Bezirke noch nicht geläufig. Nicht Geldgeschenke an einzelne, am allerwenigsten solche Spenden, die ohne näheres Eingehen auf die Lage des Beschenkten, ohne Kenntnis seiner Persönlichkeit und ohne Prüfung der Verwendung des Geschenkes gegeben werden, können die Gefahr bannen, mit der die hygienischen und sittlichen Mißstände in den Bezirken der Armut das ganze Gemeinwesen bedrohen,

sondern in erster Linie solche Einrichtungen, welche gesündere Lebensbedingungen schaffen, die Kinder vor Verwahrlosung und Entsittlichung bewahren, den Sinn für Ordnung und Reinlichkeit, für Anstand und Gesetzlichkeit, für Schönheit und Bildung nähren und den Notleidenden vor dem Verfall in dumpfe Resignation behüten. Ohne Zweifel haben öffentliche Faktoren und private Körperschaften so manches in diesem Sinne getan. Volksbäder, öffentliche Gartenanlagen wurden hergestellt, Volksküchen und Suppenanstalten, die ihre Betriebskosten decken, in Wien besser als irgendwo organisiert*) und entwickelt, gewähren nahrhafte, gut bereitete Speise um geringes Entgelt, Kinderbewahranstalten und Krippen, Kinderasyle und Knabenhorte nehmen Kinder stundenweise oder zu dauerndem Aufenthalte auf, Konsum- und Bildungsvereine für Arbeiter von Arbeitern gegründet, erleichtern die Führung des Haushaltes, die Aneignung von Wissen und die Pflege des Kunstsinnes, von den Anstalten für die Pflege Kranker und nicht Vollsinniger ganz zu schweigen. Aber all das ist viel zu wenig. Vor allem fehlt es an jeder Art gemeinnütziger Wohnungsfürsorge.

Würde ein Kapitalist, statt jährlich 2000 K in Geschenken an mehr oder weniger Unbekannte zu verzetteln, auf ebensoviel von seinem Zinseneinkommen verzichtend, 200.000 K, die ihm zu 5 Prozent 10.000 K abwerfen, in steuerfreien**) Arbeiterhäusern anlegen, die nach Abzug aller Reserven und der Amortisation reine 4 Prozent abwerfen, so könnte er 50—60 Arbeiterfamilien, die heute nur mit Hilfe fremder Aftermieter und Bettgeher einen unbehaglichen Schlafraum in Miete haben, freundliche und helle gesunde Wohnräume bieten, die sie zum Vorteil des Familienlebens und der Sittlichkeit ohne Mehraufwand allein bewohnen. Wie viel wäre damit an wirtschaftlichen, sittlichen und hygienischen Mißständen für diese Familien beseitigt!

Wenn die Kinder all der Tausende von Arbeitern und Angestellten, die tagsüber vom Hause fern sind, in der schulfreien Zeit von den Organen gemeinnütziger Anstalten beaufsichtigt, verpflegt, zu Bewegungsspielen und Arbeiten angehalten würden, anstatt dem verderblichen Einfluß der Straße preisgegeben zu werden, so wäre unsere Zukunft vor gefährlichen Elementen bewahrt. Und wenn in jedem Bezirke öffentlich zugängliche Lesehallen und Freibibliotheken wären, wie dies in vielen Städten Amerikas der Fall ist, so würde mancher heute dem Wirtshausleben verfallene Arbeiter, anstatt zu sinken, auf höhere Bildungsstufe gehoben, auch in bessere Erwerbsverhältnisse gebracht worden sein.

*) »Volks- und Krankenküchen.« Von Oberstabsarzt Dr. Josef Blum. Leipzig. Dunker & Humblot 1903. (Schriften des Deutschen Vereines für Armenpflege, Heft 66.)

**) Gesetz vom 8. Juli 1902, R.-G.-Bl. 144.

Wie viel von all dem könnte aus jenen Mitteln bestritten werden, die heute mangels zweckmäßiger Einrichtungen von den Wohltätern unserer Stadt mittelbar oder unmittelbar an Arbeitscheue und Unwürdige verschenkt werden! Neben solchen Einrichtungen sozialpolitischer Art wird freilich auch die Einzelfürsorge für würdige Arme niemals entbehrlich werden, sie darf aber nicht summarisch und schablonenhaft, sondern sie muß mit genauer Individualisierung und einem auf die Kenntnis der Lebensverhältnisse, für die sie wirken soll, gegründeten Verständnis des Einzelfalles, daher von jedem nur in beschränktem Umfange geübt werden. Dilettantismus ist hier wie anderwärts gefährlich.

Jenseit des Ozeans haben Universitäten*) (Boston, New York, Chicago) für den systematischen Unterricht über Armenpflege und Sozialpolitik Lehrstühle gegründet; einem derselben widmete John S. Kennedy eine Schenkung von 250.000 Dollars. Hier werden die Leiter der Charity Organisations herangebildet. Schon 1880 hat der Oxforder Student Toynbee in seinen Schulferien eine Wohnung mitten in einem von Proletariern niedrigster Lebenshaltung bevölkerten südlichen Teile Londons zu dem Zwecke bezogen, um unter Verzicht auf den gewohnten Komfort die Bewohner dieses Stadtteiles kennen zu lernen, ihnen näher zu treten, sie zu beraten, aufzuklären, zu heben und ihnen behilflich zu sein. Dieses »Settlement« erweiterte sich nach seinem Tode zum Clubhouse Toynbee-Hall. 1900 gab es schon 20 solcher Settlements in der englischen Hauptstadt.

Das Geben ist eben, wie oben dargelegt, eine viel zu ernste und wichtige Funktion im wirtschaftlichen Leben, um planlos betrieben zu werden, es muß organisiert sein, und das Organisieren muß gelernt werden. Auch in Wien fehlt es nicht an Musteranstalten humanitärer und sozialpolitischer Art für einzelne Gebiete der Wohlfahrts- und Armenpflege, unter denen der Wiener Volksküchenverein und die Freiwillige Rettungsgesellschaft wohl obenan zu nennen wären. Aber auf anderen Gebieten fehlen Organisationen oder die vorhandenen vermögen nur einen sehr kleinen Teil des Gebotenen zu leisten, so auf denen der Wohnungs- und der Jugendfürsorge.

Soziale Hilfsarbeit, die ohne das Erniedrigende des Almosens den Hilflosen Hilfe bringt, wird anstatt des Austeilens von Geld an ausgestreckte Hände bei fortschreitender Kulturentwicklung immer intensiver und planmäßiger geleistet werden müssen. Sie entzieht das Geben der Laune des Gebers und hebt es zum Range gesellschaftlicher Pflichterfüllung empor.

---

*) IV Congresso internazionale dell Assistenza pubblica e privata. 1906. Milano. Fascic. III. Tema II. Les écoles de bienfaisance aux Etats-Unis.

Um Großes zu leisten, bedarf es reicher Mittel, und diese zu gewähren müssen Geber gewonnen werden. Mit welchen Beweggründen?

Wem die Mahnungen des Evangeliums (Matth. VI, 1—4. Marc. X, 21. Lucas III, 10, 11, VI. 35 f. u. a.) tief im Herzen haften, und wer sie mit den oben entwickelten Anschauungen über die Gemeingefährlichkeit des Elends in Einklang bringt, bedarf freilich anderer Beweggründe nicht, um hilfsbereit und hilfsfreudig zu sein. Unter diesen anderen Motiven zum Geben ist eines der häufigsten und praktisch wichtigsten leider zum Nachteile der guten Sache in Mißkredit gekommen, indem man es mit Geringschätzung als »Eitelkeit« bezeichnet.

Wer Genugtuung darüber empfindet, als bereitwilliger Förderer gemeinnütziger Unternehmungen, als freigebiger Spender zum Nutzen der Armen anerkannt zu werden, verdient dafür so wenig Spott als derjenige, der auf sein reiches Wissen oder auf seine selbsterworbene Geltung »eitel« ist. Wehe uns, wenn es den Anhängern der Herrenmoral je gelingen sollte, unter Berufung auf den Kampf ums Dasein, in dem die Schwachen dem Untergang geweiht sind, oder auf das, »was Zarathustra sprach«, die Freude am hilfsbereiten Geben zu untergraben: damit wäre der praktischen Sozialpolitik der schwerste Schlag versetzt!

Ist auch Mitleid nicht die geeignete Grundlage für die Organisation des Wohltuns, so sollte das Geben doch niemals aufhören, auch »Herzenssache« zu sein, und deshalb noch ein Wort über die Schonung der Gefühle.

Die menschlichen Gefühle bedürfen großer Schonung, wenn auf ihre Betätigung gerechnet werden soll. Wie das Bromsilber vom Sonnenlicht, so werden sie durch das Licht der Öffentlichkeit, durch Besprechung, Analyse und Kritik verändert, zersetzt; um Dauerwirkung zu erzielen, ist es aber notwendig, sie aus den dunklen Tiefen des Innenlebens emporzuziehen. Was einst unwillkürlicher, natürlicher Ausdruck der Ehrfurcht, der Dankbarkeit, des Schmerzes, der Freude, der Zuneigung und Liebe gewesen war, hat sich, sobald es allgemein als Ausdruck dieser Empfindungen anerkannt war, in ein Zeremoniell der Huldigung, der Festfeier, der Trauer, der Begrüßung mit Kuß oder Handschlag verwandelt, es ist konventionell geworden und hat längst aufgehört, Gefühle zu verraten, an die in vielen Fällen niemand glauben würde. So kann auch die Schilderung unbewußter Gefühlsäußerungen, die einen Leser in Werken erzählender oder dramatischer Literatur oder den Beschauer eines Sittenbildes erfreut, weil diese Schilderung in ihm verwandte Gefühle erweckt, die Unbefangenheit des Benehmens anderer Leser oder Betrachter zerstören; die einen fürchten sich durch die unwillkürliche Gebärde oder Äußerung zu verraten, die anderen scheuen den Verdacht, durch dieselbe

zu »posieren«. Daraus erklärt sich meines Erachtens zum Teile die zuweilen als Gefühlsroheit getadelte Haltung junger Leute, die, in der Furcht zu posieren, verletzen.

Auch auf dem Gebiete des Wohltuns geht ähnliches vor. Gab man früher aus warmem Herzen, so gibt man jetzt, wo, ein warmes Herz vorausgesetzt, gefordert wird; wollte man früher helfen, so demonstriert man jetzt für die Hilfstätigkeit und ihre Anreger; das freiwillig Gebotene wird nur als pflichtmäßige Beisteuer betrachtet und das Geben verliert so den Charakter der Warmherzigkeit. Deshalb müssen die Reichen von heute nicht minder warmherzig sein als die von ehedem.

Viele ziehen sich aber dadurch, daß man ihre Gaben als Pflichtgaben ansieht oder ihnen »Eitelkeit« oder niedrige Motive unterschiebt, verletzt zurück und genügen dem Triebe ihres Herzens zum Wohltun insgeheim, leider aber deshalb oft ohne Verständnis und ohne Erfolg. Wer will, daß geholfen wird, muß die Freude am Geben zu wecken und zu erhalten suchen.

Daß viel gegeben und daß das Gegebene zweckmäßig verwendet wird, ist in unserer Zeit nicht mehr von nebensächlicher Bedeutung, wie es die Almosen früherer Zeiten gewesen sein mögen. Wohin wir unsere Blicke wenden, sehen wir Hilfsbedürftigkeit und Verwahrlosung nicht als gelegentliches Mißgeschick einzelner, sondern als Massenerscheinung und als das notwendige Ergebnis herrschender Verhältnisse, und die Sozialwissenschaft befaßt sich ernstlich mit der Erforschung dieser Erscheinung.

Ihre Ergebnisse werden vielleicht wertvolle Fingerzeige geben, aber die Hilfe darf nicht von ihnen abhängig gemacht werden, sie ist viel zu dringend. So möge denn jeder, der geben kann, sich bedenken, ehe er im unfruchtbaren Verzetteln des Verfügbaren fortfährt, und dort reichlich und warmen Herzens geben, wo er fruchtbare Fürsorgetätigkeit damit erhalten oder begründen kann!





Geschichte der kaiserlichen Sammlung altägyptischer Objekte in Wien. ❧ Dargestellt von Alexander Dedekind. ❧

Als im Jahre 1765 unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia durch die Vereinigung der bis dahin an sehr verschiedenen Orten zerstreut gewesenen Antiken, Münzen und Gemmen, welche Eigentum des Allerhöchsten Kaiserhauses waren, das k. k. Münz- und Antikenkabinett gegründet wurde, gelangte in dasselbe auch eine geringe Anzahl altägyptischer Objekte, über deren Provenienz fast jegliche Angabe fehlt.

Diese Gegenstände bildeten einen sachlich und numerisch untergeordneten Bestandteil des k. k. Antikenkabinetts und blieben bei der damaligen Nichtachtung angesichts altägyptischer Objekte zunächst gänzlich vernachlässigt und ohne Zuwachs. Es ist kein Verzeichnis jener Objekte vorhanden. Bloß aus einzelnen gelegentlichen zerstreuten Notizen läßt sich ersehen, daß diese Gruppe des k. k. Antikenkabinetts eine geringe Anzahl von kleineren Denkmälern, etliche Mumien und einige wenige Bildwerke aus Stein enthielt, unter

welchen die Diorit-Statue des Kemnefhorbak aus der 26. Dynastie das Hauptstück war. So sah es gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts mit dem Grundstocke der Sammlung altägyptischer Objekte des Allerhöchsten Kaiserhauses aus.

Ein Umschwung in diesen Verhältnissen trat erst ein, als Buonapartes Zug nach Ägypten die Aufmerksamkeit Europas auf das Nilland gelenkt und das Monumentalwerk der französischen Expedition, die »Description de l'Égypte«, zum ersten Male ein allgemeines Interesse für den Umfang und die Bedeutung der Denkmälerwelt des alten Ägypten geweckt und diese Antikensphäre zum ersten Male erschlossen hatte.

Auch die Wissenschaft Österreichs wandte der nun aufkeimenden Ägyptologie endlich Aufmerksamkeit zu. Nach Beendigung der Napoleonischen Kriege äußerte sich das erwachte Interesse an dem neuen Forschungsgebiete in mehreren wertvollen Zuwendungen ägyptischer Denkmäler an das k. k. Antikenkabinett. Diese Geschenke erfolgten seitens des Wiener Erzbischofs v. Milde und solcher Kunstfreunde, welche teils Konsulatsbeamte, teils mit Ägypten in Verbindungen stehende Kaufleute waren. So schenkte Erzbischof v. Milde eine im Jahre 1798 am Rennweg in Wien gefundene hockende Statue des Propheten Hapicha (20. Dynastie), ferner im Jahre 1814 der österreichische Generalkonsul in Kairo, Karl Ritter v. Rosetti, den kolossalen und mit prachtvoll eingravierten Hieroglyphen geschmückten Sarkophagdeckel der Königin Nit-chodeb-iri-bôn (das heißt: die Göttin Nit tötet den Übeltäter) und vier Jahre später (1818) der Triester Kaufmann Peter Jussuff zwei aus dem Tempel der Göttin Mut zu Karnak stammende riesige Sochet-Statuen. Diesen kostbaren Gaben ließ Jussuff im Jahre 1821 den von Arabern jahrhundertelang als Wasserbehälter benutzten Sarkophag des Anhernacht sowie eine aus weißem Marmor gemeißelte vierköpfige Sphinx (aus der Ptolemäerzeit) folgen, während als Widmung des Großhändlers Neubauer aus dem Jahre 1820 mehrere Antikaglien (ein Fischchen aus Amethyst etc.) zu nennen sind.

Auch die ersten Ankäufe fallen in diese Zeit. Jedenfalls nach 1799 erfolgte die Erwerbung des sogenannten Obicianischen Mumiensarges; im Jahre 1813 wurde durch Kauf der Deckel und ein bemaltes Seitenbrett des Sarges des Nasipahirôn, eines Hierogrammaten des Chonsu-Tempels in Theben, vom Hofrate Baron Plenker erworben.

In diese Epoche fällt auch der erste Versuch einer wissenschaftlichen Verwertung von ägyptischen Denkmälern des k. k. Antikenkabinetts durch Hammer-Purgstall.

Eine günstige Gelegenheit zu einer namhaften Vermehrung der kaiserlichen Sammlung altägyptischer Objekte ergab sich im Jahre 1821, als der

Doktor der Medizin E. August Burghart, welcher im Begriffe stand, nach Ägypten abzureisen, auf Veranlassung der k. k. Haus-, Hof- und Staatskanzlei sich erbot, antike Objekte für das kaiserliche Antikenkabinett zu sammeln und nach Wien zu überbringen. Obgleich Dr. Burghart kein Archäolog von Beruf war, so ließen ihn doch seine vielseitige Bildung sowie die durch frühere Reisen im Orient erworbenen Erfahrungen zu dieser Mission geeignet erscheinen, welche ihm auch in der Tat von Direktor von Steinbüchel übertragen wurde. Eine vom damaligen Kustos Josef Arneth flüchtig niedergeschriebene Reiseinstruktion vom 31. Mai 1821 gab die Direktive für Burgharts Sammeltätigkeit und enthielt eine nach dem damaligen Stande der Wissenschaft aufgestellte, ziemlich lückenhafte Liste der Desiderata, in welche auch die klassische Kunst einbezogen war. Da Dr. Ernst August Burghart auf seiner beschlossenen Reise keine eigenen Ausgrabungen vornehmen konnte, so mußte er sich auf den Ankauf der ihm brauchbar erscheinenden Gegenstände beschränken.

Schon am 10. November 1821 konnten dem damaligen Oberstkämmerer Rudolf Grafen v. Wrbna die Ergebnisse der abgeschlossenen Reise Burgharts gemeldet werden. Die von demselben erworbenen Objekte beliefen sich, nach einem summarischen Verzeichnisse (und zwar nach dem allein erhaltenen summarischen Ausweise), auf drei Mumien (jede Mumie in einem Doppelsarge), zirka 60 Stelen, einige kleine Bildwerke aus Stein, auf mehrere andere Bildwerke, 27 Papyri und auf eine größere Anzahl von anderen kleineren Objekten, wie Bronzen, Fayencen, Amuletten (darunter 13 aus Gold), Kanopen, sonstigen Gefäßen, Holzgegenständen u. s. w., welche sämtlich noch im Dezember 1821 wohlbehalten in Wien eintrafen.

Den größeren Teil dieser Stücke hatte Burghart von einem gewissen C. Lebolo in Alexandrien, einem Sammler, angekauft; und wohl auch den Rest hatte Burghart von Antikenhändlern erworben. Dadurch war es ihm möglich geworden, seinen Auftrag in so kurzer Zeit und ohne Vornahme von eigenen Ausgrabungen, zu welchen ihm sowohl die Mittel als auch die Vollmachten gefehlt hatten, mit verhältnismäßig sehr geringen Kosten durchzuführen, wofür ihm die Belobung von seiten seiner Auftraggeber ausgesprochen wurde. Vor allem ist zu bedauern, daß unter den Objekten der Burghartschen Sammlung die monumentale Kunst, insbesondere die wichtige Kunstperiode des Alten Reiches (3600—3000 vor Christo) nicht vertreten war. Das Mittlere Reich dagegen (2400—2100 vor Christo) erschien vermöge der Burghartschen Ankäufe durch einige Stelen vertreten.

Infolge der Erwerbung der Burghartschen Sammlung, durch welche einzelne Gruppen namhaft an Vollständigkeit gewonnen hatten, war die Kollektion

altägyptischer Objekte an Zahl und Umfang so bedeutend angewachsen, daß die Lokalitäten des k. k. Antikenkabinetts zur Unterbringung derselben nicht mehr ausreichten. Man entschloß sich daher, die Sammlung in abgesonderten Räumlichkeiten aufzustellen und gleichzeitig aus ihr eine Spezialsamm-



lung altägyptischer Objekte zu bilden, welche aber dem k. k. Antikenkabinett administrativ angeschlossen bleiben sollte. Zu diesem Behufe wurde im Jahre 1822 das erste Stockwerk des Harrachschen Gebäudes in der Johannesgasse (alt Nr. 972) provisorisch gemietet und die Aufstellung sämtlicher im Eigentume des Allerhöchsten Kaiserhauses befindlichen ägyptischen Denkmäler in fünf Zimmern dort sofort in Angriff genommen und bis zum 10. September 1823 beendet. Dem Publikum war die neue Wiener Sammlung an jedem Samstag geöffnet. Zur Orientierung und Belehrung wurde vom Direktor des k. k. Münz- und Antikenkabinetts Anton v. Steinbüchel eine »Beschreibung der k. k. Sammlung ägyptischer Altertümer« verfaßt. Dieser Katalog (Wien 1826) ist noch heute von hervorragendem Interesse. Steinbüchel hatte auch bereits 1824 die mit Figuraldarstellungen und Inschriften verzierten Skarabäen der kaiserlichen Sammlung auf vier Tafeln veröffentlicht.

Die Auslagen für den Ankauf der Burghartschen Sammlung sowie die Kosten der Neuaufstellung der ägyptischen Objekte nötigten dazu, vorläufig auf weitere Erwerbungen zu verzichten. So mußte das Anerbieten von Doktor Burghart, welcher im Jahre 1823 abermals nach Ägypten reiste und sich neuerdings zur Vermittlung von Erwerbungen erbot, ebenso abgelehnt werden, wie das Angebot zum Ankaufe (Betrag 30.000 Francs) der Sammlung ägyptischer Objekte des Bernardino Drovetti in Triest, einer aus 59 Stücken bestehenden auserlesenen Kollektion. Am bedauerlichsten war die Ablehnung der Offerte zum Ankaufe der hochbedeutenden, für 200.000 Gulden angebotenen Sammlung des schwedischen Konsuls Anastasy, welche später nach Leyden kam. Auch wurde das Angebot des Reisenden Passalacqua (1827) abgelehnt.

In dem Harrachschen Gebäude verblieb die kaiserliche Sammlung bis zum Jahre 1836, in welchem die Kündigung der Miete seitens des Hauseigentümers erfolgte. Bereits seit längerer Zeit hatten in Voraussicht einer solchen Eventualität zwischen den verschiedenen Hofämtern Verhandlungen über die Beschaffung anderer Räumlichkeiten stattgefunden gehabt, ohne jedoch wegen der mannigfachen sich hiebei ergebenden Schwierigkeiten zu

einem Resultate zu führen. Doch nunmehr vor eine definitive Entscheidung gestellt, entschloß man sich für die im westlichen Flügel des k. k. Unteren Belvedere neben der Sammlung der antiken Skulpturen gegen den Gebäudehof zu gelegenen Lokalitäten, welche bislang als Dienerwohnung verwendet worden waren. Diese Wahl war in mehrfacher Hinsicht keine glückliche und wohl nur deshalb getroffen worden, weil die Verwaltung der, administrativ dem Direktor des k. k. Antikenkabinetts unterstellten Sammlung altägyptischer Objekte dadurch wesentlich vereinfacht und erleichtert erschien. Die notwendigen Adaptierungen wurden sofort vorgenommen. Die Neuaufstellung der Sammlung wurde nach den Angaben des damaligen Direktors des k. k. Münz- und Antikenkabinetts Josef Arneth begonnen und bis zu dem hiefür bestimmten Termin im Oktober 1837 beendet.

Die neuen Räumlichkeiten reichten von vornherein nicht zur Aufnahme aller Objekte aus, so daß dann gar erst die später erworbenen großen Objekte aus Stein (mit Ausnahme des Sarkophagdeckels der Königin Nit-chodeb-iri-bôn) in dem Saale der antiken Skulpturen und dessen Nebenzimmern vereinzelt und aus dem Zusammenhange losgelöst, nach Maßgabe des vorhandenen Raumes, untergebracht werden mußten. Selbst für die kleineren Denkmäler boten die beschränkten Lokalitäten nur unzureichenden Platz und machten eine sehr gedrängte Aufstellung notwendig, bei welcher die Folge der kleineren Objekte zumeist nach dem Material bestimmt ward, aus welchem die Gegenstände gearbeitet waren.

Auch in ihrem neuen Unterkunftsraume, in welchem die Sammlung 53 Jahre verblieb, erfuhr sie durch Ankäufe und Schenkungen vielfache Bereicherungen. — Im Jahre 1837 widmete Herr Isidor Löwenstein eine Anzahl von Götterfigürchen und Antikaglien. Im Jahre 1846 führte der österreichische Generalkonsul in Alexandrien, Herr Anton Ritter v. Laurin, der Sammlung 11 Stelen zu und außerdem Teile dreier Apismumien, welche bei Saqqarah gefunden worden waren. Zu diesen wertvollen Gaben gesellte sich im Jahre 1847, ebenfalls als Spende des Ritters v. Laurin, der schöne Granitsarkophag des Hierogrammaten Padepep. Im Jahre 1846 waren die bisher in der Sammlung altägyptischer Objekte aufbewahrt gewesenen elf griechisch-ägyptischen Papyri, darunter die sogenannten Zoïs-Papyri (ihr Inhalt betrifft die schwere Klage einer gleichzeitig die Götter zu ihren Zeugen und Helfern anrufenden Tochter, weil ihren Kindern die Bestattung im Familiengrabe verweigert wurde), tauschweise gegen das Senatusconsultum de Bacchanalibus (über eine Aufhebung der Bacchanalienfeier) aus dem Jahre 186 vor Christo und gegen eine Anzahl antiker Büsten an die k. k. Hofbibliothek abgegeben.

Im Jahre 1852 hatte sich die Sammlung eines für die demotische Literatur wertvollen Zuwachses zu erfreuen, nämlich des Papyrus Kremer. Dieser Papyrus war ein Geschenk seitens des am 27. Dezember 1889 in Döbling verschiedenen Ministers außer Dienst, des bekannten Arabisten Alfred Freiherrn v. Kremer. Das Schriftstück enthält ein Spottgedicht auf einen Harfenspieler. Ferner sind aus dem Jahre 1853 als abermalige Schenkung des österreichischen Generalkonsuls v. Laurin zu verzeichnen: 9 Stelen, 2 Kolossalköpfe von Pharaonen der 20. Dynastie, 3 kleinere Skulpturen und der kolossale Granitsarkophag des Hierogrammaten Nes-Schu-Tafnut (d. h. »der an das Götterpaar Schu und Tafnut attachiert ist«). Dieser Sarkophag war in Saqqarah gefunden worden.

Im Jahre 1854 erhielt die kaiserliche Sammlung vermöge der Widmung seitens des österreichischen Konsuls in Kairo Franz Champion als Zuwachs eine Gruppe von drei sitzenden Figuren aus Sandstein (jetzt in Saal I, Nr. XXIII, Inventarnummer 48) und den vollständigen, aus Theben stammenden Kanopensatz (4 Kanopen) mit dem Namen der Prinzessin Tes-Bastper (d. h. »die Göttin Bast läßt Getreide emporsprießen«), einer Tochter des Pharao Osorkon II., welcher um das Jahr 850 vor Christo regiert hat (22. Dynastie). Hiezu kam als Geschenk seitens des österreichischen Generalkonsuls Christian v. Huber eine aus dem Fayum, bei Medinet el-Fayum gefundene Stele aus der Zeit des Kaisers Augustus mit griechischer Inschrift. Der tätigen Vermittlung des nämlichen Generalkonsuls (v. Huber) verdankt die Sammlung ferner die im Jahre 1857 durch Ankauf erfolgte Erwerbung des herrlichen Sarkophages des Fnochem-Isi (Pa-nochem-Isi). Dieses Prachtstück ward aus dem Besitze der Herren Frisch & Co. in Kairo gekauft. Hiedurch wurde die Zahl der in der kaiserlichen Sammlung befindlichen Sarkophage auf vier gebracht.

In den Jahren 1864 und 1865 nahmen die Erwerbungen ihren Fortgang. Es wurden in der genannten Zeit ein großer, schöner Bronzesperber und mehrere andere vorzügliche Bronzen aus der Sammlung Böhm erworben, sowie zwei bisher in der k. k. hydrographischen Anstalt in Triest befindlich gewesene ägyptische Holzsärge minderer Erhaltung mit den dazugehörigen Mumien; ferner eine Kindermumie, welche sich ebenfalls bis dahin in der k. k. hydrographischen Anstalt in Triest befunden hatte.

Die Orientreise Seiner Majestät Kaiser Franz Josefs nach Ägypten im Jahre 1869 (anläßlich der Eröffnung des Suezkanals) hatte einen außergewöhnlich interessanten Zuwachs, eine in ihrer Art einzige Bereicherung der Sammlung zur Folge. Der österreichische Ingenieur in Alexandrien Anton Lucovich widmete damals dem Monarchen drei Monolithsäulen aus rotem Porphyr

(Syenit) in Form von gebündelten Schäften mit Lotosknospen-Kapitellen. Diese Säulen rühren ungefähr aus dem XV. Jahrhundert vor Christo her, stammen aller Wahrscheinlichkeit nach aus einem unterägyptischen Tempel und hatten halbvergraben im Sande bei Alexandrien gelegen. Diese mächtigen Monolithen bilden imposante Proben ägyptischer Architektur, wiegen ungefähr je 800 Zentner, sind jetzt als Plafondträger der Säle I und V des Kunsthistorischen Hofmuseums verwendet und bilden dort eine sonst in keinem anderen Museum vertretene Spezialität der Architektur des Landes vom alten Nil. Es tragen diese Säulen die Namensschilder der Pharaonen Thothmes' (Tuthmosis) IV., Meri en Ptah und Seti II.

Im nämlichen Jahre, 1869, widmete Seine Exzellenz Josef Freiherr v. Schwegel eine hervorragend schöne, mit der zweimal dargestellten Gestalt und mit den Namensschildern von Psametik II. ausgestattete Interkolumnialplatte. Das Jahr 1870 brachte seitens Seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Rainer zwei wertvolle Zuwüchse, nämlich ein schönes, großes bronzenes Libationsgefäß (reich bedeckt mit Figuren und Inschriften — nach letzteren für den Totenkult des Priesters Ptah-hotep bestimmt —) und einen Spiegel aus Bronze mit dem Namen des Amonpriesters Hor-em-ônk.

Seitdem die erfolgreichen Ausgrabungen Auguste Edouard Mariettes auf den Pyramidenfeldern von Gizeh und Saqqarah die hohe Entwicklung der Kunst — insbesondere die Plastik — des Alten Reiches kennen gelehrt hatten, machte sich in der kaiserlichen Sammlung der Mangel an Denkmälern der gedachten Epoche empfindlich fühlbar. Die Bemühungen der hiebei auf den Zufall von Anerbietungen angewiesen gewesenen Museumsverwaltung, in den Besitz plastischer Werke des Alten Reiches zu gelangen, waren längere Zeit erfolglos geblieben. Es schien beinahe schon, wie wenn darauf verzichtet werden müßte, die hochentwickelt gewesene Kunst jener Epoche überhaupt in der kaiserlichen Sammlung zur Anschauung zu bringen. Doch bot sich im Jahre 1873 die Gelegenheit zur Erwerbung zweier plastischer Werke aus dem Alten Reiche, nämlich der Porträtstatuetten: 1. des Oberbaumeisters Honka und 2. eines sitzenden Hierogrammaten. Diese beiden Objekte stammen aus den uralten Gräbern von Meidun und wurden dem weiland Professor Dr. Heinrich Brugsch abgekauft. Unter den sonstigen Bereicherungen im Jahre 1873 ist ferner ein aus dem Alten Reiche stammendes Gefäß aus grünem Porphyr hervorzuheben, sowie das Bruchstück einer aus der Wand eines thebanischen Grabes herausgesägten Kalksteindekoration aus der Zeit des Pharao Hor-em-Heb, mit welchem (um das Jahr 1400 vor Christo) die 18. Dynastie abschließt. Dies Objekt bildet die direkte

Fortsetzung einer Kalksteindekoration, welche sich im Museum zu Leyden befindet. Auch der Ankauf eines schönen Kalksteinsphinx (im Ägyptischen sind die Sphinxe regelmäßig männlich) mit einer bemerkenswerten Inschrift aus der 26. Dynastie bereicherte im Jahre 1873 den Bestand der Sammlung in sehr erwünschter Weise. Auch dieser zuletzt genannte Sphinx wurde von Heinrich Brugsch erworben.

Dazu kamen im Jahre 1875 ein Hochzeitsskarabäus Amenophis' III. (etwa aus der Zeit 1450 vor unserer Zeitrechnung) und ein Granitbalken mit einer überaus schwungvollen Anrufung des Ptah durch den Prinzen Chamuas, einen Sohn von Ramses II. (approximativ aus der Zeit um 1300 vor unserer Zeitrechnung). Ein ungewöhnlich interessantes und gut erhaltenes Stück von hohem Werte brachte der kaiserlichen Sammlung das Jahr 1876. In diesem Jahre wurde nämlich aus dem Nachlasse des seinerzeit wegen einer vermeintlichen naturwissenschaftlichen Entdeckung vielgenannt gewesenen Professors Franz Unger ein alabasternes Salbengefäß erworben. Dieses enthält Reste einer schwarzen Augenhaarschminke. Sie wurde auf ägyptisch »meszem« genannt, enthält nach weiland Virchows chemischen Analysen besonders Schwefelblei und war nach Plinius' Zeugnis auch den Römern wohlbekannt. Gegenwärtig wird sie noch allgemein bei den Arabern unter dem Namen »Kohol« verwendet. Das erwähnte Gefäß in Gestalt eines Affen (einer Meerkatze), der ein Junges in den Armen hält, zeigt den Vornamen Meri-Ra des Pharao Afofi (gewöhnlich irrtümlich »Pepi« ausgesprochen) und stammt aus der 6. Dynastie (etwa 3000 vor Christo). In den Jahren 1877 und 1878 wurden von Herrn Liebl 22 Skarabäen angekauft.

Die Studienreise, welche mein Amtsvorgänger, der damalige Kustos der Sammlung, Dr. Ernst Ritter v. Bergmann, im Winter 1877/78 nach Ägypten unternahm, gab Gelegenheit zur Erwerbung einer funerären Barke mit Pavillon, einer doppelseitig hieratisch beschriebenen Holztafel sowie einer Anzahl musivischer Flachreliefs aus Tell el-Yahudiè (Hügel der Juden). Sonstige Reste solcher bunten und glasierten Fayence-Wandgemälde finden sich in Berlin, im Louvre, im neuen Museum in Ägypten und sonst verstreut. Diese Flachreliefs stellen teils ausgezeichnet modellierte Köpfe verschiedenrassiger Kriegsgefangener dar, teils Rümpfe kniender Kriegsgefangener in überaus reich verzierten Gewändern und stammen aus einem zerstörten Tempel Ramses' III.

Eines namhaften Zuwachses hatte sich die Wiener Sammlung ägyptischer Objekte bis zu der am 17. Oktober 1891 erfolgten Eröffnung des Kunsthistorischen Hofmuseums sowohl durch die Einbeziehung der im Schlosse Miramar aufbewahrten ägyptischen Objekte, als auch durch einige Geschenke

seitens Seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit des Kronprinzen Rudolf zu erfreuen. Entstanden war jene Sammlung von Miramar aus zwei, zu verschiedenen Zeiten gemacht gewesenen Erwerbungen des Kaisers Maximilian von Mexiko. Die erstere Erwerbung fiel in das Jahr 1855 und die zweite in das Jahr 1866.

Am 17. Oktober 1891, an dem denkwürdigen Tage der feierlichen Eröffnung des Kunsthistorischen Hofmuseums, wurden die altägyptischen Objekte endlich in ihrer Totalität der allgemeinen Besichtigung und Verwertung erschlossen.

Den bedeutendsten Zuwachs unter den zahlreichen Neuerwerbungen in den letzten Jahren bildet ein von der ägyptischen Regierung der kaiserlichen Sammlung zugewandtes Geschenk in Gestalt mehrerer Mumiensärge, jedoch ohne die Mumien, aus der 21. Dynastie (etwa von 1050 bis 950 vor unserer Zeitrechnung). Diese Objekte waren 1891 zu Deïr el-Bahari aufgefunden worden. Die Geschenksendung traf 1893 im Museum ein und schuf einen neuen Anziehungspunkt in den berühmten Sammlungen am Burgring in Wien. Die in sechs Sälen untergebrachte Sammlung altägyptischer Objekte besteht jetzt (im März 1907) aus 6686 Stücken.





Mittelmeerfahrt (1873). Von Josef Freiherrn von Doblhoff.

Krank und darum reisemüde verbrachte ich den Winter 1872—1873 in Montreux an den lachenden Ufern des »Léman«. Auf meinem Tische lag Théophile Gautiers »Constantinople«; darin las ich täglich; oft kehrte ich zu der Stelle zurück, welche mir neuen Mut gab: »qui a bu boira — qui a voyagé, voyagera«. — Es war mir wohl klar, daß »le vagabondage cosmopolite« ein gefährliches Element sei, der Unruhe des Zugvogels zu vergleichen, daß uns das Wandern verzichten läßt auf die wahre Freundschaft, uns der Familie entfremdet, daß bei der Jagd nach dem Unbekannten die Lebensgeister immer mehr des Ortwechsels bedürfen und der Spruch des Persers: »Traurig ist der Morgen des Weisen und der Abend des Wanderers« viel Wahres enthalte. So glaubte ich. In diese Stimmung brachte der Lenz, wie mit einem Zauberschlage erwacht, Licht und Farbe, und ein Brief mit dem Poststempel »Stambul« gab vollends den Ausschlag, ein Schreiben des mir befreundeten Obersten Messoud Bey (Felix Smith) im Generalstabe, »Bureau der ausländischen Korrespondenzen«, im »Seraskierát«.

Wie ein Warnruf schien mir diese Einladung an das »Goldene Horn«, denn, nachdem ich in drei Jahren Italien, Spanien, Frankreich, England, Ägypten und die Vereinigten Staaten von Nordamerika besucht hatte, war es ja Pflicht, auch den historischen Boden von Byzanz zu schauen, ehe mich meine weiteren Pläne durch den Suezkanal in gar zu ferne Längen und Breiten versetzten; also rasch ans Werk!

Einen Tag später war ich via Genf in Lyon; im Flug ging es per Expreß nach Süden. — Was hätte Marie de Rabutin-Chantal (»Madame de Sevigné«), welche 1672 nach dreißigtägiger Fahrt von Paris nach Marseille die neue

Diligence als größten Fortschritt im Verkehrsleben begrüßt hatte, was hätte diese geistvolle Briefstellerin zum Nizza-Expreß gesagt, welcher zwölf Meilen pro Stunde macht? Wir wissen gar nicht, wie gut wir's haben!

In Marseille blühte schon alles. Dort beginnt der Sommer im April. — Thümmels*) und seiner Nachfolger farbenreichen Bildern habe ich nichts hinzuzufügen als Freudenrufe über dieses »Klein-Paris«, dessen Bewohner sogar stolz prahlen: »Si Paris avait une Cannebière, Paris serait une petite Marseille.« Diese Hauptstraße ist eine der elegantesten der Welt, aber noch viel schöner ist der Blick bei der weit hinaus leuchtenden Madonnenkirche auf dem Felsen über der Corniche, wo man einen Rundblick genießt auf beide Häfen, die See, die Leuchttürme, die Stadt, die Küste bis zur flachen Rhônemündung, auf das romantische Gefängnis des Monte Cristo, das Château d'If, die Inseln Ratonneau und Pomégue, die Felsmauern des Strandes und die zahllosen Gärtchen, deren Rosenfluren von Schmetterlingen umgaukelt waren, auf Wälder von Mandelblüten, kurz, auf ein Meer von Frühlingslust. Sogar zwei Dattelpalmen wendeten in den heißdurchglühten Ecken des prächtigen Château d'eau ihre Blätterbüschel der Sonne, freilich auch sehnsüchtig der fernen afrikanischen Heimat zu.

In dem neuen Hafen »La Joliette«, dem gegen den gefürchteten Mistral (maestrale) geschützten Asyl der Seefahrzeuge aller Größen, heizten mehrere Dampfer, meist von den »Messageries maritimes«, einer Gesellschaft, welche schon 1853 Staatssubvention erhalten hatte und seit 1860 den Dienst nach Ostasien (bis 1869 um Afrika) besorgte. — Hier lag ein kleinerer Dampfer, fast wie eine Privatjacht gebaut; es war der »Tanaïs« (Capitaine Coulonne), nur 1263 Tons mit 280 Pferdekräften; er heizte für Athen—Konstantinopel; das war mein Schiff. — Ich betrat das Deck um 3 Uhr; die Kabine glühte hinter der sonnenbeschienenen Eisenwand, aber draußen spielte die Brise mit den Wimpeln und ein beseligender Hauch von würziger Meerluft kam uns entgegen, als wir vor dem alten Hafen wendeten. Bald verkündeten die Befehle von der Offiziersbrücke »Volldampf«, ein Zittern durchzog den Rumpf des schlanken Schiffes, wir traten in die Bai; links an dem Château d'If vorüber ging es längs der Küste, der Corniche, die von rastlosen »Brechern« der Brandung bestürmt wurde. Ein Wogen und Wiegen, ein Schäumen und Tosen war es, wie Jubelgesang des freien Elementes; immer größere Wellen hatte der »Tanaïs« zu zerschneiden: »La houle du large se fait sentir«, sagte der erste Offizier.

Der Kurs war Süd-Süd-Ost; allmählich entschwand die Küste den Blicken, nur mehr die üppig bewachsenen Höhen bei Toulon leuchteten schwach vom

*) Thümmel, »Reisen in die mittägigen Provinzen von Frankreich« (1785—1786).

Festlande herüber, davor zahlreiche Mastspitzen der Kriegsschiffe zu unterscheiden waren. Der Wind setzte noch stärker ein, trieb den Rauch des Schlotes wie eine lange Trauerschleppe über das sprudelnde milchweiße Kielwasser, welches unseren Weg ins Meer zeichnete, und schüttelte Takelage und Segelstangen, die ächzten und knirschten.

Die Tafelglocke ertönte, ein beliebter Klang, denn die Küche auf den »Messageries« gilt als ausgezeichnet. Die beweglichen Marseiller taten alles, um das Tischgespräch in Gang zu bringen; von Chauvinismus, Revanchegelüsten war bei diesen vielgereisten Seeleuten nichts zu bemerken. Wer den »Deutschtümler« nicht zur Schau trug, konnte schon 1872 als »Allemand« sehr gut mit Franzosen verkehren, vollends ein Österreicher. Man braucht sich an Bord eines Passagierdampfers nicht vorschreiben zu lassen, mit wem man in der buntgewürfelten Gesellschaft verkehren solle, doch eigentlich zurückhaltend sind nur die Engländer, denen ihr »Ich« wichtiger dünkt als die Welt, was sie eigentlich zu Hegelianern macht. — Neben ihnen gab es Türken, Griechen, Deutschrussen, einen deutschen Ingenieur von den türkischen Bahnen, unter den Franzosen einen Duc Tacher de la Pagerie (der einzige mir von früher her bekannte Passagier des »Tanaïs«, welchen ich 1872 an der Table d'hôte zu Athen im »Hôtel d'Angleterre« kennen gelernt hatte), einen Kaufmann aus Zagazig (in Ägypten), welcher nach Bujukdere am Bosporus übersiedelte, einen Rochefort-Schwärmer, ferner eine Pariserin, mehrere nach Neapel reisende Geschäftsagenten und einen Künstler ohne nähere Angaben. Der witzige »premier mécanicien« und der ruhige, feine, vertrauenerweckende Kommandant Coulonne erheiterten und verbanden die Gesellschaft, so daß zwischen 10 und 11 Uhr abends alle fröhlich die Kabinen aufsuchten, ohne Nausea, »le mal au Cœur«; das große Leid hatte trotz der »coups de mer« mit seinen Spinnenfüßen noch kein Opfer für Neptun ausersehen; der kleine »Tanaïs« durchschnitt tapfer die Wasserberge.

Am Morgen des folgenden Tages näherten wir uns den Felstrümmern der interessanten Straße von Bonifacio zwischen Korsika und Sardinien, die zwischen Capo di Feno und Kap Testa beginnt; nachdem wir die Höhe von Ajaccio verlassen hatten, sahen wir die Steilküste des »Bodens der Blutrache« schon ganz nahe. — Mit Marinegläsern wurde die »Wiege Bonapartes« gemustert und einer — ein Franzose — zitierte dramatisch:

»Une île lui donna naissance (Korsika),
Tombé, il repart d'une île (Elba),
Et meurt dans une île (St. Helena),
Tué par une île (England),
Il sort de la mer et s'y replonge!«

Während dieser phantastischen Deklamation zog eine Gruppe von Sardellenfischern an uns vorbei, alle gleich aufgetakelt, mit gleichfarbigen Segeln; alle lagen im gleichen Winkel an dem Winde, gleichmäßig Distanz haltend, wie eine uniformierte Truppe, die über die Wogenkämme zur Parade marschiert, wie eine Truppe als Ehrenwache des toten Korsen, welcher einst der Welt geboten von der Charybdis bis zum Sund.

Unsere Aufmerksamkeit wurde jedoch bald abgelenkt durch die sieben Klippen, »Les Moines« genannt, welche der Gewalt des Meeres trotzten, während die Inselwände von der Riesenbrandung total unterwaschen waren; über letzteren, östlich von Capo di Feno (Pertusato), hängt hoch oben die verwitterte Ortschaft Bonifacio wie ein Wespennest am Rande, so zwar, daß man glaubt, das ausgehöhlte Gestein müßte in der nächsten Stunde in die Fluten stürzen. Die Strömung reißt das Wasser an den rötlichgelben Klippen vorbei, wie bei den Nilkatarakten. Ein Chaos von Felsstücken, Nadeln und Platten wird von den leuchtenden Schaumzungen beleckt, bis an die mittleren Schichten der bröckligen, gelbbraunen Stützmauern der halbzerstörten Abhänge. Man kann sich kaum ein fesselnderes Bild von Fels und Meer denken.

Östlich von Kap Testa (Sardinien), hinter Isola di Sa. Maria und Isola di Sa. Maddalena, tauchte Caprera auf (die »Ziegeninsel« Garibaldis), kahl, fast weiß, wie ein Stück der ausgebrannten libyschen Wüste; ein leichter Mistral setzte ein, schwellte bei Ost-Süd-Ostkurs unsere Segel und trieb uns so rasch vorwärts, daß wir bald die Küste Italiens erblickten. Mit welchen Gefühlen hatte ich dort zwei Jahre zuvor fünf Monate lang Kunststudien getrieben! Die Freude stieg mir auf die Lippen und ich erzählte bei der Tafel meinen Nachbarn von der Weihnachtsnacht im Eilwagen Mentone—Savona, vom Schneesturme im Apennin, von der Abreise König Amadeos nach Spanien, von Carrara, Pisa, Florenz, dem Waggonbrande bei Cecina, der Fahrt im Tiberwasser bei Palo durch die Campagna und wie ich (gleich Tamino in der »Zauberflöte« geläutert durch die Feuer- und Wasserprobe) in der Neujahrsnacht einzog unter die Tempel Roms. Ich schilderte die Fluten im Ghetto, die Brotverteilung auf dem Kapitol durch Gemeindediener, auf deren Kappen »S. P. Q. R.« zu lesen war; ich zeichnete die Via Appia, Albano, Frascati, Tusculum, Nemi, wo ich mit Künstlern geschwelgt, das Forum, den tarpejischen Fels, bis uns das herrlichste Meerleuchten noch spät abends an die Bordwand fesselte, denn Myriaden heller Punkte zeigten sich in den Wogen; im Kielwasser glänzte der Mondschein, nur das Sternenlicht war so weit, so fern, so fremd!

Bei Morgendämmerung sah ich Ponza und die ferne Küste bei Gaëta, um 6 Uhr den Epomeo auf Ischia. Capri stieg aus dem Nebel, der

Vesuv aber trug einen Wolkenhut, zahmer als im Jänner 1871, da ich ihn (noch vor dem mächtigen Ausbruche, aber schon bei dichtem Lapilliregen) mit Herrn v. C.... r., zwei Amerikanern und einem Engländer bestieg.

Zahlreiche Segel verstellten die Aussicht auf das Häusermeer von Neapel; als wir dann in den Hafen einliefen, lagen zwei »Russen« (eine Jacht und ein Kriegsschiff) verankert dort, welche die kranke Kaiserin*) nach Sorrento gebracht hatten. Da wir kaum drei Stunden verweilten, betrachteten die meisten nur die Verkäufer und Musikanten und vermieden eine Landfahrt; ich zeigte einem Salonikier die »Chiaja« und den »Toledo«. — Die Abfahrt eines italienischen Panzers, die Salutschüsse, die Akrobaten und Bettler, die Möwenscharen, welche unermüdlich den Steindamm, die Raaen und Masten kreischend umschwebten, einige Sorrentiner Marktschiffe, die »Orangen übers Meer« trugen (wie Scheffel singt) und, unter Winddruck auf der Seite liegend, pfeilgeschwind die Schäume durchfurchten, endlich das Geschrei der Bootführer, welche Verspätete brachten, die gerade noch Zeit hatten, auf das Fallreep des »Tanaïs« zu springen — das alles bot ein so bewegtes Bild, daß es schwer war, sich zu sammeln, so lange uns noch der Lärm des fieberhaften Treibens, des Volksgetümmels in die Bai von Parthenopolis nachfolgte.

Hell erstrahlten in der Mittagssonne die entzückenden Ufer bei Castellamare, Sorrento und Massa, jenseits die bei Pozzuoli und Bajae (»fontibus tepentes«). — So durcheilten wir das alte Kraterbecken, an dessen Ufern das Volk um den Vulkan tanzt und singt. Orangen- und Blumendüfte trug der Tramontano vom Monte Sant' Angelo herunter. — Unter der Felsburg »Ana-Capris« stiegen jenseits die »Faraglioni« aus dem Wasser, kühn die Stirnen bietend dem Wogenschwall. Das offene Meer da draußen glich einem großen, weit gefalteten, im Winde flatternden Mantel aus tiefblauer Seide mit Lilaschatten, durchwirkt mit Goldfäden (den Sonnenreflexen), an den Rändern mit Eisbärenfell verbrämt (den Küstenbrechern und Brandungsschäumen).

Ein kleines Rededuell, eine politische Diskussion zwischen dem Herzog und dem Anhänger Rocheforts bewies uns, daß hier zwei feine Klingen von echtem Pariser Schliffe gekreuzt wurden, deren Schlag wie Musik tönte und die mit Salut der rhetorischen Gegner gesenkt wurden, ohne den Anstand zu verletzen. — Es hinderte nicht, noch einen letzten Blick dem Golfe von Salerno im Abendscheine, den Bergen bei Paestums Tempeln und den Felsen des Klosters bei Amalfi bis zum Kap Campanella zuzuwerfen.

---

*) Starb 1880.

Gegen Mitternacht erschien etwas, was weder Lampenlicht noch Sternenglanz war; wie fernes Blitzen zuckte es auf; es war das Feuer des »Stromboli«, der Schein der innen kochenden Lava auf den über dem Kraterrande hängenden Nebeln. Der Felszahn »Strombolicchio« tauchte aus dem Wasser, dahinter die breite Masse des Berges, und ein heller Glanz schimmerte wie Phosphor über den liparischen Inseln: der kreideweiße Schnee des Ätna im Mondlichte in duftiger Ferne.

Schon um halb 7 Uhr morgens befanden wir uns in der Enge von Messina. Ein klarer Tag zeigte uns hoch oben über Giardini das griechische Theater von Taormina, in welchem sich einst Ludwig I., König von Bayern, Stücke von Sophokles in der Ursprache hatte vorlesen lassen.*) Die Sonne warf ihren Glanz wie auf eine Metallscheibe, so ruhig war das Meer hier vor der Scylla und Charybdis von Kap Faro bis Reggio; die sandige Küste spiegelte sich sogar darin.

Bei Capo dell' Armi wendete der »Tanaïs« auf Ostkurs gegen Kap Spartivento zu; Sizilien versank hinter uns. Wir steuerten nun östlich und kein Land lag mehr, den Kurs verhindernd, zwischen uns und Kap Matapán, Griechenlands und Europas Südspitze; wir durchzogen bald die Grenze des Adriatischen und Jonischen Meeres. Der Ruf dieses Kaps (auch Kap Tanaron) ist nicht schlimmer, als die Tatsachen; für uns wenigstens begann schon frühmorgens ein heftiges »Roulis«, noch lange, ehe wir uns dem Kanal von Cervi genähert hatten. Unter den verschiedensten Vorwänden verschwanden die Passagiere vom Deck, andere kamen gar nicht aus den Kabinen: — Seekrankheit wütete in den Reihen und als die Glocke zum zweiten Frühstück ertönte, waren wir nebst dem Kapitän und dem Mécanicien nur drei Hungrige. Doch nach der Suppe hörte das Schwanken auf und — siehe da — gelockt durch Tellerklirren und Gläserklang — erschien einer nach dem anderen, mehr oder minder bleich; — die Farbe wechselte auch der Wirt, aber mit einem leisen Fluche in den Bart, denn er hatte schon auf einen hübschen Gewinn aus übriggebliebenen Resten unberührter Speisen gerechnet.

Die (»myrtenreiche und rosenduftende Insel«) Kythera (oder Cerigo), die »Wiege der Anadyomene«, hatte sich huldvollst zwischen uns und den Süd-Ost gestellt, der von Kleinasien herüberwehte; so konnten die Dulder nachholen, was sie schon verloren glaubten; die Situation stimmte sehr heiter, man erzählte aus dem Stegreife, die Palme jedoch erhielt diesmal der Engländer, welcher behauptete, ein Landsmann von Albions Küsten habe einmal

*) So erzählte mir der 68jährige Francesco Strazzera (1844 des Malers Waldmüller Cicerone) im Jahre 1871.

ein Stück vom Kap Matapán abgeschlagen und sich auf den Schreibtisch gestellt, darauf war in Goldlettern zu lesen: »Die Südspitze Europas«.

Wir stiegen auf Deck, sahen südöstlich die Insel, nördlich Berge. Der Mécanicien wies hin und sagte: »Täschett!« Niemand verstand ihn. »Tädschetjus« verbesserte der Engländer, »where they exposed children!« »O, der Taygetus!« meinten die Herren. Der volle Rückblick auf den Golf von Marathonisi (Kolokyntha) fesselte uns, bis wir das Kap Sant' Angelo (Malia) ins Auge faßten, dem wir auf fast 30 Meter nahe kamen. Ein Eremit lebte dort, wohlbekannt den Schiffern, der sich jedoch uns nur wenige Minuten zeigte, um mit der griechischen Flagge ein Zeichen des Grußes zu geben. Zwischen Karavi und Velopulon (Kaimenis) ging es nordwärts. Die Nacht fiel ein; vergeblich spähten wir nach Äginas Umrissen. Die Lichter des Piräeus tauchten aus dem Nebel, als wir Mitternacht von den Uhren lasen.

Bald kreuzte der Dampfer das »Kap Sunium«, fuhr durch den Canal d'Oro und an Euböa vorbei; ich verschlief diese stürmische Nacht, die uns tanzen machte bis Lesbos. Als ich erwachte, jagte eben eine »Goletta a palo« (Dreimasterschoner) an uns vorbei, nur ein Marssegel am Großmast und ein dreieckiges Vorsegel am Bugspriet, diese windgefüllt bis zum Platzen; wir hatten hier ein Bild von unserer eigenen Bewegung vor Augen, die uns übrigens, dank dem Südweststurme, in der Stunde $13^1/_2$ Knoten vorwärts trieb. Ohne »Violons«*) war es nicht möglich zu speisen, und jetzt kam der Wirt auf seine Rechnung, denn keine »Venus-Insel« schützte uns und die »Sappho-Insel« war noch nicht erreicht. Metelin (Mytilene, Lesbos), die »Insel des Gesanges«, sieht sehr nüchtern aus, das Malerischeste ist der Hügel hinter der Stadt, welchen ein altersgraues, massig gebautes Fort der Genuesen krönt. Allmählich verlor der Sturm seine Kraft.

Postdampfer dürfen zu jeder Zeit durch die belebte Dardanellenstraße fahren. Als wir nach einigen Stunden die roten und grünen Doppelfeuer (errichtet während des Krimkrieges von den Engländern) sahen, wußten wir, daß der nächste Morgen uns ans Ziel bringen werde; es war am fünften Abend seit Marseille. Vor Kaléh Sultaniéh (oder Tschanák) hielten wir an. Boote kamen zur Schiffstreppe, viele Passagiere wechselten den Dampfer, um die Linie nach Saloniki zu benützen. Das hohe Ufer verhinderte uns, von der Troas irgendwelchen Eindruck zu erhalten. Ein hier an Bord eingetroffener Belgier, welcher mit seinem Freunde die Ausgrabungen Schliemanns gesehen hatte, erzählte jedoch sehr fesselnd:

---

*) »Violons«, offene Schutzkistchen für das Eßgerät, mit Schnüren verbunden; die Flaschen werden gelegt oder sind bei der Tafel aufgehängt.

»Wo die Lichter das Dorf Yeni-Schey anzeigen, liegt das Grab des Patroklus. Seit einem Jahre (1872) gräbt Schliemann unermüdlich im Kampfe mit Wind und Wetter. Seine treue Genossin hilft ihm; so oft sie der Stätte jedoch den Rücken kehren, wird mit der Arbeit ausgesetzt, eine Gewohnheit hiesiger Arbeiter. Schliemann verrät sich als Autodidakt und Dilettant: In dem Grabe lag niemals Patroklus; nächstens findet er das des Agamemnon, und wenn er ein Fersenbein entdeckt, so ist es für ihn gewiß die Achillesferse. Schmuck haben sie sicher aus dem Nachlasse der Helena und des Priamos; das große »trojanische Pferd« werden sie wohl auch finden, wenn es nicht verbrannt ist. Dieses Aufbauschen aller Dinge, die nervöse Ungeduld ist die Folge des Götzendienstes für Lebende, ein Zug der Zeit; der Beste glaubt an das Verhimmeln seiner Erfolge, während die wissenschaftliche Welt ihn nur als Vermittler braucht und darum seine Lücken im Wissen und seine Eitelkeit geduldig hinnimmt.«

Die Nacht führte uns in das Marmarameer. Gerade drei Tage nachdem wir im Golf von Neapel eingefahren, ebenfalls mit anbrechendem Tage, kamen wir in Sicht der zum Bosporus sich verbindenden Küsten Europas und Asiens. Ein seltener Glücksfall war unsere rasche Abfahrt vom Piräeus gewesen, denn es heißt: »Stambul, in der Morgensonne von Süden gesehen, ist der schönste Anblick der Erde!« Da die Linien noch verwischt waren, besah ich mir die Farben des Sonnenaufganges. Ein Maler müßte tatsächlich verzweifeln an den kühnen Mischungen; träfe er sie auch, wer würde sie glauben? »Erst ein gelbroter Streif über Asien, wie ein greller Trompetenstoß durch den blaugrauen Morgendunst über der Ostküste, als Heroldszeichen des himmlischen Schauspieles; undeutlich heben sich Küstenbildungen aus dem Wasser, ein Hauch von Violett deutet an, daß Berge dahinter sind, ein Hauch von Rosa an den Rändern der Wölkchen im Westen verkündet die Nähe des Sonnenballes. Erwartungsvoll blickt man auf Asien, davor die bleiern schwer wogende Wassermasse ruht, durchzuckt von schwefelgelben Lichtern und mit bläulichen Schäumen bedeckt. Plötzlich ein Glanz, wie der Schein eines aufflackernden Feuerbrandes: wie eine gewaltige vulkanische Eruption tritt aus den Bodendämpfen der Sonnenball heraus, schleudert auf die Wolkenschicht über uns seinen Glanz, belebt, vergoldet, erwärmt und klärt den Zugang zum Paradiese, dessen Perle wir sehnsüchtig am nördlichen Horizonte zu erkennen suchen.« So war es, so schrieb ich es nach der Natur in mein Reisebüchlein; versucht einer, es in Farben zu geben, er wird nicht verstanden werden.

Als die letzten Nebel von den breiten Strahlenbündeln verjagt waren, sahen wir Böjuk, Stephano, jenseits Brussa und die Schneehäupter Klein-

asiens, vor uns unterschied man schon die feinen Linien der Prinzeninseln. Eine Viertelstunde später tauchte wie ein Feenmärchen ein Bild aus den Fluten, dessen prachtvolle Konturen, von schlanken Moscheenadeln gekrönt, sich scharf von dem mattblauen Firmamente abhoben. Bei wachsendem Seegange, zwischen Gruppen von Segelschiffen, umspielt von drolligen Delphinen und schreienden Möven, erblickten wir das von der Aprilsonne grell beleuchtete Yedikale, Heptapyrgon (das Schloß der »sieben Türme«) und die Spitzen der zahllosen Zypressen zwischen den höheren Dächern und Kuppeln von Stambul. Nach 5 1/2 Tagen Fahrt von Marseille hatten wir das letzte Kap vor dem »Goldenen Horn« erreicht, vor uns lag der »Leanderturm« auf einsamer Klippe (denn auch hier spielt diese Sage), tatsächlich ein Festungsturm, bis zu welchem einst eiserne Ketten gespannt waren, den Verkehr zu zwingen. Beschiktásch schob sich rechts vor mit dem hölzernen Sommerpalaste des Großherrn, weiter das herrliche Schloß des Sultans: Dolma bagdsché, davor Panzerfregatten. Zwischen zahllosen Kaiks zogen Möven ihre Kreise, rastlose Bojen zerrten an ihren Ketten im Gewoge, darüber ein Knäuel von Schiffen, ein Gewirre von Gärten im ersten Grün, massige Moscheenbilder mit ihren Minaretts, welche, gleichsam emporjubelnd, den Sieg des Islam einst über das morsche Byzanz zu verkünden hatten, das alles umrahmt von den Häuserterrassen der Säulen an der Pforte des »Goldenen Horns«, Seráglio und Tophané!

So genoß das Auge noch niemals; es war für mich das schönste Hafen- und Städtebild der Erde, es webte und lebte ein harmonisches Farbenspiel aus diesem Füllhorne von Schönheit, durchbraust von dem Hafenleben, dem Getöse der Stadt; — ich rieb mir die Augen, ob es nicht ein Traum sei, wie einst vor dem Anblicke des Urner Sees mit dem Eissarkophage Uri-Rothstock.

Gegenüber Bebek waren die Rasenplätze neben dem Marmorkiosk des Sultans (mit schönem Goldgitter) dicht besetzt. Verkäufer mit »Mastix-Likör«, mit »Rachat Lockum«, dem türkischen Konfekt (aus Mehl, Honig und Trauben bereitet) und Konfituren »Chalva« (aus Sesam und Honig mit Mehl) wandelten von Gruppe zu Gruppe. Im Hintergrunde ritten Haremswächter, äthiopische Typen, auf prächtigen Arabern eine »Phantasia«, als wären sie im Zirkus Renz, und zwischen den Equipagen drängten sich Soldaten, feine Griechen, Neger, großbärtige Türken, oft prächtige Gestalten, Bettler durch, manche mit grünen Turbans, als »Nachkommen des Propheten«, die den Titel »Emir« tragen dürfen.

Wir mußten uns durch die Massen drängen, sogar an Igelverkäufern vorbei, welche ihre stacheligen Objekte dicht unter die Nasen der Passanten hielten; über die »Petits champs« ging's in den kleinen Friedhof, dessen Grabsteine eine Geschichte des Turbans aus vier Jahrhunderten darstellen.

Durch eine Seitenstraße fiel mein Blick hinüber auf Stambul. Die Sonne stieg, die Schiffe ruhten an ihren Ankern, Wellenschäume blitzten an ihren Booten auf, hinter ihnen stieg die alte Stadt und ich stand mitten unter Grabsteinen und im Schatten düsterer Zypressen!

Der Freitag (des Sultans Moscheenbesuch), die erste türkische Kunstausstellung, eine große griechische Leiche, die Ausflüge nach Skutari (Chrysopolis) in Asien, der Ritt zu den sieben Türmen, die Fahrt nach den Prinzeninseln, zu den »süßen Wassern Asiens«, nach Rumeli Hissar und Andoli Hissar — füllten die Tage aus. Alles herrlich! Nur einen schlechten Eindruck nahm ich von Konstantinopel mit, die Masse räudiger Hunde in den Straßen. Wehe dem Europäer, den sie verfolgt; kein Türke beschützt ihn.

Im Mai langte ich in Wien an; die Eindrücke von der Weltausstellung wurden eine gute Vorschule für die geplante Weltreise. Schon im Herbste sah ich Ceylons Pflanzenpracht. Die großen Fragen im Osten Asiens wurden mir 1874 klar, denn ich schaute Jung-Japans erste Regungen, ja, der »Samurai-Aufstand« bei Nagasaki hinderte sogar für kurze Zeit unsere Weiterfahrt. Trotz der wechselvollen Eindrücke habe ich nichts Größeres in das Schatzkästlein von Erinnerungen aus meinen Wanderjahren aufgenommen, als was ich gesehen in Rom und Konstantinopel, den Metropolen der versunkenen Römermacht im Osten und Westen.

Hilflos wäre ich gewesen ohne Vorkenntnisse: Immer führten mich die empfangenen Eindrücke zurück zur Schule. Die Persönlichkeit des Lehrers, seine Art, zu lehren, erwacht in der Erinnerung, denn die in der Jugendzeit geweckten Empfindungen für Großes, Edles, Schönes sind das Entscheidende. Aus der Schule stammt die Geistesrichtung; ohne Lob und Ermunterung, ohne Führung und Beispiel geht die Schule des Lebens später spurlos an uns vorbei.





Meine Bombe. (Auch ein Jubiläum.) ♣ Von Alexander Dorn. ♣

Vor fünfundzwanzig Jahren erlebte Triest sein großes Jubiläum. Anno 1382 hatte die Stadt zu ihrem Heile sich unter den Schutz Österreichs gestellt, und das Jahr 1882 war der Feier der Erinnerung an jenen bedeutungsvollen Staatsakt gewidmet. Eine große österreichisch-ungarische Industrie- und Landwirtschaftsausstellung bildete den Hauptteil und Mittelpunkt der festlichen Veranstaltungen, welche der Verherrlichung der für beide Teile so segensreichen Vereinigung dienen sollten.

Trotz mancher Schwierigkeiten, die ja bei solchen Unternehmungen immer sich entgegenstellen, die aber, wie meistens, auch in diesem Falle überwunden wurden, konnte die Durchführung des Planes glücklich zu Ende gebracht werden. Die Beteiligung der Aussteller war eine befriedigende, die Anlage und Einteilung erwies sich als vollkommen zweckentsprechend, und schon am Vorabend der Eröffnung konnte man sowohl von den Einheimischen als auch von den bereits in beträchtlicher Zahl aus dem Binnen-

lande eingetroffenen Interessenten ungeheuchelte Äußerungen von Lob und Anerkennung vernehmen. Wir vom Komitee waren glücklich in der Erwartung schönster Erfolge.

Am 1. August fand die Eröffnung statt. Erzherzog Karl Ludwig, der Protektor der Ausstellung, war persönlich erschienen und geizte nicht mit Lobsprüchen für die Veranstalter; übereinstimmend mit allen Teilnehmern an dem Feste, gab auch er seinem Entzücken über den prächtigen Anblick lebhaften Ausdruck. Von herrlichem Sonnenschein — wohl etwas warm — beglänzt, bot die ganze Anlage am Strande von St. Andrea in der Tat ein wundervolles Bild; die große, in schönen architektonischen Verhältnissen gehaltene Ausstellungshalle beherrschte die in südlicher Üppigkeit prangenden Gartenanlagen mit den darin verstreuten zahlreichen, größtenteils geschmackvollen Spezialbauten und Pavillons, und angesichts des ernsten Werkes erfüllte der strahlende Himmel und das blauende Meer, das uns gegen Mittag als Willkommgruß eine erfrischende Brise zusendete, Gemüt und Seele mit edler Heiterkeit.

Noch berückender war es am Abend. Der ganze Platz mit allen Kunststücken der damaligen Beleuchtungstechnik illuminiert, auf dem Wasser farbig leuchtende, musikspendende Schiffe, brillante Feuerwerke — und alles getaucht in das bezaubernde Silberlicht des Vollmonds, der aus klarem Sternenhimmel herniederschien; im Hintergrunde schimmernd vorübergleitende Segelboote erhöhten den poetischen Reiz des wirklich feenhaft schönen Bildes und alle, die von dort heimgingen, nahmen einen Eindruck mit sich, an den die Erinnerung wohl lange nicht erlosch.

Auch der folgende Tag verlief in eitel Freude. Festliche Rundfahrt im Golf und abends große Soirée beim Statthalter zu Ehren seines Gastes, des Erzherzogs. Diesem eine besondere Huldigung darzubringen, war ein Fackelzug des Veteranenvereines bestimmt. Alles war zufrieden; insbesondere die Veranstalter. Neben der Genugtuung über das unbestrittene Gelingen ihres Werkes empfanden diese auch ein Gefühl der Erleichterung, eine Befreiung von geheimer Angst. Es gab ja Elemente, welche die Zugehörigkeit Triests zu Österreich nicht als geeignetes Objekt einer Festfeier betrachteten, und da man dort auch gewohnt war, daß diese Elemente ihre Ansichten zuweilen in recht störenden Demonstrationen zum Ausdrucke brachten, so war eben die Besorgnis gerechtfertigt, daß feindselige Anschläge gegen das Unternehmen selbst — etwa während der Vorbereitungsarbeiten — geplant seien oder daß ein Mißklang in die Eröffnungsfeierlichkeiten gebracht werde. Nun waren letztere fast zu Ende und nichts war geschehen! Wir atmeten auf — leider zu früh; denn der Blitz kam! Doch nicht aus heiterem Himmel, sondern aus dunkler Torwölbung. Dies trug sich folgendermaßen zu.

Der Fackelzug — genauer gesagt Lampionzug — des Veteranenvereines formierte sich bei der großen Kaserne und zog von dort um 9 Uhr aus. An der Spitze Oberfinanzrat v. Rainer, der Vizepräsident des Vereines, als Kommandant; sodann die Musikkapelle, hinter dieser der Präsident Raecke mit dem Vorstande — dem auch ich angehörte — dann etwa 400—500 Veteranen mit Lampions. Als wir über den Korso marschierten, spielte die Kapelle den schönen Marsch »O, du mein Österreich«; die Fahrbahn war freigeblieben, an beiden Seiten gingen die Lampionträger, die Trottoirs dahinter von Menschen überfüllt. Alle waren in bester Laune, ich speziell freute mich nach starken Anstrengungen der letzten Zeit auf ein paar ruhige Tage. Eben dachte ich bei mir: Es ist doch gut, daß nichts geschehen ist — da hatte ich das Gefühl, als sei ich mit dem rechten Fuße auf einen harten Körper getreten und von demselben abgerutscht; zugleich ein Knall, eine rasch aufsteigende Flamme, der momentane Gedanke: Also doch eine Petarde — —

Ich schlage die Augen auf — höchst erstaunt, mich auf dem Boden liegend zu finden. Die Musikkapelle höre ich schon ziemlich gegen den großen Platz zu entfernt lustig spielen; zu beiden Seiten der Fahrbahn marschieren noch immer die Lampionträger. Da will ich aufstehen, der Musik und meinen Vorstandskollegen nachzueilen — nun erst fühle ich, daß mich jemand von rückwärts stützt, sehe, daß ein Blutstrom von mir fließt — das Schienbein ist zerschmettert!

Da kamen nun ein paar Herren aus der Menge vom Trottoir heran — Mitglieder des Turnvereines »Eintracht«, dessen Präsident ich damals war — und trugen mich in eine nächstgelegene Apotheke. Dort waren schon fünf oder sechs andere, leichter Verwundete; mich setzte man in einen Fauteuil, das rechte Bein auf ein Taburett legend. Dr. Castiglioni war — durch Zufall in der Nähe beschäftigt — sofort in die Apotheke eingetreten, und er betreute schon die anderen, als ich hereingetragen wurde. Bei mir war aber die Sache doch viel ernster. Zum Glück aber war kurz vorher das Jodoform erfunden worden und Dr. Castiglioni, der stets dem Fortschritt der Wissenschaft gefolgt war, hatte davon Kenntnis; in der Apotheke selbst war dieses neueste Heilmittel nicht einmal vorrätig, der Doktor bestand darauf, daß es anderswoher geholt werde. Mittlerweile wurde auch für eine Tragbahre gesorgt. Alsbald wurde die Wunde mit Jodoform förmlich paniert, ich sandte noch in der Eile ein Telegramm an meine in Adelsberg zur Sommerfrische weilende Frau: »Bin verwundet, komme gleich zurück«, dann legte man mich auf die Tragbahre, deckte diese zu, und nun wurde der Transport nach Hause bewerkstelligt.

Dieser Transport war nicht sehr angenehm; der ziemlich weite Weg führte durch die belebtesten Stadtteile, Korso, großen Platz, die enge Via

Cavana, über den Leipziger Platz hinauf in die etwas abseits liegende Via Massimiliana zu meinem Hause. Hilflos lag ich in dem finstern, gedeckten Kasten, zu jeder Seite des Kopfes ein kleines, verhängtes Luftloch. Hut und Handschuhe hatte man mir auf den Magen gelegt, wie einer Leiche. Von der eigentlichen Größe meiner Verletzung hatte ich keine rechte Vorstellung, wußte nur, daß sie beträchtlich und gefährlich war, was natürlich den Ausgangspunkt für allerlei unheitere Gedanken abgab; dazu die Triester Augusthitze, an deren voraussichtliche Beziehungen zum Wundverlauf sich auch manche Ideenassoziationen knüpften. In diese Gedankenreihen mischte sich die Vorstellung von dem Schreck meiner armen, geliebten Frau, die aus der idyllischen Ruhe der krainischen Wälder gerissen werden sollte, sowie auch patriotischer Schmerz über die politische Seite des ganzen Vorganges, von dessen Details ich übrigens gar nicht unterrichtet war.

Durch die Wände des Deckels hörte ich dumpf das Brausen der Menge. Eine ungeheure Erregung hatte sich nach dem Bekanntwerden des Attentats der gesamten Bevölkerung bemächtigt; die Massen durchzogen die Straßen, und insbesondere die Slawen der Vororte gaben in Drohungen ihre Wut kund, die sich stellenweise auch bis zu Exzessen steigerte. Die Träger meiner Bahre hatten wohl zuweilen Mühe, ihre Last heil durch den Menschenstrom zu lotsen. Aber es gelang doch, und mit Beruhigung merkte ich endlich, daß wir durch die menschenleeren Seitengassen meinem Hause nahe kamen.

Zum Glück war das Dienstmädchen heimgekehrt. Mit einigen Schwierigkeiten brachte man mich zu Bett, und ich wartete nun auf die Ärzte, die übrigens gar nicht lange säumten. Dr. Castiglioni war, nachdem er in der Apotheke meine Expedition in die Wege geleitet, zum Primarius Dr. Theodor Escher, einem ausgezeichneten Chirurgen, geeilt, und nun brachte er ihn zu mir. Öffnung des vorläufigen Verbandes, bedenkliche Gesichter, lang andauernde Narkose, dann der Orakelspruch: »Nun, wir hoffen, den Fuß erhalten zu können« — eine Äußerung, die wohl mehr negative als positive Erwartungen auslöste!

Aus einer 17 *cm* langen Wunde an der inneren Seite des Unterschenkels waren die Splitter des zertrümmerten Schienbeines herausgezogen worden, die Wunde gereinigt, mit Jodoform behandelt und wieder verbunden worden; das Projektil aber hatte man nicht gefunden. Ein Wagen blieb vor der Tür, und ein junger Mann, der zur Wartung zurückgelassen worden, hatte den Auftrag, im Falle des Auftretens starker Blutung sofort den Arzt wieder holen zu lassen. Es war halb zwei Uhr geworden, als die beiden Doktoren mich verließen; ich bat noch Dr. Escher, er möge ein beruhigendes Telegramm an meine Frau senden, und da mir einfiel, daß Adelsberg keinen

Nachtdienst habe, bat ich ihn, auch beim Telegraphenbureau zu veranlassen, daß doch dieses Telegramm sofort abgehe und zugestellt werde. Dies geschah auch.

Gegen drei Uhr glaubte der junge Mann eine verstärkte Blutung zu bemerken und sandte sofort den Wagen um Dr. Escher. Dieser kam alsbald mit einem Assistenten. Nach Abnahme des Verbandes bemerkte Dr. Escher eine Anschwellung an der Außenseite des Beines und konstatierte das Vorhandensein eines harten Körpers unter der Haut. Ein Schnitt öffnete den Weg zu diesem und gleich darauf war das Projektil, ein kräftiger Bombensplitter, herausgezogen, die Wunde auch auf dieser Seite von Stoffresten und dergleichen gereinigt; damit war erst die Grundbedingung für die Möglichkeit der Heilung getroffen — mit hoffnunggebenden Worten verabschiedete sich der Arzt.

Meine Frau erhielt beide Depeschen im »Adelsberger Hof« um halb drei Uhr morgens. Man kann sich den Eindruck vorstellen, den die Nachricht auf die aus tiefstem Schlafe Erweckte machte. Sie konnte sich die Sache gar nicht erklären, dachte an ein Duell oder sonst einen Unfall, den wahren Vorgang ahnte sie nicht und konnte ihn auch gar nicht vermuten. Sie packte rasch alles zusammen und eilte auf den Bahnhof, wo sie — in welcher Stimmung! — bis halb sechs Uhr auf den Wiener Nachteilzug warten mußte. Im Bahnhofe zu Nabresina bemerkte sie große Aufregung unter den Leuten auf dem Perron, wie sie die Triester Morgenblätter lasen und eifrig diskutierten; da fragte sie aus dem Fenster einen fremden Herrn, was denn geschehen sei; dieser, der sie offenbar vom Sehen kannte, sagte, es sei eine Petarde in Triest geplatzt und einige Leute seien verwundet worden. »Auch Ihr Herr Gemahl — aber beruhigen Sie sich, es ist nichts von Bedeutung!« Als nun meine Frau ein Zeitungsblatt wollte, sagte er: »Ach nein, hier ist ja alles übertrieben, Sie würden sich nur unnötig aufregen.« Während dieser Zwiesprache setzte sich der Zug in Bewegung und die Frau blieb ohne Kenntnis der wahren Lage. Dem Unbekannten aber, der sich da so zart und fürsorglich benommen, bin ich heute noch tief dankbar.

Auf dem Triester Bahnhof erwarteten drei Herren vom Vorstande des Veteranenvereines meine Frau, um ihr einige tröstende Worte zu sagen — ihre betrübten Mienen gaben Anlaß zu den schlimmsten Befürchtungen; diese Mienen waren auch bis zu einem gewissen Grade gerechtfertigt, denn in der Nacht, besonders nachdem man erfahren, daß die Ärzte ein zweites Mal geholt wurden, zirkulierten böse Gerüchte. Mit Bestimmtheit wurde erzählt, es sei mir bereits der Fuß abgenommen; ja voreilige Telegramme

meldeten sogar an die Wiener Blätter die Nachricht von meinem Tode. So schlimm war es aber doch nicht!

Mit der möglichsten Raschheit eines Triester Einspänners eilte nun meine Frau in höchster Aufregung zu mir. Durch die vor dem Hause angesammelte Menge von Neugierigen stürzte sie in mein Schlafzimmer, und da konnte sie sich wenigstens zunächst von meinem Lebendigsein überzeugen, und auch der Fuß, kunstgerecht verbunden und hoch auf geschichteten Kissen liegend, machte seine Anwesenheit höchst auffallend bemerkbar. Ich trachtete natürlich, die Gute nach Möglichkeit zu beruhigen, und sprach mit dem mir angeborenen heiteren Optimismus die Überzeugung aus, daß ja an der Heilung nicht zu zweifeln sei. Bald kam auch der Arzt und half mit bei dem Trösten — und so endete die todesschwangere Nacht mit einem hoffnungsvollen Morgen.

Die Hoffnung täuschte auch nicht — nur dauerte die Erfüllung etwas lange. Aber immerhin — dank der ausgezeichneten ärztlichen Behandlung und der aufopfernden, hingebenden Pflege durch meine Frau wurde ich schließlich gesund und nach einem Jahre war alles wieder gut.

Erst im Laufe des Tages erfuhr ich selbst alles, was sich zugetragen; ich kehre daher jetzt noch einmal zu dem Momente zurück, der mich Bewußtlosen auf das Pflaster warf. Aus dem Tore des Hauses Nr. 9 am Korso war über die Köpfe des auf dem Trottoir stehenden Publikums hinweg in die Mitte des hinter der Musikkapelle einherschreitenden Vorstandes des Veteranenvereines eine Bombe — Orsini-Bombe — geworfen worden. Sie traf zunächst den Präsidenten, einen ungewöhnlich großen, starken Mann, aui die Schulter und fiel von da zu meinen Füßen auf den Boden, wo sie explodierte. Ein großer Splitter — etwa in der Größe eines Semmelfünftels — fuhr mir in das Bein und was da weiter geschehen ist, habe ich erzählt. Ein anderer starker Splitter flog merkwürdigerweise über die Menge hin an eine ziemlich entfernte Straßenecke, traf dort einen zufällig dastehenden jungen Mann in den Hals und tötete ihn sogleich. Außerdem gab es in kleinerem Umkreise noch zwölf bis fünfzehn weniger bedeutende Fußwunden, teils bei den Lampionträgern, teils bei einigen Musikern der Kapelle.

Da war nun ein Moment großer Gefahr. Die Kapelle hörte zu spielen auf, einige Leute machten Miene davonzulaufen, und wenn nun da eine Stockung eingetreten wäre, so hätten die Lampionträger und das Publikum nachgedrängt und es wäre zu fürchterlichen Szenen gekommen. Ich selbst wäre wahrscheinlich von der Masse zertreten worden. Nun aber vollbrachte der Führer des Zuges, der schon erwähnte Oberfinanzrat v. Rainer, eine große, rettende Tat! Mit einer ans Befehlen gewöhnten Kommandostimme,

der sich alles fügt, rief er zur Kapelle: »Einschlagen und vorwärts!« Und dies wirkte unmittelbar. Der Marsch ertönte wieder, die Kapelle setzte sich in Bewegung, die Lampionträger folgten in ungestörter Ordnung und es machte sich ein Aufenthalt so wenig bemerkbar, daß schon die Nachfolgenden vom zwanzigsten oder dreißigsten Mann an gar nicht mehr wußten, daß etwas Besonderes geschehen sei: Sie hatten wohl den Knall gehört, aber an knallende Petarden, die keinen Schaden anrichteten, war man ja damals in Triest gewöhnt, und man vermutete weiter nichts als wieder einen solchen Scherz.

Als Werfer der Bombe wurde ein gewisser Contento eruiert, ein höchst übelbeleumundetes Individuum. Als die Nachforschungen auf seine Spur führten, leugnete er zwar und suchte sich durch falsche Alibi-Angaben herauszureden; aber alle Indizien ließen es als unbezweifelbar erscheinen, daß er tatsächlich der Verbrecher gewesen. Zu einem definitiven Resultate führte jedoch die Untersuchung nicht, denn Contento, der tuberkulös und physisch bereits sehr herabgekommen war, starb während der Untersuchungshaft im Gefängnisse.

Für die Ausstellung, das stolze Jubiläumswahrzeichen, war aber dieser Bombenwurf der Beginn einer ganzen Serie von Mißgeschicken. Es war geradezu merkwürdig: während der ganzen Vorbereitungsarbeiten bis zum Tage der Eröffnung war dieses patriotische Unternehmen vom Glücke begünstigt — und von da an folgte Unglück auf Unglück, wie es kaum je bei einer anderen Ausstellung der Fall gewesen sein dürfte. Furchtbare Witterungsunbilden, tödliche Unfälle bei elektrischen Leitungen verursachten an Ort und Stelle riesige Schädigungen. Die Überschwemmungen in Oberitalien und Kärnten schwächten oder verhinderten den Zufluß von Besuchern, deren man eine große Zahl aus diesen Gegenden mit Recht erwartet hatte. Und endlich — als im September der Kaiser kam, um der eigentlichen Feier des Jahrestages der Verbindung Triests mit Österreich die höchste Weihe zu geben, da versuchte sich der Fanatiker Oberdank heranzuschleichen, um das größte Verbrechen zu begehen — zum Glücke konnte er noch sozusagen im letzten Augenblicke unschädlich gemacht werden. Aber während der Anwesenheit des Kaisers herrschte infolgedessen die düsterste, ängstlichste Stimmung, und Sciroccoregen von tropischer Stärke vereitelten fast alle festlichen Veranstaltungen.

Erst im Oktober konnte ich die Ausstellung noch ein paarmal im Rollstuhl besuchen. Schön war sie ja noch immer, und von den Tücken des Schicksals war ihr von außen kaum etwas anzumerken; aber als sie geschlossen worden, war die Bilanz des mit so viel Elan und unleugbarem Geschick ins Werk

gesetzten Unternehmens in jedem Belange eine ziemlich trübselige; als einziger Glücksfall wäre noch zu bezeichnen, daß der beträchtliche Haupttreffer der Ausstellungslotterie von dem Unternehmen selbst gemacht wurde.

Wenn es gestattet ist, noch eine Bemerkung allgemeinen Charakters der Erzählung dieses persönlichen Erlebnisses beizufügen, so möchte ich an diesem Beispiele zeigen, wie oft die Konsequenzen von zeitlich und räumlich ganz entfernten Tatsachen sich in einem Einzelfalle betätigen. Hätte ich nicht im Jahre 1859 freiwillig den italienischen Krieg mitgemacht, so wäre ich kein Veteran gewesen, hätte nicht an dem Festzuge teilgenommen und auch von der Bombe nichts abbekommen; hätte der kürzlich so tragisch dahingeschiedene Mosetig nicht rechtzeitig das Jodoform erfunden, so wäre ich wahrscheinlich rettungslos verloren gewesen. Die schlimme Konsequenz von einer Seite wurde durch die gute Konsequenz von der anderen unschädlich gemacht, und so bin ich — soferne man das Leben überhaupt als ein Glück betrachten will — heute in der glücklichen Lage, nach fünfundzwanzig Jahren die Vorgänge einer Nacht zu erzählen, von der es sehr zweifelhaft war, ob ich sie überleben würde.

Wien, 2. August 1907.





Zur Kunst. Kleine Erlebnisse und Anmerkungen eines Kunstfreundes. ❦ Von M. Dreger. ❦

Monumental wirkt ein Bauwerk nur dann, wenn man an seine Festigkeit glaubt, ohne sie nachweisen zu können. Bei Eisenbauten wird man sofort nachrechnen wollen, und wo das Rechnen beginnt, stellen die Zweifel sich ein.

»Das sieht aus, wie wenn er noch nicht bauen könnte«, sagte die Dame, als sie vor einem einfachen modernen Landhause stand, und dachte dabei sicherlich, wenn er — d. i. der Architekt — erst auf Seite 78 oder 79 des Lehrbuches angelangt ist, dann wird er schon die Giebel und Erkerchen darauf setzen wie die anderen . . .

* * *

Museumsleiter und Kunstfreunde sollten Preise aussetzen auf möglichst gute Fälschungen von Antiquitäten; vielleicht würden manche Modesammler dann die Lust verlieren, nur Altes ergattern zu wollen.

Wäre ich Museumsleiter, so würde ich einem alten Kniffe folgen und vor den besten Werken Bretterzäune aufstellen; dann würden die Leute immer durch die Ritzen hindurchschauen und wirklich genau sehen.

Ein Berliner Kamerad erzählte mir von einer Mutter, die auf der Ausstellung ihrer Tochter immer wieder zurief: »Emilie, so staune doch mal 'n bißchen!« — Über einen Freund staunen wir nur, wenn er uns gerade befremdet; die Kunst befremdet heute die Menschen aber fast immer.

* * *

Wenn der Tölpel vom Lande zum ersten Male in einen Salon tritt, wird er gewiß höchst originell erscheinen. In Wirklichkeit ist man aber nur übertölpelt. — Originell ist nur der, der auch die Lebensart anderer kennt und doch selbständig bleibt.

Um eine neue Bewegung zu grunde zu richten, braucht man sie nur rasch zur offiziellen zu machen. Dann werden die à la mode-Streber Orgien feiern, und die Kunst ist begraben.

* * *

Unsere heutigen Schulen gleichen vielfach dem Schlaraffenlande. Es fliegt der Jugend die geistige Nahrung ohne weitere Anstrengung in den Mund. — Fallen einem aber alle guten Früchte von selbst zu, so bleiben nur die Giftbäume übrig, will sich einer selbst etwas holen.

Unsere Schüler haben zumeist keine Zeit, sich bei Livius an altrömischer Größe zu begeistern oder bei Tell von der Freiheit der Berge zu schwärmen. Kaum hat der Mund sich zur Bewunderung geöffnet, so fällt schon eine neue Frucht hinein.

Verbotene Früchte schmecken am besten; beim Kinde sind es eben auch die einzigen wirklich erworbenen. Da tritt zum Genusse, den das Obst selbst bereitet, noch der Genuß überwundener Mühe und Gefahr.

Ist einer in einem Fache groß geworden, so hat er damit meist heimlich und mühsam begonnen. Wer wird aber Beeren auflesen, wenn die Trauben in den Mund hängen?

Wenn man alles von den sogenannten besten Lehrern erhalten hat, so glaubt man, falls andere anderes denken, das könne nur zwei Ursachen haben: entweder die anderen wissen das Gute noch nicht — dann muß man sie eben belehren — oder sie wollen es nicht wissen — dann muß man sie eben zerschmettern.

Glücklich das Kind, das Goethes »Sah ein Knab' ein Röslein stehn« auch dann albern findet, wenn man es zur Bewunderung des »wohlgetroffenen Volkstones« auffordert. Wenn es reif ist, wird es von dem Liedchen entzückt sein, auch ohne solchen Hinweis.

Kunst soll unsere Phantasie harmonisch ausgleichen. Aber soll man dort ausgleichen, wo ein Hauptteil noch fehlt? Das Kind empfindet noch nichts von alle dem, was die Erhaltung der Menschheit betrifft. — Schließe den Ausgleich nicht zu früh, damit auch dieses noch Platz finde und nicht getrennt einherlaufe neben dem fertigen ästhetischen Dasein. Auch die Griechen hatten nicht nur Tugenden, sondern auch Laster.

Not lehrt beten. Aber darf man jemanden unglücklich machen, um ihn beten zu lehren? Wes Seele Zwiespalt empfindet, der wird den Ausgleich auch durch die Kunst suchen. Die Kunst der Griechen ist ihrem Unglücke, nicht ihrem Glücke entsprungen. Soll ich deshalb aber Leid bringen? Nein, das kommt schon durch das Leben und damit der Hunger nach Kunst.

Fühle ich Hunger nach Kunst, so soll mein Magen aber nicht schon verdorben sein. Darum alles Unwahre und Geschmacklose weg aus den Augen des Kindes!

Wenn man jemandem den Geschmack an Gassenhauern abgewöhnen will, so wird man ihm Johann Strauß vorspielen, nicht Richard Strauß. — Wenn man jemanden an gewichtigere Werke bildender Kunst gewöhnen will, so braucht man nicht mit Klimt und Rodin zu beginnen.

Lasset die Kinder spielen, wie es ihnen beliebt, so lange es nur nichts Böses ist. Lasset dem Volke die Kunst, die ihm gefällt, so lange sie euch nicht schadet.

Die Kunst des Urwüchsigen und die des Verfeinerten können sich nur im Einfachen oder im Erhabenen treffen. Das merke man bei allem, was der andere sehen muß, wenn er es auch nicht sehen will.

Wenn Ihr wollt, daß die Jugend aus einem unpassenden Buche nichts Böses lerne, so erklärt ihr Syntax und Formenlehre daran, und der Jüngling wird keine Ahnung vom Inhalte haben. Unter dieser Bedingung empfiehlt sich auch die Lektüre von Lessings »Laokoon«; die Jugend könnte sonst allerdings lernen, über Kunst zu reden, ohne Anschauung zu haben.

Das Kind hat Sehnsucht nach Wissen; seine Freude ist es, Tatsachen aufzuhäufen für das spätere Leben. Pulverdampf und dräuender Gewitterhimmel werden im Erwachsenen Schlachtenstimmung erwecken; auf dem Kinderbilderbogen werden sie nur hindern, daß man die Festung und die Waffen erkennt.

Das blöde Auge des Kindes sieht im Käfer nur die krabbelnde Masse und es wird ihn mitleidlos quälen. Laß das Kind ihn zeichnen und es wird erkennen, daß im Tiere mehr Leben steckt, als es dachte, und es wird seiner schonen. — Stumpfe Augen machen weltabgeschlossen, verdrossen und böse. Zeichnen lehrt sehen und fühlen.





Heiliger Abend. ✿ Wiener Skizze von Peter Enslein.

Immer rascher verschwinden die alten, typischen Wiener Vorstadthäuser, wie selbe noch im Vormärz zu Hunderten zu sehen waren.

Nur die nunmehr zum III. Wiener Gemeindebezirke gehörige ehemalige Vorstadt Erdberg, deren historische Vergangenheit noch bis auf die Zeiten Richard Löwenherz' zurückreicht, ist in dieser Beziehung am meisten konservativ geblieben.

Dort findet man noch ebenerdige Häuschen mit zwei Fenstern Gassenfront, mit einem verhältnismäßig großen Einfahrtstore samt Giebel, einem endlos langen, schmalen Hofraum, welcher von zwei ebenerdigen Hoftrakten mit sehr vielen kleinen Wohnungen flankiert wird. Derlei Wohnungen bestehen in der Regel aus einer Küche, oft noch mit offener Herdstelle, über welcher ein sogenannter »Mantelbaum« aufgebaut ist. Daran schließt eine

kleine Kammer, in der man die Decke mit der ausgestreckten Hand erreichen kann und deren zumeist zerbrochene Fensterscheiben mit Papierstreifen verklebt sind. Haben solche Kammern sogenannte »Winterfenster«, dann ist der Zwischenraum zwischen den äußeren und inneren Fenstern zumeist mit Sägespänen oder Moos ausgefüllt. In der Mitte der Kammer steht das eiserne Öferl, dessen Rauchabzugsrohr mit »Spagatschnürln« an der Zimmerdecke befestigt ist und in die Küche geleitet wurde, um dort oberhalb der Tür durch ein mit Papier und Fetzen gegen den Zug verstopftes Loch ins Freie geführt zu werden.

Aus den Küchen führen hölzerne Stiegen, in Form einer etwas festeren Leiter, auf den »Boden«. Mitten im Hofe steht noch der alte Brunnen, und eine einzige, in der Nähe des Tores angebrachte Wassermuschel mit Pipe und Hahn zeigt, daß auch hier der Fortschritt nicht Halt gemacht hat. Der Brunnen als Nutz- und die Muschel als Trinkwasserspender sind fast den ganzen Tag von den vielköpfigen Parteien des Hauses umlagert.

In eine solche Wohnung führe ich nun den Leser und mache ihn mit den Bewohnern derselben bekannt. Der Familienvater war einst Einspännerkutscher, ein schweres körperliches Leiden zwang ihn, seinen Beruf aufzugeben, als »Stallpage« bei einem Fiaker fristet er sein kümmerliches Dasein.

Sein Weib geht »ins Waschen und Ausreiben«, von den sechs Arbeitstagen der Woche bringt sie fünf außer Haus zu. Die zwei Kinder des Ehepaares, ein Knabe und ein Mädchen, besuchen die Volksschule, und nur die beiden Großeltern, welche bei ihrem Sohne das Gnadenbrot essen — das freilich manchesmal sehr schmal ausfällt — sind unter Tags zu Hause. Die Großmutter kocht, der Vater geht um Koks, schneidet Späne oder macht sich, soweit es sein hohes Alter und seine schwachen Kräfte erlauben, anderweitig nützlich in der kleinen Häuslichkeit der armen Familie.

Heute nun ist heiliger Abend. Schon senkt sich die Dämmerung herab und die beiden Enkelkinder sind fortgegangen, um durch die Fenster »Christbäume brennen« zu sehen, ein bescheidenes Vergnügen, oft die einzige Weihnachtsfreude der Enterbten des Glückes.

Die Schwiegertochter ist noch bei der Hausfrau in der Keinergasse, da ist vor den Feiertagen »großes Reinmachen«, da aber die Hausfrau etwas konfus ist, läßt sie alles für den letzten Augenblick. Der Vater kehrt nicht eher heim, bis nicht das letzte »Zeugerl« und das letzte Pferd in Schuppen und Stall untergebracht sind — darüber graut oft der Morgen.

Großmütterchen ist heute wieder ordentlich »jung« geworden, so geschäftig tut sie sich um.

»Ja, sag mir nur glei, wo hast denn du heunt das große Umaschießen nur her?« fragt der alte Mann, der mit schadhaften Fleckerlpatschen an den Füßen, einem blauen Barchentjanker, einem »Fürtuch« und einer alten, von Motten zerfressenen »Pudelhaub'n« am Kopfe beim Öferl sitzt, weil er sich heute »völli nöt derwarma kann«.

»Aber i bitt di, Peperl, heunt is ja heiliger Abend, muaß do a wengerl an Kaffee für die Kinder koch'n, daß a a Freud hab'n.«

»Ja, ja, hast schon recht. Mein Gott und Herr, wo san dö schön Zeiten, wo i allemal in der Stadt Am Hof am Christkindlmarkt mit dö Kripperln g'standen bin, dö i und du miteinander daham z'sambaselt hab'n.«

»Ja, halt eh! Kannst di no erinnern, Pepi, wia dir amal die Gräfin Harrach a Kripperl für die Kinder von ihr'n Portier abkauft hat und du hast es selber hintrag'n dürf'n ins Palais auf die Freyung?«

»Schau, wannst es nöt du jetzt g'sagt hättest, i hätt' nimmer drauf denkt. Mein Schädl laßt schon so viel nach. Aber, Kathi, da unter mein Strohsack hab' i a klan's Asterl von an Christbam, das i neulich am Markt g'funden hab', versteckt, das zarr'n ma außa, steck'ns in a altes Garten-g'schirrl, und drei Wachskirzl'n hab' i a in der Schublad, die pick'n ma drauf und wann nachher der klane Peperl und d' Salerl kumman, nachher zünd'st es an, daß dö Kinder a an Christbam hab'n.«

Gesagt, getan. Mit für ihr Alter staunenswerter Behendigkeit stellte das Mütterchen das kleine Tannenästchen auf den alten »Schubladekasten« und die drei Kerzchen klebte sie recht »windverdraht« drauf fest.

Inzwischen ging auf dem Herde die Milch »über«, ein penetranter Gestank durchzog die Kammer.

»Mir scheint, es is was anbrennt?«

»Mir kommt's selber so vor. No, macht nix, is nöt 's erstemal. Waßt no, wie bei unserer Hochzeit d' Milli zum Jausenkaffee davong'rennt und der Gugelhupf, den die Baumannmahm bachen hat, sitzen blieben is?«

»Ja damals hat halt 's G'frett schon ang'hebt. Ja, i sag's, wie's wahr is: Mit G'frett hab'n mir ang'fangt und wia a Pech is 's auf uns häng'n blieb'n bis zum heutigen Tag.«

»Na aber schau, Pepi, deswegen haben wir uns do alleweil brav g'halten, und oft is hinter'n G'frett a a Glück dahinterg'steckt. Waßt no, wiar du in 48er Jahr als Mobilgard hättest sollen zum Nordbahnhof ausziag'n. In der Leopoldstadt kriagst aber solche Bauchweh, daß du nimmer weiter kannst, und wiar du nachher hamkumma bist, hast g'sagt: ‚So a G'frett, wann ma vielleicht General wer'n kunnt und Bauchweh kriagt.' Und do war das G'frett a Glück für uns, denn damals san gar viel z'sammg'schossen wur'n.«

»Du hast ja recht! Ob's aber grad gar a so a Glück war, daß ma mehr als fufzig Jahr hat mit Not und Elend kämpfen müassen, das waß i grad nöt.«

»Geh, sei ka alter Brummbär. Der liabe Gott und die Himmelmuatter hab'n uns alleweil den G'sund dahalten, und so lang ma no haben arwaten kinna, hat's uns da d'ran nie nöt g'fehlt. Du frali hast öfters hoch außi wöll'n.«

»Aber, Alte, a Holzscheiber und Pudelwascher vom Schanzl — und hoch außi wöll'n! Daß i nöt lach.«

»Na hast vielleicht nöt lauter noblichte Pudeln zum Waschen g'habt, von lauter Graf'n und Baröner?«

»Hat's aber a kaner a so schön kampelt, als wia i. Da hat mi amal aner frozzeln woll'n und hat g'sagt: ‚Bei Ihna is ja a förmlichs Tiresianum — lauter Adelige'. Daß i dem nöt ane einig'rieben hab, auf dö er no acht Täg denkt hat, denn meine Kundschaften hab' i nöt bileidig'n lassen.«

»Oder, Pepi, waßt no, wia i dö goldene Uhr g'funden hab und nachher 20 Gulden Finderlohn kriagt hab, war das vielleicht nacher ka Glück nöt g'wesen?

»Ja, Katherl, aber daß du dö 20 Gulden ins Schneuztüachel einbunden und das Schneuztüachel samt dö 20 Gulden verloren hast, auf das denkst nimma?«

»Geh, wer waß hätt ma mit dem Geld a Glück g'habt! Wir wären leicht übermüati wur'n. Wär das vielleicht a a G'frett g'wesen, daß unser Suhn es beim Militär bis zum Korporalen bracht hat?«

»Dös war nur sei ‚G'hörtsi', wo man is, durten muaß ma was taug'n.

»Heunt is er aber Stallpage — und das is grad a ka große Stell'.«

»San ma stad, heunt wart'l i nöt mit dir, heunt is heiliger Abend. Jetzt muaß i no a Lackerl an Kaffee aufgieß'n, heunt nimm i a ‚Schmutzerl' mehr Zigori dazua.«

Die alte Frau trippelte in die Küche, hantierte am Herde, und als sie wieder in die Kammer zurück kam, war der Alte eingenickt.

Auf den Zehen schlich sie sich hinein, setzte sich auf einen wackligen Stuhl und begann ihren Rosenkranz zu beten — bis sie selbst einschlief.

Die Kinder waren durch die Rüdengasse bis auf den Paulusplatz hinauf geschlendert; der etwas größere Knabe führte sein Schwesterchen an der Hand. Aus vielen Fenstern blitzte ihnen der helle Strahl der aufgesteckten Weihnachtskerzen entgegen, in den Fenstern eines hohen Hauses spiegelte sich der Lichterglanz eines herrlichen Baumes.

Endlich kehrten die Kinder um, es fror sie in ihrer fadenscheinigen Kleidung. Der Bub war voll Zuversicht, die Mutter wird gewiß etwas heimbringen, das Mädchen machte ein »Krückerl« und begann zu weinen.

Als die Kinder heimkamen, empfing sie ein erstickender Qualm. Der Gestank der »davongelaufenen« Milch und der Qualm eines zu hoch aufgedrehten Petroleumlämpchens hatten sich miteinander vermählt und einen pestilenzialischen Stickstoff erzeugt.

Die Kinder hörten die Großeltern »schnarchen« und setzten sich ruhig auf ein »Schamerl« neben dem Herde. Flüsternd erzählte der Bub, was alles die Mutter vom Christkind bringen werde.

Endlich öffnete sich die Tür, in deren Rahmen die Mutter erschien.

»Jessas na, der G'stank! Ja i sag's ja, enk Fratzen därf ma kan Augenblick allan lassen.«

»Muatter, wir haben nix ang'stellt, es hat schon so g'stunken, wia ma hamkumma san.«

»Na ja, i sag's ja, die alte Großmuatter hat gar ka Nas'n mehr. So a Malefizg'stank und dabei können dö zwa Alten schlaf'n.«

Rasch öffnete sie die Tür und die kalte Luft der Winternacht brachte bald bessere Atmosphäre in die Stube.

Nun erblickt sie den auf dem alten Schubladekasten stehenden Tannenzweig.

Freudige Rührung überkam das brave Weib.

»Kinder, bleibt's daweil in da Kuchel, i laß' beim Fenster 's Christkindl eina«, rief sie den Kindern zu.

Jetzt entnahm sie ihrem Korbe ein paar Kleinigkeiten: eine kleine Gredl für die Salerl, ein Paar gestrickte Handstützerl für den Pepi, in einem Skarnitzel Schnupftabak für die Großmutter und ein kleines Päckchen »Dreikönig« für den Alten. Alles ordnete sie am Schubladekasten um den Tannenzweig, dann entzündete sie die »windschiefen«Kerzeln und die zwei geweihten Wachskerzen, die in gläsernen Leuchtern neben dem erblindeten Glassturze mit dem »Kruzifix« standen, und rief die Kinder.

Die stürmten herein, die Großeltern erwachten, und alle staunten und freuten sich über das, was ihnen das brave »Christkindl« gebracht hatte.

Als sich nun alle zum Kaffee gesetzt hatten, der zwar heute mit »mehr Zigori«, aber auch mit »angebrannter« Milch serviert wurde, da merkte niemand etwas vom »Beigeschmack« der Milch und alle erfreuten sich nur am »Zigori«. Da nahm die Mutter noch einen halben Laib Milchbrot aus dem Korbe, den sie von der Hausfrau aus der Keinergasse erhalten hatte. Jetzt war die Freude voll. Sie schmausten selig, die Großmutter nahm eine Prise um die andere aus dem Skarnitzel und ergriff dann die Hand ihres »Alten« und sagte:

»Was, Alter, war das vielleicht a a G'frett?«

»Mein Gott, na, Alte, hast schon recht. Hätt' ma nöt denkt, daß ma no so an schön heilig'n Abend haben. Ja, ja, Kinder. Nur alleweil brav sein und auf unsern Herrgott nöt vergessen, nachher vergißt enk 's Christkindel a nöt.«

Mit den Rauchwolken, die der Alte aus seiner Pfeife zur Decke sandte, schwebten die Engel des Friedens und des stillen Glückes durch die kleine Kammer, »hinten im Hof in der Rüdengasse in Erdberg«: »pax hominibus bonae voluntatis.«





Entwürfe zu einer österreichischen Kaiserkrönung. ❦ Von Heinrich Friedjung. ❦

Vergilbte Dokumente nur sprechen von den sonst vergessenen Vorschlägen, die vom Fürsten Klemens Metternich und dem Freiherrn Alexander von Bach ausgingen, um der Reihe nach den Herrschern Franz I., Ferdinand I. und Franz Joseph I. die Krone des 1804 zum Erbkaisertum erhobenen Österreich aufs Haupt zu setzen. Nach ihrer staatsmännischen Auffassung durfte die Kaiserkrönung nicht unterbleiben, wenn an dem alten Brauche festgehalten wurde, der für die Königskronen des heiligen Stephan und des heiligen Wenzel galt; trat doch 1838 auch noch die Weihe durch die eiserne Krone der Lombarden hinzu. Sollte das Kaisertum darin den Königreichen nachstehen? Symbole und die Weihe durch religiöse Zeremonien besitzen für die Festigung der Herrschaft ihren Wert, auch wenn die

Dynastie, wie in Österreich, aus der ererbten Treue und Anhänglichkeit der Völker ihre Kraft schöpft.

Gerade jetzt, da der innere Zusammenhang des Reiches oft nur mit Mühe gegen die verschiedensten Angriffe verteidigt wird, ist es wohl der Mühe wert, jene Entwürfe ans Tageslicht zu ziehen. Sie sind genau so alt wie das Patent vom 11. August 1804, durch die das Erbkaisertum Österreich geschaffen wurde. Es lag etwas Bescheidenes, Geräuschloses in dem wichtigen Staatsakte, wie es alt-österreichischer Art entsprach. Weder in den Räumen der kaiserlichen Burg noch außerhalb wurde aus diesem Anlasse auch nur die leiseste Feierlichkeit angeordnet; doch ist in dem Patente ausgesprochen, daß sich der Monarch die Kaiserkrönung und den Erlaß der darauf bezüglichen Bestimmungen vorbehalte. Beruhigend wird hinzugefügt, daß die ungarische und die böhmische Königskrönung darob nicht unterlassen werden sollten.

Bei der weiteren Beratung der Angelegenheit kam man noch 1804 zu dem Schlusse, die Feierlichkeit auf bessere und friedlichere Zeiten zu verschieben. So schlimm stand es mit den Finanzen, daß man es sogar unterließ, eine eigene Kaiserkrone schmieden zu lassen. Dies besagt der noch unveröffentlichte Vortrag, den die Staatskanzlei hierüber am 5. November 1804 dem Kaiser erstattete. Daselbst wird vorgeschlagen, sich mit der sogenannten Hauskrone zu begnügen, die sich bereits in der kaiserlichen Schatzkammer befand. Welche Bewandtnis aber hatte es mit dieser Kleinodie? Sie war auf Befehl Kaiser Rudolfs II. verfertigt worden, um auf dem Haupte der habsburgischen Herrscher zu prangen, so oft sie in der Burg zu Wien deutsche Reichslehen vergaben. Die deutsche Kaiserkrone lag nämlich damals noch nicht wie jetzt zu Wien, sondern wurde zu Nürnberg verwahrt und nur zu der in Frankfurt stattfindenden Krönung herausgegeben. Also geschah es, was zu wissen doch nicht unwichtig ist, daß die österreichische Kaiserkrone, auch im strengsten Wortsinne genommen, ein Erbstück ist aus der Zeit des alten Deutschen Reiches. Denn Kaiser Franz gab jenem Vortrage der Staatskanzlei seine Zustimmung.

Die Krönung selbst aber fand doch nicht statt. Zweimal, so berichtet Metternich in dem 1852 niedergeschriebenen Stücke seiner Selbstbiographie, ging von ihm die Anregung aus, die 1804 gegebene Verheißung zu erfüllen.*) Das erstemal 1815 nach wiederhergestelltem Frieden, und später 1835, als Franz I. zu Grabe ging und Kaiser Ferdinand den Thron bestieg. Graf Hartig, selbst Mitglied des Staatsrates, bedauert in seinem Buche »Die Genesis der Revolution in Österreich«, daß der staatskluge Antrag Metternichs, wie so manche andere von ihm empfohlene Ideen, nicht ausgeführt worden ist.

*) Metternichs »Nachgelassene Papiere«, 8. Band, S. 386.

Hier nun erhebt sich die Frage, wie sich Ungarn zu der Krönung in Wien gestellt, ob sein Landtag eine Abordnung entsendet und so seine Zugehörigkeit zum Kaisertum Österreich anerkannt hätte. Tatsächlich nahmen die ungarischen Stände das Patent vom 11. August 1804 ohne Einspruch hin, obwohl es für das Reich die Namenseinheit schuf; sie fühlten sich dadurch beruhigt, daß darin die bisherigen Rechte der Königreiche und Länder, insbesondere Ungarns, ausdrücklich wieder Bestätigung fanden. Deshalb sträubten sie sich auch nicht dagegen, daß in den Erlässen des Herrschers unter dem Kaisertum Österreich auch seine ungarischen Länder begriffen wurden, ja der Landtag sprach noch in dem Gesetzartikel 38 vom Jahre 1827 unzweideutig von der universa Monarchia Austriaca. Bald darauf erhob sich allerdings in Ungarn Opposition gegen diese Auffassung und sie setzte es auf dem Landtage von 1835 auch durch, daß Kaiser Ferdinand sich nur als österreichischer Herrscher den Ersten nennen durfte, während er als König von Ungarn der Fünfte hieß; und so wurde es auch für Böhmen angeordnet. Aber nach jenem langen Streite blieb es anläßlich der Verkündigung der Gesetzartikel von 1835 doch dabei, daß der Kaisername in dem Titel des Herrschers sich auch auf die ungarischen Länder erstrecken durfte, wie aus den Eingangsworten erhellt: Nos Ferdinandus Imperii Austriaci Caesareus, Hungariae Bohemiae, Lombardiae et Venetiorum Galiciae et Illyrii Regius Hereditarius princeps. Somit erkannte der Landtag an, daß Ungarn ein Teil des Kaisertums Österreich sei, der mächtigste, der verfassungsmäßig mit großen Vorrechten ausgestattete, aber immerhin ein Bestandteil.*)

Im Falle der Krönung Ferdinands I. zum österreichischen Kaiser wären die Dinge staatsrechtlich noch so gestanden, daß der feierliche Akt für das ganze Reich, Ungarn eingeschlossen, gegolten hätte. Um so bedauerlicher ist die damalige Unterlassung der Kaiserkrönung. Man wende nicht ein, daß dies kein Hindernis gebildet hätte, um im Jahre 1867 doch die Teilung des Reiches vorzunehmen. Dagegen ist doch zu sagen, daß Symbole und Würden, auch wenn sie zu Schatten herabgesunken sind, eine gewisse ihnen innewohnende Kraft besitzen, die später mitunter in wunderbarer Weise wieder aufquillt. Einen Beleg hiefür erlebte die staunende Welt im XIX. Jahrhundert bezüglich Japans: der Mikado, der durch Jahrhunderte in seinem Palast als Gefangener festgehalten wurde und bloß wesenlose Ehren genoß, erhob sich in unseren Tagen aus seiner Weltabgeschiedenheit und Ohnmacht und gewann

*) Nahezu alle Begriffe des ungarischen Staatsrechtes sind fließend; daher der niemals abreißende Streit über ihre Auslegung. So hat sich auch über die Frage, ob der österreichische Kaisertitel gebietsrechtlich auch Ungarn umfaßt habe, eine Polemik entsponnen, in der Nagy auf der einen, Friedrich Tezner auf der anderen Seite steht, der letztere in seinem Buche »Der österreichische Kaisertitel« (Wien 1899). Die obigen Daten sind dem Buche Tezners entnommen.

durch eine zuerst literarische, dann aber politische Revolution wieder seine ehemalige Machtfülle. Als die Nation zu dem herrisch auftretenden Ausland in Gegensatz trat, begriff sie die Notwendigkeit staatlicher Einheit; darauf wurden die trotzigen Vasallen, die Daimios, gedemütigt, der Schogun, der allgewaltige Majordomus, zur Abdankung genötigt, und unter Führung des Mikado erhob sich Japan zu ungeahnter Macht und Größe. Das ist die Gewalt alter Symbole, wenn sie in den Dienst neuer Ideen und eines fortschreitenden Jahrhunderts gestellt werden.

Übrigens war die Kaisermacht auch in Ungarn trotz der Erstarkung des nationalen Gedankens nicht entwurzelt und nach den Wirren von 1848 erhob sie sich nochmals zu imponierender Höhe. Am 4. März 1849, nach den ersten Siegen über Ungarn, wurde für das ganze Reich eine Einheitsverfassung erlassen, nach der dieses Königreich als Provinz galt wie jedes andere Kronland. Ein Kaiser, ein Reichstag zu Wien, ein einheitliches Staatsbürgerrecht und Zollgebiet — das war die Grundidee dieser nie ganz zur Ausführung gelangten Urkunde. In diesem Sinne kehrte sie auch zu dem Gedanken der Kaiserkrönung zurück und es heißt demnach im Paragraphen 12:

»Der Kaiser wird als Kaiser von Österreich gekrönt. Ein besonderes Statut wird diesfalls das Nähere bestimmen.«

Indessen ist es auch diesmal nicht zur Krönung gekommen, wenn auch der Gegenstand noch durch Jahre im Auge behalten wurde; die Gesandten Österreichs im Auslande hielten sich, wie aus den Briefen des ehemaligen Ministerpräsidenten Freiherrn v. Wessenberg zu ersehen ist, zur Reise nach Wien bereit, weil die Festlichkeit nahe gerückt schien. Am 21. August 1850 schrieb Wessenberg dem Legationssekretär Isfordink nach dem Haag: »Baron Doblhoff (der damalige Gesandte in den Niederlanden) wird durch keine Krönungsfeierlichkeit in Wien geniert werden; eine solche scheint mir auf jeden Fall vor vollendeter Organisation der gesamten Monarchie nicht möglich — wird eigentlich erst bei versammeltem Reichstage passend sein. In England geschieht sie auch nur bei versammeltem Parlament.« Damals glaubte man noch allgemein, die Verfassung vom 4. März 1849 werde ausgeführt werden und der Reichstag wirklich zusammentreten. Dies aber scheiterte an der vereinten Gegnerschaft der Absolutisten, der Ungarn und des feudalen Adels, die entweder den Einheitsstaat bekämpften oder aber die Wiederbelebung der aristokratischen, 1848 gefallenen Vorrechte erstrebten. Ihrem gemeinsamen Widerstande erlag das geplante Verfassungswerk und am 31. Dezember 1851 wurde der Absolutismus wieder zum Staatsprinzip erhoben.

Der ideenreiche Fürsprecher der zentralistischen Verfassung von 1849, Graf Franz Stadion, war in die Nacht des Wahnsinns versunken, und Ale-

xander Bach, sein Mitarbeiter, der nach ihm das Ministerium des Innern übernahm, besaß bei Hofe nicht die persönliche Geltung, um das Vermächtnis Stadions zu Ehren zu bringen. In der Revolution emporgekommen, konnte sich der »Barrikadenminister« im Amte dauernd nur dadurch behaupten, daß er sich in die rückläufige Flut warf und sich von ihr tragen ließ. Doch war er zu klug, um nicht innerlich daran festzuhalten, daß der Einheitsgedanke der Unterstützung durch die öffentliche Meinung bedürfe; deshalb empfahl er immer wieder die Berufung von Land- und Reichsständen, und wären sie auch nur mit dem bescheidenen Rechte ausgerüstet, ein beratendes Votum abzugeben. Darauf zielten die Entwürfe zu Provinzialvertretungen, die er 1854 ausarbeiten ließ. Diese beratenden Landesversammlungen und die aus ihnen entnommenen Landesausschüsse wären ein, wenn auch kümmerlicher Ersatz für parlamentarische Einrichtungen gewesen.

Gleich damals warfen die unversöhnlichen Absolutisten ein, daß diese Landstände doch nur den Tummelplatz für revolutionäre Ideen abgeben würden; und ebenso ungünstig war merkwürdigerweise die Aufnahme, die sein Entwurf zur Kaiserkrönung des Monarchen fand. Ein Verwaltungstalent ersten Ranges, zähe und schmiegsam, Mittel und Wege nach dem Bedarfe des Augenblicks wechselnd, sah er sich nur allzu oft in großen Entwürfen gelähmt; freie Hand besaß er nur so weit, als er an der Einschmelzung Ungarns in das Reich und an der Niederhaltung freier Lebensregungen auch diesseits der Leitha mitwirkte.

So blieb auch der letzte Entwurf zur Kaiserkrönung ein lebloses Aktenbündel. Bach hielt aber diese sorgfältig vorbereitete Arbeit offenbar doch für zu gut, um sie im Archiv des Ministeriums des Innern vergraben zu lassen; er behielt sie unter seinen eigenen Dokumenten und sie befindet sich auch jetzt in dem an wichtigen Schriftstücken überreichen Nachlasse dieses Ministers.*) In einer sorgsam ausgestatteten Mappe liegen in Reinschrift 17 Hefte, von denen das wichtigste die Aufschrift trägt: »Punktationen, die Kaiserkrönung betreffend«, während die übrigen Hefte knappe, aber sehr übersichtliche Darstellungen des Zeremoniells enthalten, die bei der deutschen Kaiserkrönung, wie bei den Krönungen und Erbhuldigungen von 15 österreichischen Königreichen und Ländern üblich waren. Ziemlich genau sind die Ungarn, Böhmen und dem lombardisch-venetianischen Königreiche gewidmeten Schilderungen; entsprechenden Umfang besitzt dasjenige, was über die anderen Kronländer zu sagen war. Man sieht, daß der Plan wohldurchdacht und mit dem notwendigen staatsrechtlichen Rüstzeuge ausgestattet war. Er vertrug eine genaue Prüfung, wie auch sonst die Entwürfe, die aus der Arbeitswerkstätte des hochbegabten Mannes hervorgingen.

*) Dieser Quelle sind die folgenden Angaben entnommen.

Danach hätte der Kaiserkrönung die Erbhuldigung von Vertretern sämtlicher Kronländer vorangehen sollen. Auf dem inneren Burgplatze zu Wien wären die Deputationen erschienen, etwa in der doppelten Stärke des großen Landesausschusses, dem, wie erwähnt wurde, die Selbstverwaltung in jeder Provinz hätte anvertraut werden sollen. Ungarn hätte an dieser Erbhuldigung teilgenommen wie jedes andere Kronland.

Für die Krönung selbst war wie natürlich der Stephansdom ins Auge gefaßt. Der päpstliche Nuntius sollte von dem Heiligen Vater den besonderen Auftrag erhalten, unter Assistenz von Erzbischöfen und Bischöfen der Monarchie die Krönung vorzunehmen. Ein Krönungseid, für diesen Zweck ausgearbeitet, war an die Stelle der Eide zu setzen, welche die Herrscher aus dem Hause Habsburg sonst in Ungarn abzulegen gewohnt waren. Zu Reichskleinodien waren die im Hausschatze vorhandenen bestimmt, die man noch ergänzen konnte. Bei der feierlichen Handlung aber sollten ebenso die Kronen von Ungarn, Böhmen und die eiserne der Lombardei vorangetragen werden, wie die Herzogshüte von Österreich und Steiermark.

Darauf wird in dem Entwurfe die Frage erwogen, wie es mit der gleichzeitigen oder späteren Krönung für Ungarn, Böhmen und die Lombardei zu halten sei. Hiebei werden zwei Modalitäten ins Auge gefaßt. Man könnte, dies war der eine Weg, während des Aufhebens und Ablegens der Kaiserkrone durch Hebung und Senkung der übrigen Kronen symbolisch andeuten, daß der in Vollzug begriffene Krönungsakt auch den Königskronen gelte.

»Sollte es jedoch darum zu tun sein,« so heißt es weiter, »daß jede der drei königlichen Kronen auf dem Haupte Seiner Majestät faktisch ruhe, so bieten sich dafür zwei Modalitäten dar. Die eine in Verbindung mit der Kaiserkrönung, die andere außerdem. Was die erste betrifft: Nach Bewirkung der Krönung mit der Kaiserkrone werden sich im Hochamte Abschnitte bilden lassen — zumal bei der heiligen Kommunion und Wandlung die Krone ohnehin abgenommen wird — in welchen die Kronen von Ungarn, Böhmen und die eiserne aufgesetzt werden könnten. Beim vierten und letzten Abschnitte kommt die Kaiserkrone wieder an die Reihe und verbleibt bis zum Schlusse der Zeremonie auf dem Haupte Seiner Majestät.

Dieser Modus ist jedoch nicht ganz frei von Bedenken. Erstens müßten die Abschnitte mehr oder minder erzwungen werden, zweitens und vorzugsweise fragt es sich, ob die drei Königskronen ohne sonstige Attribute ihrer respektiven Krönungsornate mit dem Kaiserornate sich wohl vereinbaren lassen würden.

Die andere Modalität wäre: Unter der Kaiserkrönung werden die Salbung, Krönung und Inthronisation für Ungarn, Böhmen und das lombar-

disch-venezianische Königreich mitverstanden. Am nächsten Festtage des Landespatrons verlegen Seine Majestät Allerhöchst deren Hoflager nach Ofen (wenn nicht nach Preßburg), Prag und Mailand und veranlassen eine besondere Feierlichkeit, welcher Allerhöchst dieselben als gesalbter, gekrönter und inthronisierter König in vollem Krönungsornate beiwohnen«.

Man sieht, welchen Wert Bach darauf legte, daß die Kaiserkrönung auch die mit den Kronen von Ungarn, Böhmen und der Lombardei in sich schließe — diese Konsekrationen seien dem Hauptakte untergeordnet. Indem aber doch in Aussicht genommen wird, die Krönung in diesen drei Königreichen feierlich vornehmen zu lassen, wird ein überaus fruchtbarer und weittragender Gedanke ausgesprochen. Würde nämlich der Kaiser von Österreich ohne Berufung des ungarischen Landtages wie ohne den üblichen Eid in den alten Formen gekrönt worden sein, so wäre dies ein wichtiges Präzedens gewesen; man hätte bei der späteren Versöhnung mit der ungarischen Nation nicht daran denken können, die großartige Zeremonie zu wiederholen. Wichtige Gründe sprachen dafür, also vorzugehen, und wir wissen heute aus den Tagebüchern des Generaladjutanten König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, Leopold v. Gerlach, daß dieser Monarch damals schon der Ansicht war, sein Neffe Kaiser Franz Josef solle sich die ungarische Königskrone auf jeden Fall aufs Haupt setzen.

Ein großer Stil und Wurf geht, wie man sieht, durch diesen Krönungsplan. Der Minister, der Ungarn und seine Nebenländer unter die von ihm geschaffene Verwaltungseinheit zwingen wollte, gab sich mit kleinen Dingen nicht gerne ab; wo es geschah, rechnete er eben mit Gewalten, die stärker waren als er und denen er sich anschmiegen mußte, um eine Stütze gegen seine zahlreichen Gegner zu gewinnen. Denn sein Durst nach Macht war größer als die Festigkeit seiner Grundsätze.

Es bedarf noch einiger erklärender Worte, wieso es kam, daß man daran dachte, die Kaiserkrönung durch einen päpstlichen Legaten vornehmen zu lassen. Der Idee des österreichischen Imperiums hätte es wohl besser entsprochen, wenn der Metropolit der Reichshauptstadt zur Konsekration eingeladen worden wäre. Auch war der Kirchenfürst, der damals diese Würde bekleidete, Kardinal Rauscher, durch die Hoheit seiner Gesinnung wie durch seine bis an den Tod unerschütterte Treue zur Idee des Einheitsstaates in jeder Beziehung dazu berufen, in die vorderste Linie zu treten. Man faßte jedoch in Wien ursprünglich etwas Größeres ins Auge: der erste Gedanke war gewesen, Papst Pius IX. nach Wien einzuladen und ihn zu bitten, in eigener Person die Krönung zu vollziehen. Gelang dies, so war allerdings die Reichsidee mächtiger gefördert als durch den größten österreichischen Bischof.

Über diese merkwürdigen Umstände fand sich in den zugänglichen österreichischen Quellen kein Aufschluß, wir sind bisher bloß auf das angewiesen, was aus französischen Memoiren berichtet wird. Denn dieselbe Absicht wie von der österreichischen Regierung wurde von Napoleon III. verfolgt, der seit dem 2. Dezember 1852 auf dem Kaiserthrone saß. Er gedachte, dem von dem ersten Napoleon gegebenen Beispiele zu folgen und sich von dem Heiligen Vater krönen zu lassen. Papst Pius IX. lehnte nicht ab, aber er verlangte die Erfüllung einer für die römische Kurie wichtigen Bedingung. Kurz nachdem 1801 das Konkordat zwischen Rom und Paris abgeschlossen worden war, erließ der erste Konsul aus eigener Machtvollkommenheit und in Ergänzung jenes Vertrages die Organischen Artikel, die nach der Rechtsüberzeugung des Heiligen Stuhles mit dem Konkordat im Widerspruche standen. Der Papst wollte also nur dann nach Paris zur Krönung kommen, wenn Napoleon III. jenes von seinem Oheim gegebene Gesetz zurückziehe. Als ihm Monsignore de Ségur im Mai 1853 einen Brief überbrachte, in dem der Kaiser in den ehrerbietigsten Ausdrücken um die Krönung durch den Heiligen Vater warb, rief dieser aus: »Das ist ein prächtiger Brief!« aber er machte dem französischen Prälaten gegenüber, einem warmen Anhänger des Kaiserreichs, doch sogleich zwei Hindernisse geltend. Das eine war der Bestand der Organischen Artikel, das andere kam von seiten Österreichs. Dieser Staat verhandelte eben über ein der Kurie überaus genehmes Konkordat und der Kaiser von Österreich wäre beleidigt gewesen, wenn Napoleon III. vor ihm bevorzugt und durch den Papst mit der Krone geschmückt worden wäre. Als der Heilige Vater dann Ségur um seine Meinung fragte, machte dieser einen merkwürdigen Vorschlag. Er riet dem Papste, Österreich wie Frankreich dadurch zu befriedigen, daß er zuerst Napoleon in Paris und darauf Kaiser Franz Josef in Wien kröne. »Die Reise nach Frankreich«, fuhr er fort, »würde die Reste des Gallikanismus ausmerzen, die Reise nach Wien wäre ein tödlicher Streich für den Protestantismus.« Pius IX. verhielt sich nicht ablehnend, doch blieb er bei der gestellten Bedingung der Aufhebung der Organischen Artikel. »Ich würde dann«, so sagte er mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit, »drei Monate vorüber gehen lassen, um dem Ausgleiche den Anschein eines Handels zu benehmen. Und dann in den Wagen! E poi in carozza!« Die Verhandlungen führten jedoch nicht zum Ziele, da Kaiser Napoleon von dem Machtkreise des Staates nichts aufgeben wollte, so daß die Gegenleistung von selbst entfiel.

Der Geschichtschreiber des zweiten Kaiserreiches, Pierre de la Gorce, ein Mann von treuer Ergebenheit für die katholische Kirche, knüpft an diese den Denkwürdigkeiten Ségurs entnommene Erzählung die feine und kluge

Bemerkung: »Herr von Ségur dachte nicht daran, daß selbst die erhabensten Zeremonien durch Wiederholung ihren Glanz verlieren, und daß der Papst, wenn er der allgemeine Spender der heiligen Krönungssalbungen würde, vom Range eines Oberhauptes der Kirche zu der eines Großalmoseniers der Könige herabstiege.«*) Erwägungen dieser Art werden mitgespielt haben, als Papst Pius IX. schließlich von der Reise nach Paris ebenso abstand wie von der nach Wien.

Und doch hatte der Vatikan alle Ursache, mit Österreich zufrieden zu sein, da es am 18. August 1855 das Konkordat abschloß, durch das die Wünsche des Papstes erfüllt wurden. Aber unterdessen war auch der Eifer, mit dem man in Wien die Kaiserkrönung betrieb, erloschen, und auch der Entwurf des leitenden Ministers nahm nur mehr die Entsendung eines päpstlichen Legaten in Vertretung des Heiligen Vaters in Aussicht. Wir hören nichts mehr von der beabsichtigten Feierlichkeit — nach dem Sturze der Bachschen Reichsordnung aber erhoben die Provinzen und Nationalitäten ihre Ansprüche zur Sonderung und Trennung, während die Anwälte des Ganzen und Allgemeinen sich immer vereinsamter fühlten. Wer wagt heute noch zu hoffen, daß die österreichische Kaiserkrone einmal wieder auch Ungarn und seine Nebenländer überschatten werde? Wohl möglich, daß die Hauskrone Rudolfs II. doch einmal unter festlichem Gepränge dem Haupte eines seiner Nachfolger aufgesetzt werden wird; solange aber das jetzige Staatsrecht der Monarchie gilt, würde diese Zeremonie für Ungarn keine Geltung besitzen. Nur solange das einheitliche Reich bestand, war die Kaiserkrone ein Symbol, dem sich alle Völker und Länder der Monarchie zu beugen hatten.



*) Pierre de la Gorce »Histoire du second empire«. II. Bd., S. 147—152. Das siebenbändige Werk dieses Autors ist eines der besten Bücher der modernen historischen Literatur Frankreichs.



Auf Xenophons Spuren. ❧ Von Ernst Fuchs. ❧

Dreimal im Leben ist mir Xenophon auf meinen Wegen begegnet. Das erstemal, als ich als Schuljunge die Bänke des Schottengymnasiums drückte und die Anabasis las. Die Schwierigkeiten, durch das Dorngestrüpp der griechischen Formenlehre sich durchzuschlagen, erlaubte dem Schuljungen nicht, die hohe Schönheit des Werkes zu erkennen und zu genießen. Dies war, wenigstens teilweise, viele Jahre später der Fall, als die Zeit gekommen war, da mein Sohn auf denselben Schulbänken saß und an derselben Anabasis kaute. Da las ich manchmal mit ihm korrepetierend das eine oder andere Kapitel aus der Anabasis, zu dieser Zeit mit weniger Verständnis für die griechische Formenlehre und mit desto größerem für die schlichte und anschauliche Schilderung von Land und Begebenheiten und mit Bewunderung der Klugheit und Tapferkeit des griechischen Heerführers. Ich hätte damals nicht gedacht, daß ich wenige Jahre später an einzelne jener Stätten kommen würde, die Xenophon mit seinen Zehntausend betreten hatte, und daß ich an Ort und Stelle einen noch höheren Begriff von den Mühsalen und Gefahren seines Zuges bekommen sollte.

Von Cypern kommend, fuhr ich mit meiner Tochter gegen Mersina, dem einzigen Landungsplatz an der Küste des »rauhen«, das ist gebirgigen Ciliciens — Cilicia trachea. Als wir uns dieser Küste näherten, lag dichter Nebel auf dem Meere. Plötzlich zerriß derselbe und wie bei einer Verwandlung auf der Bühne stand binnen wenigen Minuten vor unseren Augen die Küste und dahinter die riesige Kette des Taurus, der bis weit herab beschneit in der Sonne glänzte. Nur ein schmaler Küstenstrich ebenen Landes trennt den mächtigen Gebirgszug vom Meer. Dieses schmale Vorland war vermöge seiner Fruchtbarkeit im Altertum von griechischen Städten bedeckt, wie die ausgedehnten Ruinenfelder beweisen: Selefke, das alte Seleucia aurea, in dessen Nähe Kaiser Barbarossa 1190 im Calycadnus ertrank, dann Ura, früher Olba, und unmittelbar neben Mersina die Ruinen von Pompejopolis, deren Allee mächtiger Säulen, die vom Strand bis gegen den Fuß des Berges führen, schon vom Schiffe aus westlich von Mersina sichtbar sind.

Mersina hat keinen Hafen, sondern ist eine offene Reede. Ich wurde daher in einer Barke ans Land geholt, welche der österreichische Konsul, Herr N. Daras, mir entgegengeschickt hatte. Herr Daras empfing mich aufs liebenswürdigste. Ich fand in seinem Hause gastfreundliche Aufnahme und er hatte auch für die Fahrt über den Taurus, welche ich vorhatte, alles aufs sorgfältigste vorbereitet.

Mersina besteht aus einigen den Strand entlang führenden Straßen europäisch gebauter Häuser. Rings um diese ziehen sich die »Gärten«. Darunter versteht man im Orient den Gürtel von Obstgärten und Feldern, welcher manche orientalische Stadt umgibt, so vor allen Damaskus, welches davon den Beinamen der Gartenstadt führt. Man würde sehr irren, wenn man sich dabei das vorstellen würde, was man heute als Gartenstadt plant und in England auch schon in Wirklichkeit zu übersetzen beginnt. Im Innern der orientalischen Städte ist gewöhnlich nicht das kleinste Fleckchen Garten zu sehen. In Mersina werden die Gärten von Fellachen, das sind ägyptische Bauern, gepflegt, welche Ibrahim Pascha in den Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts hieher gebracht hatte. Die Gärten verdanken einer ausgiebigen Bewässerung ihre große Fruchtbarkeit, aber auch ihre Fieberluft. Um sich gegen diese zu schützen, haben die Fellachen ihre Holzhütten auf hohen Holzpfählen in die Luft gebaut. Die Städter von Mersina aber flüchten, wenn die heiße Jahreszeit beginnt, in einzelne hochgelegene Dörfer im Taurus, so daß Mersina fast verödet daliegt. Dies ist begreiflich, da im Sommer auch des Nachts die Temperatur manchmal nicht unter 40° C., also Fiebertemperatur, herabgeht.

Mersina ist nicht groß (9000 Einwohner), aber wichtig als Zugang zu dem genannten fruchtbaren Küstenstriche, der östlich von Mersina immer breiter wird, dank den Anschwemmungen der Flüsse Cydnus und Sarus. An ersterem liegt Tarsus, an letzterem Adana, die größte und belebteste der drei Städte, welche durch eine kurze Eisenbahn miteinander und dadurch mit dem Meere verbunden sind.

Im Norden der drei Städte erhebt sich wie eine unübersteigliche Mauer die über 3000 *m* hohe Kette des Taurus, welche das Küstenland vom Innern Kleinasiens abschließt. Unsere Absicht war aber, gerade über den Taurus dorthin vorzudringen, und zwar über die alte Karawanenstraße des Gülek Boghas. Herr Dr. Schaffer vom naturhistorischen Hofmuseum, welcher diese Gegenden als Geologe und Archäologe wiederholt bereist hatte, hat mich zu großem Danke verpflichtet, indem er mich mit seinem Rate unterstützte und mir Empfehlungen mitgab; auch sind die meisten Angaben in dieser kleinen Schrift den Arbeiten Schaffers entnommen.

Neben dem Gülek Boghas hat Schaffer noch drei Übergänge über den Taurus feststellen können, welche aber sämtlich nur auf steilen Bergpfaden zu erreichen und so hoch gelegen sind, daß sie durch den größeren Teil des Jahres unter tiefem Schnee liegen. Über einen dieser hohen Pässe wurde nach Xenophons Erzählung auf Geheiß des Cyrus Epyaxa, die Gemahlin des Königs von Cilicien, Syennesis, in ihre Heimat zurückgebracht, geleitet von dem thessalischen Feldherrn Menon, welcher später den Führer der Griechen, Klearchos, so schmählich an die Perser verriet.

Ende April, als wir in Mersina landeten, war nur der Hauptübergang über den Gülek Boghas passierbar. Das ist die uralte Karawanenstraße über den Taurus, welche Semiramis, Xerxes, Darius, Alexander der Große und die Kreuzfahrer benützt hatten. Nach Xenophon hatte auch Cyrus diesen Weg gewählt. »Der Paß war nur für einen Wagen breit genug, außerdem außerordentlich steil, und, wenn er verteidigt wurde, unzugänglich. Erst als Ciliciens König Syennesis von den Bergen abgezogen war, wagte es Cyrus, den Paß zu überschreiten und zog über denselben in die cilicische Ebene hinab. Diese ist groß, schön und wasserreich und von Bäumen aller Art und Weinstöcken voll. Auch trägt sie viel Sesamkraut, Buchweizen, Hirse, Weizen und Gerste. In Tarsus, einer großen und wohlhabenden Stadt, durch welche der Cydnus fließt, hatte der König von Cilicien, Syennesis, seine Residenz.«

Tarsus ist auch heute noch der Ausgangspunkt für diesen wichtigsten Paß der cilicischen Küste. Tarsus ist berühmt als Geburtsstätte des heiligen Paulus, welcher hier als Zeltmacher lebte, und berüchtigt wegen seiner vielen

Schlangen im Sommer. Die Stadt liegt am Cydnus (jetzt Tarsus Tschai), welcher vor den Toren der Stadt einen schönen Wasserfall bildet. Hier war es, wo Alexander der Große nach einem Bade im Flusse in ein schweres Fieber verfiel und von seinem Leibarzt durch eine heroische Kur gerettet wurde.

Wir erfreuten uns in Tarsus der freundlichen Führung eines Österreichers, Herrn Dörfler, welcher dort als Stadtingenieur lebt. Ihm verdankt die Stadt manche Einrichtungen europäischer Kultur, z. B. in vielen Straßen ein gutes Pflaster, das man sonst im Orient nicht findet; jetzt arbeitet Herr Dörfler daran, der Stadt eine Wasserleitung zu verschaffen. Herr Dörfler half uns, in den belebten Bazaren noch einige Einkäufe für die Reise zu machen, darunter als Wichtigstes einen Sack Reis, welcher das Hauptnahrungsmittel für uns und unsere Begleiter während der Reise zu bilden hatte. Ein Besuch beim Kaimakam verschaffte uns noch die erforderliche militärische Begleitung in Form eines türkischen Soldaten (Zaptieh), der in kleidsamer und nett gehaltener Uniform vor unserem Wagen einhersprengte. Allerdings schien er nur deshalb so gut adjustiert zu sein, um bei den Einwohnern von Tarsus unser Ansehen und das des türkischen Militärs nicht zu schädigen, denn außerhalb der Stadt wurde er durch einen anderen, ziemlich dürftig uniformierten Zaptieh abgelöst. Einen wirksamen Schutz gegen räuberischen Überfall würde der begleitende Zaptieh schon deshalb nicht gewährt haben, weil er oft außer Rufweite vor oder hinter uns daher trabte. Er dient mehr zum Aufputz des reisenden Europäers und als Zeichen, daß die Regierung eine gewisse Verantwortung für dessen Sicherheit übernimmt. Übrigens trafen wir auf unserer Reise ebensowenig Räuber als reisende Europäer; die so romantische Straße wird von Touristen so gut wie nie gemacht. Obwohl gerade wir Österreicher verhältnismäßig wenig reisen, waren es doch zwei Landsleute, welche als Erste diese Gegend erforschten. Der Bergrat Russegger untersuchte im Auftrage der ägyptischen Regierung 1838 das Land geologisch, um eventuelle Mineralschätze zu finden, und der Botaniker Kotschy, der schon Russegger begleitet hatte, war dann noch zweimal behufs botanischer Erforschung in den Taurus zurückgekehrt.

Die Straße über die Pylae oder Portae Ciliciae dürfte im Altertum wohl viel besser gewesen sein als heute, wo sie streckenweise wohl gut ist, dann aber oft wieder so, wie überhaupt nur eine türkische Straße sein kann. Wir haben in der Tat auch keinen einzigen Wagen auf dieser Straße begegnet; die zahlreichen Karawanen sind alle zu Fuß oder beritten zu Pferd oder Kamel. Auch wir hatten geplant, zu Pferde diese Reise zu machen, aber Herr Daras hatte schon zwei Wagen zu unserer größeren Bequemlichkeit bestellt gehabt, von welchen der eine sogar ein Landauer war. Der andere war die

landesübliche Tachta araba (»Holzwagen«), das ist ein mit einem Zeltdach überspannter Leiterwagen, der unser Gepäck, Proviant und Bettzeug transportierte. Er hätte uns auch als Nachtlager dienen sollen, doch zogen wir wegen der kühlen Nächte im Hochgebirge vor, die Nacht unter Dach in den Hans zuzubringen. Nebst den beiden Kutschern für diese Wagen war noch ein Reservekutscher da, der unter anderem auch die Aufgabe hatte, bei schwierigen Passagen das Gleichgewicht der Wagen zu erhalten.

Da die Straße über den Gülek Boghas den einzigen zu jeder Jahreszeit gangbaren Weg von der Küste ins Landesinnere bildet, ist sie stets von Karawanen belebt, welche Waren und besonders Holz aus den Wäldern des Taurus an die Küste bringen. Der Holztransport erfolgt in primitiver Weise durch Tragtiere, indem zu beiden Seiten des Pferdes je ein Baumstamm befestigt ist, dessen dünneres Ende hinten am Boden schleift.

Zur Unterkunft sind in gewissen Abständen Hans an der Straße gelegen. Der türkische Han in den Städten besteht gewöhnlich aus einem größeren, gemauerten, meist zweistöckigen Gebäude von Vierecksform, das einen großen Hof einschließt. In diesem werden die Wagen, Pferde, Esel und Kamele beherbergt; in dem Gebäude selbst befinden sich zahlreiche kleine Zimmer, welche nur nach dem Hofe hin eine Tür haben; bei den Zimmern des ersten Stockwerkes führt diese auf eine hölzerne Galerie, die ringsum läuft. Der Reisende bringt sich meist selbst einen Teppich oder eine dickere Decke mit, die er auf dem Boden ausbreitet und darauf nach orientalischer Sitte angekleidet schläft. Ebenso verpflegen sich die Reisenden selbst, entweder aus den Garküchen der Stadt oder von ihrem mitgebrachten Proviant. An den großen Karawanenstraßen im Innern Kleinasiens finden sich einige monumentale Hans, welche die seldschukischen Herrscher hatten erbauen lassen. Es sind riesige Bauten mit gewölbten Hallen und kunstvollen Fassaden, welche Hunderte von Reisenden beherbergen konnten. Einen solchen Han trafen auch wir auf unserer Reise bei Ulu Kischla. Diese Hans liegen aber jetzt alle in Trümmern und können nicht mehr benützt werden.

Die Hans, welche jetzt dem Reisenden entlang der Gülek-Boghasstraße zur Verfügung stehen, sind kleine gemauerte Gebäude, die nur aus einem Erdgeschoß bestehen. An der Vorderseite springt das Dach weit vor und ruht auf hölzernen Säulen, wodurch eine Veranda gebildet wird, auf welche sich die einzelnen Räume des Hans öffnen. Hier bekommt der Reisende ein vollkommen leeres Gemach angewiesen, was wenigstens den Vorteil hat, daß wegen Mangels an Hausgeräte auch kein Ungeziefer darin ist, wenigstens von uns nicht bemerkt wurde. In diesem Raume richtet man sich mit den mitgebrachten Sachen häuslich ein, während die Begleitung am gemein-

schaftlichen offenen Herdfeuer Wasser heiß macht und den Reis zur abendlichen Hauptmahlzeit kocht. Unsere Kutscher pflegten auf dem Wege aromatische Kräuter zu sammeln, die sie dem Reis zusetzten und ihn dadurch wohlschmeckend machten. Als Getränk gibt es im Taurus fast überall vortreffliches, oft aus dem Felsen hervorsprudelndes Quellwasser. Geistige Getränke sind ganz unbekannt und würden auch nirgends zu erhalten sein.

Anschließend an den Han findet man gewöhnlich einen kleinen Laden, wo man einigen Proviant sowie für den einheimischen Reisenden notwendige Kleinigkeiten kaufen kann, ferner eine Schmiede zum Beschlagen der Pferde. Endlich ein luftiges Holzgerüst, das in der Höhe eines ersten Stockwerkes eine hölzerne Plattform trägt, auf welche man auf einer Leiter oder Treppe hinaufsteigt. Hier kann man hoch über dem Erdboden unbelästigt von Mücken ausruhen.

Es war Mittag geworden und die Sonne brannte schon heiß herab, als wir mit unseren Besorgungen in Tarsus fertig geworden waren und von unseren freundlichen Begleitern aus Mersina und Tarsus Abschied nahmen.

Der Weg führt zuerst durch die Ebene bis an den Fuß des Gebirges, das sich zunächst nur sanft ansteigend erhebt. Diese einem Mittelgebirge zu vergleichende Zone sticht traurig gegen die fruchtbare Ebene ab, indem sie fast nur von macchiaähnlichem Gestrüpp bedeckt ist und Tieren als kümmerliche Weide dient. Es war schon fast dunkel geworden, als wir an den eigentlichen Fuß des steil ansteigenden Gebirges kamen. Hier liegt der erste größere Han, Mesarlik Han, und neben ihm eine mächtige, aus dem Felsen hervorsprudelnde Quelle, vielleicht die Mopsu Krene des Altertums. Die Wände des engen Tales, welches den Han beherbergt, sind steil ansteigende, stark zerklüftete Kalkfelsen, von einzelnen Föhren bestanden, welche im allgemeinen die Bewaldung des Taurus bilden. So bot das Tal ein an unsere Heimat, speziell an unser Höllental bei Reichenau erinnerndes Bild. Im Talgrunde wachsen die niedrigen Bäumchen von Cercis siliquastrum (Judasbaum), welche auch bei uns in Gärten gezogen werden. Sie waren jetzt gerade über und über mit roten Blüten bedeckt und glichen von Ferne blühenden Pfirsichbäumen, nur daß ihr Rot von dunklerem Ton war. Hie und da stand ein hoher Thuyabaum oder der kleinere baumartige Wacholder; unten am Bache wuchsen uralte Platanen, auf deren mächtigem Stamm leider meist keine Krone saß, da die Hauptäste abgeschnitten worden waren, um Holz zu gewinnen.

Der Han war von übernachtenden Reisenden reichlich besetzt, welche nach Landessitte alsbald an den reisenden Europäer sich um ärztlichen Rat wandten, umsomehr, als sie gehört hatten, daß ich wirklich Arzt sei.

Am nächsten Tage brachen wir bei prachtvollem Wetter nach der Paßhöhe auf. Der Weg führt durch Föhrenwald, der zwar schütter ist, aber einzelne prachtvolle alte Stämme aufweist. Immer höher erheben sich zu beiden Seiten die Gipfel, immer näher rückt der Schnee der Straße, ohne sie ganz zu erreichen. Von der Paßhöhe verengt sich das Tal zu einer tiefen und engen Schlucht, den eigentlichen Portae Ciliciae oder Gülek Boghas, 1100 *m* über dem Meere. Hier vereinigen sich Straße und Wildbach zu einem einzigen schmalen Durchlaß durch das Gebirge; an der seitlichen Felswand ist eine Inschrift aus den Zeiten Kaiser Hadrians eingegraben. Dies ist die Stelle, von der Xenophon sagt, daß sie unpassierbar sei, wenn sie verteidigt würde. Hinter diesem Engpaß erweitert sich das Tal und in 1400 *m* über dem Meer erreicht man den eigentlichen Sattel, die Tekirhöhe. Diese ist breit, von Wiesen bedeckt; zur Rechten der Straße liegt ein von Ibrahim Pascha erbautes, jetzt ganz verfallenes Fort, wo im tiefen Grase eine stattliche Anzahl recht großer Kanonen friedlich rostet. Rückwärts blickt man auf die Küste und das Meer, nach den Seiten auf die schneebedeckten Häupter des Taurus und vorwärts in das hier breite Tal des Tschakit Tschai. Dieser Fluß kommt aus dem Norden, vom Rande der lykaonischen Steppe her. Die meisten am Nordrande des Taurus entspringenden Flüsse laufen dieser abflußlosen Steppe zu, wo sie entweder im Sande versickern oder in flachen, meist salzigen Seen endigen. Der Tschakit Tschai aber wendet sich ungleich seinen Brüdern nach Süden gegen das immer höher emporsteigende Gebirge und durchbricht es mittels einer Reihe von Schluchten, deren tiefste und engste durch den Hauptkamm des Gebirges in das ebene Vorland an der Küste hinausführt, wo sich der Tschakit Tschai oberhalb Adana in den Sarus ergießt. Auf diesem Wege soll auch die zukünftige Bagdadbahn den Taurus überwinden, welche jetzt noch als anatolische Bahn am Nordende des Taurus mitten in der Salzwüste unrühmlich endigt.

In das Tal des Tschakit Tschai hinabblickend, sieht man sowohl rechts als links, östlich wie westlich den Fluß in den genannten tiefen Bergschluchten verschwinden. Gerade zu Füßen hat man ein kleines Gehöft, den Bozanti Han (das alte Podandos); darüber hinaus nach Norden schweift der Blick über kahle Berge und Täler bis in die Richtung von Kaisarieh.

Soweit das Auge reicht, sieht man, abgesehen von dem kleinen Han zu Füßen, keine menschliche Ansiedlung. Die Kahlheit der Gegend und das Fehlen jeder Besiedlung führt eindringlich die Verödung von Kleinasien vor Augen; diese Gegenden waren im Altertum blühend und könnten auch heute bei entsprechender Kultur eine fruchtbare und dicht bewohnte Landschaft sein.

Die Straße führt von der Jochhöhe steil gegen den Bozanti Han hinab und folgt dann dem Tschakit Tschai stromaufwärts, bis dieser plötzlich zwischen hohen Felswänden verschwindet, die durch den Fluß so tief eingeschnitten sind, daß sie diesen selbst dem Blicke entziehen. Am Eingange der Felsenschlucht überspannt eine alte Steinbrücke, nach ihrer weißen Farbe Ak Köpri genannt, den Fluß und an der Brücke liegt der gleichnamige kleine Han zwischen dem rauschenden Fluß und der hohen Felswand. Aus der gegenüber liegenden Talwand sprudelt am Fuße des Felsens eine mächtige Quelle hervor, wegen ihrer Klarheit Kara Su, schwarzes Wasser, genannt.

Nach erquickender Nachtruhe und Toilette am Flusse setzten wir am nächsten Morgen unsere Reise fort, indem wir zunächst in die vom Flusse durchströmte Schlucht eintraten. Kaum findet neben dem reißenden Flusse die schmale Straße Platz; in einem etwas höheren Niveau findet man stellenweise die Spuren der antiken Straße. Allmählich wird das Tal etwas weiter, bleibt aber immer gleich öde. Plötzlich, nach einer Wegbiegung, sieht man durch ein südwestlich abzweigendes Seitental wieder die schneebedeckten Gipfel des Taurus, an deren Fuß hier das Minendorf Bulghar Maden liegt. Hier wird aus dem Gebirge Erz, reich an Blei, Silber und selbst Gold, gewonnen. Die Ausbeutung des Bergwerkes und die Verhüttung des Erzes erfolgt aber in der primitivsten Weise. Das Anerbieten verschiedener europäischer Gesellschaften, das Bergwerk rationell zu betreiben und den Ertrag desselben auf das Vielfache zu heben, wurde von der türkischen Regierung zurückgewiesen, trotz günstiger Bedingungen in bezug auf Gewinnanteil, welche man der Regierung vorschlug. Diese ist überall bestrebt, europäischen Einfluß möglichst fern zu halten, in der vielleicht nicht unbegründeten Besorgnis, daß mit dem Eindringen des Europäers auch das Ende der türkischen Herrschaft näher rücke.

Unser Weg führt uns aber nicht nach Bulghar Maden, sondern wir verließen beim schön gelegenen Tschifte Han das Tal des Tschakit Tschai und gelangten durch eine außerordentlich wilde Schlucht in eine Art Felswüste. Immer höher steigt der Weg und immer unwirtlicher wird die Gegend. Die Gerippe gefallener Kamele bilden aber entlang der ganzen Karawanenstraße eine Art natürlicher und kostenloser Wegmarkierung, welche den Weg leicht finden lassen, selbst wenn die Straße wenig kenntlich ist, weil jeder über die Steppe reitet, wo ihm beliebt. Endlich erreicht man auf der Höhe eines kahlen Plateaus ein größeres, aber armes Dorf, Ulu Kischla. Da der alte großartige seldschukische Han in Ruinen lag, suchten wir nach einer Unterkunft, die uns am besten in der kleinen Kaserne schien, wo uns die türkischen Soldaten ihr Zimmer bereitwillig überlassen wollten. Da kamen von

Ferne zwei Wagen, vorne und hinten von je einem Zaptieh eskortiert. Es war ein Transport Verbannter, Männer, Frauen und Kinder, welche von der türkischen Regierung in irgend ein abgelegenes Nest in Kleinasien verschickt wurden. Einer der Zaptiehs teilte uns mit, daß einige Stunden weiter ein Dorf, namens Tschayan, liege, wo bessere Unterkunft zu finden sei. In jenen Orten, wo kein Han ist, soll für den Reisenden ein Zimmer, Oda genannt, bereit gehalten werden, das jeder Reisende ohne Entgelt benützen kann. Es enthält keine Einrichtungsstücke und man muß sich mit Hilfe mitgebrachter Teppiche oder Decken selbst häuslich einrichten. Wenn man das Glück hat, allein zu bleiben und das Zimmer nicht mit anderen Reisenden teilen zu müssen, kann man sich ganz behaglich und ungestört darin fühlen. Die Dorfbewohner sind gutmütige, bereitwillige Menschen, welche einem sofort zur Labung Jourt, das ist eine eigene Art festgeronnener sauerer Milch, herbeibringen; dieser Jourt ist Volksnahrungsmittel, das in großer Menge verzehrt wird und sehr erfrischend und zuträglich ist. Da diese Leute nahezu nie einen Europäer durchreisen sehen, so sind sie außerordentlich neugierig und das halbe Dorf folgt jeder Bewegung des Reisenden mit Aufmerksamkeit; man darf sich dadurch nicht stören lassen.

Die Bewohner dieses Teiles von Kleinasien sind Türken, während die Südküste hauptsächlich von Griechen, Armeniern und einzelnen Europäern besiedelt ist. Der türkische Bauer ist ein untersetzter, breitschultriger Mann mit Neigung zur Fettleibigkeit. Er hat schwarzes oder braunes Haar und sein gutmütiges, wenn auch gerade nicht besonders intelligentes Gesicht erinnert manchmal an unsere Bauern. Gleich diesen ist der Türke der Feldarbeit zugetan; er trägt keine Waffen und kommt dem Fremden freundlich entgegen, wenn ihn dieser nicht durch ungeschicktes Benehmen verletzt. Über die Frauen kann ich nichts sagen, denn man bekommt diese auf der Straße kaum zu sehen und dann sind sie verhüllt. Meine Tochter war deshalb als reisende Dame ein besonderer Gegenstand der Verwunderung. — Wesentlich verschieden vom Türken ist sein südöstlicher Nachbar, der Araber, den wir auf der Reise durch Syrien kennen gelernt hatten. Die Araber sind eine aristokratische Rasse. Sie haben dunklen Teint, rabenschwarzes Haar und zarte Gliedmaßen. Sie sind mager und elastisch, mit eleganten Bewegungen und vorzügliche Reiter. Wir haben manchen Reiter begegnet, der einem Maler als Modell zu einem orientalischen Fürsten hätte dienen können, den man aber ebensogut für einen Räuber ansehen konnte, wenn man ihn auf einsamem Feldwege traf, dahersprengend mit der langen Flinte über den Rücken gehängt und im Gürtel ein langes Dolchmesser. Das Land nomadisierend zu durchziehen, und wenn es geht, Reisende zu brandschatzen, entspricht auch mehr den Neigungen des Arabers als der Feldbau.

Tschayan war unser letztes Nachtlager im Gebirge. Nun ging es immer mehr bergab gegen die durchschnittlich 1000 *m* über dem Meere liegende lykaonische Steppe, in deren nördlichem Teil Konia, das alte Ikonium, liegt, dem wir zustrebten. Oft sieht man, soweit das Auge reicht, weder Baum noch Haus. In der Ferne erheben sich Gruppen kegelförmiger Berge, ausgebrannte Vulkane, gerade so kahl wie die Ebene selbst; dazwischen einzelne Salzseen. Das Klima dieser hochgelegenen Salzsteppe ist möglichst schlecht. Im Sommer glühend heiß, ist es im Winter ebenso bitter kalt; im letzten Winter war in Eregli die Temperatur bis auf — 28° Celsius herabgegangen. Dazu fehlt es bei der Baumlosigkeit der Gegend an Holz. Das Brennmaterial der Eingebornen ist getrockneter Kuh- und Kamelmist. Ihre armseligen Lehmhütten scheinen, aus der Ferne gesehen, einen eigentümlichen, an die Sezession erinnernden Wandschmuck zu tragen in Form dunkler, in regelmäßigen Abständen stehender Scheiben. In der Nähe betrachtet sind es Kuhfladen, die man zum Trocknen an die Wand des Hauses angeklatscht hat.

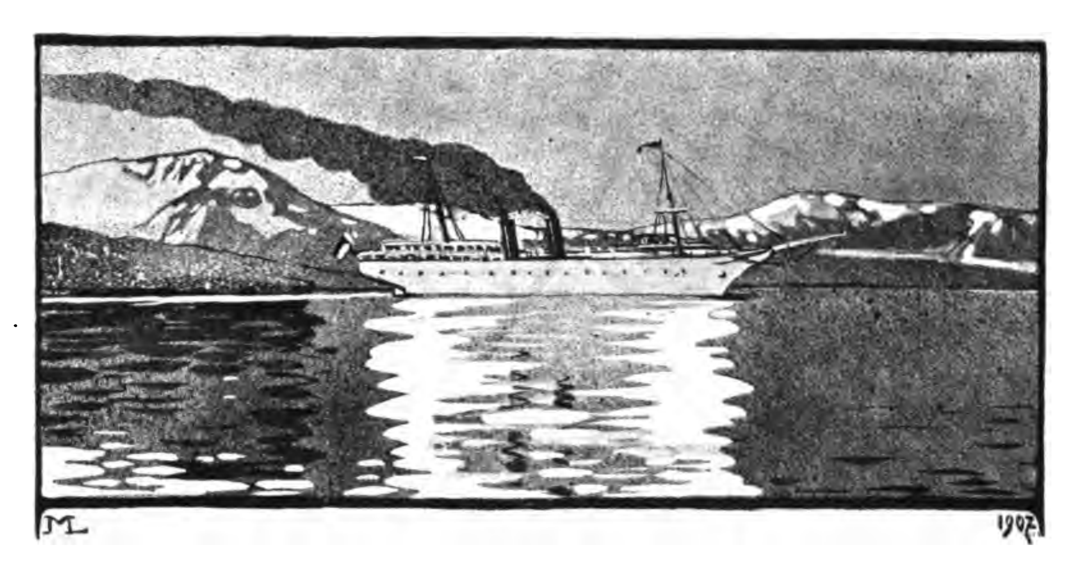
Als wir endlich ganz in die Salzsteppe herabgekommen waren, erblickten wir als erstes Gebäude einen runden Turm, daneben ein Haus, die wir, näherkommend, als den Wasserturm der Eisenbahn und das Stationsgebäude erkannten, die hier mitten in der Wüste, fern von jeder Ortschaft, liegen. Hier, bei Bulgurlu, ist das Ende der anatolischen Bahn, welche vor dem Taurus Halt gemacht hat. Die technischen Schwierigkeiten der Durchquerung des Taurus sowie die Langwierigkeit der Unterhandlungen mit der türkischen Regierung haben hier den Bahnbau schon seit einigen Jahren zum Stillstand gebracht, und wer weiß, wann die Bahn hier wieder zu neuem Leben erwachen und ihre stolz geplante Fortsetzung bis Bagdad erleben wird?

Die nächste Station an der Bahn ist die Stadt Eregli, welche, abgesehen vom Bahnhofsgebäude, vollkommen orientalisch ist. Sie liegt so nahe dem Rande des Gebirges, daß die von diesem kommenden Wasserläufe zur Bewässerung verwendet werden können und die Gegend zu einer fruchtbaren Oase in der Salzsteppe machen. Folgt man von der Stadt aus dem aus den Bergen kommenden Flusse stromaufwärts, so gelangt man nach einigen Stunden an einen der schönsten Flecke Kleinasiens. Knapp am Fuße der Tauruskette, welche hier ganz unvermittelt mit ungeheueren Steilwänden zur Ebene abstürzt, liegt das kleine Dorf Iwriz zwischen Obstbäumen versteckt. Neben dem Dorfe sprudelt aus dem Fuß der Felswand eine mächtige Quelle klarsten Wassers hervor, das sofort einen ansehnlichen Bach bildet. Dort, wo dieser den Felsen bespült, haben in unzugänglicher Höhe die alten Hittiter, die semitischen Ureinwohner des Landes, vor Jahrtausenden in die Felswand ein

Relief eingemeißelt, zwei Kolossalfiguren, einen König und einen Priester darstellend. Mit ihren langen, künstlich gekräuselten Bärten erinnern sie an die bekannten assyrischen Skulpturen. Die düsteren, himmelhoch aufstrebenden Berge im Hintergrunde, das rauschende Wasser und ein Nußbaumwäldchen im Vordergrunde samt dem alten Hittiterrelief machen diesen Ort zu einer selten harmonischen Vereinigung von Naturschönheit mit ehrfurchtgebietenden Denkmälern uralter Kultur.

In Eregli hatte unsere Taurusfahrt ihr Ende und begann die prosaische Eisenbahnfahrt, welche uns nach Konia im Herzen von Kleinasien brachte. Um mit Xenophon zu schließen, zitiere ich aus ihm, daß Cyrus von Tyriaeus aus mit seinem einheimischen Heere und mit der Königin Epyaxa nach Ikonium (Konia) marschierte und mit ihm die griechischen Hilfstruppen, unter welchen sich auch Xenophon befand.





Spitzbergen. ❦ Von Raimund Günther. ❦

Spitzbergen! Welch eine Fülle von Zauber liegt in diesem Worte für die wenigen Glücklichen, die diese einsame Inselwelt betreten durften. »Auf Wiedersehn«, ich rief es scheidend den verlassenen Gestaden zu, die vor meinen Blicken allmählich im trüben Glanze der Mitternachtssonne ins dunkle Eismeer hinabsanken — wir fuhren wieder Europa entgegen. Auf Wiedersehn! Ja, ich will es halten, so mir das Schicksal dieses Glück noch einmal gönnen mag.

Wie viele sind hinaufgezogen nach dem finsteren Felsen, dem Nordkap Europas, wie viele haben die ernste Schönheit des Nordlands in begeisterten Worten gepriesen, und wie wenige nur von ihnen haben das Eismeer durchquert, haben das Wunderland Spitzbergen geschaut.

Weit, weit nördlicher als die letzten Behausungen der heidnischen Eskimos Grönlands, der wilden Samojeden von Nowaja Semlja, dort wo kein menschliches Wesen mehr dauernd zu siedeln vermag, wo nur der Eisbär noch haust und der Polarwolf heult in der endlosen Winternacht, dort liegt, im Norden und Osten umgürtet vom ewigen Eise, die verlassene Inselwelt — Spitzbergen.

Wohl hatte ich schon viel des Wundersamen gehört und gelesen von diesem nördlichsten Lande der Welt, dem nur der nördliche Teil von Franz Josefs-Land diesen Ehrentitel streitig macht, doch die geschaute Wirklichkeit übertraf bei weitem alles, was die gespannte Erwartung der Phantasie zu schaffen gebot. Die wenigen Tage, die mir dort im Reiche des Nordpols zu wandern beschieden waren, sie werden mir zeitlebens unvergeßlich bleiben.

Rotglühend war die Sonne des Nordens zur stillen Mitternacht in die goldigen Fluten des Eismeers getaucht, den Kamm der zarten Wogen im flüchtigen Kusse berührend, um sich alsbald wieder zu erheben, im steigenden Glanze erbleichend. Wie schweigsam brütend lag der schwarze Felskoloß des Nordkaps da, als spähe ein ungeheurer Riese über die bleiernen Fluten des Eismeers nach dem unerreichbaren Wunderland am Nordpol aus. Wie viele kühne Fahrer haben hier von ihrem geliebten Europa Abschied genommen — für immer.

Rasselnd ging der Anker in die Höhe, die Maschine fing langsam zu stampfen an, und allmählich wendete sich der schlanke Leib unserer schönen »Prinzessin Viktoria Louise«, die wir alle schon innig lieb gewonnen. Hatte sie uns doch sicher und wohlbehalten durch alle Riffe und Schären der zerklüfteten Küste Norwegens gesteuert, in alle Fjorde tief, tief ins Innere dieses einzig schönen Landes geführt; vorüber an brausenden Wasserfällen, an lachenden Fluren und gigantischen Felswänden, vorbei an lieblichen Dörfern und blühenden Städten, hinauf bis zur nördlichsten Stadt der Welt, dem trauten Hammerfest, das so friedlich inmitten seiner grünenden Matten liegt, in der stillen Bucht, wo kein Baum mehr wächst und kein Strauch mehr blüht.

Still und ruhig lag das Meer vor uns und im fahlen Glanze der nebelumwobenen Sonne sah es aus wie geschmolzenes Blei. Nach Norden ging der Kurs! Nach Norden! Hier vom nördlichsten Ende der menschenbewohnten Erde — nach Norden! Ein seltsames Gefühl beschlich den einsamen Passagier, der allein von allen auf Deck zurückgeblieben war. Langsam entschwand am fernen Horizont der feste Boden, der uns mit der Menschheit, mit dem Leben verband, und entgegen ging es dem Ungewissen, der geheimnisvollen, unbekannten Welt, aus der schon so viele nie wiedergekehrt sind zu den Ihrigen. Ein letzter Blick noch nach dem versinkenden Felsen des Nordkaps, auf dessen steilem Haupte wir noch vor wenigen Stunden Europa Lebewohl gerufen, und auch ich ging zur Ruhe, um von dem Märchenland zu träumen, dem wir entgegenfuhren.

Die stimmungsvollen Klänge der Tagwache, die der Schiffshornist, durch alle Räume schreitend, bläst, verscheuchten mit freundlicher Stimme all die Spukgestalten der Träume, die meine erregte Phantasie mir vorzugaukeln wußte. Behende sprang ich aus dem Bett, kleidete mich eilends an und lief die Treppen empor aufs Verdeck, all die Eisbären und Polarwölfe, mit denen ich im Traume gerungen, in der Kajüte zurücklassend. Welch ein Bild wird sich meinen Blicken bieten? Mußten wir doch schon mitten im Eismeer sein! Und in der Tat, da lag es ausgebreitet zwischen Himmel und Erde in un-

endlicher Weite, still und regungslos, als wäre es zu Eis erstarrt, in das der Bug unseres Schiffes lautlos seine Bahn schnitt. Leblos schien diese einsame Welt, auf die die bleiche Sonne aus trüben Wolkenschleiern müde vom langen Wachen herabsah. Doch was war das? Ein schwarzer Rücken, wie der Kamm einer dunklen Welle, zog sich über die ruhige Fläche hin — jetzt ist er versunken in den Fluten, dort erhebt er sich wieder, ein zweiter taucht neben ihm auf, dort ein dritter und drüben ein vierter. Wie das eilt, sich überstürzt und hastet, je näher das Schiff dem sonderbaren Treiben kommt. Ha, jetzt erkenne ich die schwarzen Wasserteufel; Delphine sind's, die ihr übermütiges Spiel hier unten treiben! Und sieh, da flattert's in die Höhe, eine ganze Schar von buntgefiederten Wildenten, und je schärfer du hinsiehst, umsomehr von den lieben Tierchen erscheinen auf der glatten Wasserfläche, Tausende und Abertausende, so weit das Auge reicht. Ich trete näher an den Rand des Schiffes und senke den Blick in die aufgewühlten Fluten. Hei, wie es da wimmelt von kleinen und großen Fischen, wie sie durcheinanderschießen, den drohenden Schwingen der Schraube zu entwischen, das ganze Meer voll munteren Lebens.

»Ein Seehund«, ruft der Matrose, der neben mir steht, und deutet mit der Hand auf die Meeresfläche hinaus, und schon hab' ich ihn erblickt, wie er mit seinen großen Augen angstvoll auf den Schiffskoloß starrt. Jetzt taucht er unter, doch nicht lange dauert es, und er erscheint wieder auf der Fläche, blickt hastig um sich mit erschrockenem Gesicht, aus dem der lange Schnurrbart chinesenartig herabhängt und schon ist er wieder verschwunden, um weit draußen wieder emporzutauchen. Der Arme, welch eine Angst muß er wohl vor dem weißen Riesenleib unseres Schiffsungeheuers ausgestanden haben. Da ist der Walfisch ein ganz anderer Kerl. Der schwimmt majestätisch ruhig dahin, ohne sich viel um das Schiff zu kümmern, stößt ab und zu eine Säule zerstäubten Wassers gen Himmel, taucht langsam unter, um weit, weit weg nach langer, langer Zeit wieder ruhig emporzutauchen. Er ist sich seiner Größe und Macht bewußt — ist er doch der König aller Wassertiere, der letzte Überlebende aus der grauen Vorzeit, die solche Ungeheuer auf der Erde schuf.

Und weiter ging's gegen Norden hin, nichts als Wasser und Himmel, so weit das Auge reicht.

Da löst sich langsam vom fernen Horizont eine dunkle Wolke los, und je näher wir kommen, desto weiter scheint sie sich nach Osten hin auszubreiten, als wollte sie den ganzen Horizont verschlingen. Vorne aber, wo sie am dunkelsten ist, stürzt sie in jäher Linie steil ins Meer hinab. Ich hole das Fernrohr und richte es hin auf diesen sonderbaren Punkt. Das sieht ja aus wie Land? Sollte das schon Spitzbergen sein? Doch der Matrose an meiner

Seite, der die Fahrt schon einige Male gemacht, klärte meinen Irrtum auf. Es war die Bäreninsel, dieses einsame Eiland, das ganz allein mitten im Eismeer liegt. Auf halbem Wege vom Nordkap nach Spitzbergen ragt es als höchste Erhebung der großen, vor grauen Zeiten ins Eismeer versunkenen Felsbank aus den Fluten empor, dort wo der Golfstrom und der Polarstrom ineinanderfließen. So kommt es, daß ein ewiger Nebel, von den westlichen Winden in langen Streifen über das Meer gezogen, das düstere Haupt des Mount Misery umlagert, des höchsten Berges dieser ausgestorbenen Insel, wo einst der kühne holländische Seefahrer Willem Barents die ersten Eisbären sah. Jetzt ist alles Leben dort längst von den Menschen ausgetilgt, und nur auf den jäh ins Meer stürzenden Felsen an der Südspitze der Insel hausen in ungezählten Scharen die Eidervögel und Seemöwen, die sich diesen einsamen Platz für ihre Nester auserkoren haben. Dort sitzen sie auf den Felsbändern der ungeheuren Wände grau in grau, daß selbst das bewaffnete Auge sie nicht zu erspähen vermag. Aber auch dort läßt ihnen der Mensch ihre Ruhe nicht. Sobald das Schiff sich den Felsen auf Büchsenschußweite genähert hat, wird ein kräftiger Böller losgeschossen, und wie ein dichtes Schneegestöber flattern die Tausende von weißen Vögeln in die Lüfte, um, in weitem Bogen wiederkehrend, sich langsam wieder niederzulassen.

In kahler Eintönigkeit ziehen die düsteren Ufer dieser traurigen Insel an unseren Blicken vorüber, nur hie und da von spärlichen Resten der winterlichen Schneedecke bestreut. Langsam entschwindet auch dieses Bild am südlichen Horizont, und weiter geht es dem Norden zu, unserem Ziele entgegen, dem geheimnisvollen Wunderland »Spitzbergen«. Noch eine Nacht — das heißt noch eine Schlafenszeit bei Tageshelle — und am Morgen, wenn das Horn uns wieder weckt, muß Spitzbergen vor uns liegen, das letzte Festland, das vom Nordpol uns trennt.

Es war am Morgen des 29. Juli 1904, als wir den 77° nördlicher Breite passierten, dessen Linie die Südspitze Spitzbergens schneidet. Das Wetter hatte Festkleid angelegt. Ein scharfer Nordnordost, der das Thermometer auf 2° ober Null sinken ließ, hatte über »Nacht« den Himmel reingefegt, und das lachende Antlitz der strahlenden Sonne grüßte freundlich aus wolkenlosem Himmel uns Willkommen zu.

Ich war in fieberhafter Erregung aufs Deck geeilt und blickte freudetrunken hinaus auf die weite Fläche des Meeres, in dessen Wogen, vom Wind geführt, das Firmament im tiefsten Dunkelblau sich widerspiegelte. Und ich eilte das Promenadedeck entlang, der Vorderseite des Schiffes zu, denn dort mußte es liegen, das Land meiner Sehnsucht, dort würde ich es schauen. Und sieh, welch ein erhabenes Wunder. Wie auf ein Zauberwort war es aus

den Fluten aufgetaucht, eine Welt von schneebedeckten Bergeshäuptern. In tausend wundervollen, wie von Künstlerhand geformten Gipfeln entsteigt das Wunderland den dunklen Meereswogen in strahlend weißem Schneegewand. Das ist die Alpenwelt, mit einem Male in die Flut getaucht bis zu der Grenze ihres ewigen Schnees! Und aus den Tälern fließen Ströme Eis, die sich in schillernd blauen Wänden hinab in Meerestiefe stürzen. Von Zeit zu Zeit löst krachend sich ein ungeheurer Eisberg los, und donnernd stürzen die gewaltigen Massen in die Flut, daß hoch zum Himmel auf der weiße Gischt entspritzt. Dann schwimmt der mächtige Koloß hoch auf dem Kamm der Wogen dem fernen Süden zu, Seefahrern Kunde bringend aus dem verbotenen Reich, an dessen Pforten ewiges Eis und ewiger Schnee dem allzu kühnen Menschen finster drohend Halt gebieten.

Lautlos glitt das Schiff den Märchenstrand entlang, es wechselten die eiserfüllten Täler ab mit ungeheuren Bergesketten. Bald traten die Ufer weit zurück, in einem großen Halbkreis eine Bucht umschließend, bald tat die Mündung eines blauen Fjords sich auf, der tief ins Innere des Landes führt. So zogen wechselvoll die erhabensten Bilder in ernster Schönheit an uns vorüber, und das trunkene Auge konnte sich nicht satt sehen an all den Wundern, und es war mir, als ob ich träumte und all das Geschaute nicht Wahrheit, nicht Wirklichkeit sei. So ist es mir schon oft ergangen, wenn ich allein den erhabenen Wundern der Natur gegenüberstand, überwältigt von der unendlichen Schönheit der Welt.

Erst als das Mittagszeichen ertönte, da erinnerte ich mich, daß ich ganz aur das Frühstück vergessen hatte. Der Hunger, der schüchtern vor den Freuden des Auges zurückgetreten war, machte jetzt ganz ungestüm und erbost über seine Bescheidenheit von seinen Rechten Gebrauch. Wir entfernten uns allmählich von den Gestaden Südspitzbergens, um die Einfahrt in den nördlichen Eisfjord zu gewinnen, der an dem westlich vorspringenden Teil der großen Insel einschneidet. So versäumten wir nur wenig, da die Konturen des Landes während einiger Stunden nur ganz ferne am Horizont zu sehen waren. Nachdem wir die Mahlzeit beendet hatten, ging ich daran, meine Ausrüstung in Ordnung zu bringen, wollte ich doch, soweit es der kurze, nur 37stündige Aufenthalt in der Adventbai gestatten würde, ins Innere des Landes vordringen. Da mußte alles klappen. Der Proviant wurde verpackt, das Gewehr nachgesehen, Patronen in die Taschen gesteckt und meine geliebten Alpenskis in stand gesetzt, die mich sicher und sturzfrei über die weiten Schneefelder tragen sollten.

Als ich mit den Vorbereitungen zu der kleinen Expedition zu Ende war, da fuhren wir gerade in den Eisfjord ein. Er ist der größte und zugleich

der schönste Fjord der ganzen Küste. Die Einfahrt bewacht nördlich der Tote Mann, dessen Haupt sich 762 *m* über das Meer erhebt. Andere schroffe Bergeskegel reihen sich in wechselvoller Kette an, und zwischen ihren Rücken spannen ungeheure Gletscher sich, die Täler voll ausfüllend, hin, den ganzen Fjord im Norden mit einem Panzer von Eis und Schnee umgürtend. In schroffem Gegensatz zu diesem Bilde hochalpiner Formenschönheit, die Titanenhände aus uraltem Granit und Gneis einst aufgebaut, steigt das südliche Ufer, das den jüngeren geologischen Formationen des Jura und Miocän gehört, allmählich auf, die Berge aber liegen weit zurück.

Lange, lange stand ich wie gebannt vor diesem erhabenen Bild, bis allmählich die Ufer weiter zurücktraten, während unser Schiff in die Mitte des Fjords steuerte. Doch auch von hier aus waren die Ufer so deutlich zu sehen, daß man einen Menschen genau zu erkennen vermocht hätte, obgleich die Wasser des Eisfjords eine Fläche in der Größe von halb Niederösterreich bedecken, so klar und rein ist hier die Luft. Das Menschenauge unterschätzt im hohen Norden die Entfernungen, glaubt alles in greifbarer Nähe und wird genarrt, wie in der Wüste von der Fata morgana. Schon seit Stunden konnte ich ganz deutlich die Einfahrt der Adventbai sehen, wo unser Schiff vor Anker gehen sollte, und immer noch lag sie scheinbar in gleicher Weite vor uns da.

Endlich, endlich war die heiß ersehnte Stunde der Landung gekommen. Die Anker gingen rasselnd nieder, das erste Boot ward ausgesetzt, und wir stiegen ans Land.

Fürwahr, hier gab es wirklich Land, wie sich's der Europäer denkt. Eine große Zunge von Sand und Geröll, aus dem schmalen Tale kommend, das zum Nordenskjöld-Berg führt, schiebt sich weit ins Meer hinein. Auf dieser Zunge hat eine norwegische Schiffahrtsgesellschaft vor Jahren ein kleines Blockhaus errichtet, das sie einige Sommer hindurch für die Passagiere ihrer Dampfer bewirtschaften ließ. Die Linie rentierte sich jedoch nicht, ging bald ein und mit ihr auch der Betrieb dieses nördlichsten »Hotels« der Erde. Jetzt, da jährlich nur zwei Dampfer der Hamburg—Amerika-Linie und zwei Schiffe des Kapitäns Bade Touristen nach Spitzbergen bringen, wird die Blockhütte viermal jährlich zu einem tollen Picknick mit Tanz und Sang mißbraucht.

Ich hätte den herzlichen Wunsch, daß die sauberen Herrchen und Dämchen, die mit Galoschen auf gelegten Brettern vom Landungssteg die paar hundert Meter zu diesem nordischen Idyll hinübertrippeln, um es zu entweihen, einmal den Besuch einiger ruppiger Eisbären bekämen. Solche Leute machen eine Nordlandsreise nur, weil es zum guten Ton gehört, sitzen den ganzen Tag in den Prunksälen des Luxusdampfers, spielen Karten, trinken und rauchen —

doch ans Land wagen sie sich nicht — sie könnten sich die schönen Schuhe ruinieren oder gar einen Schnupfen holen.

So fand ich denn auch unter den 200 Passagieren des Schiffes nur einen einzigen jungen Mann, der es gewagt hat, eine mehrstündige Tour ins Innere der Insel zu unternehmen. Er hatte gleich mir eine Kugelflinte mitgebracht, doch leider keine Skis, was ihn sehr am Vorwärtskommen hinderte, so daß wir beinahe zu spät zur Abfahrt des Schiffes wieder an der Landungsstelle eingetroffen wären. Was dies für Folgen hätte haben können, das sagten uns mit schauriger Beredsamkeit der kleine Unterschlupf der Verschollenen vom Jahre 1895 und die zwei Kreuze davor, wo der einzig Überlebende aus der entsetzlichen Polarnacht seine zwei Gefährten begraben hatte.

Sie hatten sich aus einem Sturm, in dem ihr Schiff, ein Walfischfänger, untergegangen war, in einem Rettungsboot hieher geflüchtet. Das nackte Leben und ihr Boot war alles, was sie retten konnten. So warteten sie lange in banger Sorge, ob nicht vielleicht Hilfe kommen würde; die Jahreszeit war bereits weit vorgeschritten, und mit jedem Tage schlich die Sonne tiefer hin am Horizont, bis endlich die endlose Nacht mit ihren grausigen Schrecken und ihrer entsetzlichen Kälte hereinbrechen mußte. So entschwand allmählich mit dem letzten Strahl des Tageslichts der letzte Schimmer von Hoffnung für die Armen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, mit dem Boote rudernd zu entkommen, vom Treibeis unbarmherzig immer wieder zur Umkehr gezwungen, waren sie schließlich genötigt, ihre einzige Habe — das Boot — zu opfern, um sich daraus einen Unterschlupf gegen die Kälte und — die Eisbären zu bauen. Sie gruben sich in den Schutt am Strande eine metertiefe Grube und darüber kreuzten sie die Ruder, zerlegten die Seitenwände des Schiffleins und bauten sich ein Dach. Die wenigen Fische, die sie mit improvisierten Fanggeräten erhaschen konnten, sammelten sie bei der Hütte und ließen sie zur Konservierung für den Winter einfrieren.

So legten sie sich zusammengedrängt in die Hütte und erwarteten den Tod. Und er kam gar bald. Die gefrorenen Fische, ihre einzige Nahrung, und Schnee, ihr einziger Trank, sie öffneten leise dem Feinde die Tür, und er kam hereingeschlichen in Gestalt der entsetzlichen Fäulnis, des unerbittlichen Skorbuts. Und er raffte den einen der Gefährten hin und bald darauf holte er sich auch den anderen. So blieb der letzte ganz allein in der grauenvollen Winternacht, allein mit den beiden Leichen an seiner Seite, die er nicht hinauszutragen wagte, da er das Kratzen und Fauchen der Eisbären an dem Dache der Hütte vernahm, und das Heulen der Polarwölfe gar schauervoll in seine Einsamkeit drang. Was ist der Mensch doch für ein herrlich Wesen, daß er solche unsagbare Qualen zu ertragen vermag.

Und als der erste Strahl des neuen Lichts in seine Hütte wieder fiel und er zum erstenmal hinaus ins Freie trat, die Sonne wiedersah, da war das Leid vergessen, alles, und Hoffnung zog von neuem in die freudbewegte Brust.

Er ward gerettet, doch bald darauf starb auch er an den Folgen der entsetzlichen Schreckenszeit.

Die schaurige Geschichte, die uns der Kapitän während der Fahrt erzählt hatte, bekam neues Leben beim Anblick der traurigen Reste der Hütte und der zwei Kreuze davor. Die Gedanken daran verfolgten uns ein weites Stück ins Land hinein, als wir schweigsam nebeneinander einherschritten, unserem Ziele, dem Nordenskjöld-Berg, entgegen. Erst als der Schnee tiefer wurde und ich die Skis anlegen mußte, um nicht bis zu den halben Waden im Schnee stampfen zu müssen, brachte uns das auf andere Gedanken. Da es, trotzdem die Eisbären im Sommer sich sehr weit in das eisbedeckte Inland zurückziehen, dennoch im Bereiche der Möglichkeit lag, daß wir mit einem dieser ungemütlichen Herren bekannt werden könnten, verteilten wir die Rollen des Angriffes und besprachen den stolzen Triumphzug, den uns die Rückkehr mit einer solchen Jagdtrophäe sichern müßte. So stiegen wir langsam das schmale Tal empor, das zum eisbedeckten Hochplateau führt, von dem aus wir den höchsten, vom berühmten Nordpolforscher Nordenskjöld entdeckten Gipfel ersteigen wollten. Wir waren etwa drei Stunden gestiegen, als wir zu unserer Rechten einen ungeheuren Bergsturz sahen, dessen Trümmerfeld sich bis an den Fuß unserer Talsenkung erstreckte. Ich stieß mit meinem langen Skistock an einen der Blöcke, und siehe da, der Klotz zerfällt wie von einer Hacke gespalten in zwei Stücke, ein weiterer Stoß auf eines derselben, und derselbe Effekt. Das machte mich stutzig, ich bückte mich nieder, und ein Ruf des Erstaunens kam über meine Lippen. Das waren ja die herrlichsten Versteinerungen einer tropischen Pflanzenwelt!

Man kann sich denken, daß wir mit Feuereifer ein halbes Dutzend dieser Blöcke zerteilten und alle Taschen mit ihrem Trümmern füllten. Da werden die trägen Salontouristen staunen, wenn wir ihnen diese stummen Zeugen aus einer längst vergangenen Zeit vor die Nase halten werden. Es ist aber auch höchst wunderbar, und der Menschengeist kann es kaum fassen, daß hier im höchsten Norden, wo seit Tausenden von Jahren alles starrt im Schnee und Eis, wo kaum im Sommer ein paar schmächtige Blümlein und einige verkümmerte Moosarten ihr kurzes Leben fristen — dereinst in grauer Vorzeit ein Erdenparadies geblüht — lange, lange vor der letzten Eiszeit, da die Pole über die Erde hinwanderten, als die Erdachse durch kosmische Katastrophen ins Schwanken geraten war.

Auch ungeheuere Steinkohlenwälder muß es hier zur Tertiärzeit gegeben haben, denn noch heute kommen während der wenigen Sommermonate kühne Unternehmer mit ihren Schiffen an dieses verlassene Gestade, um nach der kostbaren Steinkohle zu schürfen. Dereinst, vor einigen Jahrhunderten, als im äußersten Nordwesten der Insel in der holländischen Sommerniederlassung der Smeerenburg der Walfang blühte, da sollen auch ganz ergiebige Mengen von Kohle gewonnen worden sein. Heute ist so gut wie nichts mehr übrig von dieser einst blühenden Niederlassung wie auch von dem Bergbau, und nur die halbverfallene Ballonhütte Andrees, der von dort aus seinen unheilvollen Aufstieg unternahm, ist das einzige Wahrzeichen menschlicher Tätigkeit.

Nach fünfstündiger Wanderung hatten wir das Hochplateau erreicht und sahen die Pyramide des Nordenskjöld-Berges vor uns. Wir beschlossen eine Rast zu halten und die Rucksäcke um einen Teil des Proviants zu erleichtern. Nachdem wir uns gestärkt und ausgeruht hatten, suchten wir auf dem Schnee nach Spuren von Renntieren und Blaufüchsen; wir wollten doch nicht ohne Jagdbeute heimkehren, zumal wir sämtlichen hübschen Damen Blaufuchsfelle und den dazugehörigen Herren Renntier-»Geweihe« versprochen hatten. Wir fanden auch tatsächlich eine Menge Fährten dieser seltenen Tiere, bekamen auch einen Rudel Renntiere zu sehen, doch konnten wir ihnen nicht auf Schußweite nahe kommen, da die Tiere unbegreiflicherweise sehr scheu sind. Offenbar müssen hier vor Jahren die Jagdgesellschaften entsetzlich gehaust haben, sonst wäre das scheue Wesen der Tiere gegen den Menschen nicht zu erklären. Von den heißbegehrten Blaufüchsen bekamen wir leider nur die Spuren zu sehen, während, so paradox es klingen mag, von ihnen selbst »nicht die Spur« zu sehen war.

Da mein Gefährte vom langen Schneestampfen schon sehr müde war, hieß ich ihn am Fuße des Berges zurückbleiben und ging, nachdem er noch eine letzte Aufnahme von mir gemacht hatte, allein weiter. In zwei Stunden stand ich auf dem Gipfel des Berges. Das war ein überwältigender Anblick. So weit das Auge sah, nichts als Schnee und Eis und das erhabene Schweigen der Einsamkeit über der Natur.

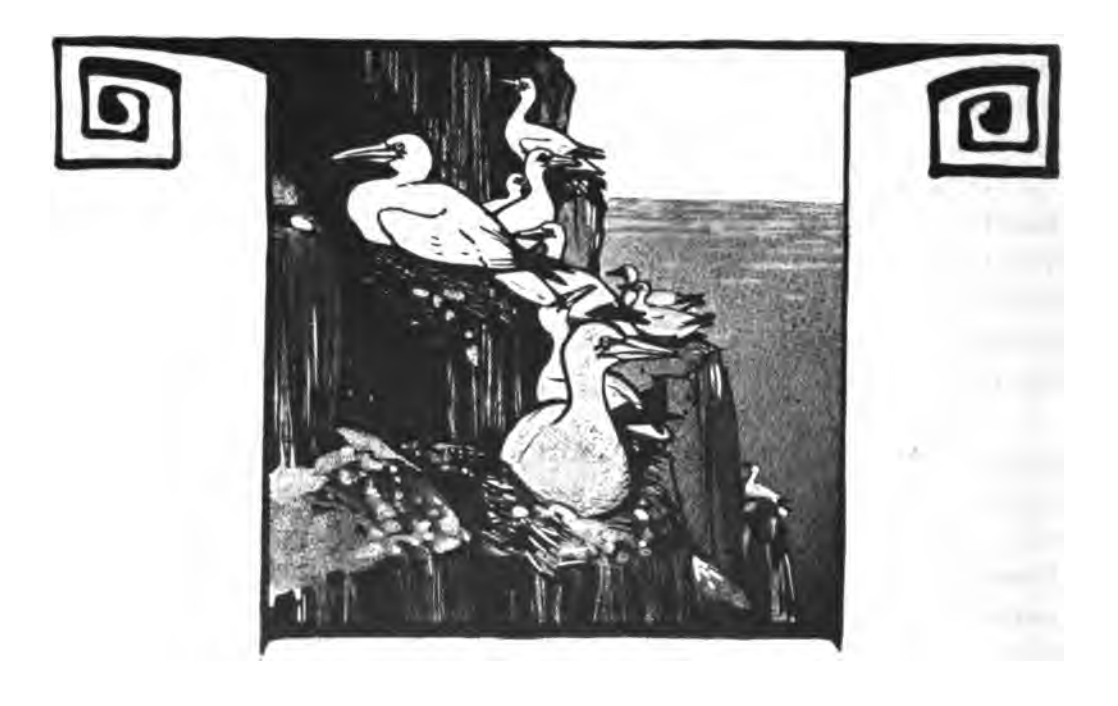
Als ich so allein dastand, allein auf dieser unbewohnten Insel, den Blick nach dem unerreichbaren Nordpol gerichtet, da war es mir, als stünd' ich nicht einsam auf einem verlassenen Teile der Erde, nein, ich wähnte mich weit, weit draußen im Weltall, auf einem von allem Leben längst verlassenen Planeten und dachte ferne in die Zukunft, an die Zeit, wo auch wir Menschen und mit uns all unsere kleinen, uns groß und herrlich dünkenden Werke verschwinden werden von der dem Untergang geweihten Erde. Und da schienen mir all die Menschensorgen so unendlich klein und all das Kämpfen, all das

Hasten so erbärmlich nutzlos, daß ich mich so recht als Nichts im großen Weltall fühlte.

Da hob ich sachte meinen Blick gen Himmel, die Sonne trat hervor aus Wolkenschleiern und schien mir strahlend ins Gesicht, als wollte sie mich hin zum Überirdischen weisen, mir deuten, daß es außerhalb der Erde noch unzählbar viele Welten gibt, die alle, ewig sich erneuend, ewig weiterleben in der Unendlichkeit des Alls, in der wir ehrfurchtsvoll die Gottheit ahnen.

Hoch oben in den Lüften zog ein mächtiger schneeweißer Seeadler seine stillen Kreise und sah erstaunt auf das einsame Menschenkind nieder, das die kurze Zeit des Lebens mit Grübeln verlor, statt zu arbeiten und zu schaffen und sich des Schaffens zu freuen, sowie die Gottheit selbst, mag alles auch zu grunde gehen, da wir doch wissen, daß es wieder einst erstehen wird in noch weit schön'rem Glanz, als wir jetzt es schufen. Und so arbeiten wir alle am sausenden Webstuhl der Zeit an der Gottheit erhabenem Kleid — und so erschuf die Gottheit selber sich die Welt, und schafft sie stündlich neu in alle Ewigkeit! So werden wir Gott ähnlich sein und Gottes Ebenbild.

Die Sonne hob sich langsam wieder, Mitternacht war längst vorbei, und in sausender Fahrt ging es hinunter über die steilen Hänge und die endlosen Schneefelder zum Schiffe, zum Leben zurück und hinaus in das weite Meer, der geliebten Heimat entgegen, zu neuem Schaffen und neuem Streben.





Weltrecht. ❦ Von Emil Jettel v. Ettenach. ❦

Überblickt man die Entwicklung der letzten fünfzig Jahre, so zeigt sich auf fast allen Gebieten eine Neigung zur Ausgleichung der Gegensätze, zur Uniformität. Eingelebte Institutionen mußten neuen Schöpfungen weichen, neuen Einrichtungen Platz machen, die sich anderwärts bewährt hatten. Kein Staat kann sich auf die Dauer dieser Bewegung entziehen, trägt man sich doch beispielsweise in Japan ernstlich mit dem Gedanken, die alten Ideogramme durch die lateinische Schrift zu ersetzen.

In erster Linie tritt dieser nivellierende Zug auf dem Gebiete des Verkehrswesens zutage. Es sei hier nur an die Annahme des metrischen Maßes und Gewichtes erinnert, das sich, ein Kind der französischen Revolution, beinahe überall Bahn gebrochen hat, an die Feststellung einer einheitlichen Zeit im Eisenbahnverkehr, an die großen internationalen Institutionen: den Weltpostverein, der mit Ausnahme des Inneren von China und Marokkos

und einiger Distrikte Zentralafrikas heute bereits die ganze zivilisierte Welt umfaßt (915 Millionen Menschen, mehr als 30 Milliarden Briefsendungen im Jahre), an die internationale Telegraphenkonvention, der gegenwärtig mehr als zwanzig Staaten angehören, an die lateinische Münzunion zwischen Frankreich, Belgien, Italien, der Schweiz und Griechenland, an die Vereinbarungen zur Feststellung der technischen Einheit im Eisenbahnwesen u. s. w.

In anderer Form strebte man dasselbe Ziel an durch Rezipierung fremder, dem internationalen Rechtsverkehre dienender Gesetze. So wurde die deutsche Wechselordnung, die während der Jahre 1849 bis 1862 an die Stelle von 56 verschiedenen in Deutschland in Geltung gestandenen Wechselrechten getreten ist, im Laufe der Zeit in Österreich, Ungarn, Portugal, Japan, der Schweiz und Rumänien eingeführt, und es ist seit langem eine Bewegung im Zuge, die darauf hinausgeht, die Unterschiede, die zwischen dem deutschen und dem französischen und englisch-amerikanischen Wechselsystem bestehen, zu überbrücken.

Erfolgreicher noch waren die Bemühungen, durch internationale Abkommen zwischen einzelnen Staaten die vorhandenen Differenzen in der Gesetzgebung zu beseitigen und so zu einer einheitlichen Regelung gewisser Fragen zu gelangen. Hiezu gehören die Eisenbahnfrachtrechtskonvention vom Jahre 1890, deren Geltungsgebiet bereits zur Zeit ihres Abschlusses Bahnstrecken in der Gesamtlänge von 125.000 *km* umfaßte, die Vereinbarungen zum Schutze des Autorrechtes (zehn Staaten) und des gewerblichen Eigentums (siebzehn Staaten).

Geradezu epochemachend auf dem Gebiete der vertragsmäßigen Kodifikation internationaler Rechtsgrundsätze ist aber das Unternehmen der holländischen Regierung, auf deren Einladung in den Jahren 1893, 1894, 1900 und 1904 sich im Haag die Vertreter fast aller europäischen Staaten versammelten, um allgemein verbindliche Normen zur Regelung von Fragen des internationalen Privatrechtes zu vereinbaren. Die erste Frucht dieser Konferenzen war eine im Jahre 1896 zustandegekommene Abmachung über die internationale Rechtshilfe, der im Jahre 1897 auch Österreich-Ungarn beigetreten ist.

Von weitaus größerer Bedeutung sind jene im Haag ausgearbeiteten Verträge, durch welche übereinstimmende Grundsätze für die Fragen der Eheschließung, der Ehestreitigkeiten und der Vormundschaft festgestellt wurden. Nicht weniger als fünfzehn europäische Staaten (Deutschland, Österreich-Ungarn, Belgien, Dänemark, Spanien, Frankreich, Italien, Luxemburg, die Niederlande, Portugal, Rumänien, Rußland, Schweden, Norwegen und die Schweiz) haben diese Konventionen unterzeichnet. Wer die tief ins Privat-

leben einschneidenden Nachteile kennt, die aus der Verschiedenheit der Gesetzgebungen in den Fragen des Familienrechtes, besonders des Eherechtes, und der daraus resultierenden widerspruchsvollen Judikatur entspringen, wird die im Haag vertretenen Regierungen zu den Erfolgen ihrer schwierigen Arbeit beglückwünschen müssen, denn auf keinem Gebiete sind die Differenzen so groß wie hier, wo ererbte nationale und religiöse Begriffe, konservative und liberale Auffassungen so vielfach mit einander in Konflikt geraten. Es ist kein kleines Stück Arbeit, derart widerstreitende Auffassungen halbwegs in Übereinstimmung zu bringen, eine Abgrenzung der konkurrierenden Rechtssysteme zu erzielen und vor allem den von einander abweichenden Rechtseinrichtungen zur gegenseitigen Anerkennung zu verhelfen. Auf diesem Wege der Zusammenfassung übereinstimmender Grundsätze kann es mit der Zeit gelingen, ein wahres Jus gentium zu schaffen, ein »Jus quod apud omnes populos peraeque custoditur«.

Man wird einwenden können, daß durch derartige internationale Vereinbarungen eine Ungleichheit der Behandlung entsteht, daß Bresche gelegt wird in die Einheitlichkeit der Gesetzgebung und Judikatur. Es kann freilich kaum ausbleiben, daß die werbende Kraft fremder Rechtsanschauungen umformend auch auf das nationale Recht einwirkt, in dasselbe Gesichtspunkte einführt, die ihm bisher fremd waren, und daß schließlich das nationale Recht allmählich internationalisiert wird. Manche liebgewordene Tradition wird so zum Opfer fallen. Selbst das konservative England hat dem Schmied von Gretna-Green vor mehr als einem halben Jahrhundert das Handwerk gelegt; Helgoland ist, seitdem es deutsch geworden, nicht mehr der beliebte Zufluchtsort heiratslustiger Paare, so wenig als man mehr von Siebenbürger Ehen sprechen kann; denn was früher auf Grund bedenklicher Fiktionen in aller Heimlichkeit als Singularität bestand, ist durch das Ehegesetz vom Jahre 1894 in ganz Ungarn allgemeines Recht geworden.

So wie alte Trachten, alte Dialekte verschwinden, wie altehrwürdige Häuser fallen müssen, um Licht und Luft hereinzulassen, so wird auch an manche Rechtsreliquie die Hand gelegt werden müssen, um zu ebnen und auszugleichen. Das ist der Zug der Zeit. Und, wenn auch in kaum merklicher Bewegung, nähert sich unaufhaltsam der Augenblick, wo das, was in dem einen Staate Recht ist, auch in dem andern Recht sein wird: die Herrschaft eines Weltrechtes.





Einiges von den Anfängen des Griechentums und der griechischen Schrift. Von Ernst Kalinka.

Als ich das Gymnasium besuchte, dessen hundertjähriger Bestand in dieser Festschrift ein Denkmal erhalten soll, begann die griechische Geschichte mit dem VII. Jahrhundert v. Chr. Was weiter zurückreicht, war in den Nebel der Sage gehüllt oder in die Nacht voller Vergessenheit getaucht. Seither ist uns die griechische Kultur des zweiten vorchristlichen Jahrtausends näher getreten: das Aufsehen, das Schliemanns Funde und Dörpfelds Entdeckungen erregt hatten, wurde von den Überraschungen der kretischen Ausgrabungsfelder abgelöst.

Reiches, üppig blühendes Leben entfaltet sich vor unseren staunenden Augen. Die ausgedehnten Burganlagen im Gebiet des ägäischen Meeres mit ihren Prunksälen und Säulenhallen, stattlichen Höfen und weitläufigen Wirtschaftsräumen, mit Badezimmern und mit Wandmalereien lassen in ihrer Mannigfaltigkeit eine Entwicklung erschließen, die mehr als ein Jahrtausend umspannt. Wo es die Örtlichkeit erheischte, ist eine feste Ringmauer mit wohlversicherten Toren herumgelegt; wo man sich vor feindlichen Überfällen geborgen wähnte, wie auf der Insel Kreta, öffnet sich der Palast auf weite Versammlungsplätze, die das Volk nicht so sehr zu Beratungen, als zu Festspielen herbeizogen. In Masse sind Goldgeschmeide, Metallgerät und Erzwaffen zutage gekommen, wovon einzelne Stücke in ihrer kunstvollen Verzierung einen unglaublichen Hochstand des Handwerks jener Frühzeit bezeugen. Besonders lehrreich ist es, das Wachstum der Töpferei von rohen Anfängen schmuckloser, nur mit der Hand geformter und an der Sonne

getrockneter Tongefäße bis hinauf zu den feinen, gleichmäßig gebrannten Vasen mit lebensvoller Firnismalerei, die der Fachmann dem dritten mykenischen Stil zuweist, zu verfolgen.

Aber diese Kultur, die der ägäische Länderkreis in der Mitte des zweiten Jahrtausends erreicht hatte, weist auch Züge auf, die uns fremdartig anmuten. Zahlreiche Abbildungen und Nachbildungen zeigen, daß die Griechin des zweiten Jahrtausends einen Rock mit Parallelstreifenbesatz trug, wie er jetzt wieder einmal modern ist; aber im Gegensatz zur jetzigen Mode scheint sich die Damenwelt jener Zeit unter Umständen mit diesem Kleidungsstück begnügt und überhaupt eine für uns auffällige Gleichgültigkeit gegen Entblößung der Brust an den Tag gelegt zu haben, wie auch die männliche Tracht sich in der Regel auf einen Lendenschurz beschränkte.

Die Gottheiten des volkstümlichen Glaubens hatten noch keineswegs durchaus Menschengestalt angenommen, so wesentlich sie uns auch für die griechische Götterwelt scheinen mag; sondern es herrschte vielgestaltiger Fetischismus, dessen Reste sich nicht nur in der Sage, sondern auch im religiösen Leben der geschichtlichen Jahrhunderte Griechenlands erhalten haben. Vielerorten beteten die Griechen unter verschiedenen Götternamen heilige Steine an, wahrscheinlich großenteils Meteoriten, deren geheimnisvoller Ursprung ihre Göttlichkeit zu verbürgen schien, wie ja auch der schwarze Stein der Kaaba in Mekka eine ähnliche Erklärung nahelegt. Weit verbreitet war die Heilighaltung von Schlangen, die ihr Spiegelbild in der Schlange des Paradieses hat. Kein Wunder, daß der Segen, den die Zähmung des Rindes dem Menschen gebracht hatte, ihn dazu führte, Stier und Kuh als Götterpaar zu betrachten. Natürlich war es kein neckischer Scherz, keine verliebte Laune, daß sich der höchste Gott in einen Stier verwandelte, um die schöne Europe zu entführen; hierin steckt vielmehr uraltes Glaubensgut: der Gott, den eine spätere Zeit dem Zeus gleichsetzte, hatte von vornherein Stiergestalt und sein weibliches Gegenstück war die Kuh mit dem breiten Gesicht, die εὐρ-ώπη oder geradezu βο-ῶπις, wie wir noch in den erhaltenen Dichtungen der Griechen lesen, wenn auch deren Dichter diesen Beinamen längst nicht mehr richtig verstanden, ebensowenig wie das entsprechende Beiwort des Zeus εὐρύοπα. Es fehlt auch nicht an unzweideutigen Zeugnissen für den Übergang dieser tiergestaltigen Götter in menschengestaltige. Die bekannteste dieser Mischfiguren, wie sie uns aus der ägyptischen Religion geläufig sind, ist der Minotauros, der kretische Stiergott, der in der altgriechischen Bildung nur noch den Kopf des Stiers auf einem Menschenleib trägt.

Freilich sind Zweifel zulässig, ob auf Kreta alle altertümlichen Denkmäler und Funde als griechische Erzeugnisse betrachtet werden dürfen;

denn nicht immer wohnten Griechen in den Gegenden, die schon das Altertum nach ihnen benannte. Vor ihnen saß in den Küstenländern des ägäischen Meeres ein Volk, auf das sich noch viele ungriechische Namen von Bergen, Flüssen und Ortschaften zurückführen lassen (wie Parnassos, Hymettos, Ilissos, Labyrinthos, Korinthos, Tiryns), nach deren Ausweis es weder mit dem indogermanischen noch mit dem semitischen Sprachstamm etwas gemein hatte. Erst im dritten oder spätestens am Anfang des zweiten Jahrtausends brachen indogermanische Stämme in die Balkanhalbinsel ein, denen immer neue Scharen gleicher Herkunft folgten, bis dieser über Jahrhunderte sich erstreckende Völkersturm in der dorischen Wanderung ums Jahr 1000 herum seinen Abschluß fand. Fast keine dieser indogermanischen Horden fand bei der Einwanderung sofort ihren endgültigen Wohnsitz; sondern von den Nachrückenden wurden sie immer weiter geschoben. Dieser Wandel läßt sich nirgends so sicher verfolgen wie an der peloponnesischen Ostküste. Dorthin müssen als erste Griechen die Arkader vorgedrungen sein; denn die auffällig nahe Verwandtschaft des griechischen Dialektes Kyperns mit dem arkadischen beweist, daß die Arkader frühzeitig durch Kolonisierung den Grundstock zur griechischen Bevölkerung der Insel geliefert haben; aber von ihren historischen Wohnsitzen aus in der Mitte der Peloponnesos, wo sie, vom Meere und von aller Welt durch hohe Randgebirge abgeschieden, friedlich ihr Vieh weideten, können sie unmöglich die ferne Insel Kypros besiedelt haben; sie waren damals zweifellos noch Seefahrer und Küstenbewohner und wurden erst danach durch nachrückende Stämme ins Hochgebirge abgedrängt; dieser Vorgang muß sich schon Jahrhunderte vor der dorischen Wanderung abgespielt haben, weil sie sich in ihrem arkadischen Berglande als Autochthonen fühlten, während alle Stämme, die erst am Schlusse des zweiten Jahrtausends seßhaft wurden, mindestens dunkle Erinnerungen an ihre Einwanderung bewahrten. Deshalb können es nicht die Dorer gewesen sein, die sie vertrieben, sondern nur andere Stämme, die vor den Dorern und nach den Arkadern die peloponnesische Ostküste bevölkerten. Da nun tatsächlich Niederlassungen anderer Griechenstämme, die man Achaier und Ionier nennen mag, für jene Zeit und Gegend bezeugt sind, so gewinnt man für die vorgeschichtlichen Völkerschiebungen im argolisch-lakonischen Gebiet ein in den Hauptzügen fest umrissenes Bild:

Zu den ersten indogermanischen Besiedlern der Balkanhalbinsel gehörten die Arkader, die spätestens bald nach 2000 bis in die peloponnesische Halbinsel vordrangen, wo sie sich wie alle indogermanischen Einwanderer mit den Eingebornen vermischten und Jahrhunderte lang unangefochten im Besitz der Ostküste verblieben. Von den Zügen der Folgezeit verdienen

jene sprachlich enger zusammengehörigen Scharen besondere Beachtung, die den ionischen Dialekt ausbildeten. Ein Teil von ihnen setzte sich in der abseits der großen Heerstraßen gelegenen Landschaft Attika fest, wo er so frühe Fuß faßte, daß sich seine Nachkommen als Autochthonen betrachteten. Ein andrer Teil überschritt den Isthmos. Dem Druck dieses Nachschubs wich die arkadische Mischbevölkerung, indem sie teils nach Kypros übersetzte, teils sich in die Berge des Binnenlandes zurückzog.

Die siegreichen Ionier und andere Stämme teilten sich in die Herrschaft und gründeten jene Burgen, deren Überreste uns ein farbensattes Gemälde der damaligen Kultur entrollen. Es war eine Zeit jugendfrischen Aufstrebens, ein Lebensfrühling voll von Saft und Trieben. Kunst und Gewerbe rangen sich mit beflügelter Kraft empor, Handel und Seeverkehr breiteten sich aus, der Lebensgenuß wurde vervielfältigt und verfeinert. In den Bergen des Nordens aber waren noch Volksgenossen zurückgeblieben, die, keinen verweichlichenden Einflüssen ausgesetzt, sich ihre alte Einfachheit und urwüchsige Kraft bewahrt hatten und nur mit benachbarten indogermanischen Stämmen, die teilweise sich später nach Italien wandten, Verkehr pflegten. Es waren die Dorer, deren Wesen, Sprache und Einrichtungen manche mit den Römern und den Makedonen gemeinsame Züge aufwiesen, die auf diese länger dauernde Gemeinschaft zurückzuführen sind. Als auch sie dem Zuge nach Süden folgten, vermochten ihnen die peloponnesischen Festungen nicht zu widerstehen; sie gewannen das Land durch Niederwerfung und Vertreibung der Ionier, die ihnen seither unversöhnliche Gegner geblieben sind, und wie die Stämme alle geheißen haben.

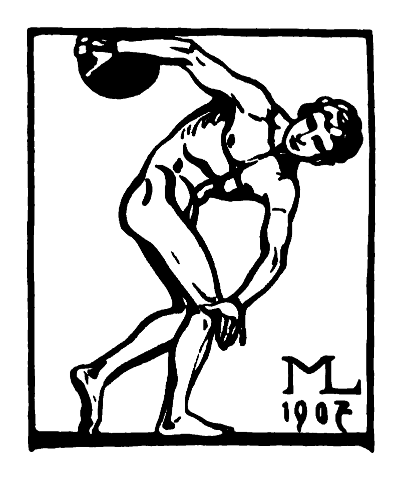
Die Dorer waren keine Freunde und Förderer jener Kultur, die unter ihren Vorgängern in die Höhe geschossen war und bald danach in den ionischen Kolonien Kleinasiens neue Keime ansetzte. Auch eine der größten Errungenschaften des menschlichen Fortschrittes, die reine Buchstabenschrift, war vermutlich eine Schöpfung der Ionier. Die Anfänge einer Bilderschrift lassen sich in Mesopotamien, dem ältesten Kulturland der Erde, bis ins fünfte Jahrtausend zurückverfolgen. Es ist daher keineswegs verwunderlich, daß auf Kreta im zweiten vorchristlichen Jahrtausend sich ein lineares Schriftsystem ausbildete, dessen Belege sich mit jeder Ausgrabung mehren, ohne bis jetzt den Schlüssel zur Entzifferung geliefert zu haben. Die Zahl seiner Zeichen ist so groß, daß sie schwerlich zur Wiedergabe der einzelnen Laute, sondern eher der verschiedenen Silben gedient haben, wie auch anderseits die geringe Zahl von Zeichen, die durch Teiler zu je einem Worte verbunden sind, für eine Silbenschrift spricht. Eine solche Silbenschrift erscheint bis ins vierte Jahrhundert herab in griechischen Inschriften der Insel Kypern; Beispiele wie pa—si—

le—u—se (= βασιλεύς), ka—te-se—ta-se (= κατέστασε), a—po—ro—ti—ta—i (= 'Αφροδίτᾳ) tun die Unvollkommenheit dieses Ausdruckmittels dar. Möglich, daß die kyprische Silbenschrift aus der kretischen, an die viele ihrer Zeichen erinnern, hervorgewachsen ist; bezweifeln aber möchte ich, daß die kretische jemals griechischen Stämmen gedient habe, sondern sie war sicherlich die Schrift der vorgriechischen Einwohner des ägäischen Gebietes, die spätestens im VI. Jahrhundert sich gleichfalls zur bequemen Buchstabenschrift der Griechen bekehrten, wie unverständliche Denkmäler griechischer Schrift, die im Osten Kretas zutage kamen (z. B. onadesiemetepimitspha dophiaralaphraisoiinai), wahrscheinlich machen. Hätten die Griechen sich jemals jener kretischen Schrift bedient, so wären sie gewiß nicht schon im Anfang des letzten vorchristlichen Jahrtausends allgemein und plötzlich zu einer ganz andern übergegangen, während die kyprischen Griechen noch über ein halbes Jahrtausend an ihrer unbeholfenen Silbenschrift festhielten, und sie hätten ihre neue Schrift nicht einem grundverschiedenen Kulturkreis entlehnt. Die griechische Schrift ist nämlich ihrem Ursprung nach semitisch; aber erst Griechen bildeten sie zu einer reinen Buchstabenschrift um, während die Semiten die Vokale nicht ausdrückten, also wie in den Silbenschriften für jede Silbe in der Regel nur ein Zeichen nahmen. Trotz dieser wesentlichen Verschiedenheit kann nicht der geringste Zweifel an der Abhängigkeit der griechischen Schrift von einer nordsemitischen, wie sie in Denkmälern des X. und IX. Jahrhunderts v. Chr. erscheint, bestehen; denn es deckt sich die Gesamtheit der Zeichen, nur haben die Griechen einige umgedeutet, namentlich um Vokalzeichen zu gewinnen, einige bald wieder aufgegeben, einige hinzugefügt.

Auch die nordsemitische Schrift war eine Bilderschrift, wie schon die Buchstabennamen verraten. Diese Namen bezeichnen einerseits den durch das Buchstabenbild dargestellten Gegenstand, anderseits mit ihrem Anlaut den Lautwert des Buchstabens. So stellt die älteste Form des Alf (= Rind), wenn auch noch so skizzenhaft, einen Rindskopf mit den beiden Ohren und Hörnern dar (𐤀), Gaml (Kamel) die zwei großen Hauptstriche des Kamelbildes mit den langen Hinterbeinen und dem schrägen Rücken (𐤂), Wau einen Zeltpflock (Y), Chet (Zaun) den aus vier kreuzweise gelegten Latten bestehenden Abschnitt eines Zaunes (𐤇), Jod (Arm) den wagrechten Oberarm und den senkrecht erhobenen Unterarm mit der Hand, alles natürlich nur angedeutet (𐤉), Mem (Wasser) eine stark bewegte Wasserfläche (𐤌), Nun (Fisch) einen schlangenartig gebildeten Fisch (𐤍, vgl. die Hieroglyphe 𐤍), Ajn (Auge) den Augapfel O, Sade (Treppe) zwei Treppenabsätze 𐤑, von den Griechen bald nur noch als Zahlzeichen [= 900] verwendet in der symmetrisch

ausgestalteten Form Ͳ), Qof (Hinterkopf) die schematische Rückenansicht des menschlichen Kopfes mit Andeutung herabhängenden Haares (φ), Resch (Kopf auf Hals) die lineare Skizze des vom Hals vorspringenden Kopfes (◁|), Schin (Zahn) zwei dreieckige Zähne (W), Tau ein Kreuz (X). Es ist ausgeschlossen, daß diese nordsemitischen Zeichen samt ihrem Lautwert einem andern Volk entnommen sind, weil dann unmöglich die Namen nach beiden Seiten hin stimmen könnten. Wenn also Semiten dieses Alphabet, selbstverständlich in Anlehnung an ältere Bilderschriften, wahrscheinlich die ägyptische, erfunden haben, erst Griechen vollzogen, wie gesagt, den entscheidenden Schritt zur reinen Buchstabenschrift. Auf die griechische Buchstabenschrift, die im Laufe eines halben Jahrtausends (rund 900—400) die semitischen Formen läuterte und regelte, gehen unsere modernen Alphabete durch sicher nachweisbare Mittelglieder zurück, wie fast alle unsere Kultur ihre Wurzeln in der griechischen hat.

Diese Erkenntnis des unlöslich engen Zusammenhangs der antiken und modernen Kultur ist das Lebensprinzip des Gymnasiums. Den Anforderungen der Gegenwart soll und muß ihr Recht werden auch im Jugendunterricht; hiezu gehört aber auch die Forderung, daß wenigstens ein Teil des heranwachsenden Geschlechtes, schon um die Gegenwart tiefer zu erfassen, seine historische Bildung aus dem ewig jungen Born des griechischen Altertums schöpfe und an dessen vorbildlicher Entwicklung aus unscheinbaren Anfängen bis zu glänzender Höhe das geistige Wachstum der Menschheit, aber auch die geschichtliche Bedingtheit aller menschlichen Zustände, Verhältnisse und Leistungen anschaulich kennen lerne. In diesem Sinne wünsche ich dem jubilierenden Gymnasium segensreiche Wirksamkeit auch für sein zweites Jahrhundert.





Aus einer Schrift des heiligen Basilius über die klassischen Studien. ☘ Von Klemens Kickh. ☘

Die Brücke zwischen Europa und Vorderasien, die kleinasiatische Halbinsel, ahmt im kleinen die Bodengestaltung des ganzen Weltteiles nach. Die Mitte nimmt ein von Randgebirgen umgebenes Hochland ein, die oberste Terrasse, das Tibet Kleinasiens, war die Landschaft Kappadokia. Ein regenloses, wasserarmes, pflanzenleeres, steppenartiges, im Winter von Stürmen heimgesuchtes, im Sommer afrikanisch heißes Land. Weite traurige Flächen, in denen die Steppenflüsse versickern, Salzseen großen Umfanges, unregelmäßige Bergzüge oder in Reihen hintereinander stehende Kegelberge vulkanischen Ursprungs lassen landschaftliche Schönheit nicht aufkommen. Nur die Nordostseite ist vom bewässernden Kisilirmak (Halys) erfrischt, nur an den Rändern ist grünendes Bergland; nur der 3800 Meter hohe Erdschisch (Argaeus) läßt das Auge an dem ewigen Schnee seines Gipfels sich erquicken. Osmanische Kulturverachtung hat das alte Mazaka Caesarea (Kaisarieh) verfallen lassen; das einst blühende Nazianzos ist zum dürren Wiran-schehér geworden, Nyssa, Garsaura, Archelais, Tyana sind in arme türkische Dörfer verwandelt. Dieses erstorbene Land ist die Heimat

dreier großer heiliger Männer, deren Schriften reiche Blütentriebe des Christentums gewesen sind. Es sind dies — schon bald nach ihren Tagen nannte man sie das dreiblätterige kappadokische Kleeblatt — der heilige Basilius (Basileios), sein älterer Herzensfreund, der heilige Gregorios von Nazianzos, sein jüngerer Bruder, von seinem Bistumssitze Gregorios von Nyssa genannt.

Der zuerst genannte, dessen Namen die morgenländische Christenheit mit besonderer Verehrung nennt und die russische Slawenwelt in unzähligen Wassilj und Wassiljewitsch fortleben läßt, hat außer seinen großen theologischen Werken eine kleine Schrift hinterlassen, die den Titel führt: »Über die Lektüre der profanen Schriftsteller«. Er meint die hellenische Literatur. Er richtet seine Worte an christliche Jünglinge, die versucht sind, die Beschäftigung mit der klassischen Literatur als eine Gefahr für ihr Bekenntnis zu betrachten, und er verteidigt diese von der Seite, daß er ihren ethischen Nutzen zeigt. Er beginnt die Schrift mit der Anrede: »Meine jugendlichen Freunde!« Ich will diesen »Freund« der Jugend, seine eigenen Worte zitierend, über ein Thema sprechen lassen, das so viele Verteidiger, aber eben heute so viele Gegner hat. Dann will ich erst von dem Verfasser und seiner Zeit sprechen, weil der Blick auf den Lebensgang des heiligen Mannes und auf seine Zeit die Wertschätzung der Schrift steigert.

Auf klassische Dichtung weiset Basilius zuerst hin. Das Jugendleben ist ja selbst Poesie. Jugendträume und Zukunftsbilder sind Dichtung. Die Welt liegt in hellen Farben vor dem Auge der Jugend, in ihr ist noch Sonnenschein et adhuc decor integer aevi.

»Erstens ist das, was zunächst die Dichter bieten, wegen der Vielseitigkeit seiner Form — jedoch nicht alles — in Betracht zu ziehen. Aber nur, wenn es Taten und Reden der Helden sind, womit sie euch unterhalten, dürft ihr diese liebgewinnen und ihnen nachstreben und ernstlich versuchen, es ihnen gleichzutun. Sind es dagegen solche, deren Nachahmung Verderben bringt, auf die sie zu reden kommen, so fliehet das ja und verschließt euer Ohr nicht minder dagegen, als Odysseus es nach ihrer Erzählung gegen den Gesang der Sirenen getan hat.«

Mit starkmütigen, willenskräftigen Menschen (Helden), die in Zeiten der Auflösung selten sind, soll sich die Phantasie der (christlichen) Jugend beschäftigen, diese soll sie in ihr Herz aufnehmen (liebgewinnen) und im Bereiche der Jugendpflicht nachahmen.

»Von einem Manne, der den Schlüssel zu des Dichters Verständnisse gehabt hat (— es ist wohl Libanios gemeint, Rhetor, Heide, aber duldsam gegen die Christen, Lehrer des heiligen Basilius und des heiligen Johannes Chrysostomus) habe ich mir einprägen lassen, mit jeder Dichtung beabsichtige

Homer die Verherrlichung der Tugend...... Zumal sei dies der Fall, wo er Odysseus darstellt, wie er, nach dem Schiffbruch gerettet, durch sein Erscheinen die Fürstentochter erschreckt habe, ohne daß er, obwohl nackt geschaut, sich zu schämen gehabt habe, weil ihm die Tugend zum Kleide diente.... Sie ist es, um welche ihr Menschenkinder euch beeifern müsset, die auch den Verunglückten zur Seite steht und den geretteten Hilflosen über die genußseligen Phaiaken stellt.«

Basilius versteht wohl wieder die Tugend als die edle, innerlich reine und keusche Mannestüchtigkeit und Seelenhoheit, die areté, die auf sittlichem Gebiete etwas von der Kraftfülle des Ares in sich hat. Es ist die virtus (virtus, vir) auch im Sinne des Dichters, der sagt: »rursus quid virtus et quid sapientia possit, — Utile proposuit nobis exemplar Ulyxen«. (Horat. Epp. I., II. 17.) Diese virtus wird dann im Glaubensleben auf die höchsten Ziele gelenkt.

»Was die sonstigen Güter betrifft, so hat darauf ihr Besitzer nicht mehr Anspruch, als so weit der Zufall ihn begünstigt; wie im Würfelspiel schwankt es damit hierhin und dorthin. Nur die Tugend ist eine sichere Habe; sie begleitet im Leben und Sterben. Daher denn, denk' ich, schon Solon zu den Glückskindern spricht: Tauschen fürwahr nicht möcht' ich die Tugend jemals mit Reichtum. Jene ist bleibend bei mir; Geld ist ein flüchtiger Gast.« (Vgl. Anthol. Solon, 15.)

Gleiche Kräftigung im Guten erwartet Basilius von der Lektüre philosophischer Schriften, denen er Charaktere schildernde historische nahestellt.

»Soll die Tugend unsere Lebensführerin sein, und ist sie hoch von Dichtern, hoch von Geschichtschreibern, weit höher noch von Philosophen gefeiert worden, so ist es insbesonders diese Seite der Literatur, welcher wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden sollen. Es liegt ein großer Segen darin, daß die jugendliche Seele sich mit solcher Tugend (Höhe sittlicher Anschauungen) befreundet, da dergleichen zum geistigen Eigentum gewordene Erkenntnisse (mathémata) sich wegen der Zartheit der Seele tief einprägen und in der Regel unverrückbar sind.«

Aber freilich, die Tugend muß sich bewähren.

»Wer die Philosophie des Wortes (die das Lehrwort des Weisen lehrt) durch die Tat bewährt, der allein ist weise, die andern sind eilende Schatten.«

Die Worte erinnern an das, was Kirke zu Odysseus von Teiresias sagt:

Unversehrt ist ihm Einsicht geblieben — Ihm nur allein gewährt im Tode noch Persephoneia — Sinn und Verstand, denn die andern sind nur flatternde Schatten. (Od. X., 493.)

»Die Tugend in glänzenden Phrasen anpreisen, daheim aber die Gemächlichkeit der Besonnenheit (der von der Sophrosyne geforderten Tätig-

keit) und die Habsucht der Rechtschaffenheit vorziehen, erinnert zu sehr an jene, die auf der Bühne ihre Rollen abspielen und sich wie Könige und Machthaber gebaren, aber weder König noch Machthaber, ja nicht einmal Freigeborene (sondern bezahlte Maskenträger) sind.«

»Wohl wird mancher zuweilen mit sich selber in Widerspruch kommen und zum vollkommenen Einklange zwischen seinem inneren und äußeren Leben (den Idealen und dem Tun) es nicht bringen; er wird sich auf Euripides berufen: die Zunge schwor, das Herz ist nicht durch Schwur gebunden (vgl. Hippolytos v. 575), ja seine Lebensnorm kann werden: gerecht zu scheinen, nicht, es zu sein. Das aber, nämlich den Schein zu haben, als sei man ein Gerechter, da man es doch nicht ist, das ist, um mit Plato zu reden, das Übermaß der Ungerechtigkeit.« (Vgl. Politeia II., p. 361 ff.)

Aber die Weisheit der Alten stählt das Herz und verleiht die Energie des Bergsteigers.

»Rauh ist der Weg anfänglich und holperig und vielen Schweißes und der Arbeit voll, der zur areté (Ausdauer, edle Männlichkeit in einer der Kraft des Ares verwandten Kraft) führt und bergwärts sich hinanzieht. Daher ist es der Steilheit wegen nicht jedermanns Sache, ihn anzutreten. Am Ziele freilich sieht man ein, wie eben er ist und schön, wie eigentlich gangbar und wie weit angenehmer als der andere, den die Masse mühelos betritt.« (Vgl. Hesiod, Werke und Tage, 285—290; auch Matth. VII. 14). »Wie eng ist die Pforte und schmal der Weg, der zum Leben führt, und wenige sind es, die ihn finden.«

Über die Redekunst und die Redner spricht sich Basilius mit Zurückhaltung aus. Er war wohl Kind eines Volkes, welches seinerzeit sich ganz und gar im öffentlichen Leben bewegt hatte und Redner noch immer hoch hielt; er teilte wohl die Ansicht Ciceros: »ut hominis decus est ingenium, sic ingenii lumen est eloquentia«; aber er verschließt sich nicht der Überzeugung vieler, die, wie Quintilian II. c. 16 sagt, die Ansicht aussprechen: »Die Beredsamkeit sei es, welche die Übeltäter der Strafe entzieht, durch deren Trugkunst bisweilen die Guten verurteilt, die politischen Maßregeln auf das Schlechtere geleitet, und nicht nur Empörungen und Volkserhebungen, sondern auch sogar unversöhnliche Kriege erregt werden, und die man dann am meisten nötig habe, wenn sie im Dienste der Unwahrheit gegen die Wahrheit ihre Kraft aufbieten soll.«

So sagt denn Basilius: »Was die Redner betrifft, so darf uns ihre Gewandtheit im Lügen nicht zur Nachahmung verleiten. Weder vor Gericht, noch sonst wo (im öffentlichen Leben) ziemt uns die Lüge, da solche für den geraden und wahren Weg durchs Leben sich entscheiden, denen Prozesse zu

führen (doch eigentlich) gesetzlich verboten ist. (Vgl. Matth. V. 37.) Dagegen müssen wir das von ihnen zur Hand nehmen, worin ihr Lob der Gerechtigkeit oder ihr Tadel der Ungerechtigkeit sich ausspricht.«

Er weiset also darauf hin, von den Rednern nicht bloß rednerischen Stil zu lernen, sondern auch an ihren Aussagen und namentlich an Geschichtslügen Kritik zu üben.

Aber auch einzelne Persönlichkeiten, die ihm seine Vertrautheit mit den Klassikern vor Augen hält, sollen für seine Jünglinge zur rechten Stunde Lehrmeister des rechten Verhaltens sein.

»Den Perikles schmähte ein gemeiner Mensch; er aber achtete dessen nicht. Den ganzen Tag hörte jener nicht auf, mit den gröbsten Lästerungen ihn zu verfolgen, und jener hörte nicht auf, seine Geduld zu bewahren. Als derselbe bei einbrechender Dunkelheit sich entfernen wollte, ließ Perikles ihm unter Fackelschein das Geleite geben, um die Gelegenheit zur vollen Betätigung seiner Philosophie nicht zu verlieren.«

Plutarch erzählt in Perikles V., der Schreier habe den Staatsmann bis an die Tür seines Hauses verfolgt; da habe dieser seine eigene Fackelbegleitung dem Manne abgetreten und ihm bis zu seinem Heim leuchten lassen, bis dieser hinter der Tür verschwand.

»Man schlug den Sohn des Sophroniskos, Sokrates, mit schonungsloser Frechheit ins Gesicht. Statt die Hand zu erheben, erlaubte dieser dem Tölpel, seinem Zorn freien Lauf zu lassen, so daß sein Gesicht aufschwoll und infolge der Schläge blutrünstig wurde. Als er aufhörte, schrieb er dem Täter einfach auf die Stirn: Der Dingsda hat's getan.«

Basilius verweiset dabei auf Matth. V. 39. Er bringt auch Eukleides in Erinnerung, der dem Worte des Bruders: »Ich will des Todes sein, wenn ich dich nicht peitsche«, das Wort entgegensetzte: »Ich will des Todes sein, wenn ich es nicht dahinbringe, daß du deinen Zorn aufgibst und mir gut bist wie ehedem. (Vgl. Plutarch über die Bruderliebe, 18.)

»Was Alexander getan, der die Töchter des Darius, von denen versichert wird, daß sie für Wunder der Schönheit galten, zu Kriegsgefangenen gemacht hatte, aber sie nicht zu sehen begehrte, da er es für entehrend hielt, Weibern zu unterliegen, nachdem er Männer bezwungen, — das läuft darauf hinaus, daß, wer auf ein Weib mit Lustgier ein Auge werfe, darum doch nicht vorwurfsfrei bleibe, wenn er auch der Tat nach nicht ehebreche, sondern dadurch schon befleckt ist, daß er seine Seele an die Begierde verschachert.«

So empfiehlt Basilius, selbst ganz heimisch in der klassischen Literatur, den Jünglingen, Beispiele fürs Leben aus ihr zu entnehmen. Und diese gemahnen nicht so sehr an einfaches Rechttun, als vielmehr an einen sehr

hohen Grad fast heroischer Selbstbeherrschung und Willenskraft. Wir bemerken eine gewisse Steigerung in dem, was die Beispiele sagen. Geduld, Sanftmut, selbst eine Art von Feindesliebe wird von der Macht über Lust und Trieb, bezauberndem Liebreiz gegenüber, an Wert überboten.

Am Schlusse seiner Hinweisungen auf sittlich hochstehende Menschen gibt Basilius kurz gehaltene Vorschriften, das Leben nicht in einem Freudentaumel zu vergeuden, auf die Gefahr hin »in unterirdischen oder sonstwo befindlichen Straforten sich Bußen gefallen lassen zu müssen«, wenn das Entschlafen des Leibes in ein klarsehendes Erwachen der Seele übergeht, — auch der Gaumenlust sich nicht zu ergeben, — »nicht in Frisur und Kleidung sich Sonderbarkeiten zu erlauben« — nicht »an duftende Essenzen Geld aufzuwenden«, — das Leben »in dorischer (ernster), nicht in jonischer Tonweise« sich abspielen zu lassen, — gleich den Ringkämpfern Mühen auf sich zu nehmen, »um den Ölzweig oder Eppichkranz zu erringen« (vgl. S. Paul, I. Cor. IX. 24), — nicht Reichtum, sondern »Zehrgeld zu sammeln, nicht allein für das Alter, sondern auch für das andere Leben, das über das Alter eines Tithonos oder Arganthonios hinausreicht, und an dessen Grenze ebensowenig zu denken ist als an ein letzliches Aufhören der unsterblichen Seele«.

Es wären etwa 200 Zeilen eines in Oktavform gehaltenen Büchleins, in welche sich diese Mahnungen fassen ließen; in diese wenigen Zeilen sind 32 Erinnerungen an klassische Stellen verwoben, weniger eigentliche Zitate, als im Flusse der bewegten Darstellung schwimmende Wendungen, die lauter Reminiszenzen an Worte der alten Weisheit sind. Dem in staunenswerter Belesenheit in den Klassikern heimischen heiligen Manne sind sie nur so in die Feder geflossen.

Basilius kennt die Formvollendung der klassischen Literatur. Aber höher als deren Verständnis steht ihm die ethische Frucht der Beschäftigung mit ihr. Daher empfiehlt er sorgfältige Auswahl der Lektüre. Er denkt nicht an Exzerpte oder Chrestomathien, aber er denkt an einen nicht in der Wahl des Stoffes der Lektüre gebundenen oder gehemmten Lehrer der Jugend, der, wenn er auch Gesang nach Gesang eines Epos, Buch für Buch einer historischen oder einer philosophischen Schrift mit seinen Schülern liest, doch manches überschlägt, manches kursorisch, manches bei den Ideen der Schrift verweilend und meditierend liest und die Grammatik nur als Mittel zum genauen Verständnisse der Lektüre, nicht aber die Lektüre als ein Exerzierfeld zur Aneignung der Grammatik verwertet.

»Bei der Blume geht der eigentliche Genuß (des Blumenfreundes) über Duft und Farbe nicht hinaus; für die Bienen hingegen besteht er noch

darin, Honig aus ihr zu gewinnen. So gibt es auch für jenen, der nicht ausschließlich nach dem Anmutigen und Gefälligen (nach der Sprachschönheit) greift, das dergleichen Schriften bieten, eine (besondere) Ernte. Ganz in dem Sinn, wie es von der Biene heißt, hat man mit den Schriften zu verfahren. Sie kommt nicht unterschiedslos zu allen Blumen und müht sich auch nicht, an irgendeinem Orte, wohin sie flog, alles davonzutragen, sondern nur, was ihrer Aufgabe (Honig zu bereiten für die Menschen und sich) dienlich ist, wird mitgenommen, das übrige bleibt unberührt. So werden auch wir, wofern wir mit Verständnis arbeiten, nur soviel uns angeht und mit der Wahrheit sich verträgt, von ihnen (den Schriften) uns darreichen lassen und über das übrige leicht hinweggehen (bei ihm nicht verweilen).«

Basilius vergleicht die durch die Beschäftigung mit den »Schriften« gewonnene ethische Kraft, verbunden mit der Kenntnis der Ahnungen der eigentlich religiösen dogmatischen Wahrheit, die auch in dieser sich kundgibt, dem Blätterwerk eines Baumes, die christliche Erkenntnis aber und das christliche Leben der goldenen Frucht.

»Des Baumes Vollendung besteht darin, daß er zu seiner Zeit mit Früchten prangt, aber auch mit Laubwerk bedeckt ist und beides auf seinen Zweigen sich wiegt. Ebenso hat die Seele vorzugsweise ihre Frucht in der (christlichen) Wahrheit, ohne daß deswegen in dem Schmuck der profanen Weisheit für sie ein Mangel an Reiz läge. Sie ist das Laubwerk, welches der in dem Grün der Blätter versteckten Frucht Schutz und liebliches Ansehen gewährt —.«

Es ist bemerkenswert, daß Basilius die Beschäftigung mit der klassischen Literatur als eine Geistesschulung, als eine Vorbereitung zur Vertiefung der christlichen Wahrheit in den Seelen betrachtet. Er weiset auf Moses hin, »der erst, nachdem er bei den Ägyptern in die Schule gegangen war, zum Aufschlusse über die Wahrheit (zu ihrem tiefen Erfassen) gelangte«. Er weiset auf Daniel hin, der durch den Vergleich der gründlich studierten chaldäischen Weisheit mit der Offenbarung Gottes zur Begeisterung für das Gesetz der Väter sich erhob. —

»Erst dadurch, daß wir uns gewöhnen, in spiegelndem Wasser die Sonne zu betrachten, werden wir tüchtig, dem Sonnenlichte selbst das Auge zu nähern.«

Solchen Inhaltes ist die kleine Schrift des heiligen Mannes über die profane (griechische) Literatur. Ihre Bedeutung steigert sich, wenn wir das Leben des Heiligen selbst und die Zeit, in der er schrieb, in Erwägung ziehen.

Im Eingang der Schrift sagt Basilius:

»Das Alter, in welchem ich stehe, und mancherlei Erfahrungen, die ich in mir gesammelt habe, und die vielfältige Berührung mit dem in allem belehrenden Wechsel, in welche ich trat, haben mir eine derartige Bekanntschaft

mit den menschlichen Verhältnissen verschafft, daß ich Menschen, wie ihr seid, die eben ins Weltleben treten, ein sehr verläßlicher Wegweiser sein kann.«

Das Alter, von dem Basilius spricht, ist nicht etwa das Greisenalter. Denn er, geboren 329 oder 330 n. Chr., gestorben 379, erreichte nur 50 Jahre. Aber es ist das vollends gereifte Alter, die Zeit der Abgeklärtheit und der Entschiedenheit. Der Mann, der als Ephebos die Unterweisung seines Vaters, eines griechischen Rhetors, genoß, der im 21. Lebensjahre die Hochschule, sozusagen, griechischen Lebens bezog, der in Athen fünf oder sechs Jahre lang rhetorischen, grammatischen, philosophischen, mathematischen, astronomischen, medizinischen Studien oblag, der Mann, der, obwohl Sohn einer sehr christlichen Mutter, der heiligen Makrina, obwohl von Jugend an tief religiös, ernst und asketisch in sich gekehrt, doch erst in seinem 34. Lebensjahre die Taufe empfing (363 oder 364) und den Episkopat von Caesarea (370) antrat — er war wohl geeignet, der Jugend Weisungen zu geben. Und wenn er in den letzten neun Jahren seines Lebens mit dem Ansehen eines Episkopos und zugleich eines großen Gelehrten die Jugend von der »profanen Literatur« nicht wegdrängen, sondern zu ihr hinziehen wollte, als zu einem Mittel, die Glaubensüberzeugung zu festigen, wenn er mit seiner Schrift von der Jugend und von der Wissenschaft gewissermaßen Abschied nahm, um der große Gründer des morgenländischen Mönchtums noch in seinen letzten Tagen zu werden, so trägt seine Schrift alle Gewähr für die Annahme in sich, sie sei von ihm als Ausdruck seiner tiefsten Überzeugung geschrieben.

Das Jahrhundert, in welchem Basilius und sein etwa um zehn Jahre älterer, um zehn Jahre später gestorbener Freund Gregorios von Nazianzos lebten, läßt uns eher eine Zurückweisung als eine Verteidigung der heidnischen Literatur von seiten der beiden Gleichgesinnten erwarten. Gerade drei Jahrzehnte früher, als die beiden Freunde in Athen dem Studium oblagen und der ältere den jüngeren gegen die Nörgeleien und Witzeleien der zum großen Teil heidnischen älteren Kommilitonen, die an den néoi (den Füchsen) den Neuangekommenen, ihr Mütchen kühlten, verteidigte, hatte die blutigste aller Christenverfolgungen, die diocletianische, gewütet. Es war, als hätte das Heidentum noch einmal vor seinem Ersterben mit eiserner Faust das Christentum erdrosseln wollen. Es wäre begreiflich gewesen, wenn die Christen, wenn ihre Glaubensvorkämpfer, die Bischöfe, eben erst aufatmend von dem Jammer einer Schreckenszeit ohnegleichen, die klassische Literatur, das Erbe vorchristlicher Zeiten, den Stolz der Verfolger, wenigstens ignoriert, wenn nicht feindlich sich gegen sie gekehrt hätten. Sie taten es nicht. Und bald nach dem Aufhören der Verfolgung erhob die Leugnung der Gottheit Christi, der Arianismus, ein Christentum ohne den wahren Christus, das Haupt. Er

überflutete die katholische Welt. Er nahm die Musensitze ein und drängte sich in die Metropolen.

Als Gregorios 378 in Konstantinopel seine glänzende bekehrende Beredsamkeit entfaltete, mußte er in einem Privathause Missionstätigkeit üben; die Gotteshäuser waren alle in arianischem Besitz. Erst als Erzbischof von Konstantinopel und von dem Kaiser Theodosius geschützt, sah er die katholische Lehre obsiegen. (380.) Es war nicht zu erwarten, daß katholische Episkopoi in so sturmbewegten Zeiten sich für die antike Literatur interessierten.

Und gerade fünf Jahre nach dem Abschluß der Studien der beiden Freunde in Athen erließ Kaiser Julianus, der Abtrünnige, das Edikt, in welchem er den Christen verbot, sich mit der klassischen Literatur zu beschäftigen und Studienheimstätten zu besuchen, als wären sie geistig minderwertig und nicht wert, zu antiken Geistesgrößen aufzublicken! — Sollten nicht die Christen die Verachtung, mit der sie behandelt wurden, mit der Verachtung der Geistesschätze der Vorfahren ihrer Feinde erwidern? — Und doch nennt Gregorios Athen das Fundament (édaphos) der Pflege der Wissenschaften, »das goldene Athen«, — er rühmt die Redekunst, »die feuerschnaubende«, — die Grammatik, »welche die Zunge hellenisiert«, — die Philosophie, die »hochfliegende, die aufwärts schreitende«. — Wehmütig blickt er im fünften Carmen zurück auf die Freuden des Lernens:

»Stunden, den Musen geweiht, ihr floget dahin in die Lüfte,
Blumen der Jugendzeit, ihr duftetet mir, ihr verwelkten!«

Und in der ersten seiner zwei Reden gegen Julianus, die er steliteutikoi, an den Pranger stellende, nennt, ruft er dem Kaiser zu: »Woher kam dir der Gedanke, die Christen der Wissenschaft zu berauben? Welcher Hermes Logios hat dir das in die Seele gelegt? Welche böse Telchinen (Zauberer) und tückische Dämonen haben dich sagen lassen: Unser (der Heiden) Eigentum ist das Wissen und das hellenische Denken, Euer (der Christen) ist die Unvernunft und die tölpische Einfalt, und eure Weisheit besteht in dem steten: Glaube nur, glaube!«

Und doch schreibt Basilius: »Soweit in den Schriften der Alten Schattenbilder der Tugend liegen, mögen profane Anweisungen Umrisse der Wahrheit geben.« »Wer gewissenhaft darauf (auf die Vergleichung des Schattenbildes mit der Wirklichkeit) bedacht ist, in gar manchem und auf mancherlei Art nimmt dieser zu wie mächtige Ströme.«

Und so glaubte denn der heil. Basilius mitten unter den Arbeiten, die sein Episkopat ihm auferlegte, an christliche Jünglinge ein Wort zugunsten der Pflege der klassischen Literatur richten zu sollen. Allerdings tut er es weniger mit Hervorhebung der durch diese Pflege zu gewinnenden Politur

des Geistes, als vielmehr vom ethischen Gesichtspunkte aus. Es ist der Standpunkt, von dem aus Muretus im XVI. Jahrhundert sprach: »Non igitur, cum poëtarum libros interpretamur, inanibus fabellis nutricum more animos ducimus, sed sementem quandam virtutis atque doctrinae facimus: non in levibus minimeque frugiferis rebus operam sumimus, sed praecepta sapientiae, quo facilius in animos influant, insatiabili quadam admirabilium rerum varietate condimus.« — Über dem ethischen Standpunkte stände noch der eigentlich religiöse. Die Gottesidee, die Unsterblichkeitsahnung der Alten ließe sich auch aus den »Schriften« herauslesen. Auch in diesen liegt eine Theodicee. Sie wurde in den Schulen des Mittelalters vor dem Zeitalter des Humanismus verstanden. Vielleicht hätten die Gegner des klassischen Studiums weniger Anlaß, sich feindlich zu äußern, wenn der Jugend nicht immer nur Vertrautheit mit den alten Sprachen als Ziel des klassischen Studiums, als Ziel mühevoller acht Jahre vor Augen gehalten und harte Mittel zur Erreichung dieses Zieles verwendet würden. Im Getriebe des späteren Berufslebens der Mehrzahl der der Mittelschule Entwachsenen schwindet doch rasch diese mühsam errungene Vertrautheit. Der Herzensaufschwung würde nicht schwinden. Die providentielle Erhaltung des größten Teiles der antiken Literatur durch die Männer der Kirche trüge die schönste Frucht in der Festigung des Charakters und der christlichen Überzeugung.





Altwienerisches aus Wolfgang Schmeltzls »Lobspruch«. ♣ Von Ferd. Kotek. ♣

Es dürfte nicht unpassend erscheinen, daß in dieser Jubiläumsschrift auch einer der ältesten »Schulmeister zu den Schotten«*) das Wort ergreift und uns von der Vergangenheit unserer Vaterstadt und von der Stätte seines Wirkens einiges erzählt.

Wolfgang Schmeltzl war zu Kemmat in der Oberpfalz wahrscheinlich zu Beginn des XVI. Jahrhunderts als der Sohn eines frommen, braven Handwerksmannes geboren, »dem er wohl nichts verdankte als einen stets auf das Praktische gerichteten Sinn«.**) Auf den Wunsch seines Vaters begab er sich frühzeitig auf die Wanderschaft. Er bekleidete zu Amberg das Amt eines Kantors, besuchte das seinem Heimatsorte benachbarte Nürnberg, kam nach Sachsen und schließlich »auf der schaitten« (v. 66)***) nach Wien.

Den Bildungsgrad, der ihn zum Schulmeister befähigte, mag er sich erst in Wien erworben haben. Er trat bei seiner Ankunft zuerst als Musikus bei den Schotten ein und betrieb zugleich die nötigen Studien, um sich auf den Schulmeisterstand vorzubereiten; denn in der Vorrede zur »Judith« (1542)

*) So nennt sich Schmeltzl auf dem Titelblatt seines Dramas »Judith«, 1542.

**) Wolfgang Schmeltzl, »Zur Geschichte der deutschen Literatur im XVI. Jahrhundert«. Von Franz Spengler, Wien, 1883, S. 1.

***) Plätten, Flachboot.

sagt er, er sei zu Wien »die vergangen Jar in studio gestanden«. Als Ende September 1541 Abt Wolfgang Traunsteiner die Leitung des Stiftes übernahm, der eine ganz besondere Sorgfalt dem Jugendunterrichte zuwendete, wurde er von diesem als Schulmeister angestellt. Im Schottenstifte verlebte er die glücklichsten Tage seines Lebens. Wien wurde ihm zur zweiten Heimat und zum Dank schrieb er seinen »Lobspruch«*).

»Wie von hellem Sonnenlichte beglänzt, reich und üppig, liegt jenes Wien vor uns, das er so beredt und mit so urkräftigem Behagen schildert**).

»Die damaligen Einrichtungen des Klein-Wien müssen Groß-Wien interessieren; das Einstige lebt vor dem geistigen Auge auf zum Beklagen, zum Belachen, zum Beloben, je nach seiner Übereinstimmung oder seinem Gegensatze.«***)

Schon das Äußere der Stadt findet Schmeltzls größtes Wohlgefallen. Die Gassen sind

„Hübsch vnd wol visiert
geradt, auch weit vnd schön purgiert." (v. 313 u. 314.)

Jede hat zum Absperren eine Kette.

Die Häuser sind mit Bildern reich geschmückt, mit Türmen und Giebeln wohl versehen, die Fenster durch Eisengitter geschützt. Die Höfe sind geräumig und gut gepflastert. Weite und tiefe Keller dienen zum Ablagern des Weines (v. 295 ff.). Die ganze Stadt ist durch Basteien geschützt, an denen die sogenannten »Katzen« (v. 1261), hochaufragende Vorsprünge, angebracht sind. Die Stadt wird von militärisch organisierten Stadtwächtern Tag und Nacht bewacht. Wer durch eines der Stadttore sie betreten will, muß zuvor bei der Torwache seinen Namen nennen und angeben, woher er komme und zu wem er gehen wolle.

„Sie lassen khain ind Stat hinein,
Er sag dann, wer sein Wirt werd sein,
Geb antzaygung, von wann er lauff
Sein namen schreibens fleyßig auff." (v. 1440 ff.)

Zahlreiche Märkte sorgen reichlich für die Verpflegung der Stadt. So ist am Neuenmarkt ein großer Getreidemarkt (v. 774). Am Graben der Fleisch-

---

*) Ein Lobspruch der hochlöblichen weitberümbten khüniglichen Stat Wienn in Österreich, wölche wider den Tyrannen vnd Erbfeindt Christi nit die wenigist, sondern die höchste Hauptbefestigung der Christenheit ist. — Rö. Khü. May. etc. vnserem allergenedigsten Herrn zu Ehren beschriben durch Wolfg. Schmeltzl, Schulmaister zun Schotten vnd Burger daselbst im 1548 Jar. Die Wiener Stadtbibliothek besitzt das einzige uns erhaltene Exemplar der zweiten Auflage, von welchem M. Kuppitsch (Wien, 1849) einen Faksimiledruck veranstaltete, wonach in dieser Abhandlung zitiert wird.

**) Spengler, S. 5.

***) »Ein Lobspruch der Stadt Wien in Österreich« von Wolfg. Schmeltzl. Sprachlich erneuert und bearbeitet von August Silberstein, 1892, S. 9. Daraus wurden auch einige Bemerkungen in die Abhandlung aufgenommen.

markt (v. 798). 70 Fleischer haben daselbst ihre Verkaufsstände errichtet; doch darf jeder nur eine bestimmte Sorte feilbieten.

„Schawet wunder vber wunder,
Ein yeder sein fleysch het bsunder
Schäffen, kelbren, rindren, schweinen.“ (v. 802—804.)

Jeden Freitag ist großer Viehmarkt auf dem Gries.*) In der Nähe des Friedhofes bei St. Peter ist ein Geflügel- und Gemüsemarkt (v. 826 ff.). Am Hof, den ein herrlicher, reich mit Gold verzierter Brunnen schmückt (v. 836 f.), verkauft man Holz, Heu, Stroh, Holzkohlen, Fische und Krebse; der eigentliche Fischmarkt ist aber in der Nähe des Judenplatzes**); fünf uralte Linden zieren ihn. Am Hohenmarkt (v. 906 ff), wo der Pranger mit dem Richtplatz und das »Narrenkötterchen« steht, werden Obst, Wildbret, auch lebende Tiere feilgeboten.

„Offt findstu fayl sunst seltzam viech,
Wolff, fuchs, hund, katzen lebendig.“ (v. 928 u. 929.)

Am Bauernmarkt bringt das Landvolk die Produkte der Landwirtschaft zum Verkaufe (v. 944 ff.). Auf der Brandstatt verkauft man Hausgeräte (v. 587—591).

Jeden Dienstag und Samstag ist Wochenmarkt (v. 751 ff.). Zweimal im Jahre, zu Katharina und am »Auffartag«, ist Jahrmarkt (v. 767). Wer Waren zu Markte bringt, dem ist jeder Kauf untersagt (v. 768 u. 769).

Um jede Übervorteilung zu verhüten, ließ der Bürgermeister Hermes Schallautzer auf dem Neuenmarkt ein steinernes Normalmaß, nach dem das Getreide gemessen werden mußte, und daneben einen Pranger aufstellen. Er ordnete an, daß auf jedem Markte eine Nachbildung dieses Stadtmaßes und Prangers sich finde. Wer nicht genau nach diesem Maße das Getreide verkauft oder sonst irgendwie den Käufer zu betrügen sucht, wird zu seiner Schmach öffentlich auf diesem Pranger ausgestellt (v. 786—795).

„Thut sich ainer im kauff vergessn,
Mißt falsch oder den kauff nit helt,
wird er an selben Pranger gstelt.“

Am Lugeck ist der Versammlungsort der Kaufleute aus aller Herren Länder (v. 325 ff.). Hier herrscht ein stetes Getriebe; die Trachten aller Nationen kann man hier schauen, in allen Sprachen hört man reden, so daß Schmeltzl ausruft:

„Ich dacht ich wer gen Babl khumen,
Wo alle sprach ein anfang gnomen.“

---

*) Eigentlich »Bröckelgestein«. Bezeichnung für Ufer. Vergl. »Salzgries«.

**) Bei der Erwähnung des Fischmarktes zählt Schmeltzl eine Menge der erlesensten Fische auf, die man dort zu Markte bringt.

Damit auch die Leute aus der Provinz diese Märkte leicht besuchen können, verkehren vom Rotenturm die sogenannten »Schützen« nach Baden, Krems und Wr.-Neustadt (v. 954 ff.). Es sind dies Gesellschaftswagen, die täglich verkehrten, in denen man durch Decken gegen Sonne und Regen geschützt war.

An Kirchen und Klöstern war Wien besonders reich. Schmeltzl zählt folgende Orden auf, die zu seiner Zeit in Wien existierten: Augustiner, Minoriten, weiße Brüder am Hof, die Dorotheer, in deren Kirche sich das Grabmal von Niklas Salm*) befand, Kreuzherren bei St. Johann und vier Bettelorden (v. 607—620). Mit besonderer Begeisterung spricht er von den Schotten auf der Freiung, bei denen er als Schulmeister eine Anstellung fand, die ihn vollends befriedigte.

„Der Schmöltzl kein pesser schmaltzgrub fand." (v. 1528.)

An der Spitze des Klosters stand damals der Abt Wolfgang Traunsteiner. 11 Brüder sind außer dem Abte noch daheim im Konvent.

„Verstendig, gelert, lesen gern
Was sich gebürt zů Gottes ehrn." (v. 1472—1473.)

Andere sind außerhalb des Klosters in der Seelsorge oder Administration der Klostergüter tätig.

Auf Stiftskosten wird eine Schule erhalten, an der 16 arme Jünglinge Freiplätze haben und vom Kloster die Verpflegung genießen; doch

„Ein yeder da muß fleißig sein,
Zu nachts repetiern, fru auffstehn,
Man lest jr khain nit müssig gehn,
Vnd mag da gleich so wol studiern,
Als het er vil gelts zu verzern." (v. 1480—1486.)

Schmeltzl rühmt die herrliche Orgel in der Kirche,

„Ein schöne Orgel, jr da secht
Manch stymwerck, resch, gut vnd gerecht." (v. 1498 f.)

die Uhr auf dem Turme:

„Im Thurn stehet eine Vr gericht
Bestendig, grecht sie lang zeyt bleibt,
Gewaltiger syben zaiger treibt. (1491—1493.)

Er bewundert den Klostergarten, besonders den Stumpf eines Maulbeerbaumes, auf dem 8 Tische bequem Platz fanden, der aber in der Türkennot

---

*) Verteidiger Wiens bei der Türkenbelagerung 1529. Er starb 1530. Nach der Aufhebung des Klosters unter Kaiser Josef wurde das Grabmal von den Nachkommen des Grafen nach Raitz in Mähren geführt; von dort auf Anregung des Wiener Altertumsvereines wieder nach Wien gebracht und in der Votivkirche bald nach ihrer Einweihung 1878 aufgestellt.

mit noch anderen 300 Bäumen niedergehauen wurde (v. 1501—1506). Schließlich wird er in den Klosterkeller geführt, wo es ihm so gut gefällt, daß er ausruft:

„Da wer gut sein,
Wenn ich het wahl im ganzen Land."

Als Frauenklöster werden folgende genannt: St. Ludwig, St. Jacob, Hieronymus, Anna und Himmelpforte.

Unter den Kirchen findet begreiflicherweise der Stephansdom Schmeltzls größte Bewunderung. Um das Gotteshaus herum zieht sich ein Friedhof; auf der Spitze des Turmes glänzen Stern und Halbmond.*) Er besteigt den kunstvoll gebauten Turm, besieht die 160 Zentner schwere Glocke, deren Klöppel allein 7 Zentner wiegt, die Uhr**) und das Preimglöcklein, das täglich zum Frühchore und zum Vespergebete eine Stunde lang geläutet wird.

Die Kirche hat 5 Tore. Er findet da

„Des Neydharts grab znechst bey der thür."***) (v. 429.)

und macht die satirische Bemerkung

„Hat hinder jm vil Brüder lassn,
Gehn furan täglich aus und ein
Noch wil jniemandt nit Neydhart sein."

An einem dieser Tore findet er einen Turm

„Der wuchß erst aus der erdt herfür.
Grad gegn dem andern, bey der thür,
In der weit, groß, schön, form, gestalt,
Von stuckwerck auffbawt wie der alt
Glaub, wer der Turck nit khumen dar,
Er wer dergleich verfertigt gar." (v. 441 ff.)

Ferner fesselt Schmeltzls Aufmerksamkeit das Grab Kaiser Friedrichs.†)

„Noch eins mir auch von hertzen gfelt,
Des alten Kayser Fridrichs grab,
Drob ich mich sehr verwundert hab.
Von Marmelstein so schön gemacht,
Das aim sein hertz im leib doch lacht.

---

*) Diese wurden zur Zeit der ersten Türkenbelagerung 1529 befestigt, um die Türken abzuhalten, auf den Turm zu schießen. Erst am 15. Juli 1686 wurde wieder feierlich das Kreuz aufgesetzt.

**) Wurde erst durch den Dombaumeister Schmidt beseitigt.

***) Des Neidhart von Reuenthal, später Neidhart Fuchs der Bauernfeind genannt, des heiteren Minnesängers Grabmal ist es nicht, wie nachgewiesen ward. Es ist noch immer, sogar wiederhergestellt, an der gleichen Stelle zu sehen. Wahrscheinlich legte man ihm bereits zu jenen Zeiten irrtümlich den Inhalt bei und Schmeltzl betont allerdings nur den Neid in Neidhart; aber gerade dieser im Gegensatz zu der Wohlhabenheit der Bauern seiner Zeit hat zur Ausgestaltung des mit Fabeln bereicherten edlen Minnesängers geführt. (Silberstein, S. 77.)

†) Friedrich III., Vater Maximilians I.

Da sicht man manch historⁱ sthon
Vnd schier den gantzen passion
Von herten stain außgraben rein,
Als möcht von gold vnd sylber sein.
Poliert trefflich, das du dich baß
Ersichst drinn als im spiegel glaß.
Der Fursten begrebnuß darbey
Sindstu gemalt vnd gschriben frey." (v. 478—491.)

Er bewundert das hohe Gewölbe des Chors, auf 18 Pfeiler gestützt, von dem an Seilen kunstvoll gearbeitete Engel- und Heiligenfiguren herabhängen (v. 491—498). Er erwähnt zwei Orgeln, von denen die größere 1738 Pfeifen zählt.

So begeistert ist Schmeltzl von der Pracht des Gotteshauses, daß er ausruft:

„Warlich wirdt sie vergleicht in dem
Dem Tempel zu Hierusalem." (v. 501 f.)

Im Innern des Domes fällt der ganz aus Marmor gearbeitete Taufstein auf, der in der Mitte des Schiffes steht.*) Besonders erweckt Schmeltzls Bewunderung der kunstvoll gebaute Predigtstuhl, auf dem gerade Bischof Nausea**) der andächtig horchenden Menge das Wort Gottes verkündet.

„Den Predigsthul ich schawet an,
Gedacht: ‚wo lebt ein Mensch, der kan
Von stainwerg so subtil ding machn?!'
Mein hertz vor freudn mir thet lachn.
Die kindlein gleich wie in dem lauff
Sich narten, kherten gugel auff.
Auch manche krot, åder und schlang
In stain gehawen auff dem gang.
Sich krâmbten, paumpten vber sich,
So frey als werens lebendig.
Der maister, der diß stuck gepawt
Hat sich so kunstlich selbs eingehawt
In stain am Predigstuel sein hauß,
Schawt unden zu dem Fenster auß." (v. 455—469.)

Außer dem Dome werden noch erwähnt: die Kirche »Bey vnser fraven auff der Gstettn« (v. 629) mit dem Konsistorium des Bistums Passau. Die St. Salvatorkirche nächst dem Rathaus mit der Aufschrift: »bey vnserm Herrn« (v. 635). St. Michael »Ein große Pfarr vnd Schul darbey« (v. 652). St. Clara mit einem Spital und Pfründnerhaus. In der Nähe befindet sich das einzige Bierhaus.***) Ein zweites Spital war bei St. Marx (v. 674 ff). Für

*) Jetzt in einer eigener Kapelle, der Taufkapelle, aufgestellt.

**) Seit 1541 als Nachfolger Fabers Bischof. Früher Lehrer an der Universität. Gelehrter Theologe, der den Vermittlungs- und Reformideen Ferdinands I. zuneigte.

***) Um den für Wien so wichtigen Weinbau zu schützen, mußte von der Gesetzgebung die Verbreitung des Bieres möglichst eingeschränkt werden.

Das Bürgerspitalbrauhaus wurde 1529 in das Kloster zu St. Clara übertragen.

infektiös Erkrankte war das Spital St. Johann vor dem Schottentor erbaut. v. 718 ff. wird ein Spital und Versorgungshaus erwähnt, in das man sich ratenweise einkaufen konnte. Diego de Seraua erbat sich von der königlichen Majestät, daß ihm aus dem Gute des Minoritenordens ein Grund gespendet wurde, auf dem er diese Wohltätigkeitsanstalt erbaute; außerdem bekam er das Gut Wolkersdorf und jährlich eine bestimmte Summe Geldes.

An der Spitze der Stadtgemeinde steht der Bürgermeister,*) der jährlich gewählt wird. Ihm zur Seite stehen 12 Bürger, der sogenannte »Innere Rat« (v. 1005 ff.). Diese dürfen kein Handwerk treiben. Der von der königlichen Majestät ernannte Stadtrichter erhält durch Wahl 12 Beisitzer; diese bilden den »Äußeren Rat« (v. 1013 ff.). Die Aufsicht über die Brücken, deren etliche über die Donau führen (v. 71—82), haben der Brückenmeister, Brückenhauptmann und sieben Mautner. Die eine Hälfte der Brückenmaut zieht die königliche Majestät ein, die andere die Stadtgemeinde, die damit die Stadtgebäude zu erhalten hat (v. 101—106). Die Mautner sorgen auch für die Eisgewinnung und Konservierung.

„Legens in ein grub hinhinder,
Pleibt khalt im Sumer als im Winter.“

Ganz besonders nimmt man darauf Bedacht, daß die Lebensmittel unverfälscht und in richtigem Gewichte abgegeben werden.

„Allen Handwerckern ist bevolhn,
Das sie niemand beschweren solln.
Den Peckn solchs sonderlich aufflegn,
Das brot jn wöchlich lassen wegn.
Dergleich auffs Malwerck hat man acht,
Der armen not erstlich betracht,
Damit nit mangel brot, fleysch, wein.“ (v. 1131—1137.)

Zur Zeit Schmeltzls zählte die Wiener Stadtgemeinde 50.000 Mitglieder.

„Ein gsamlte Gemain auß allen Landen.“ (v. 1139 f.)

Wenn der Feind naht oder Feuer ausgebrochen ist, werden die Bürger durch Glockenschlag zur Hilfeleistung gerufen. Damit sich alles geordnet vereinige, ist die Stadt in vier Viertel geteilt. Das Widmer sammelt sich am Graben, das Stubmer am Lugeck, das Schottenviertel am Hof und das Kärnter am Neuenmarkt (v. 1141 ff.). Von wo der Feind naht, wird durch ein weißes Tuch, wo das Feuer wütet, durch ein rotes Tuch oder nachts durch Laternen von diesen Farben angedeutet. Nach einer großen Feuersbrunst im Jahre 1525,

*) Zur Zeit der Abfassung des »Lobgesang« war Bürgermeister Wiens Sebastian Schrantz, dessen Wahl die äußere Veranlassung zu dieser Dichtung bot.

bei der 600 Häuser niederbrannten, wurde eine Feuerordnung herausgegeben, die strengstens befolgt werden mußte (v. 1173 ff.).

Jeder Hausherr hat strenge darauf zu sehen, daß der Rauchfang stets gereinigt sei. Auf dem Boden des Hauses hat er mit Wasser gefüllte Fässer und Bottiche, Leitern und Krücken zum Abstoßen der brennenden Balken bereit zu halten. Sobald der Glockenschlag die Feuersbrunst ankündigt, haben auf der Stelle alle Handwerker, die Hilfe bringen können (Zimmerleute, Maurer, Schlosser, Schmiede, Ziegeldecker), mit ihren Werkzeugen herbeizueilen. Elf Bader sind bestellt, die mit ihren Ledereimern sich eiligst bei der Brandstätte einfinden und Hand anlegen müssen. Müßige Zuschauer werden nicht geduldet. In jedem Hause muß sich ein Brunnen befinden, mit Ketten und Seilen wohlversehen. Jeder, der einen Brandleger bekannt macht, erhält 100 Pfund Pfennige; und wenn er auch zuerst mit dem Brandleger gemeinsame Sache gemacht hatte, bleibt er straflos. Wer einen Dieb an der Brandstelle erwischt und dem Gerichte zuführt, erhält 10 Pfund Pfennig. Beim Bistum, bei den Klöstern, Spittelmeistern, Brückenmeistern und Stadtkämmerern müssen stets Rosse und Wagen, Feuerhaken und Leitern bereit sein. Für freiwillige Hilfeleistungen werden Prämien verabreicht.

Ängstlich sind die Obrigkeiten darauf bedacht, den Erbfeind der Stadt, den Türken, so rasch als möglich zurückzuschlagen; denn

„Ee Wienn dem Türckn auffgeben wur,
Jeder ee leib vnd lebn verlur. (v. 1097 f.)

Voll Bewunderung einer solchen, die Stadt beglückenden und erhaltenden Obrigkeit ruft Schmeltzl aus:

„O, mein Freund, wie ein selig gab,
Die vns gwiß khumbt von himl herab,
Ein solch hoch weyse Obrigkeit,
Mit dem verstand vnd dapfferkeit!
Ich glaub, das Gott durch dise gab
Bißher die Stat erhalten hab.“ (v. 1115 ff.)

Die Universität Wiens hat einen guten Ruf.

„Die nechst nach Pariß wirt sie zelt. (v. 550.)

Sie besitzt eine eigene Druckerei (v. 581 f.) und 12 stattliche Häuser, in denen die zahlreichen Studenten tadellose Herberge finden.

Zwölff gewaltige hewser seind
Weit vnd vom grund schön auffgefürt,
Gefreyt vnd hoch privilegiert,
Darinn sie wonen, haben platz.
Es ist fürwar ein theurer schatz,
Dann hie gewißlich vor kurtzen jarn
Etlich tausent in studio warn.“ (v. 574—580.)

Die Hörer sind in vier Nationen geschieden: Österreicher, Bayern, Ungarn, Sachsen.

Die Promotionen werden mit großem Pomp im St. Stephans-Dome beim reichgeschmückten Kreuzaltare vorgenommen (v. 515 ff.). In feierlichem Zuge erscheinen die vier Fakultäten, durch ihre Tracht, besonders durch die Kopfbedeckung, von einander unterschieden. Zuerst die Lizentiaten und Magister, dann die Bakkalauren und schließlich die Studenten. Lange dauern die Disputationen. Hierauf erteilt der römischen königlichen Majestät Kammerprokurator und Rat den Promovierten die Insignien ihrer Würde. Zu dieser Feier werden die obersten Staatsbeamten und viele Prälaten eingeladen.

„Auch die Regierung und vil Prelatn,
Die ſie mit Fleiß dazu erpatn,
Do warn in ſolcher herligkeit.“ (v. 543—545.)

Der Türmer von St. Stephan verkündet durch Trompetenschall Beginn und Ende der Feierlichkeit.

Nur die Furcht vor dem Erbfeinde der Christenheit, dem Türken, vermag den Frohsinn der Wiener zu trüben. Ist dieser Feind zurückgeschlagen, so beginnt wieder das lustige Freudenleben, das bisweilen sogar einem Schmeltzl bange macht, so daß er ausruft:

„O Wienn, bekher vnd beſſer dich,
Sunſt wirdt dein vnglück nur gemehrt,
Dein name Wienn in wain verkhert.“ (v. 1327 ff.)

In der Schottenau*) trieben die Adeligen ihre Ritterspiele. Hier herrschte stets bewegtes Leben; denn hier waren die geräumigen Weinkeller. An Wein muß Wien und Umgebung ganz besonders gesegnet gewesen sein. Schmeltzl erzählt, daß zur Zeit der Weinlese viele Tausende in der Schottenau beschäftigt sind. Das Lesen dauert vier Wochen. Täglich kommen 1500 Pferde mit 300 weinbeladenen Wagen an und müssen oft ihre Fahrt dreimal wiederholen. Viel Wein wird auf der Donau ins Ausland verführt und dafür werden Gold, Silber und Spezereien geholt.

Von wegen der weinwachs ſo groß
Fuert man herab on vnderloß
Goldt vnd ſylber, ſpecerey. (v. 175—179.)

Kein Wunder, daß sich Wolfgang Schmeltzl, bei dem »ein stark realistischer Zug sich allerdings nicht verkennen läßt«,**) in einem solchen Lande äußerst glücklich fühlte.

*) Wahrscheinlich die jetzige Brigittenau.

**) Spengler, S. 79.

O Österreich!
Wo mag man finden dein geleich?
Kein land mir nie pasz gfallen hat
Du hast den namen mit der that." (v. 45—48.)

Und verständlich ist uns das Gebet, mit dem er seinen »Lobgesang« schließt:

„Auch Herr, ich bitt, ists der will dein,
So laß Wienn hie mein Freythoff seyn!"*) (v. 1598 u. 1599.)



*) Dieser Wunsch ging ihm nicht in Erfüllung; denn er starb wahrscheinlich als Pfarrer zu St. Lorenzen auf dem Steinfelde.



Eine Frage zu Rafaels „Schule von Athen“. Von Heinrich Lammasch.

Wiederum — ich weiß nicht zum wievielten Male — standen wir in der Camera della Segnatura, die für mich die Stätte höchster Kunstblüte ist. Unsere Augen wandten sich von der »Disputa del sagramento« zur »Schule von Athen« und von dieser zu jener. Wir bewunderten außer der Größe der beiden Kompositionen im ganzen die charakteristische Schönheit und Vollendung der einzelnen Figuren. Dabei war es uns ein leichtes, die Gestalten der Disputa mit Namen zu nennen, denn durch Ausdruck und Attribute sind sie alle völlig kenntlich. Wer aber sind die verschiedenen Persönlichkeiten, die in der »Schule von Athen« vereinigt sind? Nur einzelne von ihnen sind zweifellos kenntlich, so Sokrates, Alkibiades, Ptolemäus, Diogenes. Aber selbst eine der beiden Mittelfiguren des Bildes ist bestritten. Ein Stich aus dem Jahre 1550 bezeichnet das Bild als: »Paulus in Athen« und Schriftsteller des XVI. Jahrhunderts wiederholen diese Deutung, ja einer derselben erklärt das Bild dahin, daß Petrus und Paulus den griechischen Philosophen das Christentum predigen. Erst im XVII. Jahrhundert wird die von Vasari um die Mitte des XVI. Jahrhunderts gegebene

Deutung der beiden Mittelfiguren als Plato und Aristoteles zu einer ziemlich allgemeinen. Ihren schönsten Ausdruck hat sie wohl in der Charakteristik Goethes gefunden, die viel zur Verbreitung dieser Auffassung beitrug. Neuestens hat Hermann Grimm versucht, gegen sie anzukämpfen und die Deutung der Aristoteles genannten Figur als Paulus wieder aufgenommen, damit aber wenig Anklang gefunden. Meines Erachtens spricht für diese Auffassung auch nicht viel anderes als ein Gefühl, ein Bedürfnis, auch auf diesem Bilde, dem Gegenstücke der Verherrlichung der triumphierenden Kirche, irgend einen Hinweis auf das Christentum zu finden. Enthalten doch alle anderen großen Fresken Rafaels in diesen päpstlichen Gemächern Beziehungen auf Kirche und Christentum: der Brand im Borgo, die Vertreibung des Heliodor, der Rückzug Attilas, die Messe von Bolsena, die Befreiung Petri und selbst der Parnaß, auf dem neben Apoll und den Musen, neben Virgil, Homer und Sappho der Sänger des »Inferno« und des »Paradiso« verherrlicht ist. Und auf diesem Bilde allein sollte jede Beziehung zum Christentum fehlen?

Vielleicht hatte dasselbe Gefühl auch schon Vasari dazu veranlaßt, einzelne der Figuren als Evangelisten und insbesondere jenen Schreiber links, dem ein Knabe eine Tafel vorhält, als Matthäus zu bezeichnen. Trotz dieser meines Erachtens richtigen Empfindung, die der Hypothese Grimms zugrunde liegt, möchte ich doch nicht bezweifeln, daß die beiden Figuren, die im Mittelpunkt des Bildes stehen, wirklich Plato und Aristoteles sind. Besteht auch kein Zweifel über die Deutung dieser zwei Gestalten, so bleiben doch noch viele andere Fragen offen. Und so möchte man fast in der Sicherheit, mit der wir im stande sind, die Personen der Disputa zu nennen, und in der Ungewißheit, die in Betreff vieler Figuren der »Schule von Athen« obwaltet, ein Spiegelbild finden, einerseits der klar umrissenen Gestalt und der Unvergänglichkeit der christlichen Dogmen und anderseits des Schwankens und der Vergänglichkeit der philosophischen Theorien, die ebenso wie ihre Autoren oft rasch der Vergessenheit und Unkenntlichkeit verfallen.

Oft hatte uns insbesondere die Frage beschäftigt, wer jene jugendliche Lichtgestalt sei, die, abgesehen von Plato und Aristoteles, mehr als alle andern die Augen des Beschauers auf sich zieht, weil sie, im Gegensatze zu allen übrigen, die, untereinander zu Gruppen verbunden, in Diskussion vertieft sind, aus dem Bilde heraus ihren Blick dem Beschauer zuwendet, als wollte sie ihm, auf sich selbst deutend, eine Botschaft verkünden, ein Rätsel lösen, dessen die andern nicht Herr geworden sind, jene hehre Gestalt im weißen Gewande, die, weniger als die andern mit individuellen Zügen ausgestattet, in fast überirdischer Reinheit und typischer Schönheit, unbeteiligt an den Beratungen und Forschungen der Philosophen und, wie es scheint,

von niemandem unter ihnen gekannt, erhobenen Hauptes durch ihre Reihen schreitet, einem andern, vielleicht höheren Ziele zugewandt. Über dem Haupte des edlen Jünglings ist eine auffallend lichte Stelle, einer Verklärung ähnlich, die allem Anschein nach nicht durch Abblättern der Farbe entstanden ist, sondern einer besonderen Intention des Künstlers entspringt. Diese lichte Stelle findet sich auch auf allen besseren photographischen Reproduktionen.

Wer ist dieser Jüngling?

Vasari bezeichnet ihn als den den Evangelisten Matthäus begleitenden Engel. Doch wann sind Engel ohne Flügel, in einen Mantel eingehüllt dargestellt worden? Zudem ist die Deutung jenes Schreibenden als Matthäus jetzt allgemein aufgegeben und kommt man dahin überein, ihn für Pythagoras zu halten.

Die heute herrschende Auffassung bezeichnet diesen Jüngling als Francesco Maria della Rovere, Herzog von Urbino. Aber wie kommt dieser unter die Philosophen? Freilich hat Rafael auch sonst Züge von Zeitgenossen in der »Schule von Athen« verewigt, so Giulia Farnese und Federico Gonzaga. Aber wie klein und an wie verborgener Stelle angebracht ist das Köpfchen der schönen Giulia, das von vielen Beschauern gar nicht bemerkt wird. Und auch Federico Gonzaga nimmt nur eine untergeordnete Stelle im Bilde ein. Auch sein eigenes Bildnis und das Sodomas hat Rafael auf dem Fresco untergebracht, aber am äußersten Rande, mehr in das Gemälde hineinschauend, als in ihm befindlich.

Diese Gestalt aber, nach der wir fragen, ist nächst Plato und Aristoteles jene, welche durch ihre ideale Schönheit und ihre isolierte Stellung im Bilde am meisten die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Und sie sollte niemand anderen darstellen als einen Höfling und Nepoten?

Zudem hat die neuere Geschichtsforschung gezeigt, daß gerade zur Zeit, als Rafael in der Stanza della Segnatura malte, Francesco von Urbino wegen der ihm beigemessenen Mitschuld an der Ermordung des Kardinals Alidolfi beim Papste in höchster Ungnade stand. Und trotzdem sollte ihn Rafael in den Gemächern eben dieses Papstes an einer der bedeutendsten und auffallendsten Stellen dieses Bildes verherrlicht und verewigt haben!

»Wer also ist es?« fragte ich wieder einmal und meine Frau antwortete, vielleicht geleitet von jenem Takte, der Frauen bei intellektuellen Problemen das Große erfassen läßt, weil sie durch geistige Detailarbeit weniger abgestumpft sind: »Ich glaube es zu wissen, es ist Christus unter den Schriftgelehrten.«

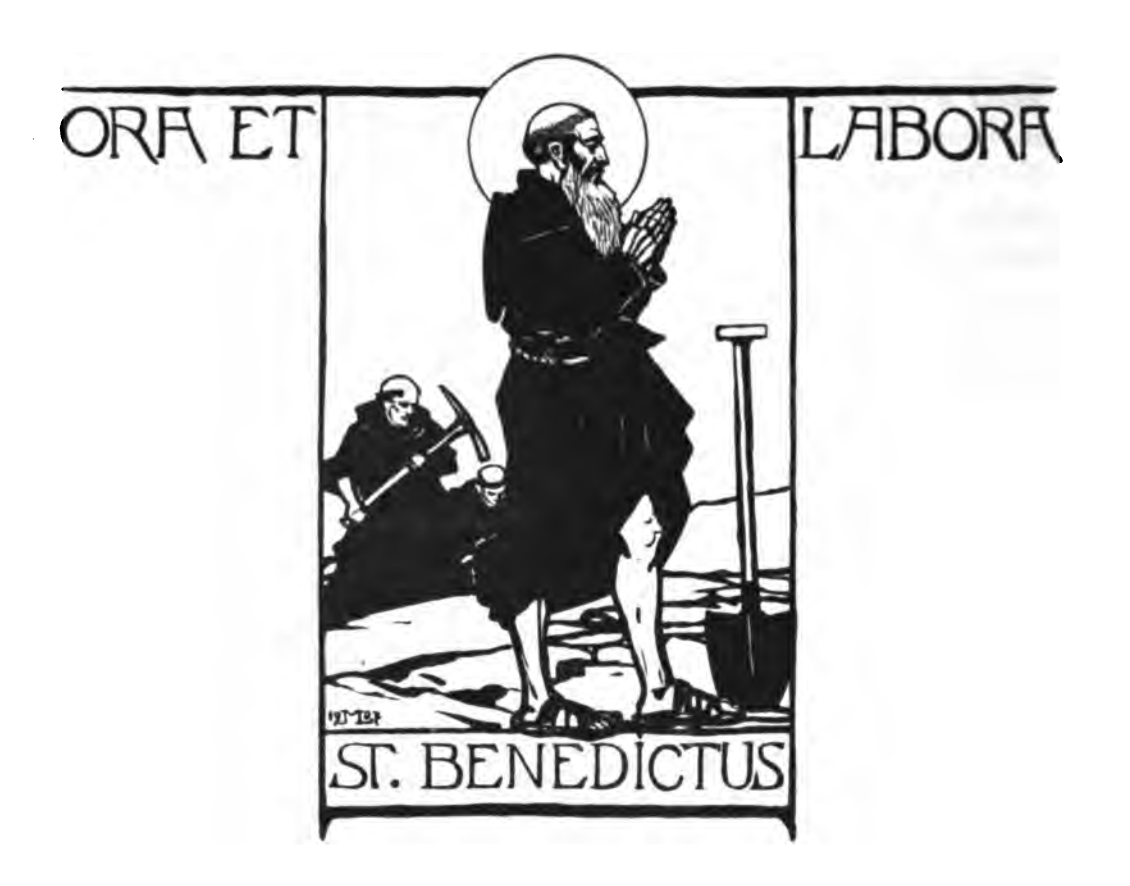
Liegt es nicht nahe, das Thema des Evangeliums vom Heiland unter den jüdischen Schriftgelehrten bei einer Darstellung der klassischen Philo-

sophie in den Gemächern des Oberhauptes der Christenheit in dieser Weise zu variieren?

Vielleicht ist diese Hypothese geeignet, jener berechtigten Empfindung genüge zu tun, die Vasari bewog, den Evangelisten Matthäus, und die Hermann Grimm bestimmte, Paulus in die Schule von Athen zu versetzen. Vielleicht ist es ein höherer als Matthäus und Paulus, den Rafael unter den Philosophen erscheinen ließ, ohne daß diese ihn erkannten, weil die Zeit der Erfüllung noch nicht gekommen war.

Die Frage ist gestellt. Mögen Berufenere sie entscheiden.





Monte Cassino. ❦ Von Karl Grafen Lanckoroński. ❦

Wen der Schnellzug heutzutage in wenigen Stunden aus dem ewigen Rom nach dem lärmenden Neapel bringt, der erblickt ungefähr nach halber Fahrt mitten in den schöngeformten Sabinerbergen auf einzeln stehendem, abgeplattetem Bergkegel einen weitläufigen, festungsartigen Bau. Es ist das Kloster Monte Cassino, das man getrost das berühmteste der Welt nennen kann. Eine wirkliche Festung, welche es auch Jahrhunderte hindurch in der Tat gewesen ist, hat es zu sein aufgehört, die feste Burg aber der Wissenschaften und Künste, welche es von jeher war, ist es geblieben.

Der heilige Benedikt, einer der großen Männer, die, wie 700 Jahre nach ihm der seraphische Heilige von Assisi, indem sie ihrer eigenen Zeit das gaben, dessen sie bedurfte, für alle Zeiten gelebt haben, hat es 529 n. Ch. auf den Ruinen eines Apollotempels gegründet. Schon vorher hatte er seine ersten Klöster über dem Aniotale bei Subiaco, von denen mehrere noch fortbestehen, ins Leben gerufen. Die meisten Klosterbauten von Monte Cassino, welche wir heute bewundern, sind 1000 und 1200 Jahre

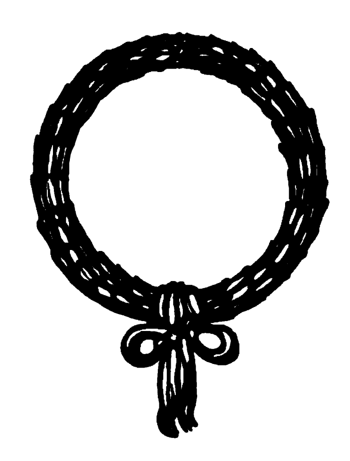
jünger als das Haus, das den gottgesandten Gründer beherbergte, geben aber eben dadurch Zeugnis von der Kontinuität der hohen Kultur, die von diesem Berge aus die Welt befruchtet hat. Wie das Erzbistum und Patriarchat von Aquileja im Friaulischen an der Grenze des zivilisierten Italien und der Barbarei, lag die Abtei von Monte Cassino eine Tagesreise südlich von Rom an der Grenze des Machtgebietes der Sarazenen und ist von diesen wiederholt zerstört worden, wie Aquileja durch Attila und die Langobarden. Es hat sich aber immer wieder erhoben, und gerade wie die Patriarchen von Aquileja sind die Äbte von Monte Cassino tatkräftige Anhänger und Helfer der deutschen Kaiser während ihrer Römerzüge gewesen. In das XI. Jahrhundert, die Zeit der höchsten Machtentfaltung von Kaisertum und Papsttum, fiel wie die des Aquilejensischen Patriarchats auch jene dieses Klosters, und als der große Abt Desiderius, der Sohn des Langobardenfürsten Landulf von Benevent, die neu erbaute Kirche mit feierlichem Pompe im Jahre 1071 einweihte, war der nachmalige Gregor VII. als Erzdiakon Hildebrand dabei zugegen. Desiderius ist später als Papst in seinem geliebten Monte Cassino gestorben. Vorher schon hatte die Abtei in der Person des Kanzlers Friedrich von Lothringen der Kirche ein Oberhaupt, Stephan X., geschenkt, und im Jahre 1108 bestieg nochmals ein Mönch von Monte Cassino als Gelasius II. den päpstlichen Thron. Ein Jahrhundert später weilte der gewaltige Innozenz III. hier und bald darauf berief Kaiser Friedrich II. einige Cassinenser auf die Lehrstühle der Universität Neapel.

Aber auch nachdem mit dem Untergange der Hohenstaufen und mit der Verlegung der päpstlichen Residenz nach Avignon die Zeit des größten weltlichen Glanzes und der höchsten Machtentfaltung der Abtei vorüber war, blieb sie ein Hochsitz gelehrter Forschung und der Übung aller Künste und Wissenschaften, und es ist unvergessen, daß die Lehre Galileis in Abt Benedikt Castelli von Monte Cassino einen beredten Verteidiger fand.

Den Besucher von heute, der die schöne Barockkirche, das Archiv und die Bibliothek besichtigt und dann den Blick von der herrlichen Loggia del Paradiso und anderen Aussichtspunkten aus über die charakteristische alte Stadt, das Tal des Garigliano, das burgengeschmückte des Liris und die malerischesten Bergketten der Welt schweifen läßt, umfängt der Hauch einer anderthalb Jahrtausende alten, an Ruhmestiteln jedweder Art reichen Vergangenheit. Aber auch von kräftig pulsierendem Leben der Gegenwart fühlt er sich umfangen. Auf den weiten Gängen munteres, oft lautes Getriebe junger Alumnen, denn das zum italienischen Nationaldenkmal erklärte Kloster besteht als geistliche Erziehungsanstalt fort, und in den Zellen tüchtige Künstler im Mönchsgewand, meist Deutsche aus der Schule der Benediktiner-

Schwesterabtei von Beuron in Württemberg. Überreich finden wir Grotten und Kapellen der Mönchsstadt von Monte Cassino, geschmückt mit Fresken, Statuen, Reliefs und Ornamenten dieser Schule, die, ähnlich wie jene der englischen Präraffaeliten, kirchliche Tradition mit dem Studium der Natur glücklich zu vereinigen weiß.

So erfüllt der Geist unermüdlicher Arbeit und verfeinerter Kultur nicht bloß in der Erinnerung, sondern in nie rastender Betätigung auch heute noch diese Stätte, einen wichtigen Brennpunkt menschlicher Gesittung.





Abt Martin Marty und die Sioux. ☘ Von Ferdinand Lebzelter. ☘

Wenn der uralte Benediktinerorden in Erfüllung eines wahren Missionsberufes vor tausend Jahren Europa zivilisierte, so haben die Angehörigen dieses Ordens auch seit jener Zeit, seit welcher die Kirche mit der Missionierung überseeischer Gebiete begonnen, sich berühmten missionierenden Zeitgenossen angereiht und erfüllen diese Aufgabe auch noch heute. Brasilien und die Philippinen, in hervorragender Weise das riesige Gebiet von Süd-Zanzibar tragen noch gegenwärtig Missionen der Benediktiner, von welchen die Süd-Zanzibar-Mission erst im vorvergangenen Jahre ihren dem Verfasser persönlich befreundeten Bischof Spieß, einen Tiroler, durch die aufständischen Neger in Deutsch-Ostafrika verloren hat.

Aus allen diesen Tätigkeitsgebieten der Benediktiner-Missionäre soll aber heute nur der Verdienste gedacht werden, welche sich dieselben um einen der interessantesten Stämme Nordamerikas, um die einst viel genannten und viel gefürchteten Sioux erworben haben — allen voran Martin Marty.

Vor weniger als 100 Jahren war die Rothaut noch unumschränkte Gebieterin der großen Ströme, Prärien und Wälder bis an den Fuß der Felsengebirge.

Was heute in den Reservationen langsam dem Aussterben entgegengeht, waren freiheitsliebende Stämme, die, mag die Geschichte der nordamerikanischen Kriege sie auch mit manchem Schatten treffen, den Unfrieden, der zu so viel Blutvergießen geführt, nicht begonnen haben. So lange die Kolonien der Weißen sich auf die Ostländer des Mississippi beschränkten, war Friede und Eintracht zwischen dem weißen und roten Mann und die Beamten und Jäger der alten Nordwest-Pelzgesellschaft hielten die besten Beziehungen zu den eingebornen Stämmen, deren hervorragendster, weil kühnster und mächtigster, die Sioux waren.

Doch nach Nordwest, zu den Siedlungen der Sioux, bereitete sich vorwiegend der immer stärker werdende Zug der Einwanderer vor, welche Einwanderungsrichtung zum Casus belli werden sollte. Denn das Wandern hieß Verdrängen. Wohl war*) noch in den Dreißigerjahren des vergangenen Jahrhunderts das Siedlungsgebiet der Sioux groß genug, trotzdem der Stamm 40.000 bis 50.000 Köpfe zählte, wovon er 8000 bis 10.000 berittene und wohlbewaffnete Krieger ins Feld stellen konnte.

Im Norden bis an die kanadische Grenze, im Westen bis an die Felsengebirge, in Osten bis zum oberen Mississippi und im Süden bis zur Nordgrenze von Kansas reichend, entsprach dieses Gebiet etwa dem heutigen Minnesota, Nord- und Süd-Dakota und einem Teile von Nebraska.

Es lag im Interesse der Regierung der Vereinigten Staaten, zur Besiedlung der enormen, aber menschenleeren Landgebiete die Tore weiter zu öffnen.

Schon mußten, um dem Einwandererstrome Platz zu schaffen, zahlreiche Stämme im Süden über den Mississippi gedrängt werden.

Das mag zwingende Notwendigkeit gewesen sein; nur das »Wie« entsprach nicht den Versprechungen, die wohl gegeben, aber nur wenig gehalten wurden.

Die europäische Einwanderung nahm die vorausgesehene nordwestliche Richtung und der Zusammenstoß mit den weniger willigen Sioux war unvermeidlich.

Immerhin verstand sich der Stamm zu einem Vertrage mit den Vereinigten Staaten, welcher 1837 zu Prärie du Chien dahin abgeschlossen wurde, daß die Sioux gegen ein Jahrgeld das ganze Gebiet östlich vom Mississippi an die Vereinigten Staaten abtraten, welcher Abtretung im Jahre 1851 die Räumung von ganz Minnesota folgte. Ließ schon die Er-

*) Nach Catlin.

füllung der Vertragsbedingungen von 1837 seitens der Vereinigten Staaten manches zu wünschen übrig, so war die verderbliche Wirtschaft der sogenannten Indianeragenten die Ursache, daß nunmehr die Sioux den Kriegspfad betraten.

Ein Militärdetachement wurde überfallen und vernichtet. General Harney antwortete mit einem blutigen Strafzug.

Wieder wurde vereinbart und es blieb bis 1862 verhältnismäßig ruhig, bis abermals Reibereien mit den Kolonisten auf Dakotagebiet einen neuen Aufstand zur Folge hatten.

Abermals geschlagen, wanderte ein Teil nach Kanada aus, während ein anderer sich in das »heilige Land« der Sioux, die Black-Hills, zurückzog. Die Mehrzahl unterwarf sich und ging in die Reservationen. Wieder wurde (1868) ein Vertrag geschlossen, nach welchem sich die Regierung verpflichtete, das Land nördlich vom North-Plattefluß und östlich vom Big-Horn als Indianergebiet zu betrachten, keinem Weißen das Betreten dieses Gebietes ohne Zustimmung der Indianer zu gestatten und nicht zuzugeben, daß ein Weißer sich dort niederlasse oder das Land durchziehe.

Allein man hatte in Amerika vergessen, mit den Einwandererzügen gerade nach Dakota hin und mit den Begleiterscheinungen der Pacificbahn zu rechnen.

So mehrte sich Siedlung um Siedlung, Dorf um Dorf, ja einzelne der letzteren waren bereits mit der für Amerika charakteristischen Schnelligkeit zu Städten und Mittelpunkten des Verkehrs herangewachsen.

Fehlte noch eines, so war es die Entdeckung von Goldfeldern in den Black-Hills. Die Reservationen der Indianer waren bereits ringsum von Kolonisten umgeben und die Regierung begehrte die Abtretung der Black-Hills. Bot sie auch den Sioux hiefür 30 Millionen Dollars, das »heilige Land« war ihnen nicht feil. Des langen Feilschens müde und wohl wissend, daß eine so hohe Summe nicht bezahlt werden wird, begehrten die Sioux für die Abtretung der Black-Hills die Summe von 250 Millionen Dollars.

Die Union sah den Krieg voraus und, um Überfällen auf die Kolonisten vorzubeugen, gedrängt durch das Verlangen nach Kolonistengebieten und schließlich auch durch die nicht mehr aufzuhaltende Schärfung der Situation, entschloß sie sich zu offenem Vorgehen.

Die Sioux befehligte Sitting-Bull.

»Komm und hole mich«, war dessen Antwort auf die Aufforderung General Crooks an Sitting-Bull, sich zu unterwerfen.

General Sheridan rückte von drei Seiten gegen die Indianer vor. Da tagte jener verhängnisvolle 25. Juni 1876, an welchem der kühne Reitergeneral Custer, durch ein Scheingefecht der Sioux in einen Engpaß gelockt,

mit seiner ganzen Truppe bis auf einen Mann, der noch als Hiobsbote entkommen konnte, vernichtet wurde. Crook und Sheridan engten die Indianer immer mehr ein, bis endlich Sitting-Bull, jeden weiteren Widerstand als unnütz erkennend, sich mit seinen Indianern auf kanadisches Gebiet flüchtete. Die amerikanische Regierung verlangte die Rückkehr der Indianer in die Reservationen. Sitting-Bull gab die Antwort: Die Regierung der Vereinigten Staaten hat zweiundfünfzig Verträge mit den Sioux geschlossen und nicht einen gehalten.

Das war der Zeitpunkt, welchen der Benediktinerabt von St. Meinrad im Staate Indiana, Martin Marty, als gekommen erachtete, um, von den Sioux bereits als ihr einstiger Missionär gekannt und geachtet, als Friedensvermittler einzugreifen. Wohl fehlte es nicht an warnenden Stimmen, welche Abt Marty von der gefährlichen Unternehmung abzureden versuchten, doch ohne Erfolg.

Marty beschloß, die aufgeregten Indianer und ihren Oberhäuptling Sitting-Bull persönlich aufzusuchen und sie zu einem geordneten Leben in den Reservationen zurückzubringen, vor allem aber alles daranzusetzen, weiteres Blutvergießen zu verhindern. Nach langem beschwerlichen Marsche, bis 120 *km* nördlich der kanadisch-amerikanischen Grenze, traf er Sitting-Bull, der mit seinen Sioux in der Nähe von French-Creek ein Lager aufgeschlagen hatte. Nicht nur, daß ihm kein Haar gekrümmt wurde, ward Marty ehrenvoll im Lager empfangen.

»Du kommst wohl aus Amerika«, begrüßte ihn der Häuptling. »Du bist aber ein Priester und als solcher willkommen. Der Priester tut niemandem etwas zu leide; wir wollen Dir Speise und Schutz gewähren und Deinen Worten lauschen.«

Und wenn irgend einer, so war Marty der richtige Mann zu einem heiklen Verkehr mit den Indianern. Sein tiefernstes Wesen, die unerschütterliche Ruhe seines würdevollen Auftretens, wenig Worte, aber diese von Gehalt — dies alles dem Indianer verwandte Züge — imponierten dem Naturvolke, dazu befähigte ihn sein weitgehender Einfluß sowohl bei der Regierung als den Stämmen wie keinen zweiten zu dieser Mission.

Trotzdem waren die Verhandlungen schwierig. Immerhin erzielte Marty vorläufig die Hauptsache: das Versprechen Sitting-Bulls, gegen die Weißen nichts zu unternehmen. Volle vierzehn Monate verweilte Marty in den Lagern der Indianer und zehn weitere Jahre widmete er von seiner Abtei aus seinem Lebensziele: der friedlichen Pazifizierung der Sioux. So ganz glatt ging dies allerdings nicht, nach jahrelanger Ruhe kam es wieder zum Kampfe, in welchem Sitting-Bull fiel. Doch endlich sah er doch sein Werk vollendet, die Sioux hatten die Streitaxt gegen die Weißen begraben und Standing-Rock

wurde noch bei Lebzeiten des zum Bischof von Süd-Dakota ernannten Marty eine blühende friedliche Niederlassung der Indianer. Gerne übernahmen Benediktiner, wie Beda Marty, Bernhard Straßmaier, Franz Gerschwyler, Martin Kenel und andere, das mühevolle Werk, die weiten Entfernungen des Missionsbezirkes trotz glühender Sonnenhitze im Sommer, trotz der furchtbaren Kälte des Dakotawinters, zu durchziehen, um dem Indianer nicht nur Seelenhirten zu sein, sondern auch zu helfen, wo sie helfen konnten.

Zu Grand-River, wo Sitting-Bull im letzten Kampfe am 15. Dezember 1890 gefallen war, hatte sich der greise Häuptling Red-Cloud zum katholischen Kongresse — wie solche alljährlich abgehalten wurden — als Gast eingefunden. Als man ihm, dem halb Erblindeten, sagte, Bischof Marty stehe vor ihm, erhob er sich von seinem Sitze, ergriff Martys Hand mit großer Innigkeit und versicherte ihn mit zitternder Stimme, er sei glücklich, den Bischof noch einmal gesehen zu haben.*)

1896 starb Marty zu Saint Cloud und ein protestantisches Blatt widmete ihm einen Nachruf, der mit den Worten schloß: »Bischof Marty ist dahingegangen, allein er hat dem Volke, welches er geliebt und für welches er gearbeitet, das Licht und die Lehre eines makellosen christlichen Lebens hinterlassen.«

Um so wehmütiger liest sich, verhältnismäßig wenige Jahre nach Martys Tod, die heutige Lage der Sioux.

»Zeitverschwendung**) nennt ein amtlicher Bericht, das Land der Reservationen noch produktiv zu machen.«

»Und wie in der Pine-Ridge-Reservation, so in Standing-Rock- und Coow-Creek . . . .« »Auf der ganzen Strecke zwischen Pierre und Bismarck sieht man am anderen Missouriufer verlassene Häuser . . . .« »Auf Jahre sieht der indianische Farmer sein Getreide durch die heißen Winde dahinwelken. Der ausgestreute Hafer ergibt für ihn nichts als Stroh und furchtbare Hagelwetter schlagen ihm selbst das noch zu Boden . . . .«

Die Sioux, ein schöner, kräftiger, intelligenter Menschenschlag, sind zum Bettlerdasein, der sogenannten »Rations-Indianer«, verurteilt. Martin Marty brauchte dies nicht mehr zu erleben.

Es bedarf aber gar nicht der Ungunst des Bodens allein. Wie jedes von europäischer Kultur umschlossene Naturvolk, schmilzt auch dieser Stamm langsam, aber ohne Halt zusammen, und die Zeit ist absehbar, in welcher der letzte der Sioux gewesen sein wird.

---

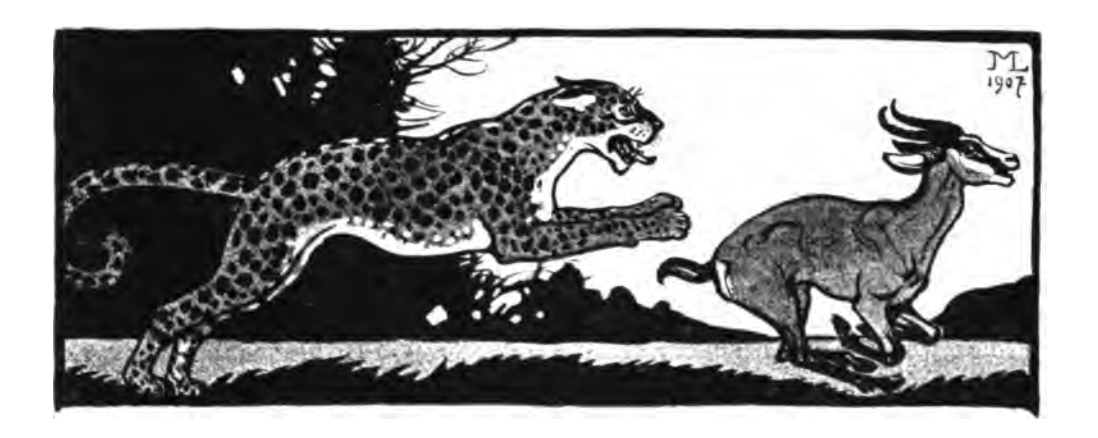
*) »Katholische Missionen 1897/98«, S. 223.

**) Nach Dr. Deckert »Nordamerika« in Sievers »Länderkunde«, S. 460.

Wenn Deckert seiner Schilderung der heutigen Sioux noch anfügt, daß sie sich manche ihrer alten religiösen Gebräuche erhalten haben, so erkennt er damit Marty auch ein kulturgeschichtliches Verdienst zu: Ohne Intervention dieses bei beiden Teilen einflußreichen Priesters würden ohne Zweifel die im Kampfe um ihre Existenz — wie sie schon genügend gezeigt hatten — zum äußersten entschlossenen Indianer nicht früher den Kriegspfad verlassen haben, bis sie von der amerikanischen Übermacht schließlich gänzlich aufgerieben worden wären und die Gottesbegriffe eines auch geistig wohl veranlagten Volkes hätten sich nicht bis zur Gegenwart lebend erhalten können.

Aber auch ohne diesen der Religionsgeschichte der Völker geleisteten, von dem Missionär wohl weniger gewollten Dienst ist Martys Name ehrenvollen Gedenkens wert, weil er im vollsten Maße der edelsten aller Aufgaben gerecht geworden — der Vermittlung des Friedens.





Die geistigen Anlagen der Tiere. ❦ Von Alois Prinz Liechtenstein. ❦

Die liberalen Zeitungen Österreichs haben mich häufig als Kalksburger Zögling, als Jesuitenschüler bezeichnet. Es ist dies ein verzeihlicher Irrtum politischer Gegner. In Wahrheit wurde ich zu Hause erzogen durch ausnahmslos freidenkerische Dozenten; es mag der mir angeborene Widerspruchsgeist, verbunden mit der Gnade Gottes gewesen sein, welcher aus mir einen gläubigen Katholiken und einen strammen Konservativen entstehen ließ. Am Schottengymnasium habe ich meine Semestralprüfungen abgelegt, am Schottengymnasium maturiert. Eines meiner Lieblingsstudien war Naturgeschichte, und Professor Ferdinand hat mir regelmäßig ins Zeugnis die Note »Vorzüglich« eingetragen; ich bin mein Leben lang ein großer Tierfreund und ein eifriger Jäger geblieben. Die Lektüre der Werke Darwins, seiner Anhänger und Nachbeter, wie seiner frühesten und neuesten Widersacher, aber auch eigene ununterbrochene Beobachtung und Erfahrung haben mein Urteil in den einschlägigen Fragen geschärft und gefestigt, so daß ich als halbwegs kompetenter Laie ein Wort mitreden darf. Dies will ich versuchen, bin mir aber der Schwierigkeit der Aufgabe voll bewußt; denn ich werde möglicherweise den Gelehrten zu populär, dem Publikum zu abstrakt schreiben, und niemanden vollauf befriedigen.

Bekanntermaßen ist heutzutage der Darwinismus im vollsten Niedergange begriffen. Von seinem System, von seiner Deszendenztheorie und von der natürlichen Zuchtwahl ist, sobald der Autoritätsglauben einer vernünftigen und gewissenhaften Kritik gewichen ist, nichts mehr aufrechtgeblieben, als Schlagworte und Gemeinplätze, welche der Halbgebildete noch wiederholt, während die Eingeweihten sie still bei Seite legen.

Es ist allerdings fraglich, ob die Darwinsche Erklärungsweise der Entstehung und der Mannigfaltigkeit der Unterschiede und Ähnlichkeiten der Tier- und Pflanzenarten jemals durch eine andere, wissenschaftlich einwandfreie ersetzt werden wird.

Es genügt aber, daß man den Irrtum als solchen erkannt hat, um ihn pflichtmäßig zu verwerfen. Schon damit nähert man sich der Wahrheit, wenn man auf einem falschen Wege umkehrt. Darwin und seine Schule haben die wichtigste und entscheidendste Tatsache des organischen Lebens merkwürdigerweise gänzlich außer acht gelassen:

In jeder geologischen Periode, während der silurischen und devonischen, während der karbonischen, tertiären und diluvialen Zeit, von den Anfängen des Lebens auf Erden bis in unsere Tage, müssen sämtliche Organismen eine ökonomische Einheit gebildet haben; es hat zu allen Zeiten ein wirtschaftliches Gleichgewicht die Tier- und Pflanzenwelt beherrscht.

Die Vegetation hat die Aufgabe, die Luft zu reinigen, den Boden zu lockern, Stickstoff und Sauerstoff nebst vielen anderen atmosphärischen Bestandteilen mit den zersetzbaren Gesteinen und dem Wasser zu mengen und Humus zu bilden.

Die Vegetarianer des Tierreiches verzehren und lichten die Pflanzen, die sonst im eigenen aufgestapelten Moder ersticken und die kaum erst gereinigte Luft wieder verpesten würden.

Die fleischfressenden Raubtiere aller Kategorien nähren sich von den Vegetarianern und retten so die Pflanzenwelt vor dem sonst unvermeidlichen Untergange. Ohne sie würde die grünende, blühende, Früchte tragende Pflanzendecke unseres Planeten zerstampft, abgeweidet, mit Stumpf und Stiel vernichtet. Ohne Raubtiere wäre die Erde binnen kurzem schmucklos, nackt und öde, ein Leichenfeld, bedeckt mit den bleichenden Gebeinen verhungerter Weidetiere.

Die Allesfresser, welche weder Pflanzen- noch Fleischkost verschmähen, Bären, Dachse, Schweine, zahllose Insekten und mikroskopische Lebewesen, haben offenbar eine subsidiäre, moderierende Bestimmung, damit das Äquilibrium zwischen Fauna und Flora in feinerer Weise, mit den geringsten Schwankungen aufrecht erhalten werde.

Der Kreislauf des Lebens ist also zweifellos die vornehmste Ursache der Mannigfaltigkeit in der Natur, des Bestandes der unzähligen Arten, ihrer Merkmale, ihrer Instinkte. Die Natur ist ein musterhaft regierter Staat, der das wirtschaftliche Wohlergehen des einzelnen fördert und dem Gedeihen der Gesamtheit unterordnet. Jedem Geschöpfe und

jeder Klasse der lebendigen Wesen ist ein Platz und eine Sphäre der Wirksamkeit angewiesen; in diesem wohlumgrenzten Kreise bewegt sich die Freiheit der Organismen, vermag ihn aber nicht zu überschreiten.

Was in einem Staate, den Menschen gründeten und verwalten, der bürgerlichen Berufsklasse durch äußeren Zwang, Bureaukratie, Polizei und Gewerberecht auferlegt wird, das besorgt die Natur bei jeder Art ihrer Geschöpfe durch den inneren Zwang ihrer physischen und intellektuellen Konstitution.

Man hat die Tiere nicht ohne guten Grund deshalb mit Maschinen verglichen; nur sind sie vollkommener, feiner, zweckmäßiger konstruiert als diese, weil der Schöpfergeist unvergleichlich erhabener, mächtiger, schärfer ist als der Geist des Menschen, der Maschinen erfindet und betreibt.

Das Tier ist zwar kein Perpetuum mobile, wohl aber ist es eine Maschine, die, für Lebenszeit aufgezogen, sich selbst heizt, säubert, reguliert und repariert und durch Generationen vervielfältigt. Gewiß! Der Vergleich des Tieres mit der Maschine hinkt, wie jeder Vergleich. Es können eben die beiden Konstrukteure, Gott, der Allmächtige und Allweise, einerseits und der sterbliche Mensch, sein schwaches Ebenbild und Geschöpf, anderseits nicht wohl auf eine Linie bezüglich der Trefflichkeit ihrer Werke gestellt werden.

Ich glaube, daß jede Art der lebendigen Wesen des Pflanzen- und Tierreiches unter dem unentrinnbaren Zwange einer physischen und, wenn sie höher entwickelt ist, auch intellektuellen Konstitution steht, deren Zweck das Wohl und Gedeihen der Gesamtheit ist. Jede Art und virtuell jedes Individuum einer Art hat genügenden Spielraum für Wachstum, Erhaltung, Fortpflanzung unter der Bedingung und so lange, als die Bedürfnisse des Naturganzen befriedigt werden. Jede Art hat natürlich-soziale Funktionen, wegen deren sie lebt, ohne welche sie zum Tode verurteilt ist. Produktion und Konsum in der Natur halten einander die Wage wie auf dem inneren Markte eines gut geleiteten Erwerbsgebietes, das sich selbst genügt und nach lebhaftem Tauschhandel alle Erzeugnisse seines Fleißes selbst verbraucht.

Von diesem allein richtigen Standpunkte aus müssen wir nicht bloß über die physischen, sondern noch mehr über die geistigen Eigenschaften der Tiere urteilen.

Darwin und sein Anhang haben den Tieren einen Intellekt angedichtet, der bloß dem Grade nach von dem menschlichen verschieden sein sollte. Es war dies ein grober Fehler. Jeder Anthropomorphismus, auf die Tierseele angewendet, ist eine Täuschung, die zwar unwillkürlich und naheliegend, aber gründlich und ausgiebig ist.

Es handelt sich eben um incommensurable Dinge: der Geist des Menschen ist von Hause aus auf die zunehmende Beherrschung und Umwandlung der Natur gerichtet, und seine Fähigkeiten verbürgen ihm auf diesem Wege von Generation zu Generation größere Erfolge.

Die Seele des Tieres ist stationär, bewegt sich im Kreise, schreitet nicht vorwärts; sie erhebt sich nicht über die Natur, sondern ist ein integrierender Bestandteil derselben; ein kleines Räderwerk in dem großen Betriebe des Lebens, nicht ein Werkführer, der ihn beaufsichtigt, leitet, ausdehnt oder verbessert.

Nur wenn wir von dem Zweck des Tieres im Haushalte der Natur ausgehen, können wir seine Denk- und Gefühlsweise verstehen. Jede Analogie mit unseren menschlichen Eigenschaften des Geistes und des Herzens führt uns auf Abwege. Das Tier ist weder gescheiter noch dümmer, es ist weder besser noch schlimmer als wir; es ist anders; nicht der Quantität, sondern der Qualität nach weicht es intellektuell und moralisch von uns ab. Das Haustier ebenso wie das wilde. Vieltausendjährige Zähmung vermag nicht zwischen Mensch und Tier Gemeinsamkeit der Gedanken oder auch nur Verständnis ihrer beiden logischen Gesetze hervorzubringen, nur gegenseitige Angewöhnung und bis zu einem gewissen Grade parallel laufende Interessen zu erzeugen. Die guten Beziehungen zwischen Mensch und Haustier, ihre Liebe zu einander fußen sogar zum großen Teile auf wohlmeinenden Mißverständnissen und Vorurteilen; der Mensch setzt beim Tiere Ideen und Empfindungen voraus, deren er allein fähig ist; das Tier verfällt in denselben Irrtum und hält den Menschen innerlich für einen gleichgesinnten Kollegen; beide sind zufrieden und vertragen sich.

Die Denkgesetze von Mensch und Tier sind grundverschieden. Ihre Mechanik, selbst wenn das letzte Resultat dasselbe ist, geht andere Wege, verwendet andere Mittel.

Nicht umsonst spricht man vom Verstande des Menschen und vom Instinkt des Tieres; der Sprachgebrauch wählt andere Worte, wo wesentliche Kontraste schwer definiert werden können.

Einige Beispiele, die ich meinen Erfahrungen als Jäger entnehme, werden die Richtigkeit meiner Ansicht beweisen:

Während einer Reitjagd kam ich einstens mit einer Gruppe anderer Reiter auf eine Anhöhe inmitten eines waldigen Hügellandes. Hier blieben wir stehen, denn wir hörten die Meute jagen und sich uns nähern. Plötzlich kam, der Meute weit voraus, die er durch Kreuz- und Quergänge ermüdet hatte, der gejagte Hirsch zu uns Reitern herangetrollt; ohne die mindeste

Scheu vor uns ging er gelassen etwa hundert Schritt zwischen uns durch, kehrte dann auf seiner eigenen Spur ruhig zurück, sprang hierauf mit weitem Satze in einem rechten Winkel von seiner Spur ab, drehte sich um, so daß sein Haupt der Spur zugekehrt war, und blieb so, im lichten Stangenholze vollkommen ungedeckt, ruhig stehen, ohne sich weiter um uns und unsere Pferde zu kümmern, die rechts und links von ihm auf wenige Schritt Distanz ebenfalls die kommenden Ereignisse erwarteten.

Unter lautem Geläute näherte sich die Meute, lief auf der Spur des Hirsches an ihm und an uns vorbei, würdigte weder ihn noch uns eines Blickes, weil sie sich ausschließlich von der Witterung leiten ließ, verlor die Spur des Wildes, lief im Jagdeifer ein gutes Stück weiter, verstummte und suchte, sich immer weiter entfernend, im Walde vergeblich den Hirschen, der sie durch den sogenannten Widergang oder Haken, eine allbekannte List gejagten Wildes, getäuscht hatte.

Der Hirsch, für welchen wir Reiter samt den Pferden sozusagen Luft zu sein schienen, ging, sobald die Meute still geworden war, bequemen Schrittes zwischen uns durch und verschwand, ohne sich weiter zu beeilen, auf seiner früheren Fährte im Walde.

Als Augenzeuge einer so sonderbaren und doch typischen Jagdepisode war es mir sofort klar, daß die eben beschriebene Handlungsweise des Hirsches und der Hunde Denkgesetzen entspringt, welche mit unserer menschlichen Logik auch nicht die entfernteste Ähnlichkeit darbieten; daß sie Affekten ihre Entstehung verdankt, welche zwar einerseits Selbsterhaltungstrieb und anderseits Blutgier und Beutelust sind, also auch der menschlichen Natur entsprechen, aber doch unfehlbar zu anderen Ergebnissen führen, weil ihr Rhythmus, ihr Ursprung und ihr Ziel fernab liegen von den menschlichen Leidenschaften.

Was dieser Hirsch getan hat, um sich der Verfolgung durch die Meute zu entziehen, scheint teilweise viel klüger, teilweise viel törichter als das Benehmen eines Menschen im gleichen Falle, etwa eines Verbrechers, dem die Polizei mit Bluthunden auf der Spur ist. Es ist aber weder dumm noch gescheit, denn es geschieht offenbar unbewußt, unter dem Druck eines Zwanges, dem der Hirsch und die Hunde gehorchen müssen, eines Zwanges, der unter den nämlichen äußeren Bedingungen jedesmal sich wiederholen wird, in der einförmigsten Weise.

Es ist nämlich nicht die Ausdünstung des ganzen Hirschfelles, sondern jene der Sohlen seiner Läufe, welche vorzugsweise die Hunde bei der Verfolgung leitet. Dieser Anreiz ist so überwiegend, daß die Meute mit offenen Augen, ohne nach seitwärts einen Blick zu werfen, auf wenige Schritt am

Hirsche vorbeilaufen muß, wenn er nach vollzogenem Widergange von seiner Spur abgesprungen ist. Furchtlos steht er zwischen den Pferden, ohne die Reiter im Sattel zu beachten; denn die Witterung der Pferde überwiegt, und die wilden Ahnen des Pferdes grasten harmlos neben den seinen, gehörten samt dem Ur und Wisent zu seinen ungefährlichen vegetarischen Kameraden. Ein Zusammenhang zwischen Jägern, Pferden und Hunden besteht für den Hirschen nicht. Die Meute ist jedenfalls die Hauptsache in seinem unangenehmen Abenteuer; alles übrige ist ihm gleichgültig. Denn, wovor er flieht, ist das Geheul der Raubtiere, welches schon seinen Altvordern denselben Schrecken einflößte wie ihm.

Nie würde ein Mensch, etwa der von Bluthunden verfolgte Verbrecher, von selbst eine List, wie jene vom Hirschen spontan angewendete, ersinnen. Er müßte zuerst belehrt werden, daß es allein der Geruch seiner Sohlen ist, welcher ihn verrät und seinen Feinden ausliefert. Nie würde er, wie der Hirsch, welcher von seiner Spur abgesprungen ist, offen auf wenig Schritt neben derselben stehen bleiben, denn wie sollte er ahnen, daß die Hunde im Jagdeifer ihrer eigenen Nase nach an ihm vorbeilaufen müssen, ohne ihre Augen zu gebrauchen, ohne ihn eines Blickes zu würdigen; nie würde ein Mensch, der in so wunderbarer Weise der Todesgefahr entronnen wäre, sich gelassen vom Schauplatz entfernen wie jener Hirsch; er würde fortlaufen, so schnell als er kann, um zwischen sich und die Meute einen möglichst großen Vorsprung, eine weite Distanz zu setzen.

Auch die Hunde würden, wenn sie mit ihrer feinen Nase einen dem menschlichen ähnlichen Verstand verbinden könnten, sich im vorliegenden Falle anders benommen haben. Sie hätten nie gebellt, denn dieser Lärm dient dem Wilde zur Warnung; sie hätten rechts und links geschaut und den Hirschen, der ungedeckt neben seiner Fährte stand, bemerkt; sie wären, als die Spur, der sie folgten, plötzlich aufhörte, umgekehrt, hätten den Hirschen wiedergefunden und ihn gefangen.

Wir haben es also bei den Beziehungen dieser jagenden Raubtiere zu ihrer vegetarischen Beute mit seelichen Vorgängen zu tun, welche keine Analogie mit den Denkprozessen bieten, die sich bei uns Menschen abspielen. Um das Gleichgewicht zwischen den grasfressenden und den fleischfressenden Säugetieren aufrecht zu erhalten, sind beiden Instinkte von der Natur verliehen, welche einen unentrinnbaren Zwang auf sie ausüben und gleiche Chancen zwischen sie verteilen, den einen, um sich zu retten, den andern um sie zu fangen und zu verzehren. Diese Instinkte, welche teilweise sehr hochentwickelte psychische Vorgänge auslösen, sind aber qualitativ und essentiell grundverschieden vom mensch-

lichen Verstande, von der menschlichen Vernunft; jeder Vergleich zwischen so unähnlichen Potenzen ist daher unstatthaft.

Möge es mir gestattet sein, aus meinen Erfahrungen weitere Beispiele zum Beweise der Richtigkeit meiner Ansicht vorzubringen: In den Marchauen nahm ich einmal an einer Treibjagd auf Niederwild teil. Einige von uns waren längs der Richtung des Triebes aufgestellt, andere derselben gegenüber, dort, wo der Trieb enden sollte. Ich stand ganz ungedeckt mit meinem Leibjäger auf einer Waldwiese. Plötzlich kam ein Rudel Hochwild, zumeist Tiere, aber auch Spießer und Sechserhirsche, ins Freie heraus, sahen mich und blieben auf kaum achtzig Schritt vor mir stehen. Ich und mein Jäger bewegten uns, sprachen laut mit einander; das Rudel Hochwild beobachtete uns mit Interesse, aber ohne die geringsten Anzeichen von Scheu und Argwohn. Der Wind zog vom Wilde zu uns. Plötzlich schreckte das Leittier, das ganze Rudel antwortete im Chor und eine wilde Flucht begann; aber nicht von uns weg, sondern auf uns zu und links und rechts an uns auf wenige Schritt vorüber: Das Rudel hatte von den etwa fünfhundert Schritt weit postierten, am Ende des Waldes aufgestellten, vollkommen unsichtbaren Schützen Wind bekommen. Der Anblick des Menschen hat eben an und für sich nichts Erschreckendes für die wilden, von Pflanzen sich nährenden Säugetiere, es wäre denn, daß dieselben durch häufiges Anschießen diese Erscheinung mit dem Knall des Schusses und dem Pfeifen der Kugel geistig in Verbindung zu setzen genötigt worden sind. Im Urzustand von Mensch und Tier ist ja ersterer wohl kaum in der Lage, dem Hochwild ernstlich nachzustellen. Erst der Geruch des Menschen, wenn ihn der Wind dem Hirschen zubringt, muß ihn warnen und zur Flucht nötigen, weil die Witterung des Menschen, der ja ein Allesfresser ist, der Witterung des Raubtieres ähnlich sein dürfte.

Als großer Hundefreund gehe ich selten ohne meinen alten Teckel im Walde spazieren; die feine Unterscheidungsgabe seiner Nase und deren Rückwirkung auf seinen Gedankengang sind mir Gegenstand täglichen Studiums. Wenn ich zufällig einen Hasen aus seinem Lager aufstöbere und den Dachshund herbeirufe, so schnuppert er ohne besonderes Interesse den Boden ab, auf welchem der Hase gelegen war. Auch wenn ich mit ihm das verlassene Lager umkreise, bleibt seine Stimmung noch immer gelassen, gleichgültig; erst wenn ich ihn auf etwa fünfzig Schritt vom Lager auf die Spur des Hasen führe, gibt er freudig Laut und beginnt eifrig zu jagen. Die Sohle der Hasenläufe fängt nämlich nicht sofort, sondern erst nach einer Reihe von Sprüngen an, jenen Geruch auszudünsten, welcher das Raubtier zur Verfolgung der Beute anreizt. — Verstand und Überlegung, Begreifen im mensch-

lichen Sinne hat mit den geistigen Vorgängen, die das Raubtier auf der Jagd und das Beutetier auf der Flucht bewegen, nichts zu tun. Das verfolgte pflanzenfressende Wild wittert, wenn ihm der Wind günstig ist, auf weiteste Entfernung die Raubtiere; diese folgen im großen ganzen dem Wilde nur auf der Spur.

Wäre den Raubtieren eine schärfere Witterungsfähigkeit gegeben als den Beutetieren, oder auch nur eine gleich scharfe, so wäre das Gleichgewicht in der Natur gestört, das arme, wehrlose Wild könnte weder in Ruhe grasen und wiederkäuen, noch, gejagt, sich retten. Mit ihrer überlegenen Witterungsfähigkeit vermögen sie beizeiten den Raubtieren auszuweichen und genießen eine beinahe absolute Sicherheit, sobald die Raubtiere nicht zufällig ihre halbwegs frische Spur finden.

Diese der Ökonomie des Naturganzen dienenden Instinkte des Tieres sind sein Schicksal, unentrinnbar, unabänderlich. Weder jahrtausendlange Zähmung durch den Menschen, noch durch ihn bewirkte Akklimatisation vermögen die geistigen Anlagen der Tiere auch nur im geringsten zu modifizieren. Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Im Haustiere, ob kurz oder lange in des Menschen Gesellschaft lebend, steckt das wilde Tier mit der Mission, die ihm innerhalb der freien Natur vom Schöpfer angewiesen war. Wie es dem Zwang entweicht, beginnt es sich wieder dieser Mission zu widmen.

Daher die scheinbar widersinnigen Kontraste in dem Benehmen der Tiere im wilden und gezähmten Zustande: Das Raubtier als Haus- und Zeltgenosse des Menschen ist gemütlich, friedfertig, anhänglich; denn an der reichbesetzten Tafel des Herrn findet es mühelos die Fleischkost, die es sich sonst durch unverdrossene angestrengte Jagd in kaum zureichendem Quantum hätte verschaffen müssen. Die vegetarischen Haustiere, die unter des Menschen Obhut und Führung ihre Nahrung mehr oder minder selbst sich auf der Weide suchen müssen, sind ihm weit weniger anhänglich und verwildern ohne weiteres. Das gefährliche Raubtier, an den Menschen gewöhnt, wird absolut harmlos; manche Pflanzenfresser werden, sobald sie die Scheu vor dem Herrn der Schöpfung verloren haben, demselben lebensgefährlich.

Der Hund, dieser durch Rassenzüchtung von seiner Urgestalt abgewichene Wolf, ist dem Menschen ein bis in den Tod treuer Freund geworden. Die sibirischen Jägervölker, welche den Hund zum Ziehen ihrer Schlitten gebrauchen, verweigern ihm nach der Schneeschmelze das Futter und prügeln ihn aus den Zelten hinaus. Über den Sommer wird dort der Hund, was er ursprünglich gewesen, ein Wolf, und fristet sein Leben schlecht und recht mittels der freien Jagd, die er im Rudel ausübt; beim ersten Schnee stellt

er sich bei den Zelten wieder ein als Bittender, der sich gerne wieder einschirren läßt ins Joch des Menschen, unter der Bedingung reichlicherer Fleischkost. Er ist eben von der Natur nicht bloß zum Fangen lebenden Wildes, sondern auch zum Vertilgen von Aas und Abfällen bestimmt; er muß sich schon in grauer Vorzeit um die Wohnstätten der Menschen eingefunden haben als Dieb und Bettler, als eine Art freiwillige Sanitätspolizei, wie noch heute Schakal und Hyäne um jedes Lagerfeuer afrikanischer oder asiatischer Nomaden.

Auch der grimmige, starke Löwe fühlt sich glücklich und zufrieden in des Menschen Gesellschaft, wird ohne weiteres sein verträglicher Gefährte; allerdings ist sein Appetit so gewaltig, daß seine ständige Gesellschaft nur in besonders gastfreien und vermöglichen Haushaltungen statthaft ist. Die ägyptischen Pharaonen waren auf ihren Spaziergängen von ihren Löwen begleitet, und der Negus, der Beherrscher von Abessinien, nimmt sie auf seinen Provinzbereisungen und Kriegszügen mit. Der Negus, seine Hofherren, Diener und Krieger spielen mit den Löwen, wie wir mit großen, gutmütigen, etwas phlegmatischen Doggen.

Die Löwen des Negus verlassen hin und wieder den königlichen Troß, wenn er durch waldige Gegend zieht, weil ihre Jagdpassion sie verleitet; nach einem, höchstens zwei Tagen finden sie sich wieder ein, weil die reichbesetzte Tafel des Monarchen ihnen eine regelmäßigere und üppigere Nahrung bietet, als das scheue flüchtige Wild im Dornengestrüppe der tropischen Einöde.

Der Tiger wurde, wie Marco Polo berichtet, ebenso wie der Jagdpanther, Chitah, von den mongolischen Jägern im Dienste des Großkhans Kublai zum Fange der Gazellen abgerichtet; jedenfalls werden junge Tiger in Indien heutzutage von den englischen Offizieren häufig als Quartiergenossen und Spielkameraden gehalten (pet-tigers, Lieblings- oder Schoßtiger genannt). Gut gefüttert mit gekochtem oder rohem Fleisch sind sie so ungefährlich, daß sie von den Offizieren meistens erst in völlig ausgewachsenem Zustande an Menagerien abgegeben werden. Wird sein Hunger rechtzeitig und ausgiebig gestillt, so ist das Raubtier eben kein solches mehr; wenigstens für die Zeit der Verdauung. Eine bloß scheinbare, aber recht unangenehme Ausnahme bildete allerdings ein Tiger, der, neben dem Toilettespiegel sitzend, von seinem Herrn, einem englischen Kapitän, der sich eben rasierte, gestreichelt wurde. Der Kapitän hatte sich eben in den Finger geschnitten und der Tiger leckte und sog an demselben das frische Blut; plötzlich merkte der Offizier, daß der Tiger den Finger nicht mehr loslassen wollte und dumpf knurrte. Der Offizier erkannte sofort, daß sein Liebling, da er einer

Raubtierart angehört, welche das warme Blut seiner Opfer zu trinken gewohnt ist, diese seine Natur nicht werde überwinden können; er stand auf, ging mit dem am Finger weitersaugenden Tiger zu seiner Pistolenschatulle, lud die Waffe so gut es ging mit der freigebliebenen Hand, hielt sie an die Stirne des Raubtieres und erschoß es.

Jedes Raubtier dürfte bei geeigneter Behandlung so weit zähmbar sein, daß es in »Symbiose«, nämlich frei mit dem Menschen in gemeinsamem Haushalte, dessen Kosten allerdings vorwiegend der letztere trägt, zu leben sich bequemt, ohne ihm Gefahr zu bringen. Ja es kommen höchst bemerkenswerte Fälle vor, wo das Raubtier, ohne jung eingefangen zu sein, von selbst, aus eigener Wahl sich dem Menschen anschließt.

Amerikanische Trapper, siebenbürgische und kroatische Hirten unserer Militärgrenze haben nicht selten junge Bären von der erschossenen Mutter weg nach Hause getragen, aufgezogen und das Tier, von ihnen gefüttert, wurde ihr Begleiter und Freund; aber kürzlich brachten illustrierte Sportblätter aus Kanada die Momentphotographie eines großen wilden Bären, der, aus dem Urwalde tretend, ein tüchtiges Stück Plumpudding aus der Hand eines Koches empfängt, welcher die Mahlzeiten einer Partie Holzknechte zubereitete; letztere sehen lachend dem eigentümlichen Schauspiele dieser ehrbaren Annäherung zu. Der Koch hatte nämlich durch ein paar Wochen bemerkt, daß dieser Bär, durch den Duft der Braten und des Fettes, sowie der Mehlspeisen angelockt, jedesmal zur Mittagstunde aus dem Walde trat und traurig mit stummer Bitte zusah, wie ohne ihn gegessen wurde. Ermutigt durch das freundliche Entgegenkommen des Koches und die wohlwollende Neutralität der Gesellschaft, hatte er allmählich seine angeborene Schüchternheit überwunden, schließlich das süße Futter dankbar persönlich in Empfang genommen. Nur mit der Hand streicheln ließ er sich nicht. Im Nationalpark von Yellowstone war es schon seit längerer Zeit Sitte, daß die Hotelgäste nach dem Speisen der Fütterung der wilden Bären zusahen, die in den Vorgarten regelmäßig kamen, um die Reste und Abfälle aufzuzehren. Seit einiger Zeit mußte es ausdrücklich den Touristen im Yellowstone Park verboten werden, auf Spaziergängen den Bären Futter vorzuwerfen, weil dieselben in ihrer Unersättlichkeit zudringlich geworden waren. Im Yellowstone Park ist es nämlich absolut verboten, auf das Wild zu schießen; seine Zutraulichkeit nimmt daher mitunter bedenkliche Formen an.

Wesentlich anders, ja entgegengesetzt, ist das Verhalten vieler an und für sich im wilden Zustande harmloser und furchtsamer pflanzenfressender Tierarten, wenn sie durch Domestikation die Scheu vor dem Menschen abgelegt haben.

Jene Waffen, die sie sonst nur aus Notwehr gegen verfolgende Raubtiere gebrauchen, wenden sie nun aus Mutwillen wider den Herrn der Schöpfung an. Der zahme Rehbock, der zahme Hirsch, sie sind im höchsten Grade lebensgefährlich; ohne irgend eine Herausforderung seitens des Menschen, ja plötzlich während der gierig aufgenommenen Fütterung mit willkommenen Leckerbissen, stürzen sie sich auf ihn, durchbohren ihn mit ihrem Gehörn und zerfleischen seine Leiche. Der gezähmte Elch, dessen Schaufeln als Angriffswaffe minder tauglich sind, erschlägt unversehens mit den spitzigen Hufen seiner starken Vorderläufe den Wärter; selbst die Hirschkuh, die scheinbar sanfte, haut mit den Läufen unbarmherzig gegen Erwachsene und namentlich gegen Kinder, trampelt auf ihren Opfern herum, so lange sie sich bewegen.

Der Hengst beißt und schlägt ohne erkennbaren Grund den Stallburschen, muß stets durch den Stock in Respekt gehalten werden; dem Stier imponiert der Stock nicht einmal, reizt ihn vielmehr, weil er ihn, seinem Instinkte gemäß, für das Gehörn eines Rivalen hält; nur die Peitsche, die ihn von ferne empfindlich trifft, die Waffe, gegen welche er sich nicht zu schützen versteht, zwingt ihn zum Rückzuge. Bloß die Kastration beugt den Trotz von Hengst und Stier, verwandelt sie in willige Knechte des Menschen.

Der Vorteil, welchen die Symbiose mit dem Menschen diesen pflanzenfressenden Säugetieren bietet: regelmäßige Ernährung und Obdach gegen die Unbill des Wetters, ist eben keineswegs so überwiegend, daß er ihnen den Verzicht auf die Freiheit rechtfertigen könnte; jenseits des Zaunes, außerhalb des Stalles winkt die Weide, der stets gedeckte Tisch der Natur, und das Winterhaar, welches von selber ihm wächst, schützt den Hirsch, das Pferd, das Rind gegen die Kälte. Warum sollte er die Waffen, die ihm zur Abwehr und zum Angriff gegeben sind, nicht in Ernst und Scherz, aber stets im Vollbewußtsein der eigenen Kraft, wider ein Wesen erheben, dem er in der freien Natur scheu ausweicht, dem er jedoch im engen Raume, nach erfolgter Angewöhnung, seine physische Überlegenheit leicht beweisen kann. Stoß, Biß und Hufschlag waren seine Argumente im Kampfe mit seinesgleichen, wann die Eifersucht ihn erregte, und in der Notwehr gegen das Raubtier, wann der Selbsterhaltungstrieb und die Verzweiflung ihn leiteten; nun richten sich diese Argumente wider den Hirten, den Reiter, den Kutscher, den Tierwärter, der dem freigeborenen Weidegänger seine herrische, unbequeme Gesellschaft aufgedrängt hat.

Höchst merkwürdig und lehrreich ist das Verhalten der Haustiere, welche der Mensch in Gegenden und Verhältnisse bringt, für welche die Natur sie nicht ursprünglich bestimmt hatte. Das Schaf ist zweifellos der

degenerierte Abkömmling wilder Tiere, welche auf Bergen wohnen; sei es, daß es aus dem Mufflon, dem sardinisch-korsikanischen Wildschafe, oder aus dem asiatischen Argali Kleinasiens und Persiens, vielleicht selbst aus dem zentralasiatischen Pamir- oder Kaschgar-Schafe entstanden ist. Jedenfalls war sein freier Ahnherr ein Gebirgswild, das sich gegen rauhe Stürme leicht dadurch schützen konnte, daß es in Schluchten sich einstellte, oder von einem Berghang auf den entgegengesetzten zog. Auch der Ur, der Stammvater unseres Hausrindes, dessen letzte Exemplare im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert noch in den Parks polnischer Großen lebten, war als Waldbewohner an rauhe Winde nicht gewohnt.

Der Mensch, der sie zähmte, hat die Schafe in die baumlose Steppe Südrußlands eingeführt und die Hausrinder auf den offenen Prärien von Texas, Neumexiko, Utah, den Steppenländern der Vereinigten Staaten.

Sobald nun der Polarsturm von Norden über die Ebenen der Ukraine braust, sind die Schafherden in größter Gefahr. Eine Panik ergreift sie, welche alles mit sich fortreißt; sie laufen mit dem Winde; auch in der nächsten Nähe der Hürde vermögen die Hirten sie nicht mehr zu wenden und in Sicherheit zu bringen; tagelang und Dutzende von Meilen weit rennen sie, bis sie tot zusammenbrechen; ja es kommt vor, daß sie, am steilen Ufer des Schwarzen Meeres angelangt, sich zu Tausenden kopfüber in die Flut stürzen. Ein ähnliches tragisches Schicksal trifft die Rinderherden in den amerikanischen Prärien, wenn der Blizzard, der kalte Schneesturm, sie im Freien ereilt; sie beginnen vor demselben einen Dauerlauf, der nur mit der Erschöpfung und dem Tode endet. Die Farmer haben in manchem Winter furchtbare Verluste an ihrem Vieh zu beklagen; infolgedessen haben einige unternehmende und kluge Leute die letzten Reste jener großen Büffelherden, welche einstens in Millionen von Exemplaren die Prärien bevölkerten, eingefangen, gezähmt und vermehrt. Sie haben damit glänzende Geschäfte gemacht; denn der Bison, der eingeborene Bewohner der zentralen Grassteppen des nordamerikanischen Kontinents, kümmert sich um die Exzesse des dortigen Klimas nicht; er ist ihnen gewachsen. Wie der Schneesturm anhebt, dreht er seine mächtige breite wollige Stirn trotzig gegen denselben, legt sich nieder und läßt sich gemütlich anblasen und einschneien. Seitdem dieses stoische Verhalten des Büffels erkannt und gewürdigt worden ist, wird er massenhaft gezüchtet und hoch geschätzt und bezahlt. Er hat, so weit der Blizzard weht, als Haustier eine große Zukunft.

Die Instinkte des Tieres, seine geistigen Anlagen reichen eben nur aus innerhalb jener Umgebung, für welche die Natur es geschaffen hat. Auch die Erfahrungen, die es erwerben kann, überschreiten niemals den



Kreis jener Gedanken, deren es fähig ist in Erfüllung seines ursprünglichen Zweckes. Die Akklimatisation, welche der Mensch den Tieren gewaltsam auferlegt, erzeugt daher mitunter seltsam paradoxale Zustände. Die europäische Biene, in den ewigen Frühling des tropischen Nordaustralien nach Queensland versetzt, speicherte in den ersten Jahren enorme Vorräte in Erwartung des Winters auf; da dieser ausblieb, wurde das Tierchen, welches das Symbol des Fleißes bisher gewesen war, so faul, daß es jetzt nur für seine tägliche Nahrung sorgt und nutzlos für den Menschen geworden ist. (Die australische eingeborene Biene legt sich bloß in den regenarmen Gegenden für die Zeit der blumenlosen, sommerlichen Dürre einen hinreichenden Vorrat an.) In einigen Gebieten des Kontinents von Australien war die Beweidung durch Rinder und Schafe unmöglich. Es gab, untermischt mit gesundem Futter, viele giftige Gräser, und der Instinkt unserer Haustiere, der für unsere Flora vollkommen genügt, greift dort daneben. Auch auf Weiden, welche im großen ganzen nahrhaft und unschädlich sind, gewöhnen sich dort manche Schafe ein seltsames Laster an. Ein gewisses Kraut mit berauschenden Eigenschaften mundet ihnen, obwohl es ihnen verderblich ist. Man nennt diese, dem langsamen Absterben geweihten Tiere, Indigofresser. Sie trennen sich, auf der Suche nach diesem Lieblingsgerichte, von der Herde, magern zu Skeletten ab und gehen schließlich zugrunde.

In den Gebirgen von Neuseeland endlich hat die Einführung des Schafes einem bisher tugendhaften, früchteverzehrenden Papagei, dem schwarzen Kea, verbrecherische Gelüste erweckt; er fliegt dem dummen Vierfüßler auf den Rücken, klammert sich in die Wolle fest, hackt ihm mit dem kräftigen Schnabel das Fell auf und frißt ihm Löcher in die fette Niere. Das arme Schaf, das sich nur zu wälzen brauchte, um den frechen Feind zu erdrücken, ist nicht im stande, diesen einfachen Gedanken zu fassen. Er ist außerhalb seines Repertoirs. Es läuft, mit seinem Peiniger auf dem Rücken, wie toll

herum und geht unfehlbar an den eiternden Wunden zugrunde. Der Papagei wird aber von den Ansiedlern als improvisiertes Raubtier nunmehr unerbittlich verfolgt und befindet sich bereits auf dem Aussterbeetat. Dieser Konflikt ist eine Komödie oder Tragödie der Irrungen, welche entstehen, wenn der Mensch in den Haushalt der Natur ein neues Glied einfügt, welches zu den übrigen nicht paßt. Das insulare, bezüglich der Fauna und Flora bisher isolierte Neuseeland wird durch die Akklimatisationen, welche der weiße Kulturmensch dort ausführt, gänzlich revolutioniert. Sogar das angestammte gelbgrüne Gras der Insel weicht den europäischen Sämereien, und viele Gattungen origineller Bäume und Gesträuche vermögen sich nicht mehr gegen die Invasion der englischen Gewächse zu behaupten. Es ergeht ihnen wie dem Riesenvogel Moa, der nur mehr in Museen vorkommt, und dem braunen Maorivolke, das auch bald nur mehr der Geschichte angehören wird.

Ich kann diesen Aufsatz nur schließen, indem ich seinen Grundgedanken wiederhole, in gedrängter und gekürzter Form: Es ist das Tier wie mit seinem Körper auch mit seinem Geiste eingepfercht in den Gesamthaushalt der Natur als ökonomischer Bestandteil; es ist eingefügt als Räderwerk in die komplizierte, fein und genau funktionierende Maschine.

Der Mensch ist zwar, was den Körper anbelangt, der gebrechlicher und schwächer ist als jeder tierische Organismus, ebenfalls als Teil einverleibt dem gesamten Systeme der ihn umringenden Natur; durch seinen Geist steht er jedoch über derselben, als Beherrscher und Verwalter; er kann sie benützen, veredeln, verwüsten; er hat sie seit dem Beginne der historischen Zeiten mehr und mehr verwandelt zu seinem Nutzen und Frommen, und hat die Kräfte, die in ihr schlummern, geweckt, geregelt und eingerichtet zu seinem Vorteil.

Sein Geist ist ein fortschreitender, die Seele der Tiere stationär; er ist Chauffeur und Lenker des Automobils, sie sind die Bestandteile des Mechanismus. Menschen- und Tierseele soll man nicht miteinander vergleichen.





Psychologie des Verbrechens. Aus einem ungedruckten Vortrag. ❦ Von Franz von Liszt. ❦

Psychologie des Verbrechens bedeutet den Versuch einer kausalen Erklärung, mithin einer wissenschaftlichen Erkenntnis des Verbrechens. Sie ist die Anwendung des Denkgesetzes der Kausalität auf ein besonderes Gebiet unserer Erfahrung; jenes Denkgesetzes, durch welches wir Ordnung in die scheinbar regellose Flucht der Erscheinungen zu bringen, sie miteinander als Ursachen und Wirkungen unter einer obersten Einheit zu verknüpfen uns bemühen. Sie ist die Antwort auf die uralte Frage: Woher stammt das Übel, die Sünde, das Verbrechen in dieser Welt?

Wie die kausale Erkenntnis selbst, die den Menschen über das Tier erhebt, das Ergebnis einer unübersehbar langen Entwicklung durch den Kampf ums Dasein ist, so ist auch ihre Ausdehnung auf die verschiedenen Gebiete menschlicher Erfahrung nur Schritt für Schritt erfolgt. Es kann uns daher nicht wundernehmen, wenn auch die Psychologie des Verbrechens in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Denkens nicht mit einem Schlage, sondern in stufenweisem Fortschritt und mit steigender Klarheit sich durchgesetzt hat.

Das naive Denken aller Völker, wie es in den religiösen Mythen sich widerspiegelt, vermag die Sünde wie das Verbrechen (die beiden Begriffe bedeuten ja ursprünglich ein und dasselbe) nicht anders zu erklären, als durch den Hinweis auf transzendente, übersinnliche und übermenschliche Kräfte.

In großartiger Einfachheit tritt uns diese Auffassung noch entgegen in der griechischen Tragödie. Es ist der unerforschliche und unabwendbare Ratschluß der Götter, der den Menschen zum Verbrechen treibt, er mag wollen oder nicht; sein unentrinnbares Schicksal, sein Fatum ist es, daß er Verbrecher wird. Sophokles hat uns in seinem »Ödipus« die alte Auffassung wiedergegeben: Was Menschenwitz vermag, hat der Held getan, um dem von den Göttern ihm bestimmten Schicksal zu entgehen; und dennoch tötet er den Vater und lebt mit der Mutter in geschlechtlicher Gemeinschaft — ohne es zu wissen und wollen. Und Euripides faßt (im »Herakles«) die Überzeugung der Vorzeit in die ergreifenden Worte:

»Wer ankämpft wider göttliches Verhängnis, der müht sich wohl und ringt, allein sein Ringen und Mühen ist Torheit. Was geschehen muß, geschieht; kein Mensch vermag es je zu ändern.«

Viel häufiger freilich ist die uns aus dem Alten Testament geläufige dualistische Auffassung. Wird Gott als der unendlich Gütige gedacht, so kann er die Sünde und das Verbrechen unmöglich gewollt haben. Sie muß daher zurückgeführt werden auf ein besonders böses Prinzip. Und dieses tritt dem Prinzip des Guten entweder als gleichberechtigte Macht gegenüber, mit ihm im ewigen Kampfe liegend, wie der Tag mit der Nacht, wie der Sommer mit dem Winter; oder aber als ein untergeordnetes Prinzip, das nur im Rahmen der göttlichen Zulassung die Menschen zum Abfall von Gott, zur Sünde, zum Verbrechen zu verleiten die Macht hat. Durch die Schlange ist die Sünde in die Welt gekommen, so lehrt uns die biblische Uberlieferung. Aber Gott hat es gewußt und er hat es zugelassen.

Allmählich erst zieht das Bedürfnis nach Aufdeckung des Kausalzusammenhanges zwischen den Erscheinungen der Sinnenwelt auch das Verbrechen in seine Kreise. Der übersinnliche Hintergrund weicht immer weiter zurück; im Menschen selbst wird die Ursache des menschlichen Handelns gesucht. Damit beginnt die Psychologie des Verbrechens, die kausale Erklärung des Verbrechens aus der Psyche des Verbrechers heraus. Sie geschaffen zu haben, ist das Verdienst der Dichtung, nicht der Wissenschaft; am allerwenigsten das Verdienst der Jurisprudenz.

Aber auch in der Lösung des einmal gestellten Problems ist die Entwicklung langsam vor sich gegangen und wie überall vom Einfachen zum Zusammengesetzten vorgeschritten. Ich möchte drei Entwicklungsstufen in

der psychologischen Erklärung des Verbrechens unterscheiden; es sei mir gestattet, sie an die Dichtungsformen des Epos, des Dramas, des Romans anzuknüpfen.

Das Volksepos ist das Hohelied von den Großtaten der kriegerischen Vorfahren. Da ist der wettergehärtete Jäger- und Hirtenstamm in die fruchtbaren Flußtäler herabgestiegen und hat die schwächeren Ackerbauer überwunden und auf ihrem Gebiet sich niedergelassen. Wenn jetzt die seßhaft gewordenen Nachkommen der Eroberer am friedlichen Herdfeuer von den Kriegszügen der Väter und Großväter singen und sagen, da fehlt in den überlieferten stürmischen Ereignissen nicht die blutige Gewalttat, nicht der Mord und die Brandstiftung, der Frauenraub und die Plünderung; aber auch nicht die heimliche Meintat, der Treubruch, der Verrat, der hinterlistige Überfall. Klar und scharf, als ausgeprägte Individualitäten, heben die Täter dieser Taten, die Helden der Vorzeit, sich von einander ab: Achilles und Hektor, Hagen von Tronje und Kriemhild. Die psychologische Erklärung ihrer Handlungen, auch ihrer Verbrechen, ist klar und einfach; was sie tun, ist die notwendige Folge ihrer psychologischen Eigenart: Von Zweifel und Bedenken, von einem Zagen und Schwanken ist da keine Rede. Es ist wie bei den Gestalten der alten Glasgemälde oder bei Hodlers Wandmalereien; sie wirken durch ihre verblüffende Deutlichkeit, gerade weil die Perspektive mangelt.

Genauere Betrachtung der menschlichen Psychologie lehrt aber, daß die Taten des Menschen, die guten wie die bösen, so eindeutig nicht erklärt werden können; daß jede einzelne von ihnen das Ergebnis eines manchmal recht harten und langwierigen Kampfes ist zwischen den Motiven und Gegenmotiven und zwischen diesen allen und dem Charakter des Handelnden. Und die Aufgabe des Dichters wird es, diesen Kampf zu schildern; die Eigenart seines Helden uns klar zu machen, die Leidenschaften, die ihn zum Verbrechen hinzureißen drohen, und die Hemmungsvorstellungen aufzudecken, die ihn vor dem Fall zu schützen im stande wären; den verschlungenen Fäden des psychischen Lebens nachzugehen bis zu der Stelle, wo der tragische Knoten sich knüpft. Die großen Dramatiker aller Jahrhunderte haben diese Aufgabe sich gestellt. Shakespeares »Verbrechergestalten« bilden auch heute noch eine schier unerschöpfbare Fundgrube für den Kriminalpsychologen. Ibsen hat das Problem, wenn ich so sagen darf, mathematisch zugespitzt: Wie die Figuren eines Schachbrettes stellt er die Personen seiner Dramen einander gegenüber, jede mit einem bestimmten Charakter, der in der Berührung mit den äußeren Verhältnissen und mit den übrigen Personen zu einer genau bestimmten, daher im voraus zu berechnenden Reaktion führen

muß. Sie alle aber handeln nach dem von Schiller im »Wallenstein« formulierten Gesetz der psychischen Kausalität:

»Des Menschen Taten und Gedanken, wißt,
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen,
Die inn're Welt, sein Mikrokosmos, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen ...
Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.«

Wenn der Dramatiker, trotz aller Emanzipationsgelüste, an eine gewisse Einheit von Raum und Zeit doch immer gebunden bleibt und daher den Charakter seines Helden als einen fest gegebenen hinstellen muß, der nur geringe Wandlungen durchzumachen vermag, so wird der Roman, der sich in aller Breite ergehen und dem Fluß der Ereignisse folgen kann, geradezu darauf hingewiesen, den Charakter selbst in seiner allmählichen Entwicklung, in seiner stufenweisen Bildung unter dem Einfluß der Umwelt aufzuzeigen. Da wird die Eigenart des Helden genetisch erklärt aus der Eigenart seiner Erzeuger; da spielt die erbliche Belastung ihre verhängnisvolle Rolle und die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied; da tritt die Bedeutung des Milieus in den Vordergrund und mit ihm die Entwicklung der die Eigenart bestimmenden Einflüsse der Natur und der Menschen. Nur wer das Kind und sein Lebensschicksal kennt, wird den gereiften Mann verstehen: Das ist der feste, bis zur Ermüdung immer wiederkehrende Grundgedanke gerade des modernen Romans.

Es ist ein gewaltiger Weg, den die Psychologie des menschlichen Handelns und damit auch die Psychologie des Verbrechens zurückgelegt hat von der biblischen Schilderung des ersten Brudermordes bis zu Wilhelm Specks »Zwei Seelen« oder Klara Viebigs »Absolvo te«. Aber es ist auch klar, daß mit der Vertiefung des Problems die Problemstellung selbst sich verschoben hat. Die Erklärung aus der Psyche des Täters genügt uns nicht mehr. Die Erkenntnis, daß dieser Mensch unter diesen äußeren Verhältnissen so und nicht anders handeln konnte, drängt uns zu der weiteren Frage: Wie kommt es, daß dieser Mensch so ist und nicht anders? Es genügt uns nicht, zu wissen, daß unter ähnlichen Verhältnissen verschiedene Menschen ganz verschieden handeln, auch wenn wir die verschiedenen Reaktionen restlos zurückzuführen vermögen auf die Verschiedenheit der Charaktere; sondern wir wollen ergründen, weshalb denn Menschen, die derselben Zeit, demselben Volk, derselben gesellschaftlichen Schicht angehören, die vielleicht aus derselben Familie hervorgegangen sind, so ganz verschiedene Charaktere besitzen.

Damit ist aber gesagt, daß die Psychologie des Verbrechens nicht die letzte Antwort auf die Frage nach den Ursachen des Verbrechens sein kann. Die psychologische Erklärung ist uns unentbehrlich geworden; aber sie befriedigt uns nicht mehr: Sie drängt über sich selbst hinaus.

Das ist ja gerade das Wesentliche in unserem Verlangen nach kausaler Erkenntnis der Welt und ihrer Erscheinungen, daß wir, sobald wir die Ursache einer Erscheinung festgestellt haben, weiter fragen müssen nach der Ursache der Ursache. Ob wir es wollen oder nicht: Der Regreß von der Ursache der Wirkung zu der Ursache der Ursache führt uns weiter, immer weiter, bis wir an die Grenze unseres Erkennens gelangt sind und doch immer noch die suchende Sehnsucht in unserer Brust empfinden nach der letzten ursachlosen Ursache, die nicht mehr erkannt, sondern nur im Glauben erfaßt werden kann.

In diesem Bemühen, über die psychologische Erklärung des Verbrechens hinaus zu einer kausalen Erkenntnis der Psyche selbst zu gelangen, hat die Dichtkunst in der Wissenschaft unserer Tage einen Bundesgenossen gefunden. Von zwei Seiten zugleich hat die Wissenschaft sich des Problems bemächtigt. Die Namen Cesare Lombroso und Karl Marx bezeichnen die beiden großen Strömungen, die erst in jüngster Zeit in einem gemeinsamen Bette ihre mächtigen Wogen weitertragen.

Die naturwissenschaftliche Erkenntnis, daß alles menschliche Handeln, daß die bleibende Eigenart des Menschen und seine einzelnen Reaktionen körperlich gebunden sind, daß die seelischen Funktionen von ihrer anatomisch-physiologischen Grundlage nicht losgelöst werden können, mußte zu der Folgerung führen, daß auch die verbrecherische Tat in der körperlichen Eigenart des Verbrechers ihre tieferliegende Ursache hat. So gelangte Lombroso zu seiner Theorie vom geborenen Verbrecher; nach ihm ist das Verbrechen eine individual-pathologische Erscheinung.

Die sozialwissenschaftliche Erkenntnis aber, daß alle Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens in den gesellschaftlichen Verhältnissen ihre Wurzeln haben und daß unter diesen die wirtschaftlichen Verhältnisse der Gütererzeugung und Güterverteilung die ausschlaggebende Rolle spielen, mußte zu der Folgerung führen, daß auch die Kriminalität, als gesellschaftliche Erscheinung, in den gesellschaftlichen Verhältnissen, und zwar überwiegend in den wirtschaftlichen Verhältnissen ihre zureichende Ursache haben müsse. So gelangte der Marxismus in scharfer Zuspitzung zu der Annahme, daß das Verbrechen die notwendige Wirkung unserer kapitalistischen Produktionsweise sei; und die moderne Soziologie, in weiterer und zweifellos richtigerer Fassung, zu der Theorie vom Verbrechen als einer sozial-pathologischen Erscheinung.

Fast allgemein wird heute zugegeben, daß beide Theorien in ihrer Einseitigkeit unrichtig sind, daß sie aber in ihrer Verbindung uns den vorläufigen Abschluß der Bestrebungen darstellen, die auf die kausale Erkenntnis des Verbrechens gerichtet sind. Die Soziologie, auch die der materialistischen Geschichtsauffassung, vermag die unendlich abgestufte Verschiedenheit der menschlichen Individuen nicht in Abrede zu stellen; und die Anthropologie muß zugeben, daß auch die erbliche Belastung aus der Umwelt erklärt werden kann und muß, in der die Erzeuger des erblich Belasteten gelebt haben. Diese Verbindung der beiden einander scheinbar unversöhnlich gegenüberstehenden Auffassungen wird uns gegeben durch die bekannte Formel: Das Verbrechen ist das Produkt aus der Eigenart des Täters und den ihn umgebenden Verhältnissen. Über diese Formel vermögen wir einstweilen nicht hinauszukommen.

Die Dichtung war es, die das Problem der Psychologie des Verbrechens gestellt hatte. Die Wissenschaft hat, freilich erst in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, das Problem aufgenommen und weitergeführt; sie hat die Psyche des Verbrechers selbst kausal zu erfassen gesucht. Die Wissenschaft: d. h. die Anthropologie und die Soziologie.

Die Rechtswissenschaft und mit ihr Gesetzgebung wie Rechtsprechung aber hat diese Fortschritte der kausalen Erkenntnis bisher überwiegend bekämpft oder, im besten Falle, vornehm ignoriert. Sie steht in ihrer heute noch herrschenden Richtung auf dem Standpunkte des naiven Denkens. Das Problem einer kausalen Erklärung des Verbrechens existiert für sie nicht; die Annahme einer dem Kausalgesetz entrückten Willensfreiheit macht es ihr unmöglich, nach der Ursache des Verbrechens zu fragen. Sie begnügt sich damit, nach der Art des Onkel Braesig das Verbrechen aus der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur zu erklären. Und doch muß es einleuchten, daß die Bekämpfung des Verbrechens wirkungslos bleiben muß, so lange sie nicht an den Wurzeln des Verbrechens einsetzt.

Mit diesem Gedanken steht und fällt die sogenannte neue oder »jungdeutsche« Kriminalistenschule. Daß ihr Sieg und damit die Umgestaltung unserer Anschauungen über Verbrechen und Strafe nur eine Frage der Zeit ist, daran zweifle ich keinen Augenblick. Wann freilich der Tag kommen wird — wer vermag es zu sagen?





Woher hat Schiller den Stoff zu seinem „Taucher" genommen? ❦ Von Hugo Mareta. ❦

Die »Zeitschrift für den deutschen Unterricht«, 20. Jahrgang, 4. Heft, S. 230 u. ff., bringt einen Aufsatz von H. Braune mit dieser Überschrift. Der Verfasser sagt, wie es auch bisher alle Erklärer der Gedichte Schillers getan haben, »woher Schiller den Stoff zu seinem ‚Taucher' genommen hat, ist nicht bekannt«.

Nur so viel weiß man bis jetzt, daß Schillers Gedicht mit einer Erzählung des Jesuiten Athanasius Kircher (gest. 1680) in seinem Werke »Mundus subterraneus« übereinstimmt. Schiller hat aber, wie wir aus seinen Briefen entnehmen, das Werk Kirchers nicht gekannt. Er muß also den Stoff in einem Buch gefunden haben, dessen Verfasser aus Kircher geschöpft hat, an das er sich aber während der Ausarbeitung seines Gedichtes nicht mehr erinnern konnte. Von Benützung einer Quelle kann, wie sich später zeigen wird, keine Rede sein, der Dichter schuf aus der Erinnerung.

Braune glaubt die Quelle Schillers in einer Zeitschrift gefunden zu haben:

Monatliche Unterredungen Einiger Guten Freunde Von Allerhand Büchern und anderen annemlichen Geschichten. Herausgegeben von A. C. 1689. S. 72 ff.

»Wie mir denn eine sonderliche Historie beyfället von einem solchen Täucher in Sicilien, der den abscheulichen Meeres-Schlund in Charibdim erforschet hat, welche ich bei dem Kirchero mit Verwunderung gelesen, und daran gar nicht zweifele, weil sie aus denen actis publicis vom Archio secretario dem Kirchero mitgeteilet worden. Ohngefähr vor 500 Jahren zu Zeiten König Friedrichs des II in Sizilien, ist ein Perlen- und Corallen-Fischer Nahmens Nikolaus gewesen, welcher von Jugend auf sich zum Wasser gehalten, im Schwimmen und untertauchen sich geübet, und seine Nahrung mit Corallen- und Perlen-

Fischen gesuchet, offt 4 oder fünff Tage in der See geblieben, und sich von rohen Fischen erhalten. Das vornehmste aber ist, daß er sowol inn- als außerhalb des Wassers offt einen gantzen Tag ohne Athem-Holen leben können. Nachdem nun einsmals der Sicianische König Friedrich zu Messina gewesen, und viel von diesem Nicolao gehöret, ihn auch für sich kommen, und von allerley seltsamen Dingen, so im Wasser befindlich, Erzählung thun lassen, wurde er begierig, die Beschaffenheit des nahe gelegenen Charybdis zu erfahren, da sich das Meer versenket, und gleich dabey wieder hervor broddelt, mit schrecklichem Wüten und grosser Gefahr der hinüber schiffenden. Selbigen gefährlichen Ort zu erforschen, befahl der König dem Nicolao sich hinunter zu lassen, und Bericht einzuholen. Und damit er desto williger seyn möchte, ließ der König einen güldenen Pocal hineinwerffen, mit dem Versprechen, wenn er ihn wieder herausbringen würde, solte er ihm verehret sein. Nikolaus ließ es ihm belieben, verspricht seyn bestes darbey zu thun, macht sich freudig in den Strudel, und komt nach 3 Viertel-Stunden wieder empor, den Pocal in der Hand haltend. Darauf wird er in des Königs Pallast geführet, und nachdem er als von Arbeit ziemlich abgemattet, mit einer guten Mahlzeit erquicket worden, vor den König gestellet, den er also angeredet: Gnädigster König, was von Ew. Majest. anbefohlen worden, habe ich verrichtet. Aber nimmermehr hätt ich eurem Befehl nachkommen wollen, wenn ich zuvor gewußt hätte, was ich nun erfahren habe, und wenn ihr mir auch eur halb Königreich hättet verehren wollen. Denn es sind vier Dinge, so diesen Ort nicht alleine mir, sondern auch den Fischen selbst höchstgefährlich machen: Erstlich die große Gewalt des aus dem tieffen Schlund herauffahrenden Wassers, welchem auch der stärkste zu widerstehen sich nicht unterstehen darf. Also habe ich auch nicht vermocht hindurchzudringen, habe daher durch Neben-Wege mich zum Grund machen müssen. Hernach seynd Allenthalben sehr viel spitzige und scharffe Stein-Klippen, durch welche ich nicht ohne Lebensgefahr und Zerfetzung meiner Haut den Grund erlangen mußte. Zum dritten ist ein starker Strom der Unter-Erdischen Wasser, so durch die Felsen dringen, und denen aus dem Schlund steigenden Wassern entgegenarbeiten, auch so grausam, daß einer für Furcht erstarret, sterben möchte. Zum vierdten waren viel große ungeheure Polypi oder vielfüßige Fische, deren Leib den größten Mann übertreffen kunte, selbige hingen an den Seiten der Klippen, mit langen ausgestreckten Füssen, so dem Ansehen



nach 10 Fuß-Länge übertraffen. Wenn deren einer mich ertappt hätte, wäre ich durch das Umfangen todt gedrücket worden. Zwischen den nähesten Klippen hielten sich auff viele ungeheure Meer-Hunde, mit dreyfachen Zähnen im Munde, so nicht viel kleiner als die Delphine, für denenselben kann niemand sicher seyn, denn wen ein solcher erschnappet, darf ihm keine Rechnung eines längeren Lebens machen. Als nun Nikolaus dieses ordentlich erzehlet hatte, fragte der König, wie er denn den Becher so bald hätte finden können? Darauff antwortete Nikolaus: Der Becher hätte wegen des hin und wieder lauffenden und streitenden Wasser-Stromes nicht perpendicular oder gerade können zu Grunde gehen, sondern wäre hin und wieder zur Seiten geworffen worden, biß er in flache und etwas ausgehölete Klippen gefallen, da hätte er ihn liegen sehen, und herauff geholet. Denn wenn der Becher recht in den Schlund gefallen wäre, hätte er ihn unmöglich erlangen können. Es wäre auch daselbst eine solche Tieffe, daß es den Augen als die finstere Nacht vorgekommen. Der König fraget ihn, ob er sich noch einmal hinunter wagen wolte, da er zwar mit nein antwortet, allein als ein solcher Becher an einen Beutel voll Dukaten gebunden, wiederum hinunter geworffen, hat er sich dessen belieben lassen, ist wieder hinunter gefahren, aber nicht wieder herauf kommen, und vielleicht von einem Polypo oder See-Hunde erwischet worden.«

Braune geht von der Voraussetzung aus, Schiller habe gerade bei dieser seiner ersten Ballade größere Vorstudien gemacht. Er habe in der Universitätsbibliothek von Jena diese Zeitschrift gelesen und habe vielleicht in ihr den Stoff zu seiner Ballade gefunden. Einen Beweis für seine Behauptung kann er nicht bringen.

Man kann sich nicht leicht vorstellen, daß Schiller im Jahre 1797, als er mit unermüdlichem Eifer an seinem »Wallenstein« arbeitete, eine Zeitschrift aus dem XVII. Jahrhundert, die mit seiner Arbeit in gar keinem Zusammenhange stand, gelesen habe, etwa um in ihr den Stoff für eine Ballade zu finden.

Vielleicht hat die Hypothese, die ich aufstelle, mehr Anspruch auf Wahrscheinlichkeit.

Schiller hat den Stoff zu seiner Ballade in einem Werke des berühmten Predigers Abraham a Sancta Clara (geb. 1644, gest. 1709 in Wien) nicht gesucht, sondern zufällig gefunden, wahrscheinlich nicht unmittelbar vor dem Beginne seiner Arbeit an dem Gedichte, dann aber konnte er sich nicht mehr erinnern, wo er ihn gefunden.



Abraham ist unerschöpflich in der Erzählung von Fabeln, Historien und Schwänken. Als ich in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts, zunächst für lexikalische Zwecke, sämtliche Werke dieses überaus fruchtbaren Schriftstellers las, fand ich in dem Werke, das betitelt ist:

Etwas für Alle,
Das ist:
Eine kurtze Beschreibung
allerley
Stands- Ambts-
Und
Gewerbs-Persohnen
Mit beygeruckter
Sittlichen Lehre und Biblischen
Concepten.
Dritter und letzter Theil,
verfertiget durch
P. Abraham à S. Clara.
Würtzburg 1711,

folgende Erzählung in dem Kapitel, das die Überschrift hat: Der Perlen-Fischer. S. 422.

»Durch sein wundersames Wassertauchen aber endlich genommes unglückliches Ende, hat sich in der Welt sehr bekannt gemacht der Sicianische Pescecola oder Fisch-Niclaus. Denn dieser Mensch, welcher sich von Jugend auff an das Schwimmen geleget, und mit Austern, Muscheln, Corallen und andern aus dem Grunde des Meers herausgeholten Sachen genehret, hat endlich solche Geschicklichkeit erlanget, daß er nicht allein vier biß fünff Tage unterm Wasser bleiben können: allwo er zu Stillung des Hungers rohe Fische gegessen: sondern endlich gar einen Wasser-Bothen abgegeben, welcher in einem kleinen wolverwahrten Felleissen die Brieffe unter dem Wasser fortgetragen, und hin und wieder gebracht. Als nun einsmahls König Friedrich von Sicilien zu Massana sich aufhielte, und viel Wundersames von dem benachbarten Charybdi oder Sicilischen Meer-Würbeln gehöret, dessen innerliche Bewantnus aber zu wissen verlangte; bewegte er diesen Taucher durch eine an dem gefährlichsten Orth hinabgeworffene große güldene Schale, daß er sich hinunter machte, und nach drey viertel Stunden, als ein Sieger mit der güldenen Schüssel wieder hervor kam, auch dem Könige, nach etwas genommener Ruhe, erzehlete, was er allda gesehen: Nemlich einen Strohm, der mit solcher Gewalt aus dem innersten Abgrundt der See herauf strudelte, daß auch der stärckste Mensch ihm nicht zu widerstehen vermöchte: ferner



viel Felsen und Klippen, und dabey eine unterierdische Fluß-Röhre, welche sich mit hefftiger Gewalt zwischen solchen Felsen heraus stürtzet, und durch deren Gegen-Ströhmung erschröckliche Wirbel verursachete. Endlich die Menge der mit grausamen Füssen entsetzliche Viel-Füsse, deren einer vom Leibe grösser als ein Mensch gewesen, nebst vielen Hund-Fischen, die mit einer dreyfachen Reihe Zähne gewaffnet waren.

Der König fragte ihn, wo er dann die Schale wieder bekommen, da berichtete er, daß selbige nicht geraden Weges nach dem Abgrund gesuncken, sondern von den widerwertigen Ströhmen an eine Seite in einen hohlen Felsen wäre getrieben worden, woselbst er sie heraus gelanget. Man forschete, ob er noch einmal Lust hätte, in diesen Abgrund sich hinein zu wagen? Aber er antwortete mit Nein: Doch da man einen Beutel mit Ducaten füllete, und abermahls eine köstliche Schale daran knüpffete, und beides zusammen



wiederum hineinwarff, ließ sich Pescecola den Geitz verleiten, und sprang von neuem in solchen Würbel-Schlund, solches heraus zu holen. Allein weder er, noch der Ducaten-Beutel, noch die dran geknüpffte andere güldene Schale kahmen wieder zum Vorscheine, sondern es bliebe alles unten in dem abscheulichem Abgrunde.«

Ich werde nun aus den Briefen Schillers und seines Freundes Goethe die Möglichkeit zu erweisen versuchen, daß Schiller bei seiner Lektüre Abrahams diese Erzählung zufällig gefunden hat.

Ich stelle das bezügliche Materiale zusammen. Schiller arbeitete an dem »Taucher« vom 5. Juni 1797 bis zum 14. d. M., wie er selbst in seinem Kalender bemerkt. Goethe schreibt dem Freunde am 14. Juni: »Ich wünsche, daß der Taucher möge glücklich absolvirt seyn.« Schon am 18. Juni schreibt Schiller an Goethe: »Ich habe auch etwas weniges poetisiert, ein kleines Nachstück zum Taucher«, und Goethe antwortet am 21.: »Ich lege den Handschuh wieder bei, der zum Taucher wirklich ein artiges Nach- und Gegenstück macht, und durch sein eignes Verdienst das Verdienst jener Dichtung um so mehr erhöht.«

Am 7. Juni, also während er am »Taucher« arbeitete, las Schiller seinem Freunde das Vorspiel (»Wallensteins Lager«) vor.

Aber schon am 1. Februar hatte Schiller seinem Verleger Cotta über den Druck seines »Wallenstein« geschrieben: »Außer dem Trauerspiel ist noch ein dramatisches Vorspiel dabey, welches zu jenem wesentlich gehört und einen Teil seines Innhalts ausmacht.« (Jonas, »Schillers Briefe«, V, 120.)

Am 21. Juli schreibt Schiller an Cotta: »Sie erhalten hier den Prolog welchen ich mir bald zurückerbitte.« (Jonas, V, 223). Am 7. August 1797 schreibt Schiller an den Komponisten Zelter (Jonas, V, 235): »Herr Mendelsohn sagte mir sehr viel Schönes von der Melodie zu dem Reiterliede und machte mich sehr verlangend darnach. Ihrem Wunsche gemäß Ihnen etwas aus dem Stücke selbst zu senden war mir unmöglich, es liegt noch zu roh hingeworfen da, als daß ich mich entschließen könnte, es aus der Hand zu geben. Soviel bemerke ich indeß, daß bloß Soldaten den Chor ausmachen.«

An demselben Tage schreibt er an Goethe: »Herder hat mir nun auch unsere Balladen zurückgeschickt, was für Eindruck sie aber gemacht haben, kann ich aus seinem Brief nicht erfahren. Dagegen erfahre ich daraus, daß ich in dem Taucher bloß einen gewissen Nicolaus Pesce, der dieselbe Geschichte entweder erzählt oder besungen haben muß, veredelnd umgearbeitet habe.«

Aus diesen Briefen ergibt sich, daß Schiller im Sommer 1797 die Geschichte, die seinem »Taucher« zu grunde liegt, schon gelesen haben mußte, daß er sich aber nicht mehr erinnern konnte wo.

Länger als ein Jahr war Schiller mit den beiden andern Teilen seines »Wallenstein« beschäftigt. Am 18. September 1798 schreibt er an Goethe über den Prolog und verspricht ihm, er werde ihn in einigen Tagen erhalten. (Jonas, V, 431.) Schon am 21. September schreibt er wieder: »Der Prolog soll in der Gestalt, die er jetzt bekommt, als ein lebhaftes Gemählde eines historischen Moments und einer gewissen soldatischen Existenz ganz gut aut sich selber stehen können. Nur weiß ich freilich nicht, ob alles, was ich dem Ganzen zulieb darinn aufnehmen mußte, auch auf dem Theater wird erscheinen können. So ist z. B. ein Capuziner hineingekommen, der den Kroaten predigt, denn gerade dieser Charakterzug der Zeit und des Platzes hatte mir noch gefehlt.« (Jonas, V, 432.)

Am 4. Oktober 1798 schreibt Goethe an Schiller: »Ich schicke einen Band des Pater Abraham, der Sie gewiß gleich zu der Capuzinerpredigt begeistern wird«, und Schiller antwortet am 5. Oktober (Jonas, V, 542): »An die Capuzinerpredigt will ich mich also machen, und habe gute Hoffnung von dem würdigen Abraham.« Und schon am 8. schreibt er: »Hier erhalten Sie meine Kapuzinerpredigt. Da sie nur für ein paar Vorstellungen in Weimar bestimmt ist, und ich mir zu einer andern, die ordentlich gelten soll, noch Zeit nehmen werde, so habe ich kein Bedenken getragen, mein würdiges Vorbild in vielen Stellen bloß zu übersetzen und in andern zu copieren. Den Geist glaube ich so ziemlich getroffen zu haben.« (Jonas, V, 545.) Am 9. Oktober schreibt er: »Hätte ich gedacht, daß die Capuzinerpredigt Morgen früh nicht zu spät kommen würde, so hätte sie noch besser ausfallen müssen. Im Grund macht es mir große Lust, auf diese Fratze noch etwas zu verwenden; denn dieser Pater Abraham ist ein prächtiges Original, vor dem man Respekt bekommen muß, und es ist eine interessante und keineswegs leichte Aufgabe es ihm zugleich in der Tollheit und in der Gescheidigkeit nach- oder gar zuvorzuthun. Indeß werde ich das möglichste versuchen.« (Jonas, V, 546.)

Wenn hier Schiller so eingehend und so anerkennend über Abraham sich äußert, können wir nicht leicht glauben, daß er nur die kleine Schrift »Auf, auf, ihr Christen«, die er für die Kapuzinerpredigt benützte, gelesen habe. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß er schon früher, und zwar vor dem Juni 1797, sich mit Abraham beschäftigt hat, wie der Brief vom 1. Februar 1797 an seinen Verleger Cotta vermuten läßt. Mußte es ihm ja doch darum zu tun sein, den Ton kennen zu lernen, in welchem er die Soldaten des Dreißigjährigen Krieges reden lassen mußte.

Unmittelbar nachdem ich den letzten Satz geschrieben hatte, las ich in der soeben, am 18. Dezember 1906, erschienenen 21. Lieferung von Salzers »Geschichte der deutschen Literatur« folgende Sätze:

Goethe sandte seinem Freunde Abrahams Schrift »Auf, auf, ihr Christen« mit der Bemerkung: »Es ist ein so reicher Schatz, der die höchste Stimmung mit sich führt.« Wir wissen, daß Schiller ihn zu heben verstand, indem er aus dem genannten Büchlein wie aus anderen Werken Abrahams für seine Kapuzinerpredigt vieles entlehnt oder dessen Eigenart glücklich nachgebildet hat. (Salzer, 724.) Und Seite 727 nennt er Abrahams Werk »Etwas für alle« eine Sammlung von köstlichen Genrebildern aus allen Ständen, die, der Wirklichkeit abgelauscht, an Feinheit der Beobachtung kaum ihresgleichen in unserer Literatur haben.

Es ist für mich eine erfreuliche Überraschung, in diesen Worten Salzers eine Bestätigung meiner vierzig Jahre alten Hypothese zu finden.





Aus dem geistigen Leben Niederösterreichs im XV. Jahrhundert. Eine Skizze. ❦ Von Anton Mayer. ❦

Bei einer Erörterung der Frage, wie das geistige, speziell aber das wissenschaftliche Leben, mit dem allein wir uns hier befassen wollen, in Niederösterreich im Laufe des XV. Jahrhunderts sich entwickelt, welchen Höhepunkt es erreicht hat und welchen Anteil auch Niederösterreicher an demselben genommen haben, sind zwei Faktoren, die vor allen andern dabei mitbestimmend gewesen sind, ins Auge zu nehmen: die auf dem Konzil zu Basel 1418 beschlossene Durchführung einer Reform der österreichischen Klöster und der stetige Aufschwung der Wissenschaft und ihrer Lehre an der Wiener Universität.

Die Bedeutung der Klosterreform, die zuerst im Benediktinerkloster Melk eingeführt wurde, lag nämlich nicht allein darin, daß nach einer langen Periode gelockerter Disziplin und geminderten Ordensgeistes die Mönche der ursprünglichen Regel und einem strengen Ordensleben wieder unterworfen wurden, sondern auch in dem, daß gerade durch diese Weltentsagung und Weltentfremdung der Sinn für wissenschaftliche Tätigkeit geweckt, dem Studium zugewendet wurde, daß die Leuchte der Wissenschaft dort, wo sie erloschen war, wieder zu strahlen begann und es neben Mönchen, die nur der Askese und dem Gebete lebten, auch solche gab, welche außer ihren strengen Verpflichtungen den durch die Reform umgeackerten Boden kloster-

lichen Lebens mit ihrem wissenschaftlichen Samen besäten.*) Die Klöster Melk und bei den Schotten in Wien, beide von einer Reihe weiser und frommer Äbte mit Maß und Verständnis gelenkt, haben in der Reformepoche auch diese beiden Richtungen in exemplarischer Weise verwirklicht. Ihre Wirksamkeit hat, wie später und in einem noch viel höheren Grade das der Mauriner und des Klosters St. Blasien im Schwarzwalde, klar gezeigt, daß gründliche Pflege der Wissenschaft, vereint mit wahrer Frömmigkeit, am besten vor dem Verfalle schütze.

Dem Wesen und den Aufgaben eines Klosters entsprechend, beschäftigten sich die jetzt reformierten Mönche in erster Linie mit ihren religiösen und kirchlichen Obliegenheiten, manche unter ihnen aber auch mit Studien in Theologie, Mystik und Scholastik, mit Aristoteles, auch mit Untersuchungen über den Gregorianischen Kirchengesang, hie und da noch mit lateinischer und deutscher Poesie. Insoferne die literarischen Ergebnisse solcher Studien über das Niveau einfacher Mönchsgelehrsamkeit sich erhoben, sind sie wohl dem Einflusse der Universität zuzuschreiben, da es Ordensgeistlichen nunmehr leichter war, Universitätsstudien zu betreiben, als früher, wo nur sehr wenige die Universität in Paris besuchen konnten.

Schon in den ersten Dezennien des XV. Jahrhunderts hatte sich auch die Wiener Universität durch namhafte Fortschritte vor allen Universitäten diesseits der Alpen ausgezeichnet.**) Während am Ende des XIV. Jahrhunderts die Theologie den Ton angab, ihre Koryphäen, Heinrich von Langenstein und Heinrich von Oyta, allein als die Seele der Universität bezeichnet wurden, waren bald auch die anderen Disziplinen, abgesehen von einigen, die erst spät eine ständige Vertretung gefunden haben,***) zu hoher Bedeutung gelangt. Namentlich war dies in der Artistenfakultät der Fall, in welcher in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts die berühmten Lehrer in Mathematik, Physik und Astronomie einen großen Schüler- und Gelehrtenkreis an sich zogen, demzufolge die Wiener Universität zur ersten Universität Europas sich emporschwang und die noch immer angesehene Pariser Universität in Schatten stellte.†) Dieser Aufschwung mußte auf das geistige Leben in Niederösterreich, besonders aber auf jenes in der Stadt Wien den nachhaltigsten Einfluß ausüben.

---

*) G. Frieß, Studien über das Wirken der Benediktiner in Österreich für Kultur, Wissenschaft und Kunst. In den Programmen des Gymnasiums in Seitenstätten 1868—1872. — Dr. Anton Mayer, Die geistige Kultur in Niederösterreich von ihren Anfängen bis in die Gegenwart. I. Band, Wien, 1878.

**) A. Kink, Geschichte der kaiserlichen Universität, Wien, I. Band, S. 82.

***) Das Zivilrecht z. B. hatte lange keine ständige Vertretung an der Wiener Universität und bis 1494 kam nur hie und da ein Legist vor. (H. Denifle, Die Entstehung der Universitäten des Mittelalters bis 1400. S. 625.)

†) Kink a. a. O., S. 82.

Die Zahl derer, die als leitende oder mitwirkende Kräfte an jenen geistigen Strömungen in den Klöstern und an der Universität beteiligt waren, war nicht gering, daher der Ausspruch eines der gelehrtesten Forscher in den Gebieten geistigen Lebens im Mittelalter auch hier gelten kann, »es charakterisiere das XV. Jahrhundert, daß es auf einmal eine Fülle von Talenten hervorrief, die für mehrere Jahrhunderte ausreichte, und daß sich zu diesem Übermaß von Geist und Genialität der gewaltigste Gegensatz strenger Abtötung der Sinne, der vollsten Aufgebung aller Lebensannehmlichkeiten gesellte«.*)

Welchen Anteil nun die reformierten niederösterreichischen Klöster an der Wissenschaft, welchen Niederösterreicher am wissenschaftlichen Leben der Universität hatten, auf diese beiden Fragen aus dem Gebiete geistigen Lebens in Niederösterreich während des XV. Jahrhunderts in einem kurzen Überblicke einzugehen, sei im folgenden die Aufgabe.

Als Vorbild strenger Ordensdisziplin und wissenschaftlicher Tätigkeit tritt uns vor allem das Kloster Melk schon unter dem ersten Reformabte Nikolaus Seyringer von Matzen**) (1418—1425) entgegen. Hervorgegangen aus der theologischen Fakultät der Wiener Universität, an der er das Bakkalaureat der Theologie erworben und 1401 auch das Rektorat bekleidet hatte, erscheint Nikolaus unter seinen Mitbrüdern nicht nur als ein strenger Ordensmann, sondern auch als ein Freund geistiger Bestrebungen. Wie der Geschichtschreiber Melks, Ignaz Keiblinger, sagt,***) war das Kloster unter ihm ein Vereinigungspunkt österreichischer Gelehrten, mit welchen er stets literarische Verbindungen hatte und bei denen er in hohem Ansehen stand, dabei aber noch eine Pflanzschule für fromme und gelehrte Männer, von welchen mit Vorliebe das Studium der Heiligen Schrift eifrig betrieben und selbst die Dichtkunst nicht vernachlässigt wurde, wie es vom Prior Peter von Rosenheim, der dem würdigen Abte überdies in den Geschäften des Klosters zur Seite stand, und von dem Konventualen Leonhard Peuger, einem Sprößling des niederösterreichischen Rittergeschlechtes der Peuger, bekannt ist.†) Es ist wahrscheinlich, daß unter jenen, die damals als Freunde des Abtes Nikolaus oder sonst aus wissenschaftlichem Drange in Melk verkehrten, auch

---

*) C. v. Höfler, Die romanische Welt und ihr Verhältnis zu den Reformideen des Mittelalters. Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften. 91. Band [1878], S. 257.

**) Niederösterreich V. U. M. B.

***) Ignaz Keiblinger, Geschichte des Stiftes Melk. I. Band, S. 498 f.

†) Peter von Rosenheim war Verfasser mehrerer größerer theologischer Schriften und hatte sich auch in lateinischer Poesie versucht, während Peuger einen deutschen Psalter und mehrere religiöse und moralische Dichtungen schrieb.

Johann Gerson,*) der Doctor doctissimus und berühmte Kanzler der Pariser Universität, sich befand und auf seiner Reise über Wien nach Frankreich das Kloster Melk besuchte.

Nikolaus nächste Nachfolger, die Äbte Leonhard von Straubing (1426 bis 1433), Christian Eibenstein von Schirmannsreith (1433—1451), welcher dem niederösterreichischen Rittergeschlechte der Eibensteiner entsprossen war,**) und Stephan von Spanberg (1451—1453), setzten in seinem Geiste fort, was er zur Ehre und zum Ruhme von Melk begonnen hatte. Zu Abt Leonhards Zeit lebte daselbst Konrad von Nürnberg, der sich nach seinen theologischen Studien in Wien außer der Theologie noch viel mit Mathematik, Medizin und Musikgeschichte befaßte und nebst verschiedenen Schriften auch eine über die Verbesserung des Gregorianischen Gesangs hinterließ. Der Abt selbst wendete der Ausbildung der jüngeren Klostergenossen alle Sorgfalt zu und erwarb sich noch das große Verdienst, auch den Kunstsinn über das Kloster hinaus gekräftigt zu haben, als er den Bau der herrlichen gotischen Stiftskirche, der vielfache geistige Anregungen den dabei beschäftigten Künstlern der nächsten Umgebung bot, vollendete. Es ist ja bekannt, daß gerade im XV. Jahrhundert die Kleinkünste in Krems, Stein und in der Wachau mit Sorgfalt betrieben wurden und daher eines hohen Rufes sich erfreuten. Seitdem fanden dann auch in der neuen Stiftskirche der Chorgesang der Mönche und der Figuralgesang mit den Sängern beim Gottesdienste eine besondere Pflege, so daß damals die Musikschule in Melk weit und breit gefeiert war. Sollte da des Konrad von Nürnberg Schrift über die Verbesserung des Gregorianischen Gesanges mit dem gepriesenen reinen Gregorianischen Chorgesang der Melker Mönche vielleicht nicht im Zusammenhang gestanden sein?

Einen noch höheren Aufschwung nahmen die wissenschaftlichen Arbeiten unter Abt Christian, wodurch jüngere strebsame Kräfte umsomehr bestimmt wurden, in Melk einzutreten. Fünf Meister der freien Künste, darunter Johann Schlitpacher und Johann von Geißenfeld, welcher später Prior war und als Verfasser von Kommentaren zu den Paulinischen Briefen erscheint, wie auch mehrere Bakkalauren der Theologie ließen sich einkleiden, für die Novizen nahm der Abt sogar einen Meister der freien Künste als Lehrer auf, andere wieder schickte er zur weiteren Ausbildung an die Universität. Daß bei einer derartigen wissenschaftlichen Richtung in der Leitung des Hauses Gelehrte auch ungestört ihren Studien sich hingeben konnten, ist erklärlich. Die Chronik

*) Mit Gerson stand auch Herzog Albrecht V. in freundschaftlichen Beziehungen, wie aus Gersons Versen, die Wiens Lob enthalten, hervorgeht: Austria felix, felix studiosa Vienna | Dux quibus est talis traditus in regimen. (Schwab, Johannes Gerson. Würzburg 1858.)

**) Wißgrill, Schauplatz des landsässigen niederösterreichischen Adels. II. Band, S. 369 ff.

verzeichnet denn auch als solche Johann von Speier (de Spira), einen frommen Asketen, dabei feinen und gründlichen, doch nach dem Inhalte seiner Schriften*) nur zu ängstlichen Denker, Martin Senging,**) Konrad von Würzburg, der im Kirchenrechte, Scholastik und Mystik sehr erfahren war,***) vor allem aber Johann Schlitpacher oder Johann von Weilheim, der vielseitig gebildet war und dessen Schriften Philosophie, Kirchenrecht, Mathematik, Physik und Musik umfassen und der auch religiöse und moralische Gedichte und Lobreime auf gelehrte Zeitgenossen an der Wiener Universität dichtete.†) Ihn hatte einer der ausgezeichnetsten Theologen des Kartäuserordens in Österreich, Vinzenz, Prior der Kartause in Aggsbach bei Melk, sowohl in einen gelehrten Streit mit Marquard Sprenger »über mystische Theologie«, mit dem Benediktiner Bernhard Waging in Tegernsee über die »docta ignorantia«, eine damals beliebte philosophische Untersuchung, mit der sich namentlich auch der große Gelehrte Nikolaus von Cusa beschäftigte, verwickelt, als auch in einen mehrfachen Schriften- und Meinungsaustausch mit dem tief gelehrten Mondseer Benediktiner Hieronymus von Werd »über das Alter der Welt« und mit Dr. Johann Keck von Tegernsee »über die Kirchenvereinigung« gezogen. Es war gleichsam ein geistiger Wettkampf, der da zwischen Melk und Aggsbach mit Mondsee und Tegernsee über Fragen, welche gerade damals die kirchlichen und geistigen Kreise lebhaft bewegten, geführt wurde. Die Zeit der folgenden Äbte bis zum Schluß des Jahrhunderts war zwar eine an schweren Heimsuchungen und Prüfungen reiche, daher den stillen wissenschaftlichen Arbeiten weniger günstige. Aber unter Abt Stephan von Spanberg, der Magister der freien Künste, Bakkalaureus in der Theologie war und in den Jahren 1438 und 1439 selbst an der theologischen Fakultät in Wien gelehrt hatte, und seinem Nachfolger Johann IV. Hausheimer (1453—1474), der ebenfalls Bakkalaureus der freien Künste war, fand das wissenschaftliche Leben doch keine Unterbrechung.††) Zur Zeit des frommen Abtes Ludwig III. (1474—1480) beschäftigte sich der Konventuale Leonhard von Feldorf, wie seine Schriften in der Stiftsbibliothek beweisen, viel mit griechi-

---

*) Seine Schriften füllen in Kropffs Bibliotheca Mellicensis 5 Quartblätter.

**) Senging in Niederösterreich, entweder bei Stockerau (U. M. B.) oder bei Totzenbach (O. W. W.).

***) Bei Kropff, l. c., 4 Quartblätter.

†) Seine bei Kropff l. c. angeführten Schriften füllen 22 Quartblätter. Mit Recht sagt Chmel, es wäre nur zu wünschen, daß ein gelehrter Benediktiner die Werke dieses vielseitigen und fleißigen Mannes zum Gegenstande einer eigenen Abhandlung machen möchte, um aus ihnen auszuziehen, was den Stand der damaligen Gelehrsamkeit, die Höhe der Bildung bezeichnen könnte. (Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.) (Chmel, Zur Kritik der österreichischen Geschichte. Beiträge zur Beleuchtung der kirchlichen Zustände Österreichs im XV. Jahrhundert. II., S. 370, Note 4.)

††) Abt Johann IV. war selbst Verfasser mehrerer Schriften, die Kropff, l. c., auf S. 351—356 verzeichnet.

schen und römischen Philosophen und unter dem Abte Augustin von Ober-Nalb (1480—1483)*), einem Bakkalaureus der freien Künste, dichtete Erhard Geut von Waidhofen oder, wie er sich selbst nennt, von Neumarkt an der Ips, in deutscher und lateinischer Sprache.

Wie Melk war das Schottenkloster zu Wien seit der Einführung der deutschen Mönche (August 1418) und damit auch der Reform durch Abt Nikolaus von Respitz (1418—1428) eine glanzvolle Stätte wissenschaftlichen Eifers geworden.**) Abt Nikolaus, gleich seinem Amtsbruder in Melk an der Wiener Universität herangebildet, setzte als Konservator derselben die Beziehungen zu ihr ununterbrochen fort und sein Nachfolger Johann V. von Ochsenhausen (1428—1446), einer der gefeiertsten Äbte, »ein leuchtender Stern« des Klosters, legte noch besonderen Wert darauf, daß mehrere Konventualen selbst akademische Grade erlangen. Auch die folgenden gelehrten Äbte förderten wissenschaftliche Bestrebungen ihrer Konventualen: Martin (1446—1461), der die Universitäten Lemberg, Krakau besucht und an der Wiener Universität Vorlesungen gehalten hatte, und Johann VI. (1466—1467), einer der gelehrtesten Äbte des Schottenstiftes, Doktor der Theologie, ein Mann von seltener Beredsamkeit, bei dessen längerem Leben der wissenschaftliche Ruf des Hauses wohl noch ruhmvoller geworden wäre. In der Zeit dieser Äbte sind nach Hauswirths »Geschichte der Schottenabtei« als Gelehrte und Verfasser literarischer Werke die Mönche Johann Nagler, Wolfgang von Enzersdorf und Johann Öder besonders hervorzuheben. Wie kaum ein anderes Kloster war gerade das der Schotten zu der Universität nicht nur offiziell bei kirchlichen Feierlichkeiten, sondern auch sonst noch zu einzelnen Lehrern an derselben, wie deren bedeutende Geschenke von Büchern in der Stiftsbibliothek heute noch beweisen, in den freundlichsten Beziehungen gestanden. Dies erklärt auch, daß sich die wissenschaftliche Bedeutung des Schottenklosters bis in das XVI. Jahrhundert hinein, bis in die Zeit des berühmten Abtes Benedikt Chelidonius, erhalten hat.

Aus der Geschichte der Benediktinerklöster Göttweig***), Seitenstetten,†) Klein-Mariazell††) und Altenburg†††) sind uns zwar weit mehr deren äußere als die inneren Schicksale, unter letzteren auch nur die auf das geistige Gebiet sich beziehenden Ereignisse von Klosterreform, Visitationen durch diesen oder jenen

*) In Niederösterreich, bei Retz, V. U. M. B.

**) Dr. Ernst Hauswirth, Geschichte der Benediktinerabtei zu den Schotten in Wien, Wien 1858.

***) Adalbert Dungel in der Topographie von Niederösterreich, herausgegeben vom Vereine für Landeskunde von Niederösterreich, III., 543 ff.

†) G. Frieß, in Sebastian Brunners Benediktinerbuch.

††) Otto Eigner, Geschichte des aufgehobenen Benediktinerklosters Klein-Mariazell in Österreich. (Wien 1900.)

†††) Honorius Burger, Geschichte des Benediktinerstiftes Altenburg.

Abte ausgenommen, bekannt. Erst nähere Studien in den Handschriften oder anderen Aufzeichnungen dieser geistlichen Korporationen könnten noch manche Beweise für eine wissenschaftliche Richtung auch in deren Häusern bringen. In Göttweig haben sich namentlich die Äbte Peter II. von St. Pölten (1402—1431) und Lukas von Stocktall (1437—1439) wegen der bedeutenden Bauten, die unter ihnen ausgeführt wurden (die gotische Kirche, Kreuzgang und Refektorium), hervorgetan. Von diesen Bauführungen gilt das gleiche, was bereits oben von Melk gesagt wurde. Unter Abt Wolfgang von Retz (1444—1457) hatte Äneas Sylvius, Geheimsekretär Friedrichs III. (IV.), nachmals Papst Pius II., Göttweig besucht und während seines Aufenthaltes daselbst eine ihm bisher unbekannte Handschrift des Jornandes »De rebus Gothorum« benützt. Derselbe Abt ließ auch 1447 einen Codex Privilegiorum des Klosters anlegen.*) In Seitenstetten wird nur Abt Kilian Heumader (1477—1505) wegen der Pflege und Förderung der Wissenschaft unter seinen Brüdern gerühmt. Er hat auch die Bibliothek mit wertvollen Inkunabeln bereichert, von denen noch 150 vorhanden sind, und ließ die Kirche mit herrlichen Glasmalereien schmücken. Das Kloster Klein-Mariazell war immer ein Haus guter Ordensdisziplin nach dem Muster von Melk. In dieses stille, abseits gelegene Kloster zogen sich gelehrte Ordensgenossen aus anderen Klöstern gerne zurück. Auch Nikolaus von Dünkelspühel, einer der gelehrtesten Theologen seiner Zeit, lange die bedeutendste Persönlichkeit an der Wiener Universität und Beichtvater des Herzogs Albrecht V., verbrachte hier die letzten Jahre seines Lebens; er starb am 7. März 1433. Zeitweilig lebten hier auch Wolfgang von Steyer, ein fleißiger Schönschreiber und Schriftsteller, und Nikolaus von Speier aus Melk. In Klein-Mariazell war der gelehrte Johann Schlitpacher auch eine Zeitlang Prior.

Bei den anderen Klöstern und Stiften, z. B. Zwettl, Geras, Herzogenburg, auf denen die Folgen der stürmischen Ereignisse des XV. Jahrhunderts oft schwer lasteten, zu welchen dann mitunter noch Mangel an Nachwuchs jüngerer Kräfte kam, können nur die Namen einiger Äbte und Pröbste hervorgehoben werden, sei es, weil sie akademische Würden bekleideten, sei es, daß sie als Freunde der Wissenschaft bekannt sind, so in Klosterneuburg die Pröbste Georg I. (1418—1442) und Simon II. (1451—1465), welch letzterer gleich dem Klosterneuburger Chorherrn Koloman Knapp ein erprobter Rechtsgelehrter war, im Chorherrnstifte St. Pölten Probst Christian (1426—1439), der die Bibliothek herstellte, und sein Nachfolger Kaspar von Meiselstein (1439 bis 1456), welcher Doktor der Dekretalen und ehemaliger Lehrer an der Universität**) war, in Herzogenburg Probst Ludwig Gösselin (1457—1465), der

*) In der Manuskriptensammlung der Stiftsbibliothek. 376 Pergamentblätter Großfolio.

**) Aschbach, Geschichte der Wiener Universität, I., 474 f.

beider Rechte Doktor sich nannte, und im Chorherrnstifte St. Dorothee in Wien Stephan von Landskron (1458—1477), der Verfasser der bekannten »Himmelsstraß« und anderer Schriften.*) Wie daraus zu ersehen ist, haben sich die regulierten Chorherren mit Vorliebe auf das Studium des Kirchenrechtes verlegt.

Ein höchst bemerkenswertes Bild harter Arbeit und strenger Ordensdisziplin in harmonischer Verbindung mit der Sorge für die Geisteskultur gaben die niederösterreichischen Kartäuserklöster Mauerbach, Gaming und Aggsbach in ihren stillen, von der Welt abgeschiedenen Tälern. Mehrere Handschriften, die einst neben vielen andern ihr Eigentum waren und gegenwärtig in der Hofbibliothek sich befinden, geben heute noch von dem wissenschaftlichen Eifer dieser Mönche ein schönes Zeugnis. Schon Heinrich von Oyta und Heinrich von Langenstein, die beiden großen Theologen, zogen sich gerne in die einsame Kartause Mauerbach zurück und predigten mitunter hier; jener hielt sogar für einen neugeweihten Kartäuser die Primizpredigt und schenkte der Bibliothek das Manuskript seines großen Werkes »lectura supra psalterium«,**) welche Widmung die dankbaren Kartäuser nach seinem Tode im Kodex bestätigten. Ein Kartäuser von Mauerbach übersetzte auch des Heinrich von Langenstein schönes Werk »speculum animae« ins Deutsche,***) andere Bewohner dieser Kartause wieder schrieben schöne, nicht selten prachtvolle Codices. Es ist daher nicht anzunehmen, daß der Verkehr mit diesen berühmten und angesehenen Lehrern der Universität so ganz ohne weitere geistige Erfolge für Mauerbach sollte geblieben sein. Noch mehr wissenschaftlicher Eifer kann, wie die Quellen dartun, den Mönchen der Kartause Gaming nachgerühmt werden.†) Mehrere Prioren, selbst literarisch schaffend, waren gleichen Bestrebungen ihrer Ordensgenossen überaus freundlich gesinnt. Als einer der ersten verdient in dieser Hinsicht Christoph Hüpfel von Ips (1443—1451) genannt zu werden. Der Prior Nikolaus Kempf aus Straßburg (1451—1458) war Magister der Wiener Universität und hatte mehrere philosophische Schriften und geistliche Bücher verfaßt. Sein Nachfolger im Priorate, Siegmund Phanzagel (1458—1483), welcher aus dem bekannten reichen Wiener Bürger- und Ratsgeschlechte der Phanzagel††) stammte, war durch ein Vierteljahrhundert nicht nur die

*) Kirchliche Topographie, XV. Bd., S. 68.

**) Dr. Theodor Wiedemann, Mauerbach, Im XIII. Band der Berichte und Mitteilungen, des Altertumsvereines zu Wien. Kodex Nr. 4235 und 3953 in der k. k. Hofbibliothek.

***) Dies heysset Spygel der selen. Kodex der Hofbibliothek, Nr. 3968. (Dr. Th. Wiedemann a. a. O.)

†) Heinrich Zeißberg, Zur Geschichte der Kartause Gaming. Archiv für Kunde österreichischer Geschichtquellen. LX. Band (1880).

††) Mehrere urkundlich genannte Phanzagel finden sich in den vom Altertumsvereine zu Wien herausgegebenen Quellen zur Geschichte der Stadt Wien I/1, Nr. 509 und I/2, Nr. 2167.

Zierde seines Klosters, sondern auch des ganzen Ordens. Er hatte an der Wiener Universität studiert und war Magister der Artistenfakultät. Ein ebenso durch Klugheit als Wissenschaft und Fleiß hervorragender Prior war Johann IV. (1486—1491), welcher das Doktorat der Rechte besaß. Als Beweis dafür aber, wie die Gaminger Kartause unter dem wissenschaftlichen Einflusse der Wiener Universität stand, möge nur dienen, daß von Gaminger Kartäusern an ihr promoviert wurden: Benedikt Neubeck von Scheibbs, Heinrich v. Eckenfeld aus Wien (sehr gelehrt), Thomas Papler von Zistersdorf, Kaspar von Perchtoldsdorf, Martin Turner von Mödling, Balthasar von Wien, Michael Wildendorfer aus Wien, Chrisogonus aus Krems, Martin von Klosterneuburg u. m. a., wie man sieht, eine stattliche Zahl Niederösterreicher für Gaming allein, außerdem noch eine ziemliche Anzahl, deren Wiege nicht in Niederösterreich zu suchen ist. In der Kartause Aggsbach waren gleichfalls einige Prioren, die durch ihre Kenntnisse und Schriften in geistlichen Kreisen gefeiert waren, unter andern Prior Christian von Salzburg, ein in den Dekretalen sehr unterrichteter Mann, von dem sich mehrere Handschriften in der Gaminger Bibliothek befanden. Auch auf den gelehrten Vinzenz von Aggsbach sei nochmals verwiesen, dessen Schriften über die mystische Theologie heute noch in der Melker Bibliothek sich befinden.*)

Wo die geistige Kultur so vorsorgliche Pflegestätten gefunden, wo tiefe Denker und Arbeiter des Geistes neben ihrem beschaulichen Leben ungestört ihren Lieblingsstudien sich hingeben konnten, mußte auch für Bibliotheken entsprechende Vorsorge getroffen sein. Und wahrlich! Für die Bibliotheken, diese wissenschaftlichen Rüstkammern, wurde im XV. Jahrhundert viel geschrieben, geschenkt**) und angeschafft, darunter so manches künstlerisch wertvolle Manuskript. Über die Manuskripte in der Melker und Schottenbibliothek***) sind wir durch vorzügliche Kataloge gut orientiert. In Melk erhielt die Bibliothek seit dem Abte Nikolaus von Matzen und seinen Nachfolgern einen wertvollen Schatz von Handschriften (z. B. das Unterrichtsbuch für den jungen Ladislaus Posthumus u. v. a.). Die Schottenbibliothek zählt gegenwärtig 750 Handschriften, von denen nahezu die Hälfte dem XV. Jahrhundert angehört, 54 im Kloster selbst geschrieben, 151 gekauft, die übrigen

*) Catalogus codicum manu scriptorum, qui in bibliotheca monasterii Mellicensis O. S. B. servantur. Vindobonae.

**) Über Bücherschenkungen an Klöster siehe Zappert, Liber dativus, Sitzungsberichte, XIII. Bd. (1854).

***) Dr. Albert Hübl, Catalogus codicum manu scriptorum, qui in bibliotheca monasterii B. M. V. ad Scotos Vindobonae servantur. Vindobonae 1899.

durch Tausch oder Schenkung erworben wurden.*) Sie sind wohl die hervorragendsten Bibliotheken in österreichischen Benediktinerklöstern. Das 800jährige Jubiläum des hl. Bernhard, des Stifters des Zisterzienserordens, bot auch den niederösterreichischen Zisterzienserklöstern Heiligenkreuz, Zwettl und Lilienfeld die Gelegenheit, ihre Manuskriptenkataloge zu veröffentlichen.**) Mit Ausnahme von zerstreuten Mitteilungen besitzen wir über die Handschriften von Seitenstetten, Herzogenburg, Geras, Klosterneuburg, Göttweig***) und Altenburg†) noch keine vollständigen Kataloge, daher wir über den wissenschaftlichen Geist und seine Schöpfungen in diesen Klöstern und Stiften während des XV. Jahrhunderts, wie wir bereits erwähnten, noch eine viel zu geringe Kenntnis erlangen konnten.

Wenn wir die wissenschaftlichen Erfolge der Reform der niederösterreichischen Klöster seit 1418 unparteiisch prüfend überblicken, jene Persönlichkeiten voll tiefer Frömmigkeit und hohen sittlichen Ernstes, welche durch Studien und literarische Arbeiten selbst tätig gewesen, nochmals im Geiste vorüberziehen lassen, dabei auch der sturmbewegten Tage, der politischen und sozialen Wirren, welche über die einzelnen Häuser mit oft mehr weniger Schaden hinwegzogen, gedenken, so werden wir zugeben müssen, daß die Reform wissenschaftliche Früchte doch auch reichlich getragen hat. Der Einfluß, welchen die Universität damals auf einzelne Klöster, wie Melk, Schotten in Wien und Gaming, genommen hat, wurde bereits quellenmäßig dargetan. Er war nicht gering. Die Zisterzienser hatten sich gleichfalls nach dem Beispiele der Pariser Universität bald nach der Gründung der Universität in Wien ein im Zusammenhange mit dieser und neben ihr ein selbständiges Kollegium bei St. Nikolaus in der inneren Stadt (Singerstraße) für Studierende ihres Ordens errichtet und ebenso lehrten Dominikaner und Augustiner Eremiten an der theologischen Fakultät. Wenn daher einige meinen, daß »der Einfluß der Universität, den man sich von ihrer Gründung auf eine hohe geistige Kultur in den Klöstern versprach, sich nicht eingestellt hat«,††) so ist das zwar nur cum grano salis zu nehmen. Er hat sich überall dort ein-

*) Urban von Melk schenkte als Zeichen der Verehrung und des Dankes sieben wertvolle Codices, Dr. Johann Polczmacher, Rektor der Wiener Universität, 43 Codices, meist juridischen Inhalts.

**) Xenia Bernardina 1891.

***) Der kritisch und mit wahrem Benediktinerfleiße gearbeitete Handschriftenkatalog in drei Foliobänden des Klosters Göttweig von P. Vinzenz Werl harrt noch der Veröffentlichung. (Dr. Ant. Mayer, Geschichte der geistigen Kultur, I., 271.)

†) Das Benediktinerstift Altenburg besaß einen Schatz von Handschriften, die aber, als man sie im 30jährigen Kriege retten und nach Krems in Sicherheit bringen wollte, den Schweden in die Hände fielen. Nur wenige von ihnen, meistens theologischen Inhalts, blieben verschont und befinden sich heute in Altenburg. (Frast, Merkwürdige Handschriften der österreichischen Stifte Altenburg, Herzogenburg und Heiligenkreuz in den Jahrbüchern der Literatur, 1823, IV. Heft, Notizenblatt S. 38.)

††) Albin Czerny, Die Klosterschule in St. Florian (Linz 1873), S. 16.

gestellt, wo die Bedingungen dazu vorhanden waren, wie die Beispiele von Melk und den Schotten in Wien, ja selbst die von Wien so abseits gelegenen Kartausen Mauerbach und Gaming zeigten.

Es erübrigt nur noch, die Frage kurz in Erwägung zu ziehen, welchen Anteil Niederösterreicher am wissenschaftlichen Leben der Universität hatten, wobei es sich uns zunächst doch nur darum handeln kann, auf jene Persönlichkeiten hinzuweisen, welche in der einen oder anderen Fakultät als Professoren oder in akademischen Würden der Universität als Rektoren oder Dekane in den Universitätsakten genannt werden; ihre wissenschaftliche Tätigkeit zu schildern, ist hier nicht die Aufgabe.

Wie Aschbach in seiner Geschichte der Wiener Universität sagt, hatte sich in der Theologie aus den alten Doktoren und Lehrern Heinrich von Langenstein und Heinrich Oyta, Peter von Pulkau, Franz von Retz und ihren unmittelbaren Schülern in den ersten Dezennien des XV. Jahrhunderts eine neue Lehrergeneration herausgebildet, in welcher gerade Niederösterreicher, welche aber meistens dem Weltklerus angehörten, in nicht geringer Zahl vertreten waren. Wir verweisen unter diesen auf Peter von Pillichsdorf, Stephan von Enzersdorf, Peter von Pirchenwart, Andreas von Weitra, Urban von Melk, Jakob und Thomas von Wullersdorf, auf Johann von Eggenburg, Thomas Ebendorfer von Haselbach und Petrus Czech von Pulkau, von welchen später mehrere auch Kanonikate bei St. Stephan erhalten hatten, auf den Domdechant Paul Leubmann von Melk, ferner auf die ausgezeichneten Kanzelredner Andreas von Heiligenkreuz und Franz von Retz, einen der gelehrtesten Dominikaner seiner Zeit, auf Nikolaus von Matzen und Nikolaus von Respitz (Röschitz), die bekannten nachmaligen Äbte, und deren innigsten Freund Peter von Klosterneuburg, auf die Rektoren der Bürgerschule zu St. Stephan Koloman von Neustadt, Peter Deckinger und Marquard von Stockerau. In dieser Fakultät waren also Niederösterreicher nicht allein der Zahl nach, sondern noch ganz besonders ihrer wissenschaftlichen Leistungen halber als Lehrer wie auch als Schriftsteller hervorragend vertreten, außerdem waren mehrere von ihnen auch mit wichtigen politischen und kirchlichen Missionen entweder vom Landesfürsten oder von ihrer Fakultät betraut, wie Franz von Retz, Urban von Melk, Peter von Pulkau, vor allen aber Thomas Ebendorfer, was auf das hohe Ansehen schließen läßt, das dieselben in und außerhalb der Universität genossen.

Doktoren und Professoren des Rechts, unter welchem man anfangs nur das kanonische oder Dekretalenrecht verstand, waren damals fast ausschließlich Geistliche, wie denn überhaupt dieser Gegenstand der juridischen Fakultät, in welchem manche Niederösterreicher, wie Koloman von Klosterneuburg, Kaspar von Meiselstein, Paul Päutl von Wien, Johann von Perchtoldsdorf,

Thomas von Zwettl und Alexius Tüner von Drosendorf, einen großen Ruf sich erworben hatten, neben der Theologie auch in den niederösterreichischen Klöstern und Stiften mit Vorliebe betrieben wurde. Der erste, der sich »utriusque juris« schrieb, das weltliche Recht aber kaum gelesen haben dürfte, war ebenfalls ein Niederösterreicher, Wolfgang von Herzogenburg.

Waren in der juridischen Fakultät weniger Niederösterreicher zu finden, als man hätte erwarten dürfen, so waren sie dagegen wieder stärker in der medizinischen Fakultät vertreten, die gegen die Mitte des XV. Jahrhunderts eine Reihe angesehener Ärzte aus Niederösterreich in ihrer Mitte zählte und schon als eine »geschlossene Körperschaft« nach außen hin erschien, was sie in erster Linie dem energischen Auftreten des auch am herzoglichen Hofe angesehenen Anatomen Johann Aygel aus Korneuburg, als er Dekan und Rektor war, zu verdanken hatte. An Ruf und Bedeutung standen ihm Michael Puff von Schrick, Pankratius Kreutzer von Traismauer und Eberhard von Klosterneuburg wohl wenig nach, eines Johann Silber von St. Pölten, Wolf Hymel von Melk, Michael Mannersdorfer von Klosterneuburg und Bartholomäus von Wien nicht zu vergessen.

Auffallenderweise war gerade die angesehenste Fakultät, die der Artisten, welche doch die meisten Schüler, Bakkalauren, Magister und Professoren in ihrer Mitte zählte, in der aber die rheinische Nation die anderen Nationen weit überwog, am wenigsten von Niederösterreichern besucht. Wir finden daher als Dekane dieser Fakultät nur einen Nikolaus von Matzen, Petrus Czech von Pulkau, Zink von Herzogenburg, Urban von Melk, Jakob und Johann von Wullersdorf, die aber alle bald in die theologische Fakultät übergetreten waren und hier dann eine langjährige Lehrtätigkeit entfalteten, ferner Michael Zehenter von Wien, Paul von Stockerau und Oswald von Weikersdorf. In Georg von Rusbach, einem Schüler Peuerbachs, lernen wir auch noch einen der hervorragendsten Niederösterreicher in dieser Fakultät kennen.

Waren es zwar nur Namen von Niederösterreichern, die bei den einzelnen Fakultäten aufgezählt wurden, so bedeuteten sie aber doch weit mehr denn Namen, sei es betreffs der sozialen Stellung ihrer Träger, sei es wegen des guten Klanges, den sie in der damaligen wissenschaftlichen Welt hatten. Gehen wir endlich noch daran und überblicken wir die gedruckten Verzeichnisse der Rektoren, Dekane, Doktoren und Magister im XV. Jahrhundert, so ergibt sich, daß unter den 125 Rektoren in dieser Zeit 86 Nichtniederösterreicher und 39 Niederösterreicher waren, und zwar 21 aus der theologischen, 8 aus der artistischen, 7 aus der medizinischen und 3 aus der juridischen Fakultät, wobei zu bemerken ist, daß die Namen nur einmal gezählt sind, einige von diesen Rektoren ihre akademische Würde aber mehr-

mals bekleideten,*) daher etwas mehr als ein Drittel der Rektoren gebürtige Niederösterreicher waren. Von den 227 Dekanen der vier Fakultäten waren 179 Nichtniederösterreicher und nur 48 Niederösterreicher**), aus der Gesamtziffer der vortragenden Magister und Doktoren, die 940 beträgt,***) entfallen aber nur 144 auf Niederösterreicher, darunter 32 aus Wien, 7 aus Krems, je 6 aus Bruck a. d. L. und Herzogenburg, je 5 aus Eggenburg und Wallsee, je 4 aus Klosterneuburg, Perchtoldsdorf, Stein und Weitra u. s. w., von welchen die meisten zwischen den Jahren 1440 und 1460 lasen. Auch unter den Vortragenden überragte also die »Rheinische Nation« die Angehörigen der anderen Nationen.

Um die Mitte des XV. Jahrhunderts hatte sich an der Universität die Blüte wissenschaftlichen Lebens in ihrer ganzen Fülle entfaltet. Damit war aber nicht nur die Universität, sondern die Stadt Wien selbst auch zu einer Zentrale geistigen Verkehrs nach außenhin geworden. Namentlich waren von der Artistenfakultät jetzt alle Neuerungen, aller Fortschritt ausgegangen. Johann von Gmunden, dieser geniale Bahnbrecher in Mathematik, Physik und Astronomie, sowie seine Nachfolger Georg von Peuerbach und Regiomontanus (Johann Müller von Königsberg) hatten im Wetteifer mit den ausgezeichneten Gelehrten ihrer Zeit diese Disziplinen in Wort und Schrift zu epochemachender Bedeutung entwickelt. Dazu kam, daß die beiden letztgenannten auch die ersten Humanisten waren und den noch reinen, unverdorbenen Humanismus an der Universität einführten, indem sie, bevor sie noch Kollegien über Mathematik und Astronomie hielten, über lateinische Dichter lasen. »Der Ton und der Geist, der seither die Hochschule beherrschte, die geistige Entwicklung und Richtung, welche diese nun durchlief, war jetzt meistens von der Artistenfakultät bedingt,«†) deren geistige Häupter jene Männer waren.

Durch sie hatte sich jetzt auch außerhalb der Universität ein reger geistiger Verkehr, der nicht selten noch durch die Bande der Freundschaft

---

*) Z. B. Paul Leubmann von Melk und Paul Päutl von Wien je fünfmal; Thomas Wölfel von Wullersdorf, Thomas Ebendorfer von Haselbach und Petrus Czech von Pulkau je dreimal; Urban von Melk, Reicher von Pirchenwart, Andreas von Weitra, Jakob von Wullersdorf und Andreas von Pottenbrunn je zweimal. Selbstverständlich kommen auch bei den Nichtniederösterreichern solche Wiederwahlen mehrmals vor.

**) Auch hier gilt das gleiche wie von den Rektoren, nur daß die Ziffer der wiederholten Wahl sich steigert; so war Thomas Ebendorfer, vielleicht die geschäftskundigste Persönlichkeit an der Universität, sogar 17mal, Pankratius Kreutzer 12mal, Puff von Schrick 11mal Dekan u. s. w. Die Ziffer der Wiederholungswahlen beträgt 114. In erheblicher Weise steigert sich die Ziffer der Wiederwahl auch bei den Nichtniederösterreichern.

***) Eine auffallend hohe Ziffer. Im Jahre 1453 gab es in der philosophischen Fakultät allein 82, im Jahre 1476 sogar 105 vortragende Doktoren und Magister. (Kink, Geschichte der k. k. Universität Wien, I., 145.)

†) Aschbach, Geschichte der Wiener Universität, I., 339.

belebt wurde, mit den gelehrtesten Fachgenossen in Deutschland und Italien entsponnen. Die eifrigste und wichtigste Persönlichkeit in demselben war Georg von Peuerbach. Schon frühzeitig, noch als junger Magister im Alter von 17 Jahren, hatte er auf seiner italienischen Reise in Rom mit dem berühmten Kardinal Nikolaus Cusa, der ihn bei sich aufgenommen und sich schon damals über wichtige mathematische und astronomische Probleme mit ihm unterredet und darüber Pläne gefaßt hatte, ebenso in Bologna mit Giovanni Bianchini, einem der bedeutendsten Humanisten Italiens und auch Kenner der Astronomie, Freundschaft geschlossen und stand seither im wissenschaftlichen Briefwechsel mit ihnen. In Wien dann verband Peuerbach innigste Freundschaft mit Regiomontanus, seinem lieben Schüler und Gehilfen bei seinen astronomischen Arbeiten, mit Stephan Kolb, nachmals Abt der Schotten (1479—1482), mit Äneas Sylvius, der eben als Kaiser Friedrichs III. Geheimschreiber in der kaiserlichen Kanzlei in Wien, welche damals schon und auch später noch als ein Hort humanistischer Bildung galt, beschäftigt war (1442—1455) und der, wie aus einem Gedichte Peuerbachs an Stephan Kolb hervorgeht,*) auch zu den Freunden Cusas zählte, endlich mit Johannes Bohemus**), dem Astronomen Kaiser Friedrichs, mit dem Priester Johannes Troster oder Tröster u. m. a.

Als Kardinal Cusa, der große Theologe, Mathematiker und Philosoph, welcher als Humanist doch den Geist der neueren Zeit der Wissenschaft einhauchen wollte,***) nach der Synode in Salzburg zu Anfang des Jahres 1451 in Klosterangelegenheiten als päpstlicher Legat nach Wien gekommen war,†) wurde die alte Freundschaft zwischen ihm und Peuerbach im erneuten persönlichen Meinungsaustausch noch mehr bekräftigt.

Auch mit dem die Wissenschaft, besonders aber den Humanismus kräftig fördernden gelehrten Kardinal Bessarion, der 1450 als päpstlicher Legat nach Wien gereist war, teils um die Zwistigkeiten zwischen Kaiser Friedrich III. (IV.) und seinem Bruder Herzog Albrecht VI. zu schlichten, teils einen

*) Xystus Schier, De sodalitate Danubiana. Manuskript in der k. k. Hofbibliothek in Wien.

**) Albin Czerny, Aus dem Briefwechsel des großen Astronomen Georg von Peuerbach im »Archiv für österreichische Geschichtsquellen«, Bd. 72, S. 281—304. Stephan Kolb beschäftigte sich, als er noch Mönch in Melk war, viel mit Studien der Schriften französischer Theologen, besonders mit Wilhelm von Paris, und war auch Verfasser lateinischer Gedichte. In diese Zeit ist auch Peuerbachs Gedicht an Kolb zu setzen.

***) Robert Zimmermann, Der Kardinal Cusa als Vorläufer Leibnizens, in den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Bd. VIII, 307.

†) Cusa hielt bei dieser Anwesenheit in Wien auf dem Stephansfreithofe (»auf sand Steffensfreythoff zu wyene«), und zwar von der daselbst befindlichen Kanzel herab am ersten Fastensonntage, 14. März 1451 — also zehn Jahre vor Johann von Kapistran — eine Predigt »vber den heyligen pater noster«. Für die Wiener, die in Scharen herbeigeströmt sein mochten, war Cusas Erscheinen als Prediger auf der Kanzel sicher ein Ereignis. Diese Predigt ist im Kodex Nr. 50, Fol. 31 sq., in der Schottenbibliothek enthalten. (Dr. A. Hübl, Catalogus etc. Nr. 57, S. 58.)

Kreuzzug gegen die Türken zu stande zu bringen, verband Peuerbach infolge ihrer persönlichen Begegnungen von jetzt an enge Freundschaft. Die zwischen ihnen erörterten wissenschaftlichen Pläne für eine zweite Reise Peuerbachs nach Italien, um an dem Hauptsitze der neu erstehenden Renaissance auch griechische Quellen für die astronomische Wissenschaft zu verwerten, ließen für diese reiche Errungenschaften Untersuchungen von weitreichender Wirkung erwarten. Da starb kurz vor dieser Reise Georg von Peuerbach am 8. April 1461 im Alter von erst 38 Jahren.

Dieses unerwartete Ereignis war für die mathematischen, physikalischen und astronomischen Studien im allgemeinen, speziell aber für das Lehramt derselben an der Universität, dem vornehmsten Sitze der Wissenschaft der Astronomie in ganz Europa, nebenbei aber auch für den wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Verkehr der Gelehrten in Wien, dessen Seele Peuerbach gewesen ist, ein schwerer Schlag, um so schwerer, als auch Regiomontanus nicht lange mehr in Wien verblieb. Dieser nämlich fühlte sich, der bedeutendsten geistigen Kraft in den astronomischen Forschungen und der Spitze aller geistigen Verbindungen beraubt, nunmehr in Wien vereinsamt. Die hohen Versprechungen, welche der Stadtrat von Nürnberg ihm zur Verwirklichung seiner großen Projekte gemacht hatte, fanden daher bei ihm Gehör und bewogen ihn, den Sitz seiner wissenschaftlichen Tätigkeit nach Nürnberg zu verlegen.

Von jetzt ab begann der Humanismus nahezu ausschließlich die Artistenfakultät zu beherrschen und erreichte am Ende des Jahrhunderts in der 1497 von Konrad Celtis begründeten gelehrten Donaugesellschaft (Sodalitas Danubiana) auch den Höhepunkt seiner Bedeutung und seines Einflusses nicht nur an der Universität durch die Magister Paul von Stockerau, Wolfgang Hayden und Johann Goldberger, beide aus Wien, sowie durch Bernhard Perger*) u. m. a., sondern auch in den maßgebenden gelehrten Kreisen Wiens.

In dieser Zeit sind die Spuren des aufwärtsstrebenden Humanismus, wenngleich vereinzelt, auch schon außerhalb der Universität, sowohl in Wien als auch in Niederösterreich, zu verfolgen, in Wien an der Bürgerschule zu St. Stephan, an welcher der später bekannte Vertreter des Humanismus an der Universität und Mitglied der gelehrten Donaugesellschaft auch eine Zeitlang Rektor war, nämlich Bernhard Perger, in Niederösterreich an den Bürgerschulen zu Wiener-Neustadt und Krems, in diesem oder jenem Kloster und Stift infolge des Verkehrs mit Humanisten, z. B. in Klosterneuburg unter dem Probsten Jakob mit dem Humanisten Ladislaus Suntheim.

---

*) Über Bernhard Perger und seine Bedeutung für den Humanismus siehe Gustav Bauch, Die Rezeption des Humanismus in Wien. Eine literarische Studie zur deutschen Universitätsgeschichte (Breslau 1903), S. 14 ff.



Ein verschollenes Oppositionsblatt. Von J. Minor.

In den hochinteressanten Briefen von Knigge an den vermeintlichen Blumauer, die Professor Fournier vor etlichen Jahren in der »Neuen Freien Presse« (26. Oktober 1902) veröffentlicht hat, ist auch die Rede von dem »sehr hell denkenden Juden« Michaelis, welchen der Herzog von Mecklenburg-Strelitz zu seinem Hofbuchhändler ernannt habe, und von seinem Oppositionsjournal. »Michaelis«, so schreibt Knigge, »hat sein Zutrauen so sehr erworben, daß ihm der Herzog die uneingeschränkteste Preßfreiheit zugestanden hat; der erste Gebrauch, den Michaelis davon macht, besteht darin, daß er auf Bitten einiger Freunde ein Journal, ‚Die Flüchtlinge', ankündigt, in welches er jede Klage über Druck und Betrug aufzunehmen und dazu Verschwiegenheit verspricht«.

Dieser jüdische Hofbuchhändler ist in der Geschichte unserer Literatur in mehrfacher Hinsicht von Interesse. Er ist der erste Jude, der als Verlagsbuchhändler mit unseren führenden Geistern in Berührung gekommen ist. Was das besagen will, das kann man noch deutlich daran erkennen, daß in den Briefwechseln der Zeit der »Jude« niemals vergessen wird. Schiller schreibt, daß er mit dem »Juden Buchhändler« den Vertrag abgeschlossen habe, und Friedrich Schlegel redet von einem »Juden«, der vielleicht auch sein Verleger werde. Er ging, obwohl Anfänger, gleich sehr rührig ins Zeug;

er nahm den ersten »Musen-Almanach« Schillers, die erste größere Schrift von Friedrich Schlegel über die »Griechen und Römer« und das »Philosophische Journal« von Niethammer in Verlag. Und anfangs lauten die Urteile aller seiner Autoren auffallend günstig über ihn! Der sonst sehr absprechende Friedrich Schlegel nennt ihn einen unternehmenden, wohlhabenden, nach seinen Briefen zu urteilen nicht ungebildeten Mann; er war auch mit seiner persönlichen Bekanntschaft sehr zufrieden und gestand ihm (was in diesem Munde etwas heißen will) viel Bildung und Geist zu, freilich mit dem bezeichnenden Zusatz: »Viel Männlichkeit scheint er wohl nicht übrig zu haben«. Sogar der Leipziger Verlagsbuchhändler Göschen muß von dem jungen Rivalen eine sehr gute Meinung gehabt haben. Wilhelm Schlegel fand ihn für Michaelis sehr interessiert und Göschen riet ihm ausdrücklich zu, ihm gleichfalls etwas in Verlag zu geben, freilich wiederum nicht ohne einen bedenklichen Zusatz: »daß er ihm auf der Kippe zu stehen scheine«. Diesen Zusatz suchte Friedrich Schlegel mit den Worten zu parieren: »Wie jeder Anfänger, der unternehmend ist«. Den Kennern des Schillerischen Briefwechsels ist es aber kein Geheimnis, daß der Dichter mit Michaelis schlimme Erfahrungen machte und daß das Unternehmen des »Musen-Almanachs« eine Zeitlang an dem Verleger zu scheitern drohte, den Humboldt in seinen Briefen an Schiller einen elenden Menschen und Körner einen Lumpen nennt. Dann aber ist Schillers Unmut mit einem Male besänftigt und er freut sich deutlich, seinen Freunden mitteilen zu können, daß der ungerecht Beschuldigte sich völlig gerechtfertigt habe und daß ihm ein infamer Betrug mitgespielt worden sei. Ein Geschäftsgenosse (heute würde man lieber gleich sagen: ein »unredlicher« Geschäftsgenosse) hatte ihm eine bedeutende Barsumme auf der Post unterschlagen und, offenbar um die Defraudation zu verheimlichen, seine ganze geschäftliche Korrespondenz abgeschnitten, so daß Verleger und Autoren ganz außer Verkehr gesetzt waren. Der durch diesen Betrüger hervorgerufenen Verwirrung Herr zu werden, besaß Michaelis allerdings nicht genug »Männlichkeit«. Das Erscheinen des »Musen-Almanachs« zog sich trotz den Versprechungen des Verlegers von Monat zu Monat, von Woche zu Woche hinaus; und Schiller, der seinerzeit mitleidig genug Goethe eingestanden hatte, daß er »dem armen Tiere« doch Unrecht getan habe, ist nun wieder voll Ungeduld und voll Verzweiflung über den »dummen Menschen«, der absolut nicht zu Geschäften tauge, der die Unordnung selbst sei. Er spottet auch über das »epigrammatische Honorar«, das er Goethe im Auftrag des Verlegers überschickt; und glaubt, ihn auf einer offenbaren Lüge ertappt zu haben, da Michaelis ihm schon vor vierzehn Tagen geschrieben habe, daß er Geld abgeschickt habe, und das Geld heute noch nicht eingetroffen sei.

Dieser Mann, der eben Hofbuchhändler eines »helldenkenden« Fürsten geworden war, plante, während Schiller die Exemplare seines »Musen-Almanachs« ungeduldig erwartete, das Oppositionsjournal. Am 7. Dezember 1795 schreibt er an Knigge:*) »Mein neues Unternehmen ‚Die Flüchtlinge', bitte ich mit Ihren Beiträgen zu unterstützen. So oft gute Beiträge einlaufen, soll ein Heft erscheinen; von Zeit zu Zeit sollen Kupferstiche von verfolgten Männern geliefert werden. Wie gefällt Ihnen die Behandlung des Verlegers vom ‚Grauen Ungeheuer'?**) Ich wünschte jemanden in Erfurt zu haben, der mir die Geschichte der Verhaftnehmung erzählen wollte; sie muß in die ‚Flüchtlinge' und, meines Bedünkens nach (!), einfach erzählt, ohne alle Anmerkungen eingerückt werden. In dem ersten Stücke werden Sie eine Übersetzung einer Schrift finden, die noch unter der Presse ist: ‚Memoire sur les moyens de prevenir les dangers d'une alliance entre la Russie et l'Autriche, par Marquis de Lansdowne'. Der berühmte Oppositionsredner zeigt sich hier in seiner ganzen Pracht und Würde. Die Schrift hat bei einem B(erliner?) Zensurgerichte nicht Gnade gefunden, bei mir soll ihr der Schutz werden, den sie verdient«. Und einige Monate später, am 7. April 1796, meldet er: »Soeben lese ich in der ‚National-Zeitung' des Paters Kraß Verbannung aus dem Lande Hildesheim, welche ich nun auch schon habe abdrucken lassen. Ich bitte Sie also, dafür zu sorgen, daß der Pater dasjenige, was er jetzt etwa noch bekannt machen will, mir im Manuskript zusendet. Von Leipzig aus, wohin ich morgen reise, sende ich Ihnen mein erstes Heft. Ich hoffe, die Einleitung, ‚Geist der Opposition' überschrieben, in Ihrem Geiste verfaßt zu haben. Ich habe mich bemüht, das Wesen der Opposition auseinanderzusetzen; ich habe freimütig und warm gesprochen, weil ich meinen Charakter nicht verleugnen mag. Wir wollen nun den Erfolg abwarten.« In demselben Briefe gibt ihm Knigges in Wien verbotenes »Manifest« Gelegenheit, auf Verbindungen mit höheren Kreisen anzuspielen: »Ich hätte leicht Gelegenheit, es bei dem Kronprinzen und Prinzen Heinrich von Preußen anzubringen.«

Aber auch an Schiller hatte er inzwischen schon etwas von dem neuen Journal verlauten lassen. »Ich lege«, schreibt er ihm am 11. März 1796, »hier eine Abschrift von einem Plane zu einem Werke bei, dessen Ausführung mich jetzt beschäftigt. Die unbedingte Preßfreiheit, in deren Genuß mich die liberale Denkungsart meines Fürsten setzt, wird mich auf diesem Weg vielleicht sehr nützlich werden lassen. Das erste Heft dieses Oppositions-

*) »Aus einer alten Kiste«, Seite 205.

**) Der Herausgeber des »Neuen grauen Ungeheuers« war Rebmann, der Verleger ein gewisser Vollmer. Über die Erfurter Angelegenheit, auf die Knigge hier anspielt, vgl. Arnold, »Geschichte der deutschen Polenliteratur«, I, 163.

journals soll noch zur Ostermesse erscheinen. Wenn Sie es erlauben, so sende ich Ihnen den Inhalt des zweiten Heftes vor dem Abdrucke zur Durchsicht. Die kahle, wässerige Kritik der Herren in der Bibliothek,*) sowie die übrigen elenden Urteile, womit das Publikum heimgesucht wird, werden hier behandelt, wie Sie es wohl nicht der Mühe wert halten, nichtsdestoweniger aber nötig wird, da der Nachteil solcher Urteile mit einem solchen unverschämt-anmaßend ausgesprochenen Tone wirklich sehr bedeutend ist. Da ich durchaus nichts ins Publikum befördern möchte, was Ihnen mißfallen könnte, so werde ich Ihnen diese Aufsätze alle vorher zur Durchsicht senden.«

Der Herausgeber von Schillers Geschäftsbriefen, Karl Goedeke,**) wußte über dieses Oppositionsjournal keine Auskunft zu geben. In dem alten Schiller-Archiv des Freiherrn L. von Gleichen-Rußwurm zu Greifenstein ob Bonnland habe ich aber den folgenden Entwurf***) mitten unter Papieren von Schillers eigener Hand gefunden, der, wie sich nun herausstellt und wie auch die engeren Züge der Handschrift verraten, nicht von Schiller, sondern von Michaelis herrührt.

»**Die Flüchtlinge.** Ein Oppositionsjournal.

Alle bedrängten und verfolgten Kinder der Wahrheit und Schönheit, des Rechtes und der Tugend sollen hier eine sichere Freistätte finden, ihre gute Sache soll hier gegen ihre Widersacher geführt, und von der mächtigen Opposition, zu welcher jeder freigesinnte und Wahrheit liebende Mann als solcher schon durch eine ursprüngliche Vereinigung gehört, in Schutz genommen werden. Opposition umfaßt hier alle durch Vernunft und ihre Produkte — Wahrheit, Recht und Pflicht — gewissen, möglichen und notwendigen Gegensätze. Alles also, was den Verletzungen der Wahrheit und Schönheit, des Rechtes und der Pflicht, in Reden und Taten, in der Nähe und Ferne, durch kleinmütige Rüge und strenges Urteil entgegengesetzt wird, findet in diesem Journal seinen Platz — wider alle Attentate auf die Wahrheit in ihrem weiten großen Gebiete und in ihrem inneren Bezirke auf die Schönheit, auf alles, was die Kultur derselben und ihre Ausbreitung beförderte, auf Entwicklung des Wahren und Darstellung des Schönen, wie, wenn, von wem, und wo sie auch gemacht sind, können sie nur als solche erwiesen werden, erhebt sich in diesem Journale die Oppositionspartei, die ohne äußere Vereinigung in einem unsichtbaren, unauflöslichen Bunde steht, als strenge und eifrige Anhängerin der Wahrheit. Gegen alle Beugungen

*) Gemeint ist, wie sich unten ergeben wird, die Neue Bibliothek der Wissenschaften.

**) Seite 189, 191.

***) Damit sind meine Ausführungen in Seufferts »Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte«, II., 393 ff., richtiggestellt.

des Rechtes, auf was für Art und von wem und wo sie auch geschehen, gegen alle Eingriffe in die unveräußerlichen Rechte der Menschheit, gegen alle offenbare und heimliche Kränkungen der Gerechtigkeit und gegen Bedrückungen und Unterdrückungen aller Art, gegen politische, religiöse und philosophische Verletzungen und Verfolgungen, gegen schlechte Gesetze und verderbliche Einrichtungen sowie gegen schlechte Regenten und elende Minister, gegen widerrechtliches Herkommen, sowie gegen neuerfundene Formen der Ungerechtigkeit, gegen alte und junge Rechtsverdrehungen und Rechtsbeschränkungen, gegen große und kleine Rebellen auf dem Schauplatze der Welt u. s. w. treten hier die Männer des Rechtes und der Gerechtigkeit mit edler Freimütigkeit auf und rufen allen ohne Ausnahme zu: discite justitiam moniti!

Aber auch allen Höhnungen der Pflicht, allen Widersachern der Sittlichkeit, allen Schändungen der Tugend, allen Spöttern der einigen, echten Religion, allen Werken der Finsternis und ihren Dienern, allen Antipoden der echten Aufklärung und ihren Versuchen, sie zu hindern und zu verschreien, allen Angriffen auf das Heiligste der Menschheit und allen Feinden des Guten widersetzt sich hier die mächtig laute Stimme des Sittengesetzes und spricht das Anathema über sie aus.«

Dieses Programm, das seinem Verfasser alle Ehre macht, enthält in der schärferen Tonart der Revolutionszeit, was Schlözers Briefwechsel und seine Staatsanzeigen in ruhigeren Zeiten gewollt hatten. Schiller mußte es notwendig auch an Armbrusters »Schwäbisches Museum« erinnern, in dem einstmals sein eigenes schwäbisches Martyrium als Akt souveräner Willkür die Teilnahme der Zeitgenossen erregt hatte; und es ist nicht unmöglich, daß er selber etliche Worte und Zeilen rot unterstrichen hat. Aber weder dieses Programm noch Michaelis' briefliche Versicherung, daß die »unterbrochene Ordnung« in seinen Geschäften auch durch eine langwierige Krankheit verursacht worden sei und daß er durch sein »gänzliches Zurückziehen« nicht den glücklichsten Vorfall in seinem Leben: mit Schiller bekannt geworden zu sein, in den unglücklichsten verwandeln möge, konnte Schiller bewegen, seiner Bitte nachzugeben und ihn mit einigen Zeilen zu erfreuen. Das »Xenien«-Manuskript vom Juni 1796 enthält vielmehr die folgende Nummer (450), die dann aber im Almanach doch weggelassen wurde:

Flüchtlinge.

Flüchtlinge, sagt, wer seyd ihr? Von wannen trägt euch die Woge?
Habt ihr wo ein Gewerb? Streift ihr als Räuber umher?

Hier wird, wie die kundigen Herausgeber der »Xenien«*) gezeigt haben, unter Benützung einer Homerischen Lieblingswendung auf eine Stelle in der

*) In den Schriften der Weimarer Goethe-Gesellschaft 8, 51 und 177.

gedruckten Ankündigung des Oppositionsjournals gestichelt, welche, mit Anspielung zugleich auf die französischen Emigranten, gesagt hatte: »Wer diese Flüchtlinge sind, woher sie kommen und wohin sie gehen, was sie wollen und warum sie wandern, wird man durch ihre Bekanntschaft von ihnen selbst am besten erfahren. Auch auf ihrer Flucht wird ihr freier Anstand keinen die Kinder eines guten Hauses verkennen lassen. Also vergönne man ihnen die Aufnahme, die sie in mehr als einer Rücksicht verdienen werden.«

Schiller also war mit Michaelis fertig; nun war der paradoxe Verfasser des Aufsatzes über den Republikanismus in den alten Republiken, Friedrich Schlegel, sein Mann. Diesen hatte Michaelis schon früher »mit Gewalt« für die Oppositionsblätter geworben; er hatte ihm die Rezensionen der »Horen« in der Neuen Bibliothek der Wissenschaften und in Jacobs »Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes«, für deren Verfasser Friedrich Schlegel Garve und Heydenreich hielt, zugeschickt, um gegen die beiden für Schiller einzutreten. Darauf bezieht sich also auch die Stelle in dem oben zitierten Brief von Michaelis an Schiller, nach der im zweiten Stück der Oppositionsblätter ein Angriff auf die Bibliothek erfolgen sollte. Friedrich Schlegel*) bleibt auch später, als Schiller ihm die »Horen« selbst öffnete und sein Bruder Wilhelm die Rezension für die Schillerische Zeitschrift passend fand, dabei, daß er sie in die Oppositionsblätter geben müsse, weil er es versprochen und auch Michaelis schon alles dazu geschickt habe. Und als später Schiller durch seine späteren »Horen«-Rezensionen aufgebracht war, bittet er, um mit Schiller in einem leidlichen Verhältnis zu bleiben, seinen Bruder, diesem gegenüber davon Gebrauch zu machen, daß er doch auch gegen die Feinde der »Horen« geschrieben habe. Es kann also kaum einem Zweifel unterliegen, daß die von Haym und von mir (in Friedrich Schlegels »Jugendschriften«) so lange vergebens gesuchte Rezension Friedrich Schlegels in dem zweiten Stück der Oppositionsblätter enthalten sein muß. Ob er auch, wozu er große Lust hatte, im geheimen ein Paar Blätter über die harmonische Ausbildung und Goethe und Politik hineingegeben hat, könnte nur aus dem Inhalt des verschollenen Journals selbst festgestellt werden. Von diesem wissen wir nichts weiter, als daß das erste Stück durch Freimütigkeit und Neuheit gefallen habe. Nicht umsonst aber hatte Bertuchs Journal des Luxus und der Moden die Anzeige des Unternehmens und eine günstige Beurteilung des ersten Heftes gebracht. In Bertuchs Verlag, in Weimar selbst, ist nach dem Ausgang der napoleonischen Kriege ein anderes Oppositionsblatt erschienen, das von F. L. Lindner herausgegeben wurde.**)

---

*) Vergleiche die Briefe an seinen Bruder, herausgegeben von Walzel.

**) Siehe Geiger, »Alt-Weimar«, 244 ff.; »Baltische Monatsschrift«, 42, 531 ff.

Michaelis aber konnte auf keinen grünen Zweig kommen. Im Jahre 1797 wollte Friedrich Schlegel genau wissen, daß er von seinem Herzog zwei Anweisungen, jede zu 3000 Talern, die erste zahlbar zu Neujahr, erhalten habe; Niethammer (der offenbar noch Forderungen an ihn hatte) möge also den Augenblick ergreifen. Im März 1798 war Michaelis persönlich bei Friedrich Schlegel, den er mit Anerbietungen bestürmte; er wollte die zweite Auflage seiner Erstlingsschrift und gleich auch den zweiten Band drucken. Aber auch Friedrich Schlegel hält ihn nun für einen Windbeutel und gibt ihm nur aufschiebende Antworten. Das Letzte, was ich von ihm weiß, ist in einem Briefe von J. Görres an Villers vom 1. August 1808 enthalten: »Daß Sie Herrn Michaelis für Ihren Geistesverwandten erklären, tut mir leid, der allzu großen Herablassung wegen. Es ist der Buchhändler Michaelis in Neu-Strelitz, der dort böslichen Bankerott gemacht, viel geabenteuert hat, zu Paris dann im Bicètre fataler Wechselgeschäfte wegen saß, später nach Bitsch (Festung in Lothringen) geführt wurde, dort ausriß und hier sprachmeistert, und zwar einer der Vertrauten von J. H. Voß ist. Er hat sich bei seiner Herkunft Ihrer Freundschaft gerühmt und ein Manuskript ihrer Parallele der deutschen und französischen Dichter vorgezeigt, das er von Ihnen erhalten haben wollte. Ich glaube sehr gerne, daß er wichtigere Sachen, als das, was Sie anführen, aufgeschnappt von Ihnen und eingetragen haben kann. Die Mumie liegt nicht so fern, daß sie ihm nicht allenfalls auch eingefallen sein könnte, ganz treffend finde ich sie übrigens auch nicht; an den Toten sollen Haar und Nägel fortwachsen, und ich glaube immer, die französische Sprache wächst in bedeutenderen Teilen, wenn sie gleich von innen durch gewaltsame Einwirkung erstarrt. Mir ist sein Buch (»Geist und Charakter der französischen Sprache und Literatur, ein Fragment«, Mannheim, 1808) sehr absprechend und oberflächlich vorgekommen, er brachte mir's, als er's geschrieben hatte, weil er mir, als einem bekannten Franzosen-Nichtfreunde einen Gefallen damit zu tun glaubte. Ich nahm deswegen, um ihn zu überraschen, die Partei der Sprache, und was er zur Verteidigung seiner Meinung beibrachte, lief auf nichts heraus; was er wußte, war schon in dem Buch gedruckt.«*)

Auch hier wird man die Abneigung der Heidelberger Romantiker gegen den Voßischen Kreis in Anschlag bringen müssen, um den problematischen Mann, den am Ende doch der ehrliche Voß seines Vertrauens würdigte, nicht vorschnell zu verdammen. Von Heidelberg ging Michaelis nach Tübingen, wo er an Cottas »Morgenblatt« Beschäftigung fand; der verkrachte Buchhändler als Literat im Dienste des Großbuchhändlers.**)

*) Bei M. Idler, 80 ff.

**) Görres-Briefe II, 116, 324.



Das Gymnasium im Vormärz. ❧ Von Anton Freiherrn v. Niebauer. ❧

Wenn seit dem großen Sturmjahre unser gesamtes Unterrichtswesen auf neue Grundlagen gestellt wurde, so konnte es nicht fehlen, daß das Gebiet der Gymnasien durchgreifende Änderungen erfuhr, sowohl was die Anzahl dieser Schulen als deren Einrichtung betrifft.

Beispielsweise bestanden in Wien früher zwei Piaristengymnasien, nämlich das sogenannte akademische Gymnasium im alten Universitätsgebäude und das Gymnasium in der Josefstadt, ferner ein Benediktinergymnasium, das zu den Schotten auf der Freiung. Das Gymnasium der Theresianischen Akademie war nur den Zöglingen der Anstalt zugänglich. Im ganzen mithin drei öffentliche Gymnasien, so daß zahlreiche Schüler aus entlegenen Wohnungen kamen. Gleichwohl konnte man kaum von einer Überfüllung der Klassen sprechen. Die Bevölkerung war relativ eine geringere, die Eltern bestimmten nicht so häufig wie jetzt ihre Söhne für die humanistischen Studien, anderseits hatte damals der Privatunterricht eine beträchtlichere Ausdehnung. Wie anders gegenwärtig, wo fast jeder Bezirk von Wien ein Gymnasium besitzt und der Andrang von Schülern selbst die Einrichtung von Parallelklassen erforderlich macht!

Ich selbst besuchte das Schottengymnasium. Nach der Lage unserer Wohnung hatte ich zwar näher zum akademischen Gymnasium, mein Vater glaubte aber, dem Unterricht der Benediktiner den Vorzug geben zu sollen.

Der Unterricht zerfiel zu jener Zeit in einen vormittägigen und einen nachmittägigen. Am Montag, Mittwoch, Freitag und Samstag wurde derselbe

sowohl am Vormittage als am Nachmittage mit je zwei Stunden erteilt, und zwar von 8—10 Uhr, worauf die Anhörung der heiligen Messe (Studentenmesse) folgte, und von 2—4 Uhr (in den Sommermonaten von 3—5 Uhr). Dienstag nachmittags entfiel der Unterricht, der Donnerstag blieb ganz frei. Diese Pausen gestalteten den Unterricht weniger anstrengend als gegenwärtig, wo in allen Klassen der Unterricht in continuo von 8—12 Uhr erteilt wird und auch der zarteren Konstitution der Schüler der unteren Klassen eine gleich andauernde Aufmerksamkeit zugemutet wird. Allerdings hatten damals die Schüler an den Tagen mit nachmittägigem Unterricht den Weg zum Gymnasium zweimal zu machen, was aber für die körperliche Erholung umso günstiger war, als Turnübungen und Jugendspiele noch nicht bestanden.

Das Gymnasium zählte damals sechs Klassen (vier sogenannte Grammatikalklassen und zwei sogenannte Humanitätsklassen). Das Schuljahr begann am 1. Oktober, um mit 31. Juli zu enden, richtiger mit 7. August, denn damals bestanden noch öffentliche Schlußprüfungen (sogenannte Ehrenprüfungen), welche für jede Klasse einen Tag in Anspruch nahmen, daher im ganzen sechs Tage. Der 7. August war der Schlußfeier (Klassenverlesung und Prämienverteilung sowie Ausgabe der Zeugnisse) gewidmet. Dann erst nahmen die Ferien ihren Anfang. Gegenwärtig sind unsere Gymnasiasten besser daran. Denn der Umstand, daß die Maturitätsprüfungen in der ersten Julihälfte abgehalten werden, schließt das Schuljahr für die Schüler der anderen Klassen schon zu Anfang Juli und da das Schuljahr mit dem 16. September beginnt, sind die Ferien reichlicher bemessen als früher, wie sie denn auch mehr in eine günstigere Jahreszeit fallen. Trotzdem hatten wir damals auch Ferialaufgaben auszuarbeiten und mit dem Beginn des Schuljahres die Elaborate abzuliefern, was jetzt alles nicht mehr der Fall ist.

Wenn wir nun den Charakter des Gymnasiums des Vormärz präzisieren sollen, so war das Gymnasium damals wesentlich Latein-, humanistische Schule, seinem Herkommen aus den alten Klosterschulen entsprechend. Darauf deutete schon die Nomenklatur der Klassen hin, Parva, Principia, Grammatik, Syntax, Poesie, Rhetorik. Auch die Klassifikation war lateinisch (Eminens, ademinens u. s. w.), die Schulzeugnisse in lateinischer Sprache abgefaßt. Ebenso der am Ende des Schuljahres ausgegebene Katalog über Schüler und Fortgangsresultate. Bei jenen, die vom Schulgeld befreit waren, hieß es exemtus a didactro, der Stipendist erschien als stipendiatus. Auch die Geburtsstätte der Schüler wurde in lateinischer Sprache angegeben, so bei einem meiner Kollegen, der das Licht der Welt in Tribuswinkel erblickt hatte, austriacus tribusvincliensis. Die Hauptgegenstände waren Latein, Griechisch (von der dritten Klasse an), Geschichte, Geographie. Mathematik wurde

ziemlich primitiv behandelt, Geometrie bildete keinen Lehrgegenstand. Die Naturwissenschaften (Zoologie, Botanik, Mineralogie, Physik), welche gegenwärtig, dem Zuge der Zeit folgend, einen so breiten Raum im Gymnasialunterricht einnehmen, fehlten ebenfalls im Lehrplane des Gymnasiums. Alle diese genannten Fächer waren, ebenso Psychologie, Logik, Moralphilosophie, den zwei sogenannten philosophischen Jahrgängen aufbehalten, die bereits an der Universität zu absolvieren waren und die eine Vorstufe bildeten für die Zulassung zu einem Fakultätsstudium, zu welchem man sonach auch damals erst nach acht Jahren gelangen konnte. Bei dieser Einschränkung des Gymnasialunterrichtes konnte natürlich eben mit einer geringeren Anzahl von Lehrstunden das Auslangen gefunden werden. Es wurde aber dadurch auch die Institution des Klassenlehrers möglich, in der Art, daß sowohl in den vier Grammatikalklassen als in den zwei Humanitätsklassen je ein Professor — mit Ausnahme des Unterrichtes in der Religion, wofür eine eigene Lehrkraft bestand — den gesamten Unterrichtsstoff, sämtliche Gegenstände zu lehren hatte. Der erstgedachte Klassenlehrer stieg daher mit seinen Schülern durch die vier unteren Klassen auf, um dann von dem Lehrer für die zwei Humanitätsklassen abgelöst zu werden. Die Einrichtung erheischte daher an jeder Anstalt vier Professoren für die unteren und zwei Professoren für die oberen Klassen.

Es lag in der Natur der Dinge, daß der betreffende Lehrer wohl nicht für jedes Fach gleiche Vorliebe und intensive Ausbildung mitbrachte. Jetzt, wo die obgedachten, früher ausgeschlossenen Fächer in den Kreis des Gymnasiums traten, wäre natürlich eine solche Einrichtung nicht mehr tunlich. Ausdehnung, wie Verschiedenheit des zu bewältigenden Lehrstoffes mußte von selbst zur Institution der Fachlehrer führen. Freilich ging aber dabei auch ein Vorteil verloren. Der Klassenlehrer, der die Verwendung des Schülers in den verschiedenen Gegenständen beobachten konnte, ihn fortwährend vor sich hatte, gewann ein verläßlicheres Bild über das Gesamtindividuum, dessen Veranlagung und Eifer, als es dem Fachlehrer möglich sein mag, der, vielleicht Fanatiker seines speziellen Faches, den Schüler eben nur nach den Leistungen in diesem einen beurteilt. Namentlich im Untergymnasium war dieser Gesichtspunkt wohl nicht ohne Wichtigkeit. Jetzt ist das zusammenfassende Urteil, wie es der Lehrerkonferenz obliegt, doch schwieriger zu gewinnen, auch für die Nachfrage der Eltern liegt die Sache gegenwärtig nicht so einfach.

Besonders intensiv, wie schon angedeutet, wurde im Gymnasium des Vormärz die lateinische Sprache, die einen überwiegenden Raum des Unterrichts einnahm, kultiviert. Von der 3. Klasse an hatten wir als Lehrbuch bereits eine lateinisch abgefaßte Grammatik (Praecepta linguae latinae) und

mußten wir bei Prüfung dieses Gegenstandes lateinisch antworten. Außer schriftlichen Hausarbeiten war einmal in der Woche die zweistündige Nachmittagsschule für eine Übersetzung aus dem Deutschen in das Lateinische, in den zwei Humanitätsklassen für freie Ausarbeitungen als Schularbeit reserviert. So lernten wir bald Livius, Cornelius Nepos, Suetonius, Julius Cäsar, Sallustius Crispus, später Tacitus, Horaz, Ovid, Seneca und selbst lateinische Komödien kennen. Auf den Brief des Horaz an die Pisonen, abgeteilt in die sich ergebenden einzelnen Praecepta, wurde ein Hauptgewicht gelegt. In der Tat lernten wir nicht allein den Sprachbau kennen und würdigen, wir gewannen auch wahren Genuß an der Lektüre der Klassiker.

Eine besonders hervorragende Stelle nahm aber auch der Unterricht in der Geschichte ein, der sich in einer Reihe von Spezialgeschichten ausbreitete. Derselbe begann bereits in der zweiten Klasse, und zwar merkwürdigerweise mit einem sehr eingehenden Lehrbuch der Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, ohne daß wir früher ausreichende Gelegenheit zum Studium der alten Geschichte gehabt hätten. Nur das Notdürftigste lernten wir in der ersten Klasse über die Römerzeit in einem Ubersetzungsbuch (Döring) kennen. Die Überführung in das Mittelalter bis zur Zeit der Babenberger besorgte die Einleitung des gedachten Geschichtsbuches und allenfalls ein Diktat des Professors zu Ende des ersten Studienjahres, welches wir dann in der Ferialzeit zwischen der ersten und zweiten Klasse zu memorieren hatten. In der dritten Klasse folgte die Geschichte von Deutschland und von Frankreich, in der vierten die Geschichte von Spanien, England und Rußland. Erst in den Humanitätsklassen gelangten wir, Jahrhunderte zurückeilend, zum Studium der alten Geschichte und, im Zusammenhange damit, der alten Geographie. Überhaupt schloß sich dem Geschichts studium stets der Unterricht in der Geographie des betreffenden Landes an.

Minder intensiv wurde das Griechische betrieben, doch lernten wir den Sprachbau genügend kennen und konnten schließlich die Odyssee mit Vorteil lesen.

Geschichte der deutschen Literatur bildete keinen Lehrgegenstand. Der Unterricht beschränkte sich darauf, bei der Lehre über die wichtigsten Formen der altklassischen Dichtkunst auf hervorragende deutsche Muster der einschlägigen Art aufmerksam zu machen. Ausgewählte Beispiele hatten wir zu memorieren. Hier war natürlich dem betreffenden Lehrer ein größerer Spielraum eingeräumt und kam es viel auf seinen Geschmack und auf das Interesse an, welches er selbst der Sache entgegenbrachte. Ich hatte das Glück, auch in dieser Beziehung in dem unvergeßlichen Professor der Humaniora P. Berthold Sengschmidt einen ausgezeichneten Lehrer zu haben.

Selbst dichterisch veranlagt, verfaßte er zur festlichen Schlußfeier des Schuljahres 1847 einen wohlgelungenen Epilog, dessen Eingangsverse ich hier ansetzen möchte:

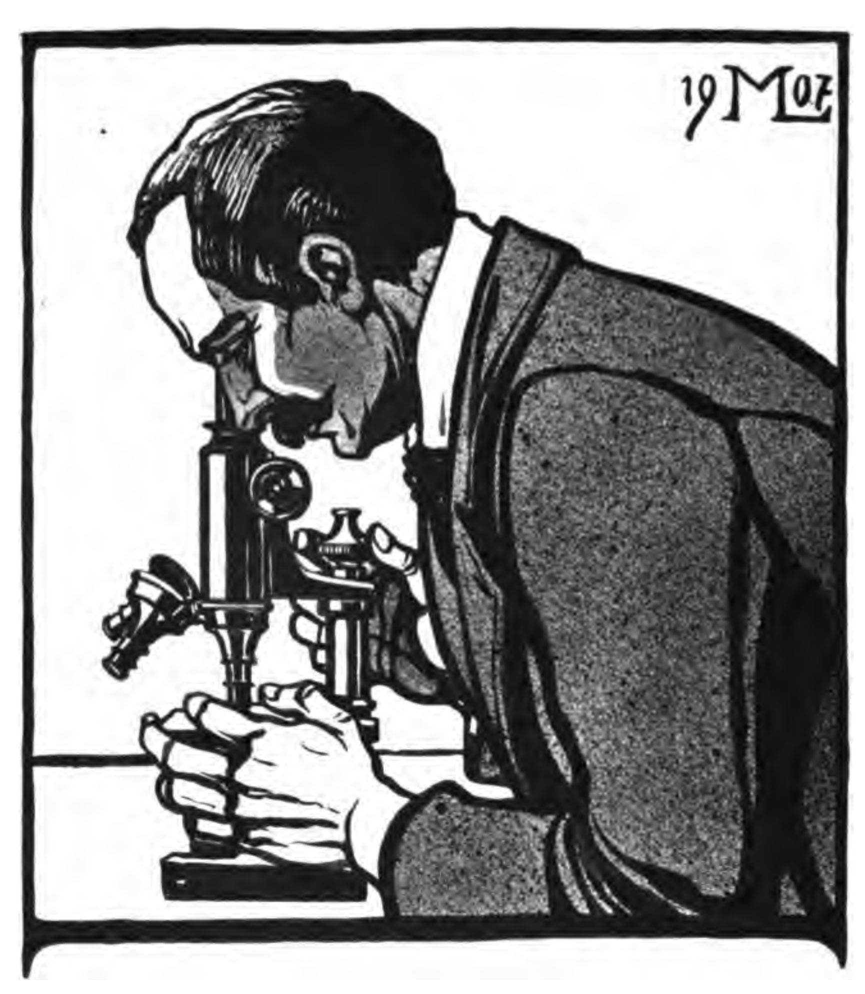
»Verklungen sind die letzten Jubeltöne,
Verhallt die Namen, die ihr Klang begrüßt!
Zur Neige geht ein Fest, das kaum begonnen,
Und mit ihm schwindet wieder uns ein Jahr!
So schauen wir denn an des Jahres Marken
Mit ernstem Blick auf den durchmess'nen Raum,
Ob wir gewonnen, was wir heiß erstrebt,
Ob nicht den Schein wir für die Wahrheit nahmen
Und was uns kostbar dünkte, eitler Tand?
An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen,
Sprach zu den Seinen einst des Meisters Mund,
Denn, wenn die Blüte auch das Aug' erfreut,
Die Frucht erst gibt dem Baume seinen Wert!
— — — — — — — — — — — — — — —«

Bald brachte die neue Zeit die große Gymnasialreform, zu welcher Exner, Bonitz und Josef Mozart die Bausteine gefügt. An Stelle des alten, sechsklassigen trat das achtklassige Gymnasium mit Fachlehrern und mit der Maturitätsprüfung, wogegen die zwei philosophischen Jahrgänge, im alten Sinne, aufgelassen wurden. Mit allen Schauern, die sie auch gegenwärtig noch umgeben, trat die Maturitätsprüfung in der zweiten Septemberhälfte des Jahres 1850 in die volle Wirklichkeit und ich und die Kollegen desselben Jahrganges waren die ersten in Österreich, die sie abzulegen hatten. So befanden wir uns gänzlich Unbekanntem gegenüber. »Ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende!« O! die bange Sorge, die uns bedrückte! Die Unruhe der letzten Nacht vor der Prüfung!

»Und die Nacht
Vor der Schlacht
Ward gar bange zugebracht!«

Und als wir nun in den Prüfungssaal traten, da saßen sie, die hochwürdigen Professoren in schwarzen Klostermänteln, ein Femgericht! In ihrer Mitte ein Mann in bürgerlicher Kleidung mit dem Ausdruck herber Strenge: Schulrat Enk! — — — Und das Verhör begann — —

Wer beschreibt aber auch das einzige Gefühl nach glücklich bestandener Prüfung? Alles, was den Kopf so sehr erfüllte und bedrückte, ist mit einem Male wie entschwunden! Ein wichtiger Abschnitt des Lebens ist abgeschlossen, ein neuer beginnt! Die Pforten der Hochschule tun sich auf! Und wie der Römer mit Stolz sich als civis romanus benannte, nennt sich nun der Abiturient des Gymnasiums mit Selbstbewußtsein: »Civis Academicus!«



Das Studium der feineren Hirnorganisation und seine Erfolge in den letzten 50 Jahren. ❦ Von Heinrich Obersteiner. ❦

Wenn es sich auch um eine Festschrift zu einer Säkularfeier handelt, so will ich mich doch bescheiden, nur auf ein halbes Jahrhundert in der Entwicklung eines Zweiges der Naturwissenschaften zurückzublicken, da ja nahezu so weit meine persönlichen Eindrücke reichen und ich überhaupt in der folgenden Darstellung manchmal mehr persönlich zu werden beabsichtige, als vielleicht der Gegenstand erwarten läßt; ja selbst die Wahl des Themas, Fragen, die mich seit Beginn meiner Universitätsstudien, oder noch länger, beschäftigen, denen ich mein wissenschaftliches Leben vor allem gewidmet habe, ist eine aus persönlichen Gründen entsprungene. Es geschieht dies aber durchaus nicht aus Selbstüberhebung, sondern lediglich in Anlehnung an die

Aufforderung des Jubiläumskomitees, womöglich Aufsätze zu liefern, »die ein Streiflicht auf die geistige Entwicklung des Verfassers und damit auf die Bildungsgeschichte unserer geliebten Heimat werfen«.

Und so sei es mir denn gestattet, nicht so sehr von mir, als von einem Gebiete der Wissenschaft zu sprechen, das die schwierigsten Fragen des menschlichen Lebens, die unserer Psyche, zu lösen bestimmt ist.

Es war kurz vor der drohenden Matura, als unser Lehrer der Physik und Mathematik, Professor Sigismund Gschwandner, dessen hervorragende pädagogische Bedeutung wir wohl erst später vollauf zu würdigen verstanden, sich an einzelne von uns in der Klasse mit der Frage wandte, welchem Berufe wir uns zuzuwenden gedächten; allein mit der einfachen Beantwortung der Frage nicht zufrieden, verlangte er dann auch noch die Begründung für die betreffende Wahl. Ich erinnere mich, daß einer meiner, seither längst verstorbenen Kollegen, der auch Mediziner werden wollte, meinte, er werde sich diesem Studium widmen, weil es ein erhebendes Gefühl sei, der leidenden Menschheit helfen zu können. Als an mich die Reihe kam, faßte ich die Sache von einem anderen Standpunkte auf und motivierte meinen Entschluß mit dem lebhaften Interesse, das mir die Vorgänge in der belebten Natur einflößten und mit dem Wunsche und Streben, in das geheimnisvolle Wirken dieser Kräfte Einblick zu gewinnen; ganz besonders seien es die höchsten Leistungen des tierischen und menschlichen Organismus, die mit dem Nervensystem verknüpften, welche mich anzögen.

Mit solchen Idealen in der Brust bezog ich 1865 die Universität; bitter aber war die Enttäuschung, als ich dann gleich zu Beginn meiner medizinischen Studien aus dem Munde des hervorragenden Anatomen und unübertroffenen Lehrers Hyrtl hören mußte, für das Gehirn gelte heute noch der Satz: obscura textura, obscuriores morbi, functiones obscurissimae oder »Die Anatomie des inneren Baues des Gehirns ist und bleibt wahrscheinlich für immerdar ein mit sieben Siegeln verschlossenes und überdies noch in Hieroglyphen geschriebenes Buch«.

Tatsächlich hat man sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts weniger mit dem Studium des Hirnbaues — wohl angesichts der Schwierigkeiten, die es darbietet — abgegeben als etwa zu Beginn desselben, wo eine ganze Reihe hervorragender Anatomen (Rolando, Reil, Burdach, Soemmering, Vicq d'Azyr u. a.) auf diesem Gebiete eifrig und mit großem Erfolge tätig gewesen waren. Auffallen mag es auch, daß vor 50 Jahren weniger die Fachanatomen es waren, von denen die Hirnanatomie gepflegt wurde und denen wir auch bedeutungsvolle Erweiterungen unserer einschlägigen Kenntnisse verdanken, als etwa der auf dem neurologischen und laryngologischen Ge-

biete gleich hervorragende Wiener Kliniker Türk oder der Urologe Stilling. Dieser letztere erzählte mir, wie er sein Vergnügen daran finde, sich des Morgens mit seinen Hirn- und Rückenmarksschnitten abzugeben und sich erst dann seinem eigentlichen Berufe in der Praxis, der ihn auf ganz andere Gebiete lenkte, zu widmen. Eines läßt sich aus diesem letzteren Beispiele entnehmen — welch geheimnisvolle Anziehungskraft die Beschäftigung mit der Erforschung des Nervensystems auf einen naturwissenschaftlich denkenden Menschen ausüben kann; ich vermag mir nicht vorzustellen, daß umgekehrt ein Hirnanatom sich in seinen freien Stunden, gewissermaßen als Amateur, den größten Teil seines Lebens hindurch mit den Erkrankungen der Urethra befassen wird.

Um nun wieder auf meine Person zurückzukommen, so fand sich für die anfängliche Enttäuschung voller Ersatz, als ich im nächsten Jahre im physiologischen Institute unter Brückes Leitung zu arbeiten begann. Hier wurde uns an der Hand des Lehrers und im Wettstreite eines kleinen Kreises begeisterter Freunde und Mitschüler die so notwendige Aneiferung zum Beobachten und Forschen auch auf dem Gebiete des Nervensystems zuteil.

Zu gleicher Zeit aber erlitt die Stagnation auf dem Gebiete der Hirnforschung einen mächtigen Stoß durch das Auftreten Meynerts — es hatte der ganzen Kraft eines so hervorragend genialen Denkers bedurft, um diesem Forschungsgebiete neues Leben einzuhauchen, um die dem Verdorren nahen Äste zu frischem Grünen und zu reichlichem Blühen zu bringen.

Und nun sehen wir, wie vom Beginne der Siebzigerjahre angefangen in allen Kulturländern sich eine immer größere Anzahl von ernsten Forschern dem Studium des Nervensystems widmet, wie gleichzeitig Anatomie und Physiologie und auch Pathologie gepflegt und weiter ausgebaut wurden — es wäre überflüssig und hier auch nicht der Ort dazu, Namen zu nennen, es sind deren auch zu viele.

Die so unerwartet rasche Entwicklung und Ausbildung dieser Doktrinen, die immer mehr zunehmende Spezialisierung der Untersuchungsmethoden riefen dann bald das Bedürfnis nach Lehr- und Forschungsstätten wach, an denen Gelegenheit zu vertieftem Studium und eingehenderen Arbeiten in dieser Richtung geboten wäre, ja es konnte auch mit Sicherheit die steigende Bedeutung solcher Institute vorausgesehen werden. Es sind nun gerade 25 Jahre her, daß ich versuchte, einzelne Ärzte oder Studierende zu derartigen Studien heranzuziehen — und damit war der Grund zu dem jetzigen neurologischen Institute an der Wiener medizinischen Fakultät gelegt.

Anfangs ging die Entwicklung und Ausbildung dieses Institutes, sowie anderer ähnlicher, die später entstanden, nur sehr langsam, mühevoll vor sich, aber es war doch ein kontinuierlicher erfreulicher Fortschritt zu bemerken,

bis endlich eine neue Periode in der Geschichte der Hirnforschung eintrat, die bezeichnenderweise mit dem Beginne unseres Jahrhunderts zusammenfällt.

Über Anregung von Wilhelm Hies und über Antrag der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften hatte die vom 16. bis 20. April 1901 in Paris tagende internationale Assoziation der Akademien beschlossen, daß eine Spezialkommission eingesetzt werde, die eine nach einheitlichen Grundsätzen erfolgende Durchforschung, Sammlung und allgemeine Nutzbarmachung des auf Gehirnanatomie bezüglichen Materiales zu beraten hätte. Diese Kommission hätte auch insbesondere die Errichtung von Zentralinstituten in Erwägung zu ziehen, in denen die Methoden der Forschung entwickelt, das vorhandene Beobachtungsmaterial aufgespeichert und der allgemeinen Benützung der dabei interessierten Gelehrten zugänglich gemacht würden.

Am 5. Juni 1903 wurde in London eine siebengliedrige Zentralkommission aus Vertretern verschiedener Länder gewählt, der anzugehören auch ich die Ehre hatte und die mit der Durchführung dieser Arbeit betraut wurde. Am 25. Mai 1904 konnten wir der in London tagenden internationalen Assoziation der Akademien unseren Antrag fest formuliert vorlegen, welcher auch in folgender Form zum Beschlusse erhoben wurde: »Die einzelnen in der Assoziation vertretenen Akademien und Gesellschaften werden ersucht, namens der Assoziation bei ihren betreffenden Regierungen oder sonstigen zustehenden Instanzen den Antrag zu stellen, Spezialinstitute oder Institutsabteilungen für die Erforschung des Zentralnervensystems zu begründen, soweit solche nicht vorhanden oder auf anderem Wege zu beschaffen sind.«

In Ausführung dieses Beschlusses sind nun bereits verschiedene Staaten darangegangen, solche Zentral- oder Spezialinstitute zu errichten, respektive bereits bestehende Institute mit dieser Funktion zu betrauen, so in Österreich das unter meiner Leitung stehende neurologische Institut, in Amerika die ungemein reich dotierte Wistar-Institution in Philadelphia, ferner in Deutschland, der Schweiz, in den Niederlanden, in England, Ungarn, und es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß auch noch eine Reihe weiterer Staaten nachfolgen wird. Diese Zentralinstitute verfügen über alle technischen Behelfe, die zum Studium des Nervensystems nötig sind, haben die entsprechenden Hilfskräfte an Assistenten, Demonstratoren, Präparaten, sie besitzen ferner großangelegte Sammlungen von Präparaten (makro- und mikroskopischen), reich ausgestattete Bibliotheken und werden sich untereinander, sowie die wissenschaftlichen Arbeiter überhaupt, über das bei ihnen zur Verfügung stehende Studienmateriale immer im laufenden erhalten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß durch die Realisierung dieser schönen Idee, deren Vater, W. Hies, leider der Wissenschaft zu früh entrissen

wurde, das Studium der Hirnanatomie, namentlich aber die eingehenderen Arbeiten auf diesem Felde, wesentlich erleichtert wurden.

Die Voraussetzung von dem steigenden Bedürfnisse nach solchen Forschungsstätten hat also durch die höchste wissenschaftliche Instanz, die internationale Assoziation der Akademien, ihre Approbation erhalten und sich auch praktisch durch das rege Interesse, das diese Institute bei den Forschern finden, als richtig bewährt.

Es bedarf vielleicht einer Rechtfertigung, daß ich in so breiter Weise einen den meisten anscheinend recht ferne liegenden Gegenstand behandelt habe. Zu meiner Entschuldigung möchte ich aber anführen, daß es von einem gewissen allgemeinen kulturhistorischen Interesse scheint, zu zeigen, wie im Laufe eines Menschenalters ein lange Zeit hindurch ganz stiefmütterlich behandeltes Wissensgebiet zur Anerkennung gelangt ist und sich zu großer Bedeutung emporgeschwungen hat.

Es ist dies ein wesentlich anderer Vorgang als bei ganz neuen Spezialfächern, z. B. der Bakteriologie, die in wenigen Jahren gleich nach ihrer Geburt so rasch heranwuchsen. Schon Plato, Aristoteles, Galen und Vesalius haben Hirnanatomie getrieben, aber das Feld war schließlich lange brach gelegen und bedurfte erst besonderer Kräfte, die wie ein warmer Frühlingsregen die Saat zu mächtigem Keimen anregten.

Nun aber, nachdem wir erfahren haben, wie intensiv jetzt das Studium des Nervensystems betrieben wird, geziemt sich wohl eine viel wichtigere Frage, die sich aber als selbstverständliches Postulat aufdrängt: was sind denn die positiven Erfolge dieses wachsenden Interesses an der Erforschung des feineren Hirnbaues?

Eines muß ohne weiteres zugestanden werden, daß nämlich in dieser Angelegenheit ungemein viel Papier, Tinte und Druckerschwärze verbraucht wurde.

Unübersehbar ist die Anzahl großer und kleiner, guter und schlechter Arbeiten auf dem einschlägigen Gebiete; bedauerlicherweise darf man zugeben, daß die Mehrzahl dieser rein theoretischen Arbeiten gut oder wenigstens nicht schlecht ist, da ein oberflächlicher Beobachter sich nicht gerne an so subtile und schwierige Fragen heranwagt. Wenn ich sage »bedauerlicherweise«, so ist dies recht persönlich gemeint, denn immer mehr wächst auf meinem Tische der Stoß von Arbeiten, die ich lesen soll und auch lesen will; wie bequem wäre es, wenn ich den größten Teil davon als wertlos ungelesen beiseite legen dürfte!

Ich will zur Illustrierung des eben Gesagten nur wenige Zahlen anführen; so sind in den Jahren 1901 bis 1905 in dem Jahresberichte für Neuro-

logie und Psychiatrie bloß über normale Anatomie des Nervensystems resp. je 271, 312, 374, 426, 476 Arbeiten referiert, wobei keineswegs an Vollständigkeit gedacht werden kann; dazu kommen aber noch ungezählte weitere Arbeiten über Physiologie, pathologische Anatomie und auch solche über Klinik des Nervensystems, von denen viele auch Beiträge zum Verständnis des Hirnbaues und der Funktionen des Nervensystems liefern — man fragt sich da allerdings bestürzt, wohin das noch führen wird.

Aus dem Wiener neurologischen Institute allein sind seit seinem Bestehen über 200 Arbeiten, das Nervensystem betreffend, hervorgegangen — mea culpa!

Man mag nun über diese Zahlen denken, wie man will, gewiß macht's die Quantität nicht aus; eine erfreuliche Tatsache geht aber doch daraus hervor, daß das Interesse für die Erforschung jenes geheimnisvollen Mechanismus, der unserer Denkarbeit als materielle Grundlage dient, gegen früher ein unvergleichlich regeres geworden ist. Und das muß doch auch zugestanden werden, je mehr rüstige Hände sich an einem Baue beteiligen, um so rascher wird er in die Höhe wachsen, selbst wenn auch dazwischen einmal ein ungeschickter Arm etwas umwirft, was andere schon aufgebaut hatten.

Und tatsächlich haben wir einen tiefen Einblick in den so komplizierten Bau des Nervensystems gewonnen, ein Fortschritt, den wir erst völlig zu würdigen vermögen, wenn wir uns vergleichshalber auf den Standpunkt zurückversetzen, den wir vor 50 Jahren einnehmen konnten.

Jedes Jahr bringt neue Methoden, welche uns wieder neue Details im Aufbau der Nervenzelle und Nervenfasern klarlegen, die Vervollkommnung der technischen Hilfsmittel, der Mikrotome und Mikroskope, enthüllt uns weitere Struktureigentümlichkeiten, die uns bisher fremd waren. Präparate von 0·01 Millimeter Dicke sind jetzt etwas Gewöhnliches und sehr oft müssen wir Schnitte von 0·005, selbst 0·003 Millimeter Dicke anfertigen, um die feinsten Fäserchen und Körnchen klar zu sehen.

Aber nicht bloß den feineren Bau der einzelnen Elemente und ihre eventuellen krankhaften Veränderungen wollen wir erforschen, sondern auch die Verbindungen und Beziehungen, die zwischen ihnen bestehen. Die gesamte Architektonik des Nervensystems müssen wir kennen lernen, um auch Schlüsse auf seine funktionellen Leistungen ziehen zu können.

Von hervorragendstem Werte für das Verständnis des Gehirns ist es ferner, dessen Entwicklung in ontogenetischer und phylogenetischer Beziehung kennen zu lernen; die embryologische und vergleichend anatomische Forschung verschaffen uns Aufschlüsse von größter Wichtigkeit. Wir können dabei z. B. von der Erwägung ausgehen, daß für Leistungen, die beim

Kinde in einer gewissen Entwicklungsperiode noch nicht ausführbar sind, oder daß für Fähigkeiten, die einer bestimmten Tierart abgehen (z. B. das Sehen bei blinden Tieren), auch die dazu notwendigen cerebralen Apparate nicht oder nur unterwertig ausgebildet sein werden.

Die pathologische Anatomie gestattet uns durch Untersuchung des erkrankten Gehirns eine Parallele zu ziehen zwischen den im Leben beobachteten Erscheinungen einerseits und Ort und Art der Erkrankung anderseits, während wir im Tierexperimente gewissermaßen eine Kontrolle für diese, die Funktion der einzelnen Hirnorgane betreffenden Fragen haben werden.

Ich habe nur einige Beispiele kurz angeführt, wie wir uns auf so verschiedenen Wegen unsere heute bereits sehr reichen Kenntnisse über Bau und Leistung des Nervensystems verschaffen konnten.

All diese zahlreichen Forschungsmethoden haben uns mancherlei bedeutsamen Aufschluß gebracht über das innere Getriebe in jener höchst merkwürdigen und feinst organisierten Maschine, die wir Nervensystem nennen; sie haben uns die Wege kennen gelehrt, auf denen die äußeren Sinnesreize den Zentralstätten des Gehirns zugeführt und auf denen anderseits die Willensimpulse zu den ausführenden Muskeln geleitet werden; sie haben uns auch aufgeklärt über mannigfache und verwickelte Beziehungen, die zwischen den Empfindungen des Sinneslebens und den willkürlichen und unwillkürlichen motorischen Betätigungen bestehen; die letzte und wohl auch interessanteste Frage nach den materiellen Grundlagen des Seelenlebens ist aber leider noch immer nicht in befriedigender Weise geklärt.

Wir wissen allerdings ganz wohl, daß der Rinde des Großhirns bei den Bewußtseinsvorgängen eine hervorragende Rolle zukommt, daß sie nicht in größerer Ausdehnung geschädigt werden darf, ohne daß sich auf psychischem Gebiete Defekte zeigen. Es wäre aber ganz gefehlt, die einzelnen Abteilungen der Großhirnrinde zu bestimmten Seiten des rein psychischen Lebens in Beziehung bringen zu wollen, noch irriger wäre es, wie man auch schon versuchte, die einzelnen Vorstellungen an je eine Nervenzelle ketten zu wollen.

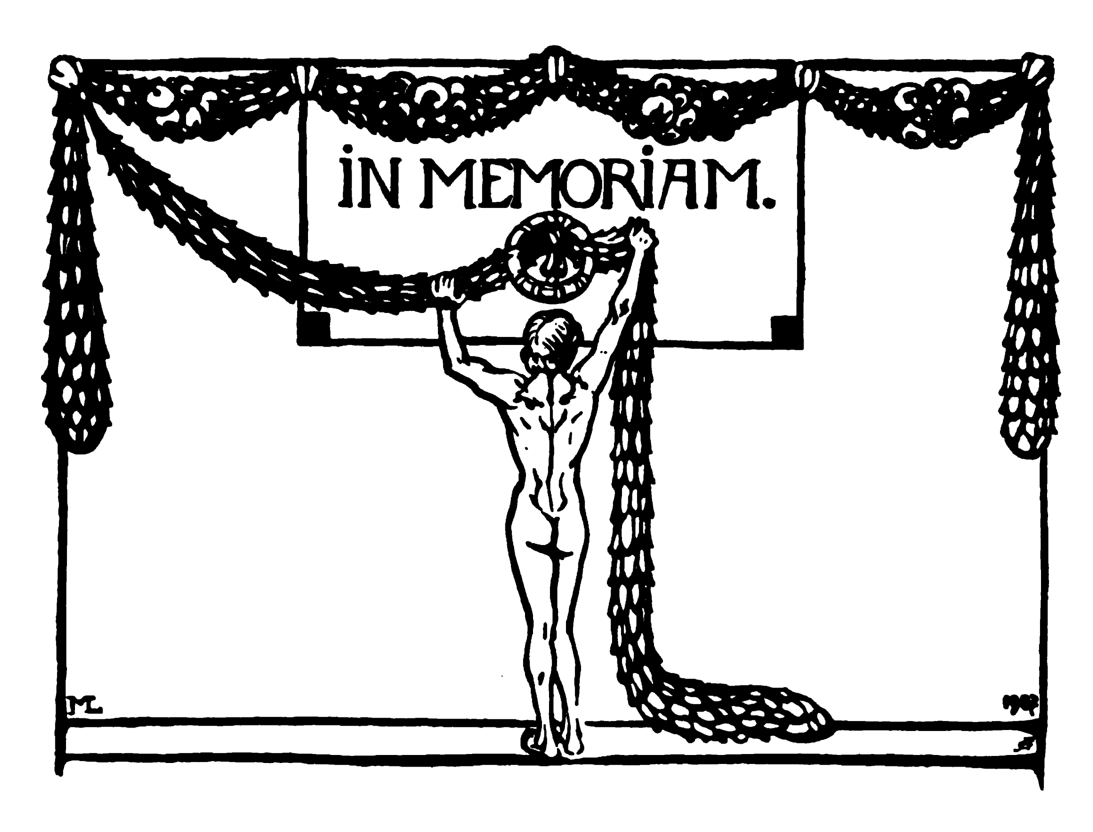
Wenn irgend eine Muskelgruppe funktionell ausgeschaltet wird, wenn beispielsweise auf dem Gebiete des Gesichtssinnes eine Störung eintritt und wir eine Läsion der Gehirnrinde anzunehmen berechtigt sind, so sind wir fast immer in der Lage, genau den Ort anzugeben, an welchem diese Läsion zu suchen ist. Anders bei vielen psychischen Alterationen oder bei solchen motorischen oder sensiblen Erscheinungen, die wie etwa die hysterischen im Grunde auch nur als psychisch aufzufassen sind; es ist dies jene Gruppe von krankhaften Symptomen, die man als »funktionelle« bezeichnet, womit man

zum Unterschiede von den »organisch bedingten« ausdrücken will, daß ihnen eine mit unseren jetzigen Hilfsmitteln nachweisbare lokale Schädigung des Nervensystems nicht entspricht.

Wir müssen daher gestehen, daß uns heute noch für die Erscheinungen des gesunden wie des kranken Seelenlebens wohl eine physiologische, aber noch keine ausreichende anatomische Erklärung zu Gebote steht.

Ja, ich möchte sogar behaupten, daß die Aussichten für eine baldige befriedigende Lösung dieser Fragen recht geringe sind und daß von diesem Kapitel und nur von diesem einzigen die Siegel, die von den übrigen schon zum großen Teil gebrochen wurden, nicht so bald gelöst werden dürften.





Ein Blatt dankbarer Erinnerung. ❧ Von Engelbert Pernerstorfer. ❧

Wo man hinhört, vernimmt man heute wieder und wieder die stärksten Klagen über unsere Mittelschule, insbesondere Klagen über das Gymnasium. Sie werden nicht nur von Eltern erhoben, auch diejenigen, die das Gymnasium verlassen, denken nicht gern an die in ihm verbrachte Zeit zurück. Es geht nicht an, alle diese Klagen als unberechtigt zu erklären, es gibt ohne Zweifel viele Mißstände, die dringend der Verbesserung harren.

Wie kommt es, daß so viele aus der älteren Generation nie mit Schrecken an ihre Gymnasialzeit zurückgedacht haben? Wie kommt es, daß viele auch heute noch, nach ach so viel Jahren, vielmehr mit Lust und Wehmut an die Schulzeit sich zurückerinnern?

Es ist nicht, wie man vielleicht annehmen könnte, das verklärende Jugendgedenken, das auch die Gymnasialzeit mit einschließt, es sind vielmehr ganz positive, konkrete Tatsachen, die vor unserem geistigen Auge auftauchen und uns jene Zeit so schön und prächtig erscheinen lassen. Vor allem ist es das Bild unserer Lehrer, das uns wiederersteht und das unser Herz mit Ehrfurcht und Dankbarkeit erfüllt. Die meisten von ihnen sind tot, einige leben

noch in hohem Alter, aber fast alle haben sich unserer Erinnerung so stark eingeprägt, daß sie erst mit uns selbst verlöschen wird.

Nun wäre es unwahr, ja heuchlerisch, wenn man etwa behaupten wollte, sie alle wären bedeutende Männer gewesen. Nein, sie waren in der Regel Menschen wie andere, mit manchen von uns Jungen nur zu deutlich gesehenen Schwächen und Unzulänglichkeiten. Aber sie waren fast alle Männer, die den Lehrberuf in sich hatten, für die der Unterricht junger Menschenkinder eine Herzens- und Lebenssache war. Und das gab ihnen ihren besonderen Wert, ihren unverwischbaren Charakter, ihre starke Wirkung. Man kann wohl sagen, viele von ihnen hingen an uns jungen Leuten, freuten sich an unseren Fortschritten, bekümmerten sich ob unserer Faulheit. Sie waren nicht bloß amtliche Organe, die Fortgangsnoten verzeichnen, für die die Schüler nichts weiter sind als zu erledigende Aktenstücke, sie trauerten und freuten sich unsertwegen. Wir waren für sie nicht abgetan, wenn wir das Schulgebäude verließen, sie trugen Sorge, zu wissen, wie es uns auch sonst gehe, ob wir nicht auch noch anderer Hilfe bedürftig seien als bloß derer, die beim Unterricht gewährt werden konnte. Meine Professoren wußten, daß meine Mutter bitter arm war und sobald es anging, verhalfen sie mir zu einem bescheidenen Verdienste, schon von der dritten Klasse an.

An ihre Liebe und Sorgfalt kann ich nur mit tiefster Rührung zurückdenken. Der Eindruck, den ich in diesem Sinne erfuhr, ist vielleicht deshalb so stark geworden und geblieben, weil er gleich von der ersten Klasse an sich geltend gemacht hat.

Im Herbste des Jahres 1862, schon zwölf Jahre alt, kam ich in die erste Klasse. Das Schottengymnasium galt zu jener Zeit für das strengste und beste von den damals bestehenden vier Gymnasien Wiens. Ungefähr 120 hatten die Aufnahmsprüfung bestanden. Sie alle waren in einer Klasse beisammen. Aber in unheimlicher Weise verringerte sich die große Zahl. Und wenn während der Unterrichtsstunde der Lateinprofessor zu einem Buben sagte: »Der Herr Vater soll am Sonntag zu mir kommen!«, so wußten wir, das war das Todesurteil. Am nächsten Montag war es gewöhnlich schon vollstreckt. Von Montag zu Montag schmolz der ungefüge Haufe. Nichtsdestoweniger waren wir am Ende des ersten Semesters noch immer um 80 herum.

Die Entscheidung über Sein oder Nichtsein lag beim Klassenlehrer, der Latein und Deutsch unterrichtete. Und ihm, als einem Repräsentanten des Lehrertums, der meinem jungen Herzen so unendlich wohlgetan hat, ihm möchte ich dieses Erinnerungsblatt auf das Grab legen, in dem er wohl schon dreißig Jahre ruht.

Er hieß Stephan Dachauer und war schon zu meiner Zeit ein alter Mann. Wenigstens wies sein weißlockiger Tituskopf darauf hin, wenn auch sonst seine kleine, etwas behäbige Korpulenz durchaus nicht seine Behendigkeit und Beweglichkeit hemmte.

Er war ein Lehrer nach Gottes Herzen. Noch sehe ich ihn wie gestern vor mir, wenn er an einem heißen Sommertag irgend eine Schwierigkeit der lateinischen Grammatik erklärte. Wie lief er von Bank zu Bank, daß ihm die Schweißtropfen unaufhörlich übers Gesicht liefen, wie bemühte er sich, fast jedem einzelnen die Sache zu erklären, wie war er unerschöpflich in tausend Ubersetzungsbeispielen. Was er uns lehrte, das sollten wir ganz begreifen und er war steinunglücklich, wenn's mit dem Verstehen haperte. Aber unermüdlich ließ er Beispiel auf Beispiel konstruieren und kam dabei in einen Eifer, der seine Persönlichkeit ausfüllte. An ihm konnte man ersehen, was es heißt, sich eine Aufgabe zu stellen. In diesen Stunden gab's für ihn nichts als die jeweilige kleine Aufgabe, in der ihm die Welt aufging. In gewissen Augenblicken stieg förmlich in ihm die Spannung auf den höchsten Punkt. Besonders als es im Unterricht zu schwereren Dingen kam, z. B. zur Anwendung des absoluten Ablativs, da durchbohrte sein Auge den Examinanden, wenn er ihm ein Übersetzungsbeispiel gab und mit einer Art fieberhafter Erregung erwartete er die Antwort. Und gelang sie, da verklärte sich dieses Auge, glitt förmlich zärtlich über den Jungen und machte ihn stolz. Er war ein echter Lehrer, denn er verstand die Kunst, seine Schüler zu zwingen, die Sache zu verstehen, wenn nicht um ihrer selbst willen, so doch um ihm keinen Kummer zu machen. Wollt's aber einmal bei einem gar nicht gehen, so hatte seine Verzweiflung keine Grenzen. Aber er wurde lange, lange nicht ungeduldig. Er schob den Stein wieder und wieder. Er seufzte, er trommelte mit den Fingern auf den Tisch, er schickte mit dem Ausdruck des fassungslosen Entsetzens seine Blicke zur Decke, aber er ließ nicht nach, solange er noch die geringste Hoffnung hatte.

Ich habe ihn als Menschen nicht weiter gekannt, aber in der Schule ist er mir lieb und wert geworden wie ein Vater. Daß ich's nur gestehe, der würdige Mann hatte auch mit mir seine schweren Sorgen. Das Latein, das mir späterhin keine sonderlichen Schwierigkeiten machte, es wollte mir anfangs nicht in den Kopf. O diese Kompositionen! Professor Stephan (wir Schüler nannten die Professoren immer mit ihrem Klosternamen) hatte die Gewohnheit, die Fehler mit einem Rötel anzuzeichnen. Wie konnte eine solche Komposition mit den derben, dicken Rötelstrichen, denen man den Zorn und die Erbitterung des Autors förmlich ansah, aussehen! Meine erste Komposition war ganz besäet mit solchen Strichen und darunter stand

die ominöse Ziffer 9. Die Sache besserte sich zwar etwas, aber es ging nur langsam vorwärts. Und mit Zittern erwartete ich jede neue Komposition. Und daß er nicht die Geduld mit mir verlor, daß er doch sah, daß ich lernte und gerne lernen wollte, daß er mir vertraute, das danke ich ihm heute noch mit heißem Danke. Hätte er mich vorzeitig zu den Toten geworfen, so wäre es mit dem Studium aus gewesen. Mein brennendster Wunsch wäre dahin gewesen.

So war das erste Semester zu Ende gegangen und nach der damaligen Sitte der Lokation war ich ungefähr in der Mitte der ganzen Gesellschaft. Kein überaus ehrenvoller Platz! Da kam dann ein Tag, der mir unvergeßlich bleiben wird. Es war einer jener gefürchteten Tage, an dem die vom Professor ausgebesserten und zensurierten Kompositionen zurückgegeben wurden. Sie wurden ausgeteilt und jeder öffnete das Heft mit Zittern und Zagen. Und als auch ich es tat, da flimmerten mir die Augen. Nur Weiß und Schwarz leuchtete mir entgegen und unter der Arbeit war der einzige rote Fleck auf der ganzen Seite und dieser Fleck stellte eine kräftige Null dar! Daß ich etwa hätte abschreiben können, war ganz ausgeschlossen. Vor mir, neben mir, hinter mir, alles brannte im höllischen Feuerrot. Nur ich war ein weißer Engel. Wenn einem durch 45 Jahre ein solcher Tag unvergeßlich bleibt, so hat er eine Bedeutung fürs Leben gehabt. Und so war es. Er hatte diese Bedeutung nicht durch die Tatsache einer fehlerlosen Arbeit, sondern durch den tiefen Eindruck, den das Benehmen meines Lehrers auf mich machte. Er legte seine Augen mit solcher Liebe auf mich, als hätte ich etwas Besonderes, heiligmäßig Gutes getan, er machte mich selbstbewußt und mein kleines Bubenherz flog dem alten Manne mit tiefster Ergebenheit, mit heiligster Liebe zu.

Und von da war seine Zuneigung zu mir unwandelbar. Er hielt etwas auf mich. Er stützte mich, wenn ich wieder strauchelte, was ja auch nicht ausblieb, aber er wußte, jetzt werde es gehen. Und es ging. Zwei Jahre lang war er unser Lehrer in Latein und Deutsch. Ich verdanke ihm, das Lernen gelernt zu haben. Und das ist das beste, was man einem Lehrer nachsagen kann.

Gesegnet sei sein Andenken, wie das Andenken aller jener meiner Lehrer am Schottengymnasium, die mir viel persönliche Liebe entgegengebracht und mich auf alle Weise gefördert haben. Sie waren streng mit uns. Sie haben uns nicht verweichlicht. Und wenn ihre Forderungen vielleicht manchesmal hart gewesen sind, ich und kein Verständiger trägt es ihnen nach. Schließlich soll nur derjenige sich dem Studium widmen, dessen geistige Beschaffenheit ihn befähigt, größere Anstrengungen zu ertragen und

ihnen zu entsprechen. Man wird auch einen körperlich schwachen Menschen nicht gerade zum physischen Athleten für geeignet halten.

Wie lieb mir die Schule war, dafür habe ich eine untrügliche Erinnerung. Wir hatten die Monate August und September Ferien. Natürlich freuten wir uns unbändig auf sie und wir wären keine normalen Buben gewesen, wenn uns die Aussicht auf wochenlange Ungebundenheit nicht elektrisiert hätte. Diese Ferien wurden auch in vollen Zügen von uns armen Jungen genossen, denen keine Sommerfrische winkte und die auch die Sommerzeit in Wien verbringen mußten. Aber der damals noch unermeßliche Prater mit seinen Auen und der Kahlenberg und der Kobenzl, das waren weite Gebiete und sie wurden von Wien aus zu Fuß durchstreift. Da waren keine Verkehrsmittel wie heute, und wären sie dagewesen, sie hätten unser Budget überschritten. Da waren, wenn der Sinn nicht so ins weite ging, zur traulichen Lektüre der Augarten, zum fröhlichen Spiele der Liechtensteingarten. Es war schön und lustig in den Ferien. Wenn aber die zweite Hälfte des September nahte, da kam auch die Sehnsucht nach der Schule und es war ein herrlicher Tag, an dem man die neuen Bücher kaufte.

Nun ging's wieder mit frohem Mute ins Schulleben, mit all seiner Freude, wohl auch mit manchem Leide.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Indem ich diese schlichten Zeilen niederschreibe, muß ich lächeln. Das Komitee für die Jubiläumsfeier setzte den letzten Termin zur Einsendung der Beiträge für die Festschrift auf den 15. April. In letzter Stunde schreibe ich meinen mitten im Trubel der Wahlbewegung auf der Reise. So haben's ja die meisten von uns mit den schriftlichen Arbeiten gemacht. Geschrieben wurden sie gewöhnlich in den letzten Stunden, wenn bereits die Zeit drängte. Sie waren doch nicht selten recht gut. Und ich werde auch diese Zeilen für gut halten, wenn sie dem Leser eine fröhlich-sanfte Erinnerung erwecken oder als ein wenn auch schwaches Zeichen der dankbaren Erinnerung erscheinen.

Warnsdorf, 12. April 1907.





Zur Frage nach der Einheit des römischen Reiches.
Von Ivo Pfaff.

I.

Die sogenannte Kaiserherrschaft in Rom krankte von vornherein an dem Mangel einer wahren Rechtsbasis; durch Gewalt und List begründet, konnte das Imperatorentum den Charakter der Usurpation niemals ganz abstreifen. Darin rächte sich nicht nur das ursprüngliche Unrecht, sondern noch mehr die Unwahrheit, mit der sich die Alleinherrschaft hinter der Maskerade republikanischer Formen im Anfange geborgen hatte;*) dadurch wurde es ihr unmöglich, eine neue feste Verfassung und damit einen sicheren Boden zu gewinnen. Die Herrscher hatten keinen Rechtstitel, an den sie selbst und

*) Wenn E. Meyer in Sybels »Histor. Zeitschrift«, Neue Folge, Bd. 55, S. 385 ff., in einseitiger Betonung der anfänglich gesteigerten Macht des Senates beweisen will, daß Augustus nicht an Cäsar, sondern an Sulla und Pompejus anknüpfen wollte, so ist dies meines Erachtens nicht richtig. Siehe dawider auch die Ausführungen von Gardthausen »Augustus und seine Zeit«, I. Teil, 3. Bd., S. 1273 u. 1335 ff. Die ganze Ämterkumulierung und die Art, wie der schlaue Augustus dies inszenierte, spricht dagegen, daß er nur die Republik auf eine neue Grundlage stellen wollte. Daß Augustus, der die Volksversammlung selbstredend zu beseitigen trachtete, den Senat, den er als Zensor beliebig zusammensetzen konnte, eine reichere Tätigkeit entfalten ließ, erklärt sich eben gerade aus dem heuchlerischen Spiel mit republikanischen Formen, die man als Imperator und Zensor zu bloßen Formen degradieren konnte, was ja auch in nachaugustischer Zeit reichlich geschah.

Wahr ist aber, daß Augustus die XII Tafeln und das nationale jus sacrum wieder als Grundlage des römischen Rechtes betonte, um dadurch »die auflösenden Tendenzen der untergehenden Republik zu paralysieren«. Er fühlte eben, als ein großer Staatsmann, daß ein national-römisches Recht und eine intensive Pflege des Religionswesens dem Staate gerade bei dieser Veränderung in der Leitung not tue. (Über das Religionswesen dieser Zeit siehe insbesondere Boissier »La religion romaine d'Auguste aux Antonius«.)

an den die Untertanen hätten glauben können.*) Das Bewußtsein immerwährender Lebensgefahr versetzte die Cäsaren in eine Kriegsstimmung gegenüber der ganzen Welt.**) Über die Nachfolge auf dem Throne entscheidet der Zufall; niemand vermag hier eine feste Voraussage zu machen.

Das ist der tiefe Gegensatz zwischen dem Imperatorentum einerseits und dem Königtum so vieler asiatischer und germanischer Stämme anderseits. Hier glauben Herrscher und Beherrschte an die göttliche Weihe der obersten politischen Gewalt, während in Rom diese mehr einen faktischen als rechtlichen Charakter an sich trug. Und doch strebt jede Alleinherrschaft nach Kontinuität. Dies ist so sehr wahr, daß zu einer Zeit, wo das Cäsarentum noch sehr weit von einer Erbmonarchie entfernt war, wo die Kaiser bald vom Senat, bald von Prätorianern, bald von den Truppen in den Grenzlagern ernannt wurden, viele Imperatoren durch Adoption ihren Nachfolger designierten. Dieser hoffte daraus einen Rechtstitel ableiten zu können, während der Adoptierende sich gegen Mordanschläge gesicherter glaubte, wenn für den Fall seines Ablebens ein Nachfolger schon in Bereitschaft wäre. Oft wurde schon bei voller Regierungsfähigkeit des Imperators ein Mitregent angenommen.***) Wie schwer es übrigens für einen Mann war, den orbis romanus in Gehorsam zu erhalten, zeigt die Tatsache, daß immer häufiger in den entlegeneren Provinzen Gegenkaiser ausgerufen wurden und sich längere Zeit behaupteten. Den Höhepunkt erreichte dieser Zustand in der Zeit zwischen Severus Alexander und Domitius Aurelianus. Nicht lange nach dessen Tod versuchte Carus seinen beiden Söhnen die Thronfolge zuzuwenden; aber alle drei wurden bald nacheinander ermordet und der Gardeoberst Diocletian ward zu Chalcedon zum Kaiser ausgerufen (284). Dieser erhob, um Palast- und Lagerverschwörungen zu erschweren und zugleich die Arbeit der Verwaltung zu erleichtern, ja erst wahrhaft zu ermöglichen, seinen Kriegsgenossen Maximianus zum Mitkaiser (Augustus) und zwei designierte Nachfolger zu Nebenkaisern (Caesares).

Es ist kein Zufall, daß dies mit der Einführung einer ganz unverschleierten Despotie zeitlich zusammentrifft; denn Diocletian befolgte hierin,

---

*) Gerade die besten unter den Kaisern mußten darunter innerlich leiden, während die schlechteren sich als Gewaltherrscher fühlten und nach einem Rechte gar nicht fragten.

**) Bezeichnend ist eine Äußerung des Septimius Severus. Als sein besiegter Gegenkaiser Albinus an seine Großmut appellierte und dabei auf den Wechsel des Glückes hinwies, ihn daran erinnernd, wie leicht Severus jetzt in der gleichen Lage sich befinden könnte, da antwortet dieser hart: »dann würde ich mich gefaßt in das Schicksal ergeben, das dir jetzt bevorsteht« und ließ den Gegner hinrichten. Wohl bemerkt: Severus gab gar nicht vor, ein besseres Recht zu haben als sein Gegner. Also nicht Recht und Unrecht, sondern ein wildes Glückspiel; wer es verliert, muß es bezahlen.

***) Gründe hiefür: bald um der Ungeduld desjenigen, der Mitregent werden wollte, entgegenzukommen, bald weil ein solches Vorgehen die Situation beider gesicherter erscheinen ließ; bald weil die ungeheure Ausdehnung des Römerreiches eine Teilung der Arbeit notwendig machte.

wie in dem gesteigerten Zeremoniell, das Beispiel der neupersischen Machthaber. Ihm war die verlogene Gaukelei mit republikanischen Einrichtungen zuwider und so stellte er die absolute Herrschaft offen als solche hin. Durch die Mehrheit von Herrschern sollte der Absolutismus nicht etwa eingeschränkt, sondern im Gegenteil gefestigt werden; vom Willen des Hauptkaisers war die Nachfolge ganz und gar abhängig.

Durch diese Bestimmungen Diocletians war endlich eine feste Ordnung für die Herrschaft geschaffen worden und Diocletian, der sich bewußt war, jedes Opfer für das Reich darbringen zu wollen, brauchte über die Willkürlichkeit seiner Neuerung sich keine Skrupel zu machen. Allein dieselbe litt an dem einen großen Fehler, daß Diocletian bei seinen Nachfolgern Charaktereigenschaften voraussetze, die zwar ihn selbst auszeichneten, die aber äußert selten sind, nämlich Selbstbeherrschung und Entsagungsfähigkeit. Er legte nach zwanzig Jahren die oberste Macht nieder und zwang seinen Genossen das Gleiche zu tun; die Caesares rückten zu Augusti vor und der Ranghöhere von ihnen, Galerius, den Diocletian übrigens adoptiert hatte, nahm selbst wieder Caesares an.

Bald darauf hatte das Reich sechs Kaiser, deren einer — Constantinus — die übrigen aus dem Wege räumte und sich wieder zum Monarchen im vollsten Sinne des Wortes machte. Er vollendete die orientalische Despotie, begünstigte die neue Hauptstadt im Orient, die ganz gleiche Rechte mit Rom erhielt. Diese zwei gleichgestellten Hauptstädte sollten aber die Einheit des Reiches so wenig aufheben als die beibehaltene Einteilung desselben in vier Präfekturen*); noch weniger konnten die zahlreichen Residenzstädte jetzt und in der Folge diese Bedeutung haben**); denn es erschien immer als etwas Zufälliges, wo ein Kaiser seinen Sitz nahm, zumal wenn er denselben wechselte. Es dürfen also Mailand, Trier, Ravenna, Paris, Nikomedien u. s. w. nicht neben Rom und Konstantinopel gestellt werden.

Constantin wollte, daß nach seinem Tode das Reich unter fünf Kaiser (seine 3 Söhne und 2 Neffen) geteilt werde; sein grausamer und mißtrauischer Sohn Constantius ließ aber die meisten in Constantinopel anwesenden männlichen Verwandten ermorden und auch die Brüder verstanden es nicht, einträchtig zu regieren. Constantinus wurde ermordet, als er seinem Bruder Constans ein Stück seines Anteils zu entreißen versuchte. Gegen Constans standen zwei Gegenkaiser auf; er mußte flüchten und wurde getötet. Glücklicher war Constantius, der beide Gegner besiegte; zugleich erhob er seinen Vetter Gallus zum Caesar und übertrug ihm die Verwaltung des Morgen-

*) Vgl. Mommsen Inschrift v. Hissarlik in Hermes, Bd. 17, S. 529 ff. Auch das offizielle Verzeichnis der Staatsämter, die notitia dignitatum . . . in partibus orientis . . . . in partibus occidentis wird mit Recht für die hier vertretene Anschauung angeführt.

**) Siehe Burchhardt, »Die Zeit Constantin des Großen«, 2. Absch., S. 56 fg.

landes; einen andern Vetter, Julianus, betraute er mit der Verwaltung des Abendlandes. Dieser wurde sein Nachfolger (361—363).

Auf Julian folgte Jovianus, der jedoch nur bis 364 regierte. Zu dessen Nachfolger wurde Valentinian I. gewählt. Dieser überließ seinem Bruder Valens den Osten; gegenüber den von allen Seiten anstürmenden Barbaren war nämlich ein geteiltes Kommando unerläßlich. Deshalb nahm Valentinians Sohn Gratian, nach dem tragischen Untergang seines Oheims Valens (378), den tapferen Spanier Theodosius I. zum Mitregenten für den Osten an (379), während im Westen sein unmündiger Bruder Valentinian II. nominell sein Mitkaiser war. Gratian, der in Trier residierte, machte sich durch Bevorzugung der Franken verhaßt und wurde in Lyon 383 ermordet. Für den unmündigen Valentinian II. herrschte faktisch die Mutter Justina und mehr noch der Franke Arbogast; als der junge Kaiser sich von diesem befreien wollte, wurde er ermordet und ein gewisser Eugenius auf den Thron erhoben. Theodosius besiegte diesen jedoch, starb aber bald darauf (395). Als er seinem achtjährigen Sohn Arkadius den Osten, dem elfjährigen Honorius den Westen zuwies, befand er sich ganz auf dem Standpunkte Diocletians; eine Spaltung des römischen Reiches in zwei selbständige Reiche lag gewiß nicht in seiner Absicht*). Nach wie vor wurden die Gesetze gemeinsam ausgefertigt**), nach den beiden Konsuln, von denen einer vom Regenten des Ostens, der andere von dem des Westens ernannt wird, erfolgt die Datierung im ganzen Reiche, so daß die beginnende Entfremdung der Reichshälften als etwas lediglich Faktisches, rechtlich nicht Anerkanntes bezeichnet werden muß. Man könnte diesen Zustand das Widerspiel zu einer Personalunion nennen. Während bei dieser zwei Reiche einen und denselben Herrscher haben, hatte das eine römische Reich zwei Hauptstädte und zwei Kaiser.

Dem Arkadius wurde im Jahre 401 ein Sohn geboren, der bei der feierlichen Taufe den Namen Theodosius erhielt***) und der schon im folgenden

---

*) Vgl. Becker, »Weltgeschichte«, 8. Aufl., Bd. 4, S. 171 fg. Herzberg in Oncken, S. 834. Bei Esmarch, R. R. G., 2. Aufl., S. 393, findet sich dagegen folgende Auffassung vertreten: »Nachdem noch einmal der große Theodosius (379—395) das Ganze mit starker Hand zusammengefaßt hatte, werden durch seine Veranstaltung seine Söhne selbständige Beherrscher zweier getrennter Reiche, von denen jedes fortan seine eigenen Wege ging.« Auch Voigt, R. R. G., III., nimmt seit dem Jahre 395 eine dauernde Trennung der Reichshälften an, ohne das rein Faktische, nicht Rechtliche dieses Zustandes hervorzuheben. Daher ist es nötig, vom Rechtsstandpunkt aus zu betonen, daß an der Einheit des Reiches festgehalten wurde und daß die diversen Teilungen hieran nichts geändert haben. Siehe auch Mommsen Abriß des Staatsrechtes, S. 354, und Bruns-Lenal »Geschichte und Quellen des röm. Rechts« in Holtzendorff-Kohler Enzyklopädie«, § 57, S. 143 u. 148.

**) Eine ganze Reihe solcher Fälle findet sich verzeichnet bei Mommsen Inschr. v. Hissarlik Hermes, Bd. 17, S. 529 ff.

***) Güldenpennig, »Gesch. des oströn. Reiches unter den Kaisern Arkadius und Theodosius II.«, S. 136 ff.

Jahre zum Mitkaiser erhoben wurde*). Beim Tode des Arkadius war Theodosius II. erst sieben Jahre alt und hatte, da auch die Mutter bereits verstorben war, seine älteste Schwester Pulcheria, selbst kaum dem Kindesalter entwachsen, einen maßgebenden Einfluß auf die Geschicke des Ostens.**)

Wohl war sich Honorius seiner Pflicht bewußt, für die Kinder seines Bruders und für die Sicherheit des Reiches zu sorgen, aber die unruhigen Verhältnisse im Westen vereitelten alle Vorsätze des schwachen Mannes***). Als er 423 starb, hatte sein sechsjähriger Schwestersohn Valentinian III. den nächsten Anspruch zur Thronfolge. Theodosius wollte nun die Verhältnisse in Italien persönlich ordnen, wurde aber angeblich durch Krankheit in Thessalonich zur Rückkehr gezwungen. Sein Kanzler Helio brachte die Abzeichen der kaiserlichen Würde nach Rom und nahm daselbst am 23. Oktober 425 die feierliche Inthronisation Valentinians III. vor. Eindringlicher konnte der Gedanke der Reichseinheit wohl nicht zum Ausdrucke gebracht werden, als indem der Regent des Westens von dem in Constantinopel residierenden Kaiser eingesetzt und mit dem Diadem gleichsam belehnt wurde.

II.

Darüber, wer unter den Mitkaisern der Erste, das Haupt, sei, entschied kein fester Grundsatz, außer etwa der Wille des Vorgängers; namentlich darf man sich die Stellung nicht als von vornherein an eine der beiden Hauptstädte verfassungsmäßig gebunden denken.

Auch hierin vollzog sich die Ausgestaltung via facti.

Diocletian residierte meist in Nikomedien (Bithynien); seine Nachfolger Galerius, Constantin teils dort, teils an anderen Orten der östlichen Hälfte, was das Übergewicht dieser über den Westen verstärkte. Dieses war aber in der höheren Bildung und dem größeren Wohlstand und, seit der großen Wendung durch Constantin, auch in der vollständigen Christianisierung des Ostens begründet. Durch lange Zeit also hatte man sich gewöhnt, den Schwerpunkt des Reiches im Osten zu suchen. Eine vorübergehende Verschiebung der Verhältnisse fand statt, als beim Tode des Arkadius seine Kinder Theodosius II. und Pulcheria im zartesten Alter standen, während sein Bruder Honorius im Westen herrschte. Jetzt freilich hätte es natürlicher scheinen müssen, in diesem das schützende Haupt zu erblicken. Aber seine persönlichen Eigenschaften waren nicht darnach und der Westen hatte, wie gesagt, eine Art Zurücksetzung erfahren.

---

*) Güldenpennig, »Gesch. des oström. Reiches unter den Kaisern Arkadius und Theodosius II«, S. 198.

**) Ebenderselbe, a. a. O., S. 192 ff. und auch Gregorovius, »Athenais«, S. 40 ff.

***) Gregorovius, »Athenais«, S. 13.

Trotz seines kindlichen Alters wird Theodosius II. mit seinem Oheim zusammen als Konsul genannt; die Gesetze wurden in beider Namen erlassen; ja als Honorius dem ausgezeichneten Feldherrn Constantius seine Schwester Placidia zur Gemahlin gab und ihn zum Mitkaiser ernannte, verweigerte diesem der damals zwanzigjährige Theodosius geradezu die Anerkennung. In dieser Zeit, wo die politischen Verhältnisse und die persönlichen Eigenschaften es unmöglich machten, daß Honorius oder Theodosius eine entschiedene Oberherrschaft ausgeübt hätten, erweiterte sich der Riß, der das Römerreich in zwei Hälften teilte; aber gleichwohl wurde der juristische Gedanke der Reichseinheit festgehalten und von Theodosius II. auch sogleich praktisch betont, als mit dem Tode seines Oheims Honorius sich die Lage der Dinge änderte. Gegenüber dem unmündigen Valentinian III. fühlte er sich als das schützende Oberhaupt und der Westen erkannte ihn auch als solches an.





Schule, Amt und Leben. ✤ Von Alexander Poppović.

Nun sind es also wieder ein paar Jahre her, seit unser Jahrgang die Vierteljahrhundertfeier seiner Maturitätsprüfung beging. Ich denke gerne an diese Feier, es ist eine echte Schottenerinnerung, voll von Herzlichkeit und Wärme. Aber Zeit und Leben gingen unaufhaltsam darüber hinweg, wie sie dereinst auch über die acht Jahre Gymnasium hinweggegangen waren.

Wir waren »reif« erklärt worden für das akademische Studium — wieder ein hochbedeutsamer Lebensabschnitt, der damit für jeden einzelnen von uns begann, Abschluß und Krönung des Gebäudes unserer Geistesbildung und zugleich eine Überleitung zum künftigen praktischen Leben. Bei aller Dankbarkeit für das Viele und Große, das die Alma Mater uns gegeben, bei

aller Ehrfurcht vor dem Adel, den jede — auch die vorübergehendste — Berührung mit der Wissenschaft auf unser Denken und Fühlen ausströmen muß — die Ehrlichkeit zwingt mich, zu bekennen: eine derart in das innerste Leben der Persönlichkeit hinabreichende, ihr Eigenstes umgestaltende Macht ist den Universitätsjahren in meiner Erinnerung nicht eigen wie der Gymnasialzeit. Vielleicht liegen dem vor allem individuelle Einflüsse, innere und äußere, zu grunde. Ganz sicher ist es ja auch, daß im allgemeinen jenes eigentliche Studentenwesen als ein alle Verhältnisse und Empfindungen des Jünglings durchdringendes und bestimmendes, seinem Leben Richtung und Farbe gebendes Element draußen in den kleinen Universitätsstädten, die im Kerne nichts als Universitätsstädte sind, tiefere Wurzel schlägt, besser gedeiht und sich kräftiger entwickelt als an der großen Universität der Weltstadt mit ihren Tausenden von Hörern, meist ohne individuelles Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler, mit ihrer Art von wissenschaftlichem Fabriksbetrieb im großen. Nur zu leicht geht da auch jene eigentlich wissenschaftliche Arbeit, die nur hier gelernt und geübt werden kann, im geistlos-schablonenhaften Brot- und Fachstudium — mit anderen Worten in einer auf möglichst kurze Zeit zusammengedrängten »Büffelei« als Vorbereitung auf die systemisierten Prüfungen auf — und ganz besonders den Juristen, die eine möglichst rasche Versorgung im Staatsdienst oder an sonst einer Stelle im öffentlichen Leben anstreben, droht diese Gefahr. Ich schmeichle mir, ihr für meine Person nicht ganz zum Opfer gefallen zu sein. Ich habe, von allem positiven Wissensstoff abgesehen, mit Ehrfurcht in der Seele den Begriff strenger Wissenschaft — den früher nur geahnten, klar erfassen gelernt; ich habe den lebendigen Reiz, den als ein gewaltiger Organismus lebendiger Entwicklung das anscheinend trockene Material von Rechts- und Staatslehre zu üben vermag, wenn es nur in die rechten gestaltenden Hände kommt, freudig in mir verspürt, aus Büchern wirkend und mit verdoppeltem Leben aus dem Munde einzelner mächtiger Persönlichkeiten. Nebenbei machte ich von der Lehr- und Lernfreiheit ausgiebigen Gebrauch, indem ich auch außerhalb des Fakultätsverbandes in verlockenden Kollegien, philosophischen, historischen und namentlich literarhistorischen, hospitierte. In all dem, ganz besonders aber in dem, was ich außerhalb der Hörsäle, aus Büchern und anderswo, mir an Bildungselementen und Anregungen holte, war kaum noch die leiseste Vorandeutung für die Art, wie sich die Arbeit meines Lebens künftighin gestalten sollte, dagegen sehr kräftig ausgeprägt und ungestört weiterwirkend die vorwiegend ästhetische Tradition, wie sie sich im Gymnasium als die meine Geistesrichtung beherrschende ausgebildet hatte.

Und eines schönen Tages war ich Doctor juris und sehr froh, bei dem großen Zudrange eben absolvierter Rechtshörer als unbesoldeter Rechtspraktikant beim Wiener Landesgerichte untergekommen zu sein. Meine Tätigkeit bestand nun hauptsächlich darin, daß ich Vorladungsformularien ausfüllte und Vernehmungsprotokolle, die der Untersuchungsrichter mir diktierte, als der ihm zugewiesene »Schriftführer« niederschrieb und mitunterfertigte. Aus den Himmeln der Wissenschaftlichkeit, in denen bis vor kurzem mein Aufenthalt gewesen, ein ziemlich tiefer Sturz....

Seitdem ist nun schon wieder fast ein Vierteljahrhundert vorüber. Ich bin, vom Justizdienst bald in die Verwaltung übergegangen, nun immerhin einigermaßen über das Diktandoschreiben hinaus. Auch der innere Mensch hat sich, glaube ich, einigermaßen in mir gefestigt, gemessen an dem Gärungszustand, in dem sich der Abiturient, der Student, der Praktikant — für meine Erinnerung ziemlich schwer unterscheidbare Übergangsstadien — befanden. Wenn ich die Elemente auseinandersuche, aus denen sich dies nun leidlich ausgegorene heutige Ich zusammensetzt, so finde ich nur einige wenige, die ganz oder größtenteils in der Zeit nach Vollendung der Studien als Nova dazutreten, in der Zeit vorher kaum, gar nicht oder andeutungsweise für mich vorhanden waren. Neu war für mich das große und wichtige Lebenselement, das man »Gesellschaft« nennt. Man soll die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung des reicheren geselligen Verkehres, der nicht nur Schliff der äußeren Formen zu Zweck und Folge hat, sondern, in richtigen Grenzen gehalten, auch auf eine vielseitigere, kräftigere und zugleich verfeinerte Entfaltung des inneren Menschen hinwirkt, nicht unterschätzen. Noch später führte mich mein Weg zum ersten Male nach Italien. Mit Italien trat eine neue Welt von Vorstellungen und damit, daß es Vorstellungen reinster Schönheit waren, Genüssen in mein Leben. Während bis dahin mein Interesse am Künstlerischen durch Poesie und Musik so gut wie ausgefüllt gewesen, begann von da an auch die bildende Kunst etwas persönlich Erlebtes für mich zu werden. Dann überhaupt: die Freude am Reisen als dem fröhlichen Weg zu allem Natur- und Kulturreichtum der Welt, von der ich seit dem ersten Versuch immer energischer besessen war, und die Lust am Studium und an der Pflege fremder lebender Sprachen, die ich teils als notwendige Voraussetzung zu wahrhaftem Reisegenuß, teils als einen Selbstzweck von unvergleichlicher Bedeutung für die Geistesbildung im großen erkannte, sie schließen in meiner Erinnerung die Reihe der im wesentlichen nachgymnasialen Faktoren meines geistigen Werdens.

Mich lockt nun die Frage: was von dem, wie viel von dem, was ich heute etwa bin, stammt in gerader Linie vom Gymnasium her, könnte nicht

sein, ohne daß ich die acht Jahre des Gymnasiums und speziell des Gymnasiums zu den Schotten in Wien, auf mich hätte wirken lassen? Hiebei muß von dem unerforschlich kleinen und doch alles umfassenden Dinge, der Urzelle begrenzten Seins, die man Individuum nennt, folgerichtig abgesehen werden, muß auch füglich bei Seite gelassen werden, was — ganz unvermeidlich auf dem Urgrunde der Gymnasialbildung weiterbauend — doch ganz spezifische Universitätsbildung ist. Über die Bedeutung des juristischen Fachstudiums für den praktischen Juristen, entferne ihn die Praxis seines Alltagsgeschäftes auch noch so weit von den Höhen und Tiefen der rechts- und staatswissenschaftlichen Doktrin, darüber ist hier mit keinem Worte zu reden. Ich will vom Gymnasium sprechen — von seiner Nachwirkung in Amt und Leben. Da sei es gleich von allem Anfange an festgestellt, daß ich nicht im mindesten die Absicht habe, als unbedingter Lobredner des Bestehenden etwa auch die gegenwärtige Ordnung und den Betrieb der Studien als ein »Noli me tangere«, das über Kritik und Besserung erhaben ist, hinzustellen. Weder berufen fühle ich mich, noch geneigt, diese undankbare Aufgabe zu übernehmen. Im Gegenteile: Vieles hat mir sehr eingeleuchtet und sein Echo in meinen eigenen Erfahrungen gefunden, was man immer wieder an scharfer Kritik über die bestehenden Gymnasialeinrichtungen hören kann. So habe ich z. B. oft mit einer Art Beschämung empfunden, daß uns die Schule mit den Dingen der umgebenden Natur zu wenig vertraut machte, um in Wald und Flur, Feld und Garten Bäume und Sträucher der gewöhnlichsten Arten mit annähernder Sicherheit unterscheiden, nennen, geschweige denn sie anderen beschreiben zu können. Und wenn der naturgeschichtliche Unterricht — zu meiner Zeit wenigstens — noch lange nicht auf der Höhe unseres naturwissenschaftlich-technischen Zeitalters stand, so scheint es nach allem fast wie eine Art Naturgesetz, daß der welthistorische in unseren Schulen immer so etwas wie ein halbes Jahrhundert hinter der Zeit zurück sei. Wir wenigstens — und mir scheint wohl auch, den unmittelbar der unseren folgenden Generationen ging es damit nicht viel anders — wir haben in bedeutend eingehenderer Weise von den Schicksalen der alten Phönizier erfahren als von den die unmittelbare Gegenwart gestaltenden Weltereignissen der letzten Dezennien. Mit dieser Scheu vor dem Fertigwerden mit dem Kapitel: »Neueste Geschichte« — die ja, ich verkenne es nicht, auch tiefere Ursachen haben mag — hängt auch eine Lücke in der Gymnasialbildung zusammen, die besonders dem nachmaligen Juristen fühlbar wird. Wissenschaften der allerverschiedensten Art, denen der als »reif« entlassene Abiturient sich zuwendet, finden einen durch die Mittelschule wohl bereiteten Boden, es finden sich Keime darein versenkt, die in der akademisch

ernsten Behandlung nur zur rechten Bedeutung aufzugehen brauchen. Die Juristerei — so recht die Wissenschaft des für alle Menschen bedeutungsvollen Tageslebens inmitten der staatlich organisierten Gemeinschaft — sie allein findet nichts dergleichen vor, nicht den leisesten Schatten eines Verständnisses für die rechtlichen Grundgedanken der Menschheitsentwicklung und — was fast noch befremdlicher — für die ökonomischen. Vielleicht ließe sich auch dem leicht abhelfen, wenn — was ja oft gefordert wurde — beim Geschichtsunterrichte weniger Nachdruck auf Schlachten und Jahreszahlen gelegt würde, dagegen mehr auf die schrittweise fortschreitende Kulturentwicklung in Staat, Gesellschaft und Familie, wobei dem Recht und der Wirtschaft maßgebende Rollen zugewiesen sind. Und nur noch einer Lücke im Erziehungsplan, deren Vorhandensein ich in späterer Zeit oft peinlich empfunden habe, sei gedacht: der viel zu geringen Pflege der Redekunst an unseren Gymnasien — ja, man könnte wohl sagen: ihres Garnichtvorhandenseins, vergleicht man damit die mit allem Recht so hoch entwickelte Pflege, die die Kunst schriftlichen Ausdruckes findet — unentbehrlich für jeden, am unentbehrlichsten für denjenigen, der gleich dem Beamten täglich von amtswegen zu stilisieren, zu »formulieren« hat —, bedenkt man anderseits die immer fortschreitenden Ansprüche, welche in bezug auf die Beherrschung des frei gesprochenen Wortes das immer mehr in die Öffentlichkeit dringende Leben an den praktischen Juristen, den Advokaten oder Parlamentarier nicht nur, sondern ganz ebenso auch an den richterlichen oder administrativen Beamten stellt. Freilich, mit all dem wären wieder Mehrforderungen an Zeit und Lernkraft unserer Schüler aufs Programm gesetzt, von deren Abhilfe heischender »Überbürdung« so viel gesprochen wird. Wie dafür Raum schaffen? ist eine schwer zu beantwortende Frage. »Man werfe die altklassischen Sprachen oder wenigstens das Griechische dafür über Bord.« Dieser rasch gegebenen Antwort werde ich mich wohl hüten, zuzustimmen. Ich werde mich auch hüten, mich in das Gestrüpp der Pros und Kontras dieser zu den allerstrittigsten gehörigen Tagesfrage einzulassen. Meine pro domo gebildete unmaßgebliche Privatmeinung auszusprechen scheue ich mich aber nicht: es ist ja gewiß kein unumstößliches Axiom, daß das Griechische und in seiner Gestalt die gesamte antike Kultur immer und für alle Zeiten den Grundpfeiler der Menschheitsbildung abgeben muß, bloß, weil es so durch Jahrtausende war. Es wird so bleiben, bis ein passender Ersatz gefunden ist, eine neue universelle Bildungsgrundlage, über die sich die ganze zivilisierte Welt geeinigt hat und die wir heute noch nicht kennen, die ganz besonders auch in der eigenen Literaturvergangenheit des einzelnen besonderen Volkes, so herrliche Schätze sie

bergen möge, nicht liegt. Kulturschicht auf Kulturschicht lagern die Jahrhunderte im Laufe der Menschheitsentwicklung, noch immer bildet die Antike die breite Basis für alle darüber gelagerten jüngeren Schichten, die sie stützt und von innen heraus durchleuchtet. Erst wenn dem nicht mehr so sein wird, wenn der Kulturreichtum, den die neuen geschichtlichen Perioden darüber getürmt, selbsteigen und in sich selbst gefestigt bis zur Undurchsichtigkeit sein wird, vielleicht wird dann auch das Auge, das den Überblick über das Ganze sucht, von jenen tieferen Schichten absehen dürfen, ähnlich wie wir heutzutage von altägyptischer oder assyrischer Kultur unabhängig geworden sind, und vielleicht wird dann der gebildete Laie es dem gelehrten Fachmann überlassen können, noch tiefer zu bohren, um in eine persönliche Berührung mit dieser Kultur zu treten, persönlich, wie sie nur die jahrelange Versenkung in ihre Sprache schafft.

Gleichviel aber wie, mit welchem Lehrplan die sogenannte humanistische Bildung zu erzielen, eben dieser Bildung, die heute nur das Gymnasium mit Latein und Griechisch gibt, will ich heute ein Loblied singen. Ein Loblied von einem ganz bestimmten Standpunkt aus: von dem des im öffentlichen Leben stehenden Beamten.

Ein geistreicher Rechtslehrer hat einst gesagt: Gebildet ist, wer viel vergessen hat. Wenn das wahr ist, dann hat meine amtliche Laufbahn mir reichlich Gelegenheit gegeben, mich als »Gebildeten« zu betätigen. Um beim Griechischen zu bleiben, so sind es außer den Anfangsversen der Iliade, vom „Μῆνιν ἄειδε" . . . bis „Διὸς δ'ἐτελείετο βουλή", die ich noch immer auswendig weiß, wohl nur ein paar armselige Brocken von Worten und Sätzen, die in meinem Gedächtnis haften. Und auch sonst — wenn ich auch nur eine blasse Ahnung mehr von einem der mathematischen oder mathematisch-physikalischen »Beweise« hätte, die ich in Zeiten vor der »Matura« so oft in Träumen mit unheimlicher Selbstverständlichkeit und verwirrendem Gewimmel von Ziffern und Zeichen auf einer geträumten Tafel vor mir erstehen sah! Und doch, ich betrachte dies alles als nicht verloren. Auch abgesehen von jener seltsamen psychischen Fakultät (die ich das latente Gedächtnis nennen möchte), einmal Gewußtes und Beherrschtes, wenn es auch gänzlich entschwunden scheint, bei geringerer äußer Nachhilfe aufs rascheste und vollständigste wieder in sich aufleben zu lassen — auch davon abgesehen: ich bedaure nicht, all das, und mag mir auch nie im Leben wieder eine Erinnerung daran begegnen, gewußt, gekannt, gekonnt zu haben. All das, mir einst geistig in Fleisch und Blut übergegangen, mag ich infolge des geistigen Stoffwechsels auch keine Ahnung von seiner Zusammensetzung mehr haben, betrachte ich als einen kostbaren inneren Besitz, den — behaupte ich — kein Stand so nötig hat wie der Beamte.

Der Beamte, der — judizierend, regierend, verwaltend — in Menschenschicksal eingreift — mit jenem vielleicht minimalen Bruchteil von Macht, der von der großen Machtzentrale Staat auf ihn als winziges Teilorgan des Ganzen übertragen ist, er hat mehr als alles und mehr als irgend ein anderer nötig, Mensch zu sein. Jenes restlose Aufgehen im Beruf und Sichgestalten nach dem Beruf, wie es dem Angehörigen anderer Berufe frommen mag — auch da nur innerhalb gewisser Grenzen — die sogenannte glückliche »Einseitigkeit« etwa, die man dem Künstler als sein Privileg zugestanden hat, sie würde, auf den Beruf des Beamten übertragen, zur Verzerrung jedes gedeihlichen Prinzipes, zur trostlosen Schablonen- und Formelherrschaft. Es gibt keinen schlechteren Beamten als den, der nichts als Beamter ist. Dagegen scheint mir der beste derjenige, dem man den Beamten am wenigsten anmerkt. Das alles möchte ich aber nicht gesagt haben, um etwa durch Paradoxe zu glänzen. Keineswegs ein Widerspruch mit seiner Eigenart, sondern in der tiefsten Natur des Beamtenberufes im modernen Staate ist es gelegen, daß der Kreis seiner Aufgaben nicht ein durch starre Grenzsäulen ein für allemal abgesteckter ist, daß die Wissenschaft, die die gedeihliche Bewältigung seiner Aufgaben lehrt, sich nur zum allergeringsten Teile in den Gesetz- und Lehrbüchern der Verwaltungskunde erschöpft. Wie der Kreis der Aufgaben, die der Staat selbst in der unbegrenzten und unbegrenzbaren Vielheit seiner Funktionen aufsaugt, ein beständig wechselnder, wachsender ist und wie die Lebensgesetze, die den Staat und seine Verwaltung beherrschen, sich aus diesen Einflüssen immer wieder neu gebären, so steht auch der einzelne Beamte mit jedem neuen Fall, in dem er zu entscheiden, »amtszuhandeln« hat, einer neuen Forderung des Lebens gegenüber. Er wird ihr nur gewachsen sein, wenn er nicht nur weiß, was das Gesetz, — wo es eines gibt — vorschreibt und wie in tausend ähnlichen Fällen entschieden und »geamtshandelt« worden, sondern, wenn sein Blick auch klar und geschult ist, um wahrzunehmen, was in dem neuen Falle, aller äußeren und inneren Ähnlichkeit zu Trotz, etwa neu ist, aus dem Schema herausfällt und darum — sollen nicht wichtige Interessen verkümmern — eine neuartige Behandlung fordert. Die Gesetze — die wichtigsten wenigstens — ihre Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte, hat er an der juridischen Fakultät kennen gelernt, die Kenntnis der Praxis und das Geschick ihrer Handhabung kann ihm nur die Praxis geben. Alles andere — wie ich meine das Wichtigste — muß er schon von früher her mitgebracht haben. Ich sage: vom Gymnasium her. Freilich, gesunden Menschenverstand, wie man das Allerwesentlichste davon zusammenfassend nennen könnte, vermag auch das Gymnasium dem nicht zu geben, der ihn nicht hat, aber es vermag ihn

zu stärken und zu entwickeln, wie keine Lehranstalt sonst bis heute — sei es auch an grammatikalischen oder mathematischen Problemen, die in gar keinem näheren Zusammenhang stehen mit den praktischen Aufgaben des künftigen Lebens. Um so besser, möchte ich beinahe sagen! Die Unbefangenheit, welche die allgemeine Bildung und in ihr die Abwesenheit irgend eines auf ein bestimmtes Fach, auf bestimmte konkrete Ziele gerichteten Spezialdrills in den jungen Seelen nicht nur beläßt, sondern festigt und großzieht, ist ein nicht hoch genug zu schätzender *Gewinn*. Sie läßt es als Vorteil erscheinen, daß lauter — anscheinend so überflüssige Sachen gelehrt werden, daß es keine Konvikte für angehende Richter oder Verwaltungsbeamte nach dem Muster der Militär- oder Malerakademien, Handelsmittelschulen u. dgl. gibt, sondern humanistische Lehranstalten, in denen — wie das Wort selbst sagt — »Menschen« herangebildet werden. Die großen Devisen, die im Laufe der Jahrhunderte in der Herrschaft über die Menschheit einander ablösten, sie ergänzen sich gegenseitig, sie machen einander nicht entbehrlich. Ebensowenig als die *liberalen* Ideen tot sind, weil wir heute mehr von den *sozialen* sprechen, ebensowenig ist der *Humanismus* als weltbeherrschende Macht entthront, weil die Geschichte des letzten Jahrhunderts so lebhaft von den *nationalen* Kämpfen wiederhallte. Im Gegenteil — wir brauchen ihn auch heute noch, brauchen ihn dringender als je — zur Abwehr gegen die Verwirklichung jenes bitteren Dichterwortes von dem Wege, der schließlich — zur »Brutalität« zurückführt. Wir Beamte, denen ein Stück Menschenschicksal — ein im modernen Staate täglich wachsendes — in die Hand gegeben ist, brauchen ihn am allerdringendsten. Die Fähigkeit und Neigung, alles Menschliche menschlich zu erkennen und keinem Menschlichen sich zu verschließen, sie wird uns aber durch das Gymnasium vermittelt. Durch das Gymnasium, wenn es ist, wie es sein soll. Nur dasselbe ist es aber, von einer anderen Seite erfaßt, wenn ich sage: das Gymnasium gibt uns den *historischen* Sinn, das Verständnis für den inneren Zusammenhang alles Werdens — in der großen Völkerbewegung sowohl wie in den Schicksalen des kleinen einzelnen. Aber das besorgt nicht nur der Unterricht in der Weltgeschichte — mit mehr oder minder vielen Jahreszahlen, Schlachtennamen und ähnlichem Gedächtnisballast wird die ja überall gelehrt. Viel kräftiger, lebendiger und intimer werden wir mit dem Geist eines Volkes, einer vergangenen Epoche in Berührung gebracht, wenn wir — ihre Sprache lernen. Und da stehen wir wieder ganz dicht vor der vielumstrittenen Frage — und da scheint mir eines der gewichtigsten Argumente »pro« zu liegen: die Ermöglichung eines inneren Eindringens in den Geist der antiken Welt durch die Beschäftigung mit ihren Sprachen. Ja, wenn die Wichtigkeit dieses

Eindringens für den heutigen Menschen geleugnet wird — dann steht es freilich anders. Ich möchte mir aber von meinem Standpunkte hier nur eine kleine Abschweifung in den Amtsstil gestatten und sagen: Der Beamte »hebt«, wenn er die Lage der Dinge kennen lernen will, vor allem — »den Vorakt aus« — der größte Vorakt in der Entwicklung der Gesamtmenschheit ist — die Antike. Die Vorakten muß man aber, um genau informiert zu sein, im Originale lesen. — — —

So weit der Beamte. Wir sind aber nicht nur Beamte — sondern auch Menschen. Das ist ja — ich betone es noch einmal — gewiß kein Gegensatz, aber es deckt sich nicht. So viel Menschentum ich für den richtigen Beamten und von ihm in Anspruch nehme, es muß sich nicht und darf sich nicht im Beamtentum erschöpfen, sein Kreis ist weiter, ist unendlich. Und ich preise mein Schicksal, daß ich mein Leben für mich habe, das ich mir nach Lust zurechtgeschmiedet, in Arbeit und Genuß, unter einer freundlichen Sonne und unterstützt unter liebevoll helfenden Händen und das nur mir gehört und nichts zu schaffen hat mit allen Pflichten und Zielen der Allgemeinheit. Allen holden Lebensmächten sag ich Dank dafür — aber der altehrwürdigen Schule vor allem, die die erste war, diesem engen persönlichen Leben weiten Inhalt, den Inhalt einer Welt zu leihen. Und nicht zuletzt danke ich für den hellen Glanz, den sie durch die Freude am Schönen darüber verbreiten half. Ich weiß wohl: der ästhetische Sinn ist dem Individuum eigen als sein individuellster Besitz, er wächst oder verschrumpft je nach der Fülle der Nahrung, die ihm zu Teil wird und akkommodiert sich vielfach der Art dieser Nahrung. Aber es läßt sich durch eine jahrelange systematische Lehreinwirkung viel daran fördern, verkümmern oder verderben. »Bei den Schotten« haben sie ihr Möglichstes getan, damit natürliche Anlage auf diesem Gebiete sich frei und natürlich und, vom Besten befruchtet, zum Höchsten entwickle. Und wenn ich die Elemente überschaue, aus denen das Glück meines Lebens sich zusammensetzt, so finde ich — nach dem der Familie — keines, das ich auch nur annähernd so hoch bewerte als die lange Kette ästhetischer Freuden, die sie mich genießen lehrten.





Hamerling als Schottengymnasiast. ✿ Von Michael Maria Rabenlechner. ✿

Robert Hamerling kam als der Sohn des Webers Franz Hammerling zu Kirchberg am Walde am 24. März 1830 zur Welt. In der Taufe erhielt das Kind den Namen »Rupertus«. Zur Zeit der Geburt dieses ihres (ersten und einzigen) Sprößlings besaßen die Eltern noch ein kleines Häuschen, Kirchberg am Wald Nr. 88; darin stand der Webstuhl, an dem der Mann sein Geschäft selbständig betrieb. Aber schon ein Jahr nach der Geburt des Kindes brach das Unglück herein. Der Mann verlor seine bescheidene Habe und mußte fort in die Fremde, die Mutter aber begab sich mit dem Kinde in ihren Geburtsort Groß-Schönau — gleichfalls im niederösterreichischen Waldviertel in der Nähe des Städtchens Weitra gelegen. Für die nächsten Jahre fand sie und das Kind bei ihrem Bruder Hilfe in der Not. Hier also, in Groß-Schönau, wuchs unser Dichter auf bis zu seinem zehnten Lebensjahre — ein stilles, scheues Kind mit reichem Innenleben. Hier in diesem Dörfchen ver-

fertigte er auch in seinem siebenten Lebensjahre seine ersten Verse. An der dem Zisterzienserstifte Zwettl inkorporierten Pfarre Groß-Schönau fungierte damals als Kaplan ein junger, herzensguter Priester, P. Hugo Traumihler. Dieser versah auch an der dortigen Schule die Stelle eines Katecheten. P. Hugo Traumihler wurde in der Schule auf unseren Knaben aufmerksam, nahm sich des seltsamen, schüchternen Kindes gerne an und förderte es umsomehr, als der Knabe im Stifte Zwettl einen Ordensbruder P. Hugos als Großoheim besaß, den damals in ganz Niederösterreich bekannten und geschätzten Priestergreis P. Ambros Haßlinger. Von diesem Stifte Zwettl nun wurden je nach Bedarf (nach kritischer Aufnahmsprüfung) stimmbegabte Knaben aufgenommen, denen die Verpflichtung zukam, am Chore der Stiftskirche zur Orgel den feierlichen Kirchengesang zu besorgen, wofür hingegen sie im Stifte unentgeltlich Verpflegung und Gymnasialunterricht erhielten. Obgleich mit keinen besonderen Stimmitteln begabt, fand unser Dichter doch auf Fürsprache P. Hugos und P. Ambros' 1840 Aufnahme ins Zwettler Sängerknabenkonvikt und trug durch vier Jahre die bezügliche graue Uniform. In diesen vier Jahren absolvierte unser Poet im Stifte Zwettl die vier ersten Gymnasialklassen — oder besser gesagt: Kleriker des Stiftes Zwettl erteilten die Zeit hindurch Privatunterricht und am Schlusse jedes Semesters war die offizielle Privatistenprüfung am Piaristengymnasium in Krems. Die letzte dieser acht Prüfungen fand Sommer 1844 statt. Damit waren die vier Jahre des Sängerknabendienstes um und es hieß somit, Abschied nehmen von der Waldheimat und die klösterliche Stille vertauschen mit der geräuschvollen Residenz an der Donau, wo der Vater als Diener eines Baron Pidoll (in der Bäckerstraße) Stellung gefunden hatte. Also findet am 15. August 1844 frühmorgens der Abschied statt vom Stifte Zwettl und noch am Abend des gleichen Tages weilt der Vierzehnjährige nach vierjähriger Trennung wieder bei seiner Mutter, die (notgedrungen von ihrem Manne getrennt) in der damaligen Vorstadt Wieden in der Schlössel-(heute Lambrecht-)gasse Nr. 595 (gegenwärtig Nr. 4 — übrigens schon seit Jahren ein Neubau) wohnte.

In Wien gab es damals drei Gymnasien — nicht mehr; das Piaristengymnasium in der Josefstadt, das Piaristengymnasium in der Stadt (wegen der Nähe der Universität auch »das akademische Gymnasium« genannt) und das Schottengymnasium. Von seiner Wohnung auf der Wieden wäre vielleicht unserem Knaben das Piaristengymnasium in der Josefstadt das bequemer erreichbare gewesen. Aber P. Haßlinger stand mit etlichen Mitgliedern des Schottenstiftes in freundschaftlicher Beziehung und so empfahl er diesen seinen Großneffen recht warm. Bereitwillig findet darum unser Dichter unentgeltliche Aufnahme am Schottengymnasium, in dessen Haupt-

katalog demnach — Oktober 1844 bis August 1846 — der Name »Rupert Hammerling« als Absolvent der beiden Humanitätsklassen verzeichnet ist. —

Das österreichische Gymnasium des Vormärz umfaßte sechs Klassen. Die ersten vier hießen die Grammatikalklassen, die beiden letzten — das Obergymnasium — waren die Humanitätsklassen. Jede dieser sechs Klassen hatte ihren besonderen Namen. Die erste Grammatikalklasse hieß »Parva«, die zweite »Principia«, die dritte »Grammatik«, die vierte »Syntax«; die erste Humanitätsklasse hieß »Poesie«, die zweite »Rhetorik«. Matura gab es nicht. Gelehrt wurde Religion, Latein, Geographie und Geschichte, Mathematik und von der dritten Klasse an auch Griechisch. Die deutsche Sprache wurde nicht gelehrt, doch war dem Humanitätsprofessor gestattet, ab und zu ein deutsches Pensum zu geben, das dann zu Hause schriftlich ausgearbeitet werden mußte.

Das Gymnasium des Vormärz entsprach also beiläufig den ersten sechs Klassen des gegenwärtigen österreichischen Gymnasiums.

Werfen wir einen kurzen Blick auf das Schulleben jener Tage.

Anfangs Oktober beginnt damals das Schuljahr, und zwar (wie noch heute) mit einem feierlichen Hochamte. Dann setzt sofort der regelmäßige Unterricht ein mit seinen Aufgaben und Prüfungen. Es wird viel aufgegeben und es wird strenge geprüft. Damals unterscheidet man tägliche, wöchentliche und monatliche Prüfungen. Die täglichen Prüfungen haben die Tageslektion zum Gegenstande, die wöchentlichen Prüfungen umfassen das Studiumgebiet einer Woche, die Monatsprüfungen begreifen den Stoff eines Monats. Diese Monatsprüfungen finden stets in Gegenwart des Präfekten statt (»Präfekt« — die Bezeichnung damals für Gymnasialdirektor). Die letzte Monatsprüfung in jedem Semester heißt Ehrenprüfung und wird öffentlich in einem besonderen Saale abgehalten. An dieser Prüfung dürfen nur die besseren Schüler teilnehmen. Dabei sind anwesend der Vizedirektor (»Vizedirektor« — damals so viel wie Landesschulinspektor), hohe Staatsbeamte und Angehörige der Prüflinge. Bei diesen Ehrenprüfungen wird besonders strenge examiniert. Feierlich ist der Schluß des Schuljahres, der anfangs August statthat. Da versammeln sich im Festsaale des Gymnasiums alle Schüler und deren Angehörige zu einem Schulfest, der sogenannten »Verlesung«. Eine lateinische Rede eines älteren Humanitätsklassenschülers leitet stimmungsvoll das Ganze ein. Dann tönt ein festlicher Tusch und die drei besten jeder Klasse treten vor und empfangen als Prämien ihres Fleißes — jeder aus ihnen — ein schön gebundenes Buch lehrhaften Inhalts, weiter werden die drei bis vier nächstbesten Schüler jeder Klasse feierlich genannt und belobt und schließlich werden

die Noten aller Schüler verlesen und jedem aus ihnen ein gedrucktes Verzeichnis dieser Schlußresultate eingehändigt. Dann geht's in die Ferien. Fünfmal des Jahres werden die Schüler zur Beichte geführt, alltäglich ist Schulmesse, an jedem Sonntag und Feiertag ist zudem Exhorte, in den ersten drei Tagen der Karwoche werden täglich zweimal Predigten gehalten, die sogenannten Exerzitien. Streng wird auf Disziplin gesehen. Damals gibt's auch noch ein Ehrenbuch und ein Schandbuch — dieses in schwarzes Papier gebunden mit schwarzem Schnitt, das andere in rotem, goldgepreßtem Leder mit reichem Goldschnitt. Die Eintragungen in diese zwei bedeutungsvollen Bücher geschehen von zwei zu zwei Monaten. Glücklich der, der den Weg ins Ehrenbuch gefunden — wehe dem, der im Schandbuch steht, es ist der erste Schritt zur Exklusion. . . .*)

Wie dem Kenner sofort klar sein dürfte, mahnt in diesem Schulleben des Vormärz noch so manches an die Jesuitenschulen der vortheresianischen Zeit. Und das wäre auch wahrhaftig nicht das Tadelnswerteste der vormärzlichen Mittelschule Österreichs! Wäre hingegen nur nicht auch das Lehrsystem ein so völlig veraltetes gewesen! Reichten die bezüglichen Verordnungen ja gerade unverändert zurück bis in die Zeit Maria Theresias. So gab es an den damaligen Gymnasien (von den völlig veralteten Lehrbüchern gar nicht zu sprechen) nicht einmal — Fachlehrer. An einer Klasse eines Gymnasiums wirkten überhaupt nur je zwei Lehrer, der eine, der Religion dozierte und der zweite, der sämtliche übrigen Gegenstände zu lehren hatte. Da der Religionsprofessor für alle sechs Klassen dieselbe Persönlichkeit war, wirkte demnach an einem österreichischen Gymnasium des Vormärz, soferne es nicht Parallelklassen besaß, stets nur ein Lehrpersonal von sieben Personen. — Aber genug davon und damit wieder zurück zu unserem Humanitätsklassenschüler Rupert Hammerling. —

Die Lehrer unseres Poeten am Schottengymnasium während beider Jahre waren P. Leander Knöpfer, der Religion lehrte und als Exhortator fungierte, und P. Berthold Sengschmitt, der Humanitätsprofessor. Dieser stieg von der fünften zur sechsten Klasse mit seinen Schülern auf.

In dieser Zeit finden wir unter der österreichischen Gymnasialjugend den schönen Gebrauch, daß häufig Absolventen eines Gymnasiums einem besonders beliebten Lehrer dessen künstlerisch ausgeführtes Bild widmeten. So auch die Studenten des Schottengymnasiums obigen beiden Lehrern, und

*) Näheres und sehr Interessantes über dieses Schulleben des Vormärz (speziell am Schottengymnasium) findet sich in der aus Anlaß der Säkularfeier des Schottengymnasiums von Dr. Albert Hübl verfaßten Festschrift, die — quellenmäßig genau gearbeitet — eine Geschichte des Unterrichts im Schottenstifte gibt.

zwar 1840 dem P. Leander und 1844 dem P. Berthold. Beide Bilder sind Lithographien, das P. Leanders gezeichnet von Eybl, das andere gezeichnet von Gabriel Decker. Dieses letztere Bild (gedruckt bei J. Höfelich) zeigt uns einen behaglich im Lehnstuhl sitzenden Priester mit überaus gemütlichem Gesichtsausdruck. Und was auf diesem Bilde die Physiognomie spricht, das war auch in Wirklichkeit der Fall. P. Berthold Sengschmitt war ein herzensguter Mann, gemütlich im Verkehr mit seinen Schülern — stets bereit, ihnen hilfreich unter die Arme zu greifen, dabei hochgebildet — ein begeisterter Verehrer unserer großen deutschen Dichter, selbst im stillen sogar ein Poet.*)

Auch unserem Knaben gegenüber erwies sich P. Berthold recht wohlwollend.

Der Knabe war indes auch nicht unfleißig.

Nr. 36.

Hammerling Rupertus Austr. Kirchberg ad silv. Ex. a did. primae Humanitati adsiduam dedit operam, atque in tentamine publico prioris cursus semestris anni 1845

a morum cultura..................	in classem	primam eminenter
e doctrina religionis.............		acced. ad eminent.
ex auctorum interpretatione et stylo		primam
e studio linguae Graeciae.........		acced. ad eminent.
» » Geographiae et historiae.		acced. ad eminent.
» » mathesis.................		primam

relatus est.

Viennae, in Gymnasio C. R. ad Scotos die 7. mensis Martii anni 1845.

Conradus Luttinger — Praefectus Gymnasii.
Bertholdus Sengschmitt — Professor publicus.

*) Vgl. hierüber meinen Aufsatz »Von einem Lehrer Hamerlings« in Roseggers »Heimgarten«. XX. Jahrgang, pag. 830 ff.

Dies, wörtlich nach dem uns vorliegenden Original, das erste Zeugnis unseres Dichters am Schottengymnasium, am Ende des ersten Semesters der ersten Humanitätsklasse. Und in den folgenden drei Zeugnissen treffen wir nur noch bessere Noten: primam eminenter, d. i. vorzüglich, oder doch wenigstens accedentem ad eminentiam, und die Note prima — genügend — kehrt nicht wieder.

	Sitten	Religion	Latein	Griechisch	Geschichte u. Geographie	Mathematik
1. Hum.-Klasse 2. Semester	prima eminenter	prima eminenter	acced. ad eminentiam	prima eminenter	prima eminenter	acced. ad eminentiam
2. Hum.-Klasse 1. Semester	prima eminenter	prima eminenter	acced. ad eminentiam	prima eminenter	acced. ad eminentiam	acced. ad eminentiam
2. Hum.-Klasse 2. Semester	prima eminenter	acced. ad eminentiam	acced. ad eminentiam	acced. ad eminentiam	acced. ad eminentiam	acced. ad eminentiam

Sind's auch keine hervorragenden Zeugnisse: unser Student brauchte sich ihrer wahrhaftig nicht zu schämen.

Aber in einem Gegenstande hatte unser Kleiner Nachsicht — entschiedene Nachsicht nötig gehabt — Nachsicht, die ihm der seelengute, warmherzige P. Berthold auch reichlich angedeihen ließ. P. Berthold Sengschmitt kannte in unserem Knaben das Poetlein in herba: diktierte er ja doch wiederholt deutsche Schulpensa, die unser Poet in Versen abgefaßt, als die besten Leistungen der Klasse herab vom Katheder. Vielleicht nun ist die Nachsicht, die ihm P. Berthold in jenem gewissen Gegenstande so großmütig angedeihen ließ, mit eine Folge der Erfahrung gewesen, auf wie argem Kriegsfuß ein Poet steht mit den — — Zahlen, Quadrat- und Kubikwurzeln. Hamerling hat nämlich mathematisches Talent gründlich gemangelt. In seiner Selbstbiographie hat unser Dichter dem wackeren Schottenpriester für dieses humane Entgegenkommen humorvoll-freundlich ein schönes Ehrensäulchen aufgerichtet. »Wenn ich als Gymnasiast bei den Schotten in der Mathematik secundam (zweite) und in den übrigen Gegenständen primam eminenter (vorzüglich) bekommen sollte, so glich der gute P. Berthold die Sache dadurch aus, daß er mir in allen Gegenständen accedentem ad eminentiam (beinahe vorzüglich) gab.*) ... hätte P. Berthold Sengschmitt den Menschen vom rein mathematischen und nicht lieber die Mathematik vom rein menschlichen

*) Hamerling denkt an das Zeugnis des zweiten Semesters der II. Humanitätsklasse.

Standpunkte betrachtet, so wäre ich »durchgefallen«, hätte ein Handwerk lernen müssen, und man würde jetzt Schuhe oder Kleider statt Prologe und »Festblätter« bei mir bestellen.«*) — —

So wandert also vom 1. Oktober 1844 an — den Schulpack unterm Arme — ein blondhaariger Jüngling alltäglich früh 7 Uhr von der Lambrechtgasse auf der Wieden den ungefähr dreiviertel Stunden langen Weg in die »Stadt« auf die Freiung ins Schottengymnasium. Die Kleidung des Burschen ist fadenscheinig, die bleiche, kränkliche Gesichtsfarbe deutet auf schlechte Ernährung: das Studentlein ist blutarm. Mittags gibt ihm in der Leopoldstadt das Kloster der barmherzigen Brüder einen Freitisch, denn der Vater vermag gerade mit seinem Dienergehalt die Wohnung für Weib und Kind zu zahlen; die Mutter verdient zwar einiges durch Näharbeit und nimmt außerdem gegen Entgelt ein Findelkind in Pflege, aber das alles reicht nicht aus für die Kosten eines bescheidenen Haushaltes: oft muß unser Student ohne Frühstück in die Schule und hungernd abends ins Bett . . .**) Scheu und äußerlich unbeholfen sitzt er unter seinen Kollegen auf der Schulbank. »Menschenscheu und äußerlich unbeholfen«, so wenigstens schildert ihn uns sein Gymnasialkollege Rudolf Schwingenschlögl, der mit ihm im gleichen Jahrgang war.***)

Aber was vermag schließlich auch das düsterste äußere Leben dem anzuhaben, in dessen Innern wohltuend licht die Wunderblume der Phantasie sprießt. Die Muse läßt sich durch Ungemach wahrhaftig nicht verdrängen; schon seit dem siebenten Lebensjahre ist sie ja unserem Dichter treu, und jetzt keimen nicht mehr bloß lyrische Gedichte in großer Zahl empor — der Jüngling greift vielmehr nach höherem Lorbeer. So gibt ihm Luise Brachmanns Ballade »Kolumbus« den Stoff zu einem zweiaktigen Drama »Kolumbus«, das er Dezember 1844 vollendet. Etliche Monate darauf begeistern den frommen Jüngling Chateaubriands »les martyrs« zu einer fünfaktigen Tragödie »Die Märtyrer«, und die frommen Exhorten P. Leanders — sie liegen uns als Buch (Wien, 1840) gedruckt vor — mögen ihn wohl bei der Stoffwahl eines dritten größeren Werkes beeinflußt†) haben, der Kanzone: »Eutychia, oder die Wege zur Glückseligkeit«. Diese beiden letzteren

---

*) »Stationen meiner Lebenspilgerschaft« (Hamburg, 1889), pag. 70 ff.

**) Eingehenderes hierüber im ersten Bande meiner Hamerling-Biographie (Hamburg 1896), auf den ich auch bezüglich des folgenden Absatzes als Hauptquelle verweise.

***) Vgl. hiezu »Ungedruckte Briefe von Robert Hamerling«, I. Teil (herausgegeben von Böck-Gnadenau, Wien, Allgemeine Nationalbibliothek Nr. 163—165), pag. 86 ff.

†) Vgl. hierüber die interessante Untersuchung von Dr. Max Vancsa im Vorworte seiner »Eutychia«-Ausgabe (Allgemeine Bücherei, herausgegeben von der Österreichischen Leo-Gesellschaft. Neue Folge, Nr. 1, Stuttgart und Wien, 1900), pag. 6.

Stücke überreicht er nach wiederholter gründlicher Umarbeitung in von ihm selbst besorgter prächtiger, noch heute wohlerhaltener*) Reinschrift seinen beiden Lehrern; und zwar die Tragödie dem P. Berthold Sengschmitt, die Kanzone P. Leander Knöpfer. Daneben ist er im zweiten Semester der zweiten Humanitätsklasse die Seele eines in dreizehn Nummern erschienenen, handschriftlich hergestellten Gymnasiastenjournals »Aurora« — und findet zu alledem noch das Behagen, sich zu dem hübschen Töchterchen Adelheid seines Firmpaten Köfferlein in ein zartes Verhältnis hineinzuträumen — ein platonisches Hangen und Bangen, das ihn schließlich sogar veranlaßt, seinen Taufnamen Rupert in »Robert« zu verwandeln — »der Liebe wegen — Robert lispelt sich's viel schöner«. Diese Taufnamenveränderung geschieht just um dieselbe Zeit, wo er auch anfängt, seinen Familiennamen mit nur einem »m« zu schreiben.

Aber wir geraten abseits von unserem Thema. Denn vorliegende Zeilen wollen nicht die Biographie Hamerlings während der Zeit seines Schottengymnasialbesuches bieten, sondern haben lediglich diesen letzteren im Auge; und nachdem wir über Hamerlings Lehrer und seinen Studienfortgang alles Wesentliche bereits berichtet, sei unserer Publikation der eigentliche Wert verliehen durch Mitteilung dessen, was der Schottenschüler Rupert Hammerling Interessantes über sein Schottenschulleben in seinen Tagebüchern äußert.

Hamerling hat Zeit seines Lebens fleißig Tagebuch geführt. In seinem fünfzehnten Lebensjahre hat er sich das erste angelegt, und wenige Wochen vor seinem Scheiden hat ihm erst tatsächlich der Tod den bezüglichen Stift aus der Hand genommen. Das erste Blatt dieses Tagebuches ist datiert vom 15. August 1844. Es schildert uns die Übersiedlung vom Stifte Zwettl nach Wien. Die Tagebücher der folgenden zwei Jahre gelten — wer will's dem sensitiven Poetenherzen etwa verübeln? — in erster Linie der Muse und der — Liebe, doch auch die Schule gelangt auf ihnen einigermaßen zu ihrem Rechte.

Aber nunmehr habe das Wort Robert Hamerling. Der Größte unter denen, die bisher auf den Bänken des Schottengymnasiums gesessen, soll im folgenden zu uns sprechen und uns ausschließlich selber von seinem Schottengymnasialbesuch berichten. An einer einzigen Stelle nur wollen wir aus ganz gewichtigem Grunde die gebotenen Äußerungen unseres Dichters für einen Moment unterbrechen.**)

*) Siehe das Bezügliche im Vorworte von Vancsas »Eutychia«-Ausgabe (l. c.), pag. 7, sowie im Vorworte zu der von mir besorgten Ausgabe der »Märtyrer« (im ersten Bändchen von A. Breitners »Literaturbilder der Gegenwart«, Dresden, 1901), pag. 19 ff.

**) Die Mitteilung der folgenden Tagebuchblätter geschieht aus dem mir vorliegenden Originalmanuskripte von Hamerlings Jugendtagebüchern.

1. Oktober 1844.

Beginn des Schuljahres. Heiligengeistamt.

6. Oktober.

Ich wurde zum ersten Male examiniert, und zwar aus der lateinischen Grammatik.

7. Oktober.

War Beichttag.

22. November.

... Sitten und Religion im Ehrenbuche.

9. Jänner 1845.

Nachmittags 4 Uhr begleiteten wir unseren Mitschüler Müller zum Grabe. Er wurde von dem hochwürdigen Herrn P. Leander unter Assistenz der beiden Herren P. Berthold und Maurus eingesegnet bei den PP. Serviten, und dann ging der Zug unter Begleitung der Hoboistenbande durch Thury (er wohnte in der Rossau, Porzellangasse) auf den Gottesacker vor der Nußdorferlinie.

5. März.

Zum 46. Male examiniert (ex Geogr) und nachmittags zum 47. Male (ex hist). Heute ist der letzte Tag dieses Semesters.

6. März.

Prüfungstag für das I. Semester 1845. Um 8 Uhr fanden wir uns im Prüfungssaale*) ein. Dieser ist ziemlich geräumig; im Hintergrunde befinden sich ungefähr zehn kurze Bänke in zwei Reihen für die Studenten; die ersten beiden sind rot ausgeschlagen, aber ziemlich antik. In der Mitte des Saales, ziemlich entfernt von den Bänken, sind die Plätze für den Herrn Professor, Herrn Präfekten und den Herrn Vizedirektor; linker Hand für den Herrn Professor, mit rotem Teppich behängt, sowie die beiden übrigen, die sich in der Mitte des Saales befinden. Zwischen den beiden Tischen des Herrn Präfekten und Herrn Vizedirektors ist ein einfacher Stuhl für den Herrn Prälaten. Hinter diesen nun stehen die Sitze (rot ausgeschlagene Stühle) für die Zuhörer und Fremden. An den Wänden hängen vier in vergoldete Rahmen gefaßte Bildnisse ... dies ist ungefähr die Beschaffenheit des Saales. — — — Um 8 Uhr fand sich auch schon der Herr Vizedirektor Walch ein mit dem Herrn Präfekten und Professor. Nun wurde das Griechische vorgenommen. Ich ward gerufen und übersetzte das Kapitel

*) Gegenwärtig (und schon seit Jahren) dient dieser einstige Prüfungssaal als Lehrzimmer der achten Klasse.

»Demütigung des stolzen Arztes Menekrates« aus den Aelian. Es ging ziemlich gut. Nun fanden sich auch mehrere Fremde ein als Zuhörer. Es war ungefähr 9 Uhr, als der Herr Vizedirektor sich entfernte. Jetzt wurde Latein vorgenommen, wo ich nicht gerufen wurde; es wurde examiniert bis 11 Uhr; hierauf kam die Religionslehre, wo ich über den sechsten Paragraphen der zweiten Periode ausgefragt wurde und glücklich meine Aufgabe löste. Nun war es 12 Uhr und es wurde für Vormittag geschlossen.

Nachmittag um 2 Uhr fanden wir uns wieder ein. Es war jetzt außer dem Herrn Präfekten und Professor niemand hier, bis später einige Fremde, größtenteils Frauenzimmer, wie Vormittag erschienen. (NB. Vormittag habe ich vergessen, zu bemerken, daß der hochwürdige Herr Prälat sich um $^1/_2$10 Uhr einfand und sich über eine Stunde bei uns aufhielt.) Es wurde bis $^1/_2$4 Uhr Mathematik vorgenommen, wobei ich nichts zu tun bekam; hierauf bis 4 Uhr Geographie und dann bis 5 Uhr Geschichte, wo ich wieder examiniert wurde — und zwar über den Bilderstreit im § 8, dann noch etwas vom neunten Pharagraphen.

Ich kam auch hier gut durch. Nun war die Prüfung geendet. Der Herr Präfekt nahm einen Bogen, worauf die Namen der sieben ersten standen, die er herablas und die dann, wie sie gerufen worden waren, hinaustraten. — Dann begaben wir uns nach Hause. Ich war ziemlich vergnügt, daß die Prüfung gut ausgefallen war; überhaupt war keiner unter uns, der bei derselben dem Herrn Professor Schande gemacht hätte. Es waren 32, die er zur Ehrenprüfung zugelassen hatte.

10. März.

Der erste Tag des zweiten Semesters! Ich stand um $^1/_4$7 Uhr auf, ging dann in die Schule, wo wir gesetzt wurden; mir wurde der dritte Platz der vierten Bank zugewiesen.

12. März.

Nachmittag bekamen wir durch den Schuldiener die Zeugnisse.

11. April.

Ich ging Vormittag in die Schule, wo wir die Prüfungskomposition machten für den ersten Monat des zweiten Kursus . . . Nachmittag bekamen wir die Komposition zurück, die wir in der ersten Woche dieses Semesters zu machen gehabt hatten. Mein Herr Vater sagte mir, daß er Mittwoch den 9. d. M. beim Herrn Professor gewesen sei, der ihm sagte, daß ich in der Hist. em. und in den Praecept. acced. habe; daß er mit mir ganz wohl zufrieden sei und auch über Unruhe keineswegs zu klagen habe, nur sei kein rechtes Leben in mir.

22. April.

Vormittag examinierte mich der hochwürdige Herr Professor aus der Geographie. Ich war nicht vorbereitet, quia (fatendum est enim) non credidi, me posse interrogari, cum exàminabar paullo ante; sed spes me fefellit; tertiae adscribi classem meruissem; tantum in modum ignaviae indulseram; Dom. rever. Prof. re cognita me »an didicerim?« interrogat. Nego. Benignissimus nunc, se indulgere mihi velle dixit, »quia antea tale quidquam nunquam acciderit«. Pepercit mihi immerenti. Sed aliis temporibus monitum sit.

29. April.

Hatten wir die erste monatliche Prüfung des zweiten Semesters. (Ich stand im Ehrenbuche Religio, mores und Griechisch.) Examiniert wurde ich aus den lateinischen Praecept. de narratione.

8. Mai.

... wegen der Firmung ... ging ich zum hochw. Herrn Professor Leander, um mich prüfen zu lassen. Er gab mir zuerst die Frage: Zu welchem Zwecke ich gefirmt werden wolle?

Ich (beantwortete ihm dies nach dem Schulbuche, S. 226).

H. H. Professor: »Sind Sie entschlossen, die Lehre Jesu Ihr ganzes Leben hindurch standhaft zu bekennen?«

Ich: »Ja.«

H. H. Professor: »Versprechen Sie das ernstlich und feierlich?

Ich: »Ja«.

Nun war es zu Ende. Er gab mir den Zettel und ich ging nach Hause. Der Zettel lautet:

Firmungsname: Johann Bapt.

Daß Hammerling, Rupert, Stud. der 1sten Hum.-Cl., vermöge der bei der vorgenommenen Prüfung gezeigten Kenntnisse zum Empfange des hl. Sakramentes der Firmung könne zugelassen werden, bezeuget
Wien, am 8ten Mai 1845.

Leander Knöpfer
Pr. doct. rel. c. r. gym. ad scotos.

13. Mai.

War ich beim Leichenbegängnisse des Mitschülers Friedrich Weil, der an einer Operation am Fuße starb.

18. Mai.

Ich kam zur Exhorte etwas zu spät; ging deshalb nach derselben zum Herrn Professor. Er sagte zu mir:

»Nun, was bringen Sie mir, lieber Hammerling?«

Ich brachte meine Sache vor.

Hochwürden Herr Professor: »Nun ja, gehen Sie um eine Viertelstunde eher fort und lernen Sie auch fleißig; ich habe Sie jetzt schon einige Male unvorbereitet gefunden. Wenn Sie eine Entschuldigung haben, warum bringen Sie dieselbe nicht vor der Schule vor? Und wenn Sie einen Anstand haben, warum kommen Sie denn nicht? Sie wissen ja, daß ich mir ein Vergnügen daraus mache, Ihnen behilflich zu sein. Lernen Sie fleißig; Sie können einmal was Tüchtiges leisten; lernen Sie also — nicht für die Schule, lernen Sie fürs Leben. — Nun sehen Sie, daß Sie recht gesund werden. Schonen Sie sich so viel als möglich im Gehen; gehen Sie lieber um eine Viertelstunde früher fort, so werden Sie nicht zu laufen brauchen. Dissolvieren Sie sich nicht. Adieu, mein Alter!«

Also sagte er. — — —

6. Juni.

Zweite Monatsprüfung. Non exam. Im Ehrenbuch Sitten, Religion, Geographie, Geschichte, Griechisch.

1. Juli.

Mane ex Geographia examinatus respondere nequeo. Me dimittit D. Professor. Post scholam me ad ipsum confero et »me capite laborasse«, inquam, »et excusationem proferre ausum non esse, cum et antecedente die aliquam protulissem«. Benigne respondit, et suasit mihi, ut saepius exeam cura valetudinis.

21. Juli.*)

Nachmittag exam. ex Praecept. lat.^{2} Vers. lat.^{2} Ep. ad Pis.$^{em.}$ Nachher beim Herrn Professor. Vulneratus in intimo corde redii. Hernach in dle Brigittenau gegangen (Brigittenauer Kirchtag). . . .

27. Juli.

Berthold. Namensfest des Herrn Professors. Die Exhorte hielt Herr P. Hieronymus Hofbauer sehr gut. Die Sentenz »Die Erde sei der Vorhof des Himmels« gefiel mir besonders. Dann gingen wir zum Herrn Professor. Man gab meine Gratulation ab. Er fragte, wer es gemacht. Zwischen uns beiden ward übrigens kein Wort gewechselt.

*) Zur Kommentierung dieses Tagebuchblattes sei bemerkt, daß die Exponenten die erhaltenen Noten bezeichnen: 2 = secunda (nicht genügend), em. = eminentia (vorzüglich).

3. August.

Ende des Schuljahres.

4. August.

Prüfungstag. Examiniert ex Relig., ex Graec., ex Hist.

7. August.

Verlesung. Ging sehr erfreut weg.

12. August.

... Vorgestern war ich beim Herrn Professor. Der sprach: »Er gehört zu den Besten in den schriftlichen Aufsätzen.« Gräßlich! ...*)

30. September.

Meldete mich.

1. Oktober.

Heiligengeistamt um 1/2 9 Uhr.

7. Dezember.

Habe ich wie den 6. beim Vater zugebracht. Derselbe begab sich Vormittags zum Herrn Professor Berthold, ihm über meine Krankheit Bericht zu erstatten. Auf seinen Antrieb ging er nachmittags mit mir zum Herrn Dr. Oberhofer, dem nichts an mir auffiel als das Herzklopfen. Er lud mich auf öftere Besuche ein.

22. Dezember.

Wieder zum ersten Male seit 7. d. M. das Kolleg besucht. Hakensellner**) sagt mir, daß mein Gedicht »Elegie auf dem Schlachtfelde von Aspern« bei der Monatsprüfung vom 15. d. M. publiziert und übrigens diktiert worden ist.

* * *

Hier ist die Stelle, wo wir unseren Dichter — wie schon oben angedeutet — unterbrechen. Denn die Verse, deren Hamerling in diesem Tagebuchblatt vom 22. Dezember gedenkt, haben sich erhalten. Sie haben sich

---

*) Dieses »Gräßlich!« ist nur so zu verstehen (vergl. hiezu übrigens auch »Stationen meiner Lebenspilgerschaft«, pag. 77), daß Hamerling gerne »der Beste« genannt worden wäre. Was hätte aber da erst der junge Grillparzer in sein Tagebuch schreiben müssen! Grillparzer absolvierte Grammatikal- und Humanitätsklassen an dem bis 1807 bestandenen Gymnasium zu St. Anna. Sein Humanitätsprofessor Stein (später Universitätsphilologieprofessor) kritisierte ihn bezüglich seiner deutschen Aufsätze kurz und bündig: »Verrät nicht das geringste Ohr für die Schönheiten der Sprache.«

**) Ein Mitschüler Hamerlings. Vgl. hiezu »Juventus Caesarei regii Gymnasii ad scotos Viennae e moribus et progressu in literis censu exeunte anno scholastico CIƆIƆCCCXLVI. Vindobonae Typis Caroli Ueberreuter«.

sogar in dreifacher Form erhalten. Da erinnern wir uns einer interessanten Mitteilung des schon früher erwähnten Rudolf Schwingenschlögl. Man weiß, im Gymnasium des Vormärz gab der Humanitätsprofessor ab und zu ein deutsches Pensum. Manchmal ging der Auftrag dahin, ein solches Pensum sei von der ganzen Klasse in Versen abzufassen, so gut es eben jeder vermöchte. Da berichtet nun Schwingenschlögl, daß Hamerling seinen ihm näher stehenden Kollegen manchmal so eine versifizierte Aufgabe besorgte. »So verfaßte er in einer entsprechenden Anzahl die ‚Schilderung des Morgens‘ oder die ‚Schilderung eines Weinlesefestes‘ in Versen, bis endlich der Herr Professor dahinter kam und unserem Poeten das Gefälligsein ernstlich verbot.« So wörtlich Schwingenschlögl.*) Von einer »Elegie auf dem Schlachtfelde von Aspern« erwähnt nun Schwingenschlögl allerdings nichts; aber unmöglich wär's gar nicht, daß zwei aus diesen drei erhaltenen Elegien Schulkollegen zu gute kamen. Sei dem wie immer: — als gewiß willkommene Charakteristik der unmittelbar durch das Schottengymnasium veranlaßten Jugendpoesien Hamerlings seien diese drei Elegien hier mitgeteilt:**)

Elegie auf dem Schlachtfelde von Aspern.

(Erste Elegie.)

Leise, wie dem Totenland entstiegen,
Sanken Schatten nieder aufs Gefild,
Titans letzte Strahlenblicke wiegen
Sich im stillen Weiher, hehr und mild.
Aber in Betrachtungen versunken
Staunt mein Auge, wie von Wehmut trunken,
Ernst hinaus in diese stille Pracht,
In die stumme, regungslose Nacht.

Hier, wo Schweigen ruht in tiefer Stille,
Strömte Donner einst auf weitem Plan,
Brausend stieg aus grausem Kampfgewühle
Wutgeschrei wie Stürme himmelan.
Kampflust tobte im ergrimmten Streite,
Riß den Bruder von des Bruders Seite,
Die gesunk'ne Schar, des Todes Raub,
Lag gestreckt im blutdurchmengten Staub.

---

*) Vgl. »Ungedruckte Briefe«, l. c., I. Teil, pag. 86.
**) Der Abdruck geschieht nach dem mir vorliegenden Originalmanuskript.

Aber herrlich, mitten im Gefechte,
Sah man Öst'reichs Krieger da als Mann
Tapfer streiten mit gewalt'ger Rechte,
Nimmer schnöder Feigheit untertan.
Und, für Gott und Vaterland gesunken,
Bauten Öst'reichs Söhne feuertrunken
Einen Wall mit ihren Leichen hin
Vor der Freiheit dräuenden Ruin.

Heldsöhne, die Walhallas Wonne
Nun durch eine Ewigkeit beglückt,
Die, zu ihres Heldenmutes Lohne,
Nun der ewig grüne Lorbeer schmückt,
Unerloschen in des Ruhmes Hallen
Werden eure Namen flammend strahlen
Ewig hell im ungetrübten Glanz,
Wie der Sterne schimmernd heller Kranz.

Als der Ahnen Schar vor grauen Jahren
Brach der Römerfessel schnödes Band
Und, verdunkelt von Thuiskos Scharen,
Das Gestirn der Römerglorie schwand,
Mußte wohl, von Staunen hingerissen,
Schon der Erdkreis mit Gewißheit schließen
Aus der Väter hoher Tapferkeit
Auf die Heldensöhne künft'ger Zeit.

Und so ward es — ihrer hohen Ahnen
Blieben späte Heldenenkel wert —
Ihr, ja, ihr bezeugt es, heil'ge Manen,
Sieggekrönt und ewig hochverehrt.
Unerloschen in des Ruhmes Hallen
Werden eure Namen flammend strahlen
Ewig hell im ungetrübten Glanz,
Wie der Sterne schimmernd heller Kranz.

(Zweite Elegie.)

Trüber irret mein Blick hinaus in die schweigende Ferne,
Die nun die Schleier der Nacht wieder in Dämmerung hüllt!
Ringsum schweigende Ruh und melancholisches Dunkel,
Nur in der Eiche Laub lispelt der Abendwind.
Leise Schauer der Nacht erfüllen die Seele mit Wehmut,
Helle wie Sternenlicht dämmert Erinnerung auf.
Ha! wie hallte dereinst, als hier der Franke gewütet,
Brüllender Donner der Schlacht weithin im eb'nen Gefild,

Von den Rossen zerstampft und von deutschem Blute gerötet
Und vom Gelärme durchtobt wie von des Windes Gewalt.
Ha! wie standet ihr da, des Vaterlands mutige Söhne,
Kühn, mit flammender Brust, tief im Gewühle der Schlacht;
Und für den eigenen Herd und für sie, die heilige Freiheit,
Scheut ihr nicht Wunden und Tod drohende Pfeile nicht mehr.
Bleich, mit greulichem Blick, ging der Tod im Sturme der Feldschlacht
Ungesehen hindurch, schwebend in leiserem Tritt,
Bricht manch ritterlich Herz, das ihn ohne Schauder erwartet,
Und der schwirrende Pfeil zuckt in die tapferste Brust,
Sterbend sinkt der Held. Ein Wort auf ersterbender Lippe
Freiheit und Vaterland lallet sein bleicherer Mund.
Nacht umfloret sein Aug' — ein einziger Funke Besinnung
Blieb noch im Herzen zurück, das nun schon langsamer schlägt.
Nichts verleidet den Schritt in die seligen Auen des Friedens,
Eine Beklemmung allein füllt ihn mit bebender Angst.
Angstvoll denket er noch, da erschallet der donnernde Ruf: Sieg!
»Sieg« hallt sein brechendes Herz wider und schlägt nicht mehr.
Also deiner würdig sind manche siegend gefallen,
Deutsches Vaterland, das stets nur hohes erzeugt,
Würdig waren sie dein auch, unvergeßlicher Hermann,
Der du, ein Deutscher, dereinst Freiheit der Ahnen erkämpft!
Würdig strahlen fürwahr, für die heilige Freiheit gesunken,
Diese Helden mit dir ewig im Tempel des Ruhms.

(Dritte Elegie.)

Geweihter Boden, mit betränten Blicken
Grüßt dich mein Aug' mit Lust zugleich und Trauer;
Die gold'ne Sonn' ist längst hinabgesunken
Und mich umweh'n des Abends leise Schauer.
Was rauscht um mich? Ich sehe mit Entzücken
Ersteh'n die Heldenschar, die feuertrunken
Für Freiheit hingesunken!
Heroen, für das Vaterland gefallen,
Ihr habt des Sieges Palmen kühn errungen;
Vom Ruhmeslorbeer stolz die Stirn umschlungen,
Zogt ein ihr in Walhallas Wonnehallen.
Aus eurem Blut, das kämpfend ihr vergossen,
Muß euch ein ewig grüner Lorbeer sprossen.

Du, deutsches Volk, sahst Siegspaniere wehen,
Sahst deine Throne minder drohend wanken,
Sahst feig den übermüt'gen Feind entweichen,
Als diese Helden siegbegeistert sanken.

Du bautest deine prangenden Trophäen,
Die an des Himmels Sternenmeere reichen,
Auf diese Heldenleichen.
Drum ehre sie und laß noch dankbar ihnen
(Als stummen Nachruf im vereinten Chore
Bis an des Totenreiches dunkle Tore)
Des Angedenkens warme Tränen rinnen,
Des Volks Gedächtnis, wie des Sängers Lieder
Gibt Leben ja den toten Helden wieder.

* * *

19. Jänner 1846.

Zum erstenmal seit 22. Dezember wieder das Kolleg besucht.

9. Februar.

Dominus Professor mihi concessit domi manere tamdiu donec memet ipsum idoneum sentiam ad examen semestrale perferendum. (Gratias!)

9. März.

Tentamen semestrale meum! Hora VIII ad Pontium me contuli et dein iimus ad D. Professorem Bertholdum, qui nos ad D. Praefectum duxit. Paullopost venit et Rev. D. Professor Rel. Leander et Pontium examinavit dicens non opus omnino esse, ut et me examinet. Me interrogavit de sanitate mea, deinde mihi gratias egit »pro poemate pulchro« dicens laudandam esse diligentiam meam etc. etc. Post horam finitum erat omne tentamen.

Examinati hilares dimissi abiimus.

11. Mai.

Heute ist das erste Blatt der Zeitschrift »Aurora« erschienen. Diese wird von unserem Kollegen Wiesner redigiert, erscheint wöchentlich einmal; monatlich wird mit 20 Kr. Konventionsmünze pränumeriert; ich und Pruggner*) liefern dazu die Beiträge und erhalten dafür den Reinertrag des Ganzen. Bisher hat pränumeriert: 1. der Redakteur selbst (!), 2. sein Herr Papa, 3. seine Frau Mama, 4. ein Student.

29. Mai.

Herr Professor eröffnete uns in der Schule, daß unsere Zeitschrift »Aurora«, von welcher er, man weiß nicht wie, den ersten Bogen erhascht hat, aufhören müsse, da periodische Blätter, die zirkulieren, verboten sind.

15. Juni.

Unsere »Aurora« wird (doch ohne Titel!) fortgesetzt.

---

*) Hamerlings Jugendfreund und Landsmann Anton Bruckner, der in den Tagebüchern des Dichters und in der Selbstbiographie oft genannt ist. Er schrieb sich damals Pruggner.

27. Juli.

Dem Herrn Professor meine »Märtyrer« zum Namensfeste überreicht! Er sagte: »Gut, mein Kind; ich danke Ihnen; werd' es mit Vergnügen durchlesen. Laß Vater und Mutter grüßen. Adieu, mein Kind.«

7. August.

Hatten wir unsere Verlesung. Nach derselben begab ich mich zum Herrn Professor, begierig, was er über meine »Märtyrer« sagen würde, da ich gehört, er habe dieselben bei der Prüfung am 5. d. M., welcher ich nicht beigewohnt, öffentlich vorgelegt. Er behandelte mich zwar äußerst gütig — — — gab sich aber nicht die geringste Mühe, nur ein einziges Wort über mein Drama zu verlieren.

Wer so recht vom Grund seines Herzens Dichter ist, kann urteilen, sonst aber keiner, wie sehr das gänzliche Übersehen eines guten Willens in die tiefste Brust hineinschneidet. Das mühevoll ausgearbeitete Werk von einem ganzen Jahr auf zwanzig Bogen abschreiben, mit einem Herzen voll banger Erwartung angstvoll harrend der Dinge, die nach einer solchen Haupt- und Staatsaktion, wie man meinte, erfolgen sollen — all diese Mühe hätte doch ein »Ihr Werk hat mir gefallen oder nicht« verdient. Herr Religionsprofessor Leander Knöpfer, dem ich die »Eutychia« überreichte, hat doch wenigstens gesagt: »Ich müsse fleißig gewesen sein.« Nach diesen Worten nahm ich freilich einen sehr untergeordneten Rang unter den schreibenden Leuten ein und wäre die »Eutychia« das schönste Gedicht von der Welt, denn es gibt zehnmal dickere Bücher als meine »Eutychia« — aber er hat doch wenigstens bewiesen, daß er wisse, ob mein Büchlein dünn oder dick sei! Nichts mehr von dem närrischen Zeug! Man prallt überall mit der Nase an! Alles ist anders, als man denkt! Wenn's so fort geht — — wie komme ich weiter? Hätte ich wenigstens Geld! — — — O, mein heiliges römisches deutsches Reich, nimm doch einmal Notiz von mir armem Teufel!

Das ist das letzte Tagebuchblatt, das sich mit dem Schottengymnasium, beziehungsweise mit unseres Dichters Professoren beschäftigt. Und just dieser pessimistische Stoßseufzer findet in unseres Dichters Selbstbiographie Berücksichtigung unter versöhnender Kommentierung. »Diese Schweigsamkeit«, heißt's in den »Stationen«, »kränkte mich damals. Jetzt, wo ich sie zu begreifen glaube, kann ich sie nur billigen. Ohne Zweifel fand man es bedenklich, einen Schüler durch frühzeitigen Beifall zur Beschäftigung mit Nebendingen aufzumuntern.« *)

---

*) Vgl. »Stationen« pag. 77.

Unsere Mitteilungen sind zu Ende. Denn als unser Dichter August 1846 das Schottengymnasium verlassen, trat er zu diesem fürderhin in keinen Verkehr mehr.

Aber doch — eine bezügliche Äußerung aus Hamerlings letzten Lebensjahren ist uns erhalten und mit ihr möge auch unsere schüchterne Skizze freundlich ausklingen. Hamerling sprach das Wort zu P. Vinzenz Knauer, dem gelehrten vornehmen Mitgliede des Schottenstiftes, mit dem der Schöpfer der »Atomistik« in den Achtzigerjahren zeitweilig Briefe gewechselt.

»Ich erinnere mich oft und gerne ans Wiener Schottengymnasium«, äußerte damals Hamerling zu P. Knauer.

»Ich erinnere mich oft und gerne« — die jubilierende Klosterschule wird sicher freudig-stolz dies Wort des großen Dichters mit bunter Initiale in ihre hundertjährige Chronik schreiben.





Pro gymnasio. Ein Beitrag zur Kenntnis des gegenwärtigen Zustandes des österreichischen Gymnasiums. Von August Scheindler. ❦

Aus dem Studentlein, das in den Jahren 1869—1871 die VII. und VIII. Klasse der Jubelanstalt besuchte und im Juli 1871 mit einem Maturitätszeugnisse »mit Auszeichnung« von ihr Abschied nahm, ist im Laufe der Zeiten ein Gymnasialprofessor, Gymnasialdirektor und schließlich gar ein Gymnasialinspektor geworden. Schon daraus ersieht der geneigte Leser, daß ich eigentlich nie vom Gymnasium weggekommen bin; dies trifft umsomehr wörtlich zu, als ich auch während meiner Universitätsstudien als Instruktor immer im Dienste des Gymnasiums gestanden bin.

Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn ich mich mit dem Gymnasium förmlich verwachsen fühle und mir sein Schicksal, besonders seine Wertschätzung in der Öffentlichkeit recht nahe geht. Habe ich doch besonders in meiner gegenwärtigen Stellung so oft Gelegenheit, wenn ich dem Unterrichte beiwohne oder den Vorsitz bei den mündlichen Maturitätsprüfungen führe, ich übertreibe nicht, mit Ehrfurcht zu beobachten, was das Gymnasium der Jugend für kostbare Bildungswerte überliefert, wie die Jugend an ihnen erstarkt, wie z. B. die zehnjährigen Knaben in der I. Klasse schon nach einigen Monaten ihre geistige Physiognomie verändern, wie die Knaben von Stufe zu Stufe in geistiger Zucht wachsen, was oft das Gymnasium selbst aus dem schwerfälligen Knaben vom Dorfe in acht Jahren gemacht, wie es ihm Reife und Fähigkeit verliehen hat, an die schwierigsten geistigen Probleme heranzutreten. Natürlich gelingt es dem Gymnasium nicht, aus jedem Schüler den göttlichen Funken zu schlagen; ja, man muß sogar sagen: bei verhältnismäßig nicht gerade wenigen gelingt es ihm nicht; denn nur ungefähr ein Viertel seiner Schüler führt es jetzt in geradem Wege von der I. bis zur VIII. Klasse und von ihnen etwa 96 Prozent durch die Maturitätsprüfung; und selbst unter diesen ist noch hie und da eine erkleckliche Zahl, die zwar reif erklärt wurde, tatsächlich aber nur dem Fleiße, nicht wirklicher Reife die glückliche Ankunft am Ziele verdankt. Aber in jedem Jahre finde ich unter den Abiturienten bei den Maturitätsprüfungen Jünglinge zu einer geistigen Höhe emporgediehen, die mich mit Staunen und hoher Freude erfüllt. Heil der Anstalt, die Jahr für Jahr solche Früchte zeitigt, selbst wenn ihrer weniger wären, als sie wirklich sind; sie braucht sich auch der nicht ganz reifen und nicht ganz wohlgestalteten durchaus nicht zu schämen! Denn daß nicht alle Schüler zum selben geistigen Maße heranwachsen, liegt in tausend anderen Verhältnissen und kann gegen das Gymnasium ebensowenig einen Vorwurf bilden, wie etwa, daß nicht alle zu gleicher Körperhöhe gelangen. Auch muß man immer bedenken, daß das Gymnasium in erster Linie keine Erziehungs-, sondern eine Unterrichtsanstalt ist, daß es seine Schüler nur den geringeren Teil der Lehrzeit bei sich hat und neben seinem eine Menge anderer Einflüsse auf sie dulden muß, ohne auch nur die schädlichsten von ihnen abhalten zu können. Endlich sind ja Prüfungsleistungen exakt überhaupt nicht meßbar und so hat natürlich manches Maturitätszeugnis mehr die Bedeutung einer Hoffnung für die Zukunft als einer vollwertigen Bescheinigung für die Gegenwart; ob sich diese Hoffnung erfüllt, darauf nimmt das Gymnasium keinen Einfluß mehr; als fertige Menschen, als Menschen, die nichts mehr zu lernen hätten, entläßt es ohnehin auch die besten nicht; es schickt seine jungen Leute überhaupt nicht ins Leben, sondern

an die Hochschule, befähigt, dort erst die Wissenschaft kennen zu lernen. Ich denke also, ein billiger Beurteiler wird weder nach der einen noch anderen Richtung vom Gymnasium allein absolute Vollkommenheit fordern, sondern auch ihm das Recht der Unvollkommenheit wie allen menschlichen Einrichtungen zubilligen.

Trotzdem aber kann ich behaupten, daß sich seit etwa 50 Jahren auch die Leistungen und inneren Erfolge des Gymnasiums allmählich, aber stetig gehoben haben und das geistige Niveau seiner Abiturienten im allgemeinen gestiegen ist.

Eben deshalb darf man nicht, wie es so oft geschieht, das heutige Gymnasium nach den Erfahrungen vor 30 und noch mehr Jahren beurteilen.

Damit will ich natürlich keinen Stein auf das Gymnasium von ehedem werfen; im Gegenteil, ich bin ihm heute noch dankbar, besonders dem lieben Schottengymnasium, das mich, den Fremdling, der vom damals noch viel ferneren Oberösterreich gekommen war, liebevoll aufgenommen und nachdrücklich strenge zu gründlicher, genauer Arbeit erzogen, das mich gerade in den entscheidenden Jünglingsjahren lernen gelehrt hat.

Aber in gewissem Sinne ist natürlich auch die Schule das Kind ihrer Zeit und wie sich innerhalb des letzten halben Jahrhunderts viele Verhältnisse in Österreich geändert haben — man erblickt darin wohl im ganzen einen kulturellen Fortschritt — so kann man auch behaupten, daß, obgleich die Organisation und der Lehrplan des Gymnasiums wesentlich derselbe geblieben ist, dennoch der Unterrichtsbetrieb an ihm sich vervollkommt und entsprechend den modernen pädagogischen Anschauungen verfeinert hat, der innere Erfolg des Unterrichtes gestiegen ist und daß sich die Organisation des Jahres 1849 als lebenskräftig erwiesen hat. Wenn nun des ungeachtet in der Gegenwart das österreichische Gymnasium heftige Anfeindungen erfährt, ja, von ernsten Männern klipp und klar behauptet wird, seine Uhr sei abgelaufen, so müßte diese Erscheinung, für sich genommen, Bedenken erregen — und man hört ja auch wirklich gelegentlich die Äußerung: Es muß etwas faul sein am Gymnasium, denn woher sonst der Lärm? —

Doch verliert sie an Gewicht, wenn man erwägt, daß auch auf geistigem Gebiete keine Erscheinung für sich besteht, sondern jede einzelne ein Ergebnis unzähliger Wechselwirkungen ist. Und so ist es denn eher im Gegenteil kein Wunder, wenn in einer Zeit, wo versucht wird, mit allem Überkommenen aufzuräumen, und auf allen Gebieten, auf politischem nicht minder als auf wirtschaftlichem, auf moralischem ebenso wie auf dem der Kunst und Literatur, auf eine völlige Umwertung der überlieferten Begriffe hingearbeitet wird, die allgemeine Bewegung auch vor dem Gymnasium und seinem Bildungswerte nicht Halt macht.

Glücklicherweise ist sich aber der ernste und denkende Mann darüber klar, mag er über das Gymnasium welcher Ansicht immer sein, daß auf dem Gebiete der intellektuellen und sittlichen Ausbildung der Jugend jäher Umsturz geradezu Verbrechen wäre und daß es sich vernünftigerweise auf diesem so überaus wichtigen und für die Zukunft des Staates so bedeutungsvollen Gebiete doch nur um eine Entwicklung der bestehenden und durch Tradition gefestigten Einrichtungen handeln kann.

Darum bin ich der frohen Zuversicht, daß die Freunde des österreichischen Gymnasiums trotz des Lärmes des Tages für seine Zukunft auch heute nicht zu bangen brauchen und ich hege dieses Vertrauen umsomehr, weil ich in meiner Stellung an der Spitze einer größeren Anzahl von Gymnasien seit mehr als 10 Jahren tagtäglich beobachte, wie gerade seine spezifischen Bildungsmittel unter allen Umständen sich bewähren und sogar unter den ungünstigsten ihren Wert nie vollständig einbüßen.

Wenn ich aber auch einen Einblick in den Zustand und die Erfolge ziemlich vieler Gymnasien besitze, so bin ich mir doch recht wohl bewußt, daß auch ich nicht über das Gymnasium im allgemeinen zu urteilen berechtigt bin, weil auch mir die genaue Kenntnis aller einzelnen Anstalten nicht zu Gebote steht; ich werde also mit allgemeinen Behauptungen sehr sparsam sein und den Geltungsbereich meines Urteiles genau abgrenzen. Immerhin wird, wem Sachkenntnis nicht Trübung des Urteils und Voreingenommenheit, sondern Grundbedingung für ein richtiges, objektives Urteil bedeutet, meinen Ausführungen insoferne wenigstens mehr Gewicht denn manchen Gegnern des Gymnasiums einräumen, als diese ihre Kenntnis der Leistungen des Gymnasiums zumeist aus ihrer eigenen Schulzeit oder aus den Erfahrungen mit ihren Söhnen schöpfen, also sich auf frühere Zustände oder die gegenwärtigen einer einzigen Anstalt und diese entweder aus der Erinnerung oder nur aus mittelbarer Quelle beziehen, — und daher kommt es denn auch, daß, soweit überhaupt Urteile auf Grund konkreter Tatsachen angeführt werden, infolge der geänderten Verhältnisse auch sie heute gar nicht mehr zutreffen oder sich als unzulässige Generalisierung vereinzelt dastehender Vorkommnisse erweisen — während ich mir mein Urteil von verschiedenen Standpunkten aus durch unmittelbare Einsicht in die wirklichen Verhältnisse habe bilden, berichtigen und schärfen können. Denn ich habe als Lehrer an drei, als Direktor an zwei Gymnasien gedient, als Landesschulinspektor habe ich mich gegenwärtig um zwanzig zu kümmern und daß ich nicht aus Berichten, also am grünen Tische, sondern durch eigene Anschauung mir mein Urteil bilde, dafür kann ich anführen, daß ich seit zehn Jahren über 80 Inspektionen durchgeführt, jedes Jahr alle oder doch fast alle Anstalten

meines Amtsbezirkes mindestens vorübergehend visitiert, daß ich ferner Jahr um Jahr an 6—7 Anstalten die Maturitätsprüfungen in den Hauptterminen, nach den Ferien alle Wiederholungsprüfungen abgenommen habe. Ich bitte den geneigten Leser, hierin keinen Akt von Ruhmredigkeit zu erblicken, sondern lediglich den Nachweis, aber auch zugleich den Geltungsbereich meiner Urteilsberechtigung.

Und selbst unter diesen Umständen möchte ich das Hauptgewicht meiner Darlegungen nicht in den Urteilen, sondern in den konkreten Tatsachen, spezieller noch in den Zahlen und statistischen Angaben erblickt sehen, die alle amtlichen Publikationen entstammen. Wer die Literatur über die Gymnasialfrage kennt, wird mir, glaube ich, zustimmen, daß die meisten Anklagen gegen das österreichische Gymnasium auf einer völligen Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse beruhen; diese Anklagen kehren immer und immer wieder, ohne deshalb richtiger zu werden; ich halte es deshalb geradezu für eine Pflicht der Berufenen, vor allem die Kenntnis der wirklichen Verhältnisse weiteren Kreisen zu vermitteln; nur so kann es gelingen, wenigstens die unberechtigten Vorwürfe gegen das Gymnasium auf Grund früher bestandener, heute aber beseitigter oder vielleicht einzeln, aber nicht allgemein wirklich vorkommender Übelstände zu beseitigen und teilweise berechtigte Klagen auf das richtige Maß zurückzuführen.

Zunächst sei mit einem Worte des weitverbreiteten Irrtums gedacht, daß am Gymnasium der Unterricht in der Mathematik und in den Naturwissenschaften — man denke, im Zeitalter der Naturwissenschaften! — allzu stiefmütterlich bedacht und das Gymnasium eigentlich nur eine Schule zur Erlernung der alten Sprachen sei.

Lehrplanmäßig ist das Verhältnis der Unterrichtszeit zwischen den sprachlichen und realistischen Disziplinen am Gymnasium vom Anfang an das von 104 zu 70 wöchentlichen Stunden und in den Vorbemerkungen zum Organisationsentwurf vom Jahre 1849 heißt es wörtlich:

»Als den Gegenstand, in welchem an Gymnasien gleichsam der Schwerpunkt des ganzen Unterrichts zu ruhen habe, hat man bekanntlich die klassischen Sprachen angesehen; die Durchführung jenes Gedankens wurde aber allerwärts immer schwieriger, je mehr Raum und selbständige Geltung die sogenannten Realien forderten und sich zu erobern verstanden, und sie ist gegenwärtig unmöglich. Mathematik und Naturwissenschaften lassen sich nicht ignorieren; sie gestatten auch nicht, daß man die Kraft ihres Lebens zum leeren Schatten irgend einer anderen von ihnen wesentlich verschiedenen Disziplin mache. Der vorliegende Lehrplan verschmäht in dieser Hinsicht jeden falschen Schein, sein Schwerpunkt liegt nicht in der klassischen

Literatur, noch in dieser zusammen mit der vaterländischen, obwohl beiden Gegenständen ungefähr die Hälfte der gesamten Unterrichtszeit zugeteilt ist, sondern in der wechselseitigen Beziehung aller Unterrichtsgegenstände aufeinander. Dieser nach allen Seiten nachzugehen und dabei die humanistischen Elemente, welche auch in den Naturwissenschaften in reicher Fülle vorhanden sind, überall mit Sorgfalt zu benützen, scheint gegenwärtig die Aufgabe zu sein. Wenn sich hiedurch die Schwierigkeiten gesteigert haben, so gibt es keine andere Beruhigung, als welche in dem Gedanken liegt, daß sie nicht willkürlich erzeugt, sondern durch wohlbegründete Bedürfnisse der Zeit aufgenötigt und daß sie nicht unüberwindlich sind.« S. VII.

In neuerer Zeit nun ist dieses Verhältnis zu gunsten der naturwissenschaftlichen Disziplinen sogar noch etwas verschoben worden, indem der Geographie (in III), der Botanik (in V) und Physik (in VII) je eine Wochenstunde zugelegt werden kann.

Der faktische Betrieb der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen an den Gymnasien ist nach dem Urteile von Fachmännern, die Gymnasium und Realschule zu beobachten Gelegenheit haben, trotz des geringeren Zeitausmaßes nach Umfang und Erfolg dem an Realschulen mindestens annähernd gleich; in den naturwissenschaftlichen Gegenständen hat jedes Gymnasium Lehrmittelsammlungen von einer Reichhaltigkeit, die allen Anforderungen des Unterrichtes vollkommen entspricht. Überhaupt ist im gesamten Unterrichte der Anschauung im weitesten Maße Rechnung getragen. Es gibt in Niederösterreich kein Gymnasium, das nicht Anschauungsmittel für den Religionsunterricht, Bilder, Tafeln, Modelle zur Veranschaulichung des antiken Lebens, Bilder für den geschichtlichen, kunstgeschichtlichen, kultur- und literarhistorischen Unterricht, Anschauungsmittel sogar für den psychologischen Unterricht besäße; an nicht wenigen Anstalten sind förmliche archäologische Sammlungen eingerichtet worden; Gipse, Bilder als Wandschmuck und für die künstlerische Erziehung der Gymnasialjugend finden sich heutzutage an jedem Gymnasium meines Amtsbezirkes. Schon daraus ist zu ersehen, daß auch die Klage nicht berechtigt ist, am Gymnasium lernten die Schüler nicht »sehen«, »beobachten«. Aber auch das Zeichnen wird an 17 Gymnasien in Niederösterreich als obligater Gegenstand gelehrt, an allen übrigen als freier Gegenstand betrieben.

Die modernen Sprachen werden an allen Anstalten unterrichtet; an 7 Realgymnasien ist Französisch obligater, an drei Gymnasien in Wien relativ-obligater Gegenstand; Englisch ist relativ-obligat eingeführt an zwei Gymnasien in Wien, erweiterte Sammelkurse sind an einem Wiener Gymnasium für beide Sprachen eingerichtet.

Unterricht in Gesang, Kalligraphie, Stenographie wird an allen Gymnasien in Niederösterreich erteilt, an mehreren wird auch die Instrumentalmusik gepflegt.

In welchem Umfange für die körperliche Ausbildung der Jugend am österreichischen Gymnasium gesorgt wird, ist in einem eingehenden Artikel der »Wiener Zeitung« (Nr. 30, Jahrgang 1907, S. 5) dargelegt. An allen niederösterreichischen Gymnasien ist der Turnunterricht eingerichtet, an acht ist er obligat, das Jugendspiel findet an allen Anstalten Pflege, endlich finden fast an allen alljährlich Schulausflüge, Märsche u. s. w. statt. Zudem werden alljährlich fast an jedem Gymnasium in Niederösterreich Schülerakademien, Schulfeste u. dgl. abgehalten, vielfach gemeinsam Museen, Theater unter Führung von Lehrern besucht, ja in Wien werden seit einigen Jahren eigene Konzerte bloß für die Mittelschüler (Symphonie und a capella) im großen Musikvereinssaale veranstaltet.

Kann angesichts dieser Tatsachen noch jemand mit Recht dem Gymnasium allgemein — denn vereinzelt können ja da und dort Mängel in all diesen Richtungen bestehen — den Vorwurf machen, daß es die Naturwissenschaften vernachlässige, die Schüler nicht zum Sehen erziehe, die körperliche Ausbildung der Jugend vernachlässige, die Jugend ohne Erziehung zur Kunst, namentlich ohne Kenntnis der griechischen und römischen Kunst entlasse, daß es keine Gelegenheit zur Erlernung moderner Sprachen biete, die Bildung des Gemütes versäume? Ich denke, ich darf auf Grund der angeführten Tatsachen die Frage entschieden verneinen.

Auch das sei noch hervorgehoben, daß lehrplanmäßig der Unterricht im Deutschen die Schüler des Gymnasiums fast bis zur Literatur der Gegenwart, wenigstens der unmittelbaren Vergangenheit, der Geschichtsunterricht bis zur Schwelle der Gegenwart führt. Es besteht somit die Klage, das Gymnasium entlasse seine Schüler ohne Orientierung über die literarischen und politischen Zustände unserer Zeit, nicht mehr zu Recht.

Doch all das will ich hier nur kurz gestreift haben.

Sein eigentümliches Gepräge aber erhält das Gymnasium durch den Unterricht in den klassischen Sprachen; über den Betrieb und Erfolg dieses Unterrichtes herrschen nun schon gar vielfach ganz verkehrte, völlig irrige Vorstellungen; auf diesem Gebiete die tatsächlichen Verhältnisse darzulegen, ist der Hauptzweck dieses Aufsatzes. Es scheint mir umsomehr Veranlassung dazu vorhanden zu sein, als daraus die heftigsten Angriffe auf das Gymnasium entstanden sind. Und zwar sind es zweierlei Gegner, die zu gemeinsamem Sturmlauf wider das Gymnasium sich verbunden haben: die erste Gruppe hält überhaupt den Unterricht in den beiden klassischen Sprachen für überlebt, unzeit-

gemäß, wertlos, ja schädlich für die moderne Jugendbildung, oder zwar an sich für wünschenswert und gut, aber für ein Hindernis des Besseren, weil er wichtigeren Gegenständen Zeit und Raum wegnimmt, und fordert deshalb seine Abschaffung. Mit dieser Gruppe von Gegnern will ich mich hier nicht weiter befassen; denn ich will mich in theoretische Erörterungen tunlichst wenig einlassen und brauche dies umsoweniger, als ich die Meinung dieser Gegner durch das herrliche Buch von Zielinski: »Die Antike und wir« (autorisierte Übersetzung von E. Schoeler, Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, 1905) für unübertrefflich und endgültig widerlegt betrachte. Wem es in dieser Frage um die Wahrheit zu tun ist, der muß dieses Buch lesen. Vergnügen und Gewinn wird gewiß jeder, auch der Gegner aus ihm schöpfen.

Die zweite Gruppe der Gegner beruft sich auf Tatsachen oder was sie dafür hält und formuliert ihren Standpunkt gegen den altklassischen Unterricht am Gymnasium folgendermaßen: Wir anerkennen den Wert klassischer Bildung; aber das österreichische Gymnasium gibt sie in Wirklichkeit seinen Schülern nicht; es wird von den alten Autoren so gut wie nichts gelesen und die Schüler gelangen zu keiner Selbständigkeit in den alten Sprachen; ja, wie der Unterricht in ihnen am Gymnasium betrieben wird und nicht anders betrieben werden kann, wird die Antike den Schülern geradezu verleidet; es ist zweckentsprechender, auf die Erlernung der alten Sprachen und die Lektüre der Originalwerke zu verzichten und die Schüler durch die Lektüre der Hauptwerke der griechischen Literatur in deutscher Übersetzung, durch den Geschichtsunterricht und durch das Zeichnen in das Verständnis des Altertums einzuführen. Also: Abschaffung des Unterrichtes in den alten Sprachen und Einführung der Jugend in das klassische Altertum auf Grund von Übersetzungen.

Hier hat nun die Aufklärung über die tatsächlichen Verhältnisse einzusetzen und ich komme damit zum eigentlichen Thema, denn es ist klar, daß die Meinung dieser Gegner widerlegt ist, wenn ihre Voraussetzung als hinfällig und das ungünstige Urteil über den Erfolg des Unterrichtes in den klassischen Sprachen am Gymnasium als tatsächlich unrichtig erwiesen wird.

Ich werde also im folgenden nachweisen: 1. daß der altklassische Unterricht am österreichischen Gymnasium zu einem tatsächlichen reellen Erfolge gelangt, die Jugend in die Kenntnis der römischen und griechischen Literatur in ihren bedeutendsten Erscheinungen wirklich einführt und bis zu einem gewissen Grade der Selbständigkeit bringt; 2. daß diejenigen, die die Lektüre der Originalwerke durch die von deutschen Übersetzungen derselben ersetzt wissen wollen, das eigentliche Wesen des altklassischen Unterrichtes und seine Bedeutung für die Ausbildung der Jugend gänzlich verkennen.

Um meine erste Behauptung zu beweisen, müßte ich eigentlich die Ausweise der absolvierten Lektüre in den alten Sprachen, wie sie in den gedruckten Jahresberichten der österreichischen Gymnasien alljährlich vorliegen, hier zum Abdrucke bringen. Das ist natürlich nicht möglich, glücklicherweise auch nicht notwendig; es genügt, wenn ich hier die Ausweise zweier Anstalten meines Inspektionsbezirkes anführe, die ich ganz absichtslos, rein aufs Geratewohl wähle.*) Ich nehme dazu die Angaben aus dem gedruckten Jahresberichte eines Gymnasiums in Wien und eines außerhalb Wiens vom Schuljahre 1905/06, den sich jeder Leser zur Nachprüfung ohneweiters von der betreffenden Anstaltsdirektion verschaffen kann.

Das Wiener Gymnasium — es ist das Staats-Gymnasium im XIX. Bezirke — bringt S. 19 ff. folgende Angaben über den Umfang der im bezeichneten Schuljahre absolvierten Lektüre aus den klassischen Autoren (auf die kürzeste Form gebracht):

Latein.	III. Klasse:	Nepos: 6 Biographien, Curtius Rufus: 6 Stück.
	IV. »	Cäsar, »bell. gall.«: 4 Bücher (2 mit Auslassungen).
		Ovid, »Metamorphosen«: 235 Verse aus dem I. Buche.
	V. »	Livius: 2 Bücher.
		Ovid: 1076 Verse (723 aus 4 Büchern »Metamorphosen«, 149 aus 3 Büchern »Fasten«, 111 aus 2 Gedichten der »Tristien«, 51 aus einem Briefe [»Epist. ex Ponto«], 42 aus den »Amores«).
	VI. »	Sallust: »bell. Jug.«
		Cicero: 1. Catil. Rede.
		Vergil: 1 Buch »Aeneïs«, 1 Ekloge, 122 Verse aus dem II. Buche der »Georgica«.
		Cäsar, »bell. civ.«: 63 Kapitel aus dem III. Buche.
	VII. »	Cicero: 2 Reden (pro Archia, pro Milone) und Laelius.
		Vergil: 3 Bücher (2 in Auswahl).
	VIII. »	Tacitus, »Germ.«: 1—27; »Annalen« 4 Bücher (in Auswahl).
		Horaz: 37 Oden (19 aus dem I., 7 aus dem II., 6 aus dem III. und 5 aus dem IV. Buche), 2 Epoden, 4 Satiren (je 2 aus dem I. und II. Buche), 5 Episteln (eine nur teilweise).

*) Wer Zweifel in die Aufrichtigkeit dieser Versicherung hegt, dem empfehle ich nachträglich die gedruckten Jahresberichte von Kalksburg, Melk, Franz Josef-Gymnasium in Wien einzusehen.

Griechisch. V. Klasse: Xenophon, »Anabasis«: 5 Stück.
Homer, »Ilias«: 2 Gesänge.

VI. » Homer, »Ilias«: 8 Gesänge (5 mit Auslassungen).
Herodot: Aus dem I. Buche, das VII. und VIII. Buch zumeist.

VII. » Demosthenes: 5 Reden.
Homer, »Odyssee«: 6 Gesänge.

VIII. » Plato: »Apologie«, »Krito« und »Euthyphron«.
Homer, »Odyssee«: 3 Gesänge.
Sophokles: »Aias«.

Hiezu kommt noch folgende Privatlektüre:

Latein. V. Klasse (25 Schüler): 20—40 Kapitel Livius XXII: 13 Schüler.

VI. » (30 »): Sallust, Catilina und Reden und Briefe aus den Historien: 3 Schüler; Catilina allein: 6 Schüler; einzelne Kapitel des Catilina: 2 Schüler; einzelne Reden und Briefe: 5 Schüler.
Vergil: 1 Buch 10 Schüler, 1 zumeist 1, je 1 Ekloge 2 Schüler.
Cicero: 11 Schüler die übrigen 3 Catilinarien, alle oder einzelne.
Ovid, »Metamorphosen«: Ungefähr ein halbes Buch.

VII. » (29 »): je 1 Rede Ciceros 13, je 2 Reden 6, 3 Reden 1 Schüler und »Cato maior« 9 Schüler.
Sallust, Catilina: 2 Schüler.
Phaedrus: 2 Schüler.
Vergil: 1 Buch 13 Schüler, 2 Bücher 5 Schüler, 2—3 Eklogen 2 Schüler, Auswahl aus »Georgica« 1 Schüler.

VIII. » (28 »): Tacitus, »Agricola«: 13, »Annalen«, 14 bis 43 Kapitel: 5 Schüler.
Vergil, »Aeneïs«: 1 Buch 1 Schüler.
Catull: Auswahl 4 Schüler.
Properz: Auswahl 2 Schüler.

Griechisch. V. Klasse: Xenophon, »Anabasis«: je 1 Stück 5, je 2 Stück 5 Schüler.

VI. Klasse: Fast alle Schüler 2—5 Gesänge der »Ilias«.

Xenophon, »Kyrop.«: 5 Stück 1, 3 Stück je 2 Schüler; »Erinnerungen«: 1 Stück 1, 2 Stück 2 Schüler; »Hellenika«: 1 Buch in Auswahl 1 Schüler.

Herodot: 2 Stück 1, je 3 Stück 2, je 5 Stück 2, je 6 Stück 2, 12 Stück 1 Schüler.

VII. » Demosthenes: je 1 Rede 15 Schüler, 2 Reden 1 Schüler, 3 Reden 1 Schüler.

Homer, »Odyssee«: je 1 Gesang 2 Schüler, je 2 Gesänge 12 Schüler, je 3 Gesänge 2 Schüler, je 4 Gesänge 5 Schüler und 9 Gesänge 1 Schüler.

Homer, »Ilias«: 1 Gesang 1 Schüler.

VIII. » Homer, »Odyssee«: 1 Gesang 1 Schüler.

Demosthenes: 1 Rede 1 Schüler.

Plato: 1 Dialog 2 Schüler.

Aristophanes, »Wolken«: 1 Schüler.

Ich bemerke noch, daß an dieser Anstalt in der V. bis VIII. Klasse Englisch relativ obligat gelehrt wird, daß an diesem Unterrichte fast alle Schüler teilnehmen und von der VI. Klasse an manche auch englische Privatlektüre treiben.

Das Gymnasium außerhalb Wiens, dessen Lektüreverzeichnis ich nun folgen lasse, ist das in Oberhollabrunn; im Jahresberichte für das Schuljahr 1905/06, S. 43 ff, finden sich folgende Angaben:

Latein. III. Klasse: 6 Biographien des Nepos, 16 Stück Curtius Rufus.

IV. » Cäsar, »bell. gall.«: 4 Bücher (3 mit Auslassungen).

Ovid: 224 Verse aus den »Metamorphosen«.

V. » Livius: 2 Bücher.

Ovid: 1582 Verse (1310 aus den »Metamorphosen«, 38 aus den »Fasten«, 234 aus den »Tristien«).

VI. » Sallust: »bell. Jug.«

Cicero: 1. Catil. Rede.

Vergil: 1 Buch »Aeneïs«, 2 Eklogen, 608 Verse aus den 4 Büchern »Georgica«.

VII. » Cicero: 2 Reden, Laelius.

Vergil, »Aeneïs«: 6 Bücher (davon 4 nur teilweise).

VIII. » Tacitus, »Germania«: 1—27; »Annalen«: Auswahl aus 6 Büchern.

Horaz: 30 Oden (12 des I., 7 des II., 7 des III., 4 des IV. Buches und »carm. saec.), 3 Epoden, 3 Satiren, 3 Episteln.

Griechisch. V. Klasse: Xenophon, »Anabasis«: 8 Stück, »Kyrop.« 2 Stück.
Homer, »Ilias«: 2 Gesänge.

VI. » Homer, »Ilias«: 8 Gesänge.
Xenophon, »Kyrop.«: 3 Stück, »Memorab.« 1 Stück.
Herodot: Abschnitte aus dem I., II., III., V., VI., VII. und VIII. Buche.

VII. » Demosthenes: 5 Reden (1 nur teilweise).
Homer, »Odyssee«: 7 Gesänge und ein Teil eines Gesanges.

VIII. » Plato, »Apologie«: 2 Dialoge und Schlußkapitel eines dritten.
Sophokles: 1 Tragödie.
Homer, »Odyssee«: 2 Gesänge.

Dazu noch folgende Privatlektüre:

Latein. III. Klasse (51 Schüler): Nepos: 3 Biographien, 1 Stück aus Curtius: 1 Schüler.

IV. » (39 »): Nepos: je 1 Schüler 2, 3, 4, 5, 6, 8, 14 Biographien.
Cäsar, »bell. gall.«: 2 Schüler Teile eines Buches, 1 Schüler das ganze »bell. gall.«.

V. » (30 »): Cäsar, »bell. gall.«: 2 Schüler je 1, 1 Schüler 3 Bücher.
Ovid: 1 Schüler 3, 1 Schüler 22, 1 Schüler 23, 1 Schüler 27, 1 Schüler 32 und 1 Schüler 61 Gedichte.
Livius: 1 Schüler Teile eines Buches, 1 Schüler 2 Bücher und Teile eines dritten, 1 Schüler 4 Bücher.

VI. » (39 »): Cicero: je 1 Rede 2, je 2 Reden 2, je 3 Reden 4, 4 Reden 1, 6 Reden 1, 25 Reden 1, »Somnium« 2, Auswahl aus den Briefen 1 Schüler.
Vergil: 8 Eklogen, »Georgica« 1 Schüler ganz, 1 Schüler 2 Stück, 1 Schüler 3 Stück.
Cäsar, »bell. civ.«: 1 Buch 2 Schüler.

Livius: 1 Buch 2, 2 Bücher 1, 28 Bücher 1 Schüler.*)

VII. Klasse: (29 Schüler): Vergil: je 1 Buch »Aeneïs« 8 Schüler, 1 Ekloge ein Schüler.

Cicero: 1 Rede 1 Schüler, 2 Reden 1 Schüler, 1 philosophische Schrift 1 Schüler, 3 philosophische Schriften 1 Schüler.

Livius: 1 Buch 1 Schüler.

VIII. » (25 «): Tacitus, »Germania«: ganz 3 Schüler, Teile eines Buches der »Annalen« 5 Schüler, »Dialogus« 1 Schüler.

Vergil, »Aeneïs«: 1 Buch teilweise 1 Schüler, »Georgica«, ein halbes Buch.

Cicero: 1 Rede 1 Schüler.

Horaz: 9 Oden, 2 Epoden 1 Schüler.

Griechisch. V. Klasse: Xenophon: 1 Buch »Hellenika« 1 Schüler, 2 Bücher 1 Schüler, Stücke aus »Anabasis« 2 Schüler, aus »Kyrop.« 3 Schüler, »Memorab.« 2 Schüler, »acta apostolorum« 2 Schüler, »evang. s. Lucae« 2 Schüler.

Homer, »Ilias«: je 3 Gesänge 2 Schüler.

VI. » Homer, »Ilias«: 3 Schüler je 1 Gesang, 4 Schüler je 2 Gesänge, 2 Schüler je 3 Gesänge, 3 Schüler je 4 Gesänge, 1 Schüler 5 Gesänge, 2 Schüler je sechs Gesänge, 1 Schüler 8 Gesänge, 1 Schüler 9 Gesänge, 2 Schüler je 14 Gesänge, 1 Schüler 15 Gesänge, 3 Schüler die »Batrachomyomachia«.

Herodot: 3 Schüler je 3 Stück, 1 Schüler 5 Stück, 1 Schüler 6 Stück.

Xenophon, »Hell.«: I. Buch 1 Schüler, »Memorab.« 2 Schüler und »Kyrop.« 2 Stück 1 Schüler.

VII. « Demosthenes: je 1 Rede 10 Schüler, je 2 Reden 4 Schüler.

Lysias: je 1 Rede 2 Schüler.

Homer, »Odyssee«: je 1 Gesang 2 Schüler, je 3 Gesänge 4 Schüler, 10 Gesänge 1 Schüler.

Homer, »Ilias«: je 1 Gesang 2 Schüler.

Brief Philipps: 1 Schüler.

---

*) Ein einziger Schüler hat privat gelesen: Livius III—X, XXV—XLV, alle Eklogen und die »Georgica«, den ganzen Sallust samt dem »Pseudosallustiana«, 25 Reden Ciceros, Auswahl aus den Briefen; das »Bellum Alexandrinum«, »Africanum« und »Hispaniense«.

VIII. Klasse: Homer, »Ilias«: 2 Gesänge 1 Schüler.
Homer, »Odyssee«: »Telemachie« 4 Schüler, 2 Gesänge 3 Schüler, 3 Gesänge 1 Schüler.
Bacchylides: 1 Schüler.
Lukian: je 2 Dialoge 2 Schüler.
Demosthenes, »Kranzrede«: 3 Schüler.
Plato: 1 Dialog 1 Schüler.
Sophokles: 1 Drama 1 Schüler.

Uberblicken wir diese Angaben, so ergibt sich folgendes Bild vom Umfange der klassischen Lektüre eines Schülers dieser beiden Anstalten:

Nepos: 6 Biographien.
Curtius: 6—16 Stück.
Cäsar: »bell. gall.« 4, »bell. civ.« 1—2 Bücher.
Ovid: von 1200—1806 Verse.
Livius: 2 Bücher.
Sallust: 1 Schrift.
Cicero: 3 Reden, 1 philosophische Schrift.
Vergil: 1 Ekloge, einige hundert Verse aus den »Bucolica«, »Aeneïs«, 4—7 Bücher.
Tacitus: »Germania« 1—27, 4—6 Bücher »Annalen« in Auswahl.
Horaz: 34—39 Oden und Epoden, 3—4 Satiren, 3—5 Episteln.
Xenophon: bis zu 8 Stücken aus der »Anabasis«.
» » 5 » » » »Kyrop«.
» » 2 » » den Memorabilien.
Homer: »Ilias« 10 Gesänge, »Odyssee« 9—10 Gesänge.
Herodot: 1—2 Bücher.
Demosthenes: 5 Reden.
Plato: »Apologie« und 2 Dialoge.
Sophokles: 1 Tragödie.

Dazu kommen bei einem mehr oder weniger großen Bruchteile der Schüler Ergänzungen aus Nepos, Curtius, Cäsar, Ovid, Sallust, Cicero, Vergil, Tacitus, Horaz; einige Schüler lesen Nepos, Cäsar, Livius, Vergil ganz, Cicero zum großen Teile; dazu aus den Elegikern Catull und Properz; ferner aus Xenophon, Homers »Ilias« und »Odyssee«, Demosthenes, Herodot, Plato, Sophokles. Von Schriftstellern außerhalb des Kanons: Lukian, Aristophanes, Lysias, Bacchylides. Einige Schüler haben den ganzen Homer gelesen.

Dieser Umfang der obligatorischen Lektüre entspricht im ganzen und großen dem Ausmaße der Forderungen des Lehrplanes, nur von Homer wird

durchschnittlich mehr gelesen, als der Lehrplan vorschreibt; ferner war dies das ungefähre Ausmaß der altklassischen Lektüre an allen 19 Gymnasien meines Amtsbezirkes im vorigen Schuljahre; an einzelnen wurde ja in diesem und jenem Autor etwas mehr, an einzelnen etwas weniger gelesen, aber im ganzen und großen stimmen alle mit diesem Ausmaße überein, wie sich jedermann aus den gedruckten Jahresberichten überzeugen kann; endlich wird der angegebene Umfang seit ungefähr acht Jahren an allen Gymnasien meines Amtsbezirkes erreicht, was sich gleichfalls aus den Jahresberichten konstatieren läßt; wir haben somit in obigen Angaben das Normalausmaß der obligaten Lektüre an den bezeichneten Anstalten seit etwa acht Jahren zu erblicken.

Am meisten schwankt natürlich der Umfang der Privatlektüre; aber betrieben wird sie an allen Anstalten, die ich übersehe.

Daß diese weit über den Rahmen der Schulautoren hinausgeht, dafür führe ich aus den anderen Jahresberichten des vorigen Schuljahres noch an: von lateinischen Autoren wurden privat noch gelesen: Phaedrus, Eutrop, Vellejus Paterculus, Sueton, Tibull, Terenz (»Andria«, »Phormio«) Plautus (»Trinummus«, »Menaechmi«, »Aulularia«), Petron, Ennius, Lucilius, Martial, Plinius, Eugippius (»Vita S. Severini«); von griechischen: Hesiod, Theokrit, Quintus Smyrnaeus, Herondas, Aeschylus (»Perser«, »Prometheus«), Euripides (»Alkestis«, »Iphigenie in Aulis«, »Elektra«, »Bacchen«, »Kyklops«), griechische Lyriker, Isokrates, Thukydides, Plutarch und das »Neue Testament«.

Die Größe der Teilnahme am Betriebe der Privatlektüre zeigt die Tatsache, die z. B. im Sommertermine 1906 bei den Maturitätsprüfungen festgestellt wurde, daß Privatlektüre an allen vollständigen Gymnasien in Niederösterreich gepflegt wurde, an vielen von allen Schülern der VIII. Klasse im Umfange eines Jahrespensums; für den Ernst und Gründlichkeit dieser Lektüre kann ich darauf hinweisen, daß sich aus der Privatlektüre bei den mündlichen Maturitätsprüfungen in diesem Termine an allen 27 vollständigen Gymnasien, nur 4 ausgenommen, Schüler zum Examen aus ihrer Privatlektüre gemeldet haben; tatsächlich geprüft wurden 81, d. i. 12·3 Prozent, aus Latein, 92, d. i. 14 Prozent, aus Griechisch, fast alle mit gutem, einzelne mit vorzüglichem Erfolge.

Doch das ist nur die kontrollierte Privatlektüre, d. h. diejenige, die die Schüler unter einer gewissen Mithilfe der Schule betreiben und aus der sie sich von Zeit zu Zeit vom Fachlehrer prüfen lassen. Daneben wird noch manches auch von der altklassischen Literatur gelesen, wovon der Schüler seinem Fachlehrer gar nichts sagt. Hievon ist hier natürlich nicht die Rede; aber aus meiner Erfahrung kann ich sagen, daß diese ganz private Lektüre an Umfang der kontrollierten Privatlektüre nicht viel nachsteht.

Man sage ja nicht: das Papier ist geduldig; das geben die Professoren ins Programm, aber gelesen wird es nicht. Das Ungeheuerliche einer solchen Behauptung springt sofort in die Augen: der Lehrer, der etwas Unwahres drucken ließe, das alle Schüler in die Hand bekommen müssen, würde seine Autorität als Lehrer, seine Integrität als Mensch einbüßen. Und das sollte ein vernünftiger, anständiger Lehrer tun? Überdies wohnen die Direktoren den Lehrstunden so oft bei, daß sie über das Ausmaß der Lektüre stets genau orientiert sind; es ist also ausgeschlossen, daß unter ihrer Verantwortung unwahre Angaben in den gedruckten Jahresbericht Aufnahme finden können. Endlich, was die beiden obigen Anstalten betrifft, so habe ich sie im Vorjahre selbst inspiziert; ich habe also die persönliche Garantie, daß alle Angaben absolut richtig sind.

Aus dem Angeführten dürfte ich wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit den Schluß ziehen können, daß wir es hier mit dem ungefähren Umfange der Lektüre der klassischen Autoren an allen Gymnasien in den Ländern Österreichs mit einigermaßen gleichen Verhältnissen wie in Niederösterreich zu tun haben; also, wenn man will, mit dem Normalumfange am österreichischen Gymnasium im allgemeinen. Doch will ich auf diesen Schluß kein besonderes Gewicht legen; es genügt die Tatsache, daß an einer Anzahl von Gymnasien dies alles wirklich gelesen wird; denn daraus folgt allerdings mit zwingender Notwendigkeit, daß die allgemeine Behauptung, es werde am Gymnasium von der altklassischen Literatur so gut wie nichts gelesen, jedenfalls unrichtig ist.

Diese Richtigstellung eines weitverbreiteten falschen Urteiles über die Leistungen im Unterrichte in den alten Sprachen am österreichischen Gymnasium glaubte ich aber auch jenen tüchtigen und wackeren Männern schuldig zu sein, denen dieser Erfolg in erster Linie verdankt wird; was die Lehrer an Zeit, Arbeit und Energie aufwenden müssen, um dieses Resultat zu erreichen, kann nur der richtig würdigen, der durch eigene Anschauung die Verhältnisse kennt; namentlich bedeutet der intensive Betrieb der Privatlektüre für die Lehrer Opfer an schulfreier Zeit und eine Mühewaltung, die wohl ein ehrenvolles Zeugnis für ihre vornehme Auffassung der Berufspflichten ablegt.

Mit diesem Aufschwung der Lektüre steht auch die Tatsache in ursächlichem Zusammenhang, daß seit einer Reihe von Jahren für die schriftlichen Maturitätsprüfungen aus dem Lateinischen und Griechischen vielfach Stellen aus Schriftstellern vorgelegt werden, die nicht zum Kreise der Schulschriftsteller gehören. So war dies im Sommertermine 1906 von den 17 vollständigen Gymnasien meines Amtsbezirkes der Fall

an 8 für die Übersetzung aus Latein,
» 14 » » » » Griechisch.*)

Einer der Gründe für die Wahl solcher Stellen ist zweifellos der, daß die Schulschriftsteller von allen oder doch einzelnen Schülern ganz oder fast ganz gelesen sind, für die Prüfung aber nur ungelesene Stellen in Betracht kommen können; ich sage ausdrücklich: einer der Gründe; denn ich weiß, daß auch andere Rücksichten für die Wahl solcher Stellen maßgebend sein können.

Angesichts dieser Tatsachen darf da noch jemand von einer Petrifizierung unseres Gymnasiums sprechen?

Doch wir wollen ganz nüchtern und leidenschaftslos auf dem Gebiete der Tatsachen bleiben.

Ich glaube auf die Zustimmung aller meiner Leser rechnen zu dürfen, wenn ich nun zusammenfassend behaupte: Es wird gegenwärtig an den Gymnasien, richtiger an nicht wenigen Gymnasien, verhältnismäßig viel aus den alten Literaturen gelesen. Daraus ergibt sich von selbst: es wird auch rasch gelesen; denn wenn bei so geringem Stundenausmaß, wie es am österreichischen Gymnasium den alten Sprachen zugeteilt ist (50 Latein- und 28 Griechischstunden in der Woche, von denen nur 24, beziehungsweise 15 auf die Lektüre fallen, gegen 32, beziehungsweise 22 in Preußen), ein so großes Pensum aufgearbeitet wird, kann dies nur bei raschem Fortschritte der Lektüre erreicht werden; das ist ganz selbstverständlich. Ferner ergibt sich daraus von selbst: die Grammatik spielt von dem Momente an, wo zur Autorenlektüre übergegangen wird, nur mehr eine nebensächliche Rolle; denn eine so umfangreiche Lektüre kann grammatisch nicht zerpflückt werden; das schließt sich geradezu gegenseitig aus. Tatsächlich wurden auch zur Zeit der Herrschaft des grammatistischen Betriebes der alten Lektüre täglich nur einige Zeilen des Autors absolviert, der Umfang der Jahresleistung war darum auch entsprechend gering.

Endlich ergibt sich eine dritte Folgerung von selbst: Wenn die Schüler in solchem Ausmaße die Privatlektüre betreiben, so kann der Grund schließlich doch nur darin liegen, daß sie Interesse für die Sache haben; durch Zucht-

*) Oberhollabrunn: Tibull III, 3; Krems: Tibull I, 10, 1—32; Melk: Tibull II, 1, 37—82; Wr.-Neustadt: Vitruv de archit. IX, praef. 1—12; Franz Josef-Gymn., Wien: Ilias latina 697—737; Staatsgymn., III. Bez.: Tibull II, 5, 1—66 teilw.; im XVII. Bez.: Catull 64, 132—166; XIX. Bez.: Tibull I, 1, 42—73; Oberhollabrunn: Plutarch, Lykurg XII; Krems: Euripides: »Medea« 1293—1329; Wr.-Neustadt: Lykurg, Rede gegen Leokrates 84—87; Seitenstetten: Plutarch, περὶ φιλαδελφίας XVIII; Kalksburg: Isokrates, πανηγυρικός 100—106; Akad. Gymn., Wien: Plutarch, Aristides 4; Franz Josef-Gymn.: Euripides, »Troerinnen« 740—779; Staatsgymn., III. Bezirk: Lykurg, Rede gegen Leokrates 83—87; Elisabeth-Gymn.: Aeschylus, »Perser« 350—394; Staatsgymn., VI. Bezirk: Aeschylus, »Agamemnon« 503—538; Staatsgymn., VIII. Bezirk: Lykurg, Rede gegen Leokrates 46—50; Maximilian-Gymn.: Euripides, »Iphigenie in Aulis« 44—92; Karl Ludwig-Gymn.: Isokrates, Euag. 13—18; Staatsgymn., XVII. Bezirk: Euripides, »Hekabe« V, 1—27.

mittel irgend welcher Art lassen sich auf die Dauer solche Ergebnisse nicht erzielen. Wo aber Interesse, da muß auch Freude vorhanden sein; wo Freude, kann kein Ekel herrschen; es kann also mit Recht niemand behaupten, daß die Lektüre der alten Autoren durch den Betrieb am Gymnasium den Schülern verleidet werde.

Nun höre ich den Einwand: Gut, es wird jetzt am Gymnasium viel gelesen; aber die Schüler »fretten« sich mit Hauslehrern und Übersetzungen fort, bringen es jedoch zu keinem selbständigen Können.

Was die Hauslehrer betrifft, so sind seit neun Jahren genaue Daten über die Zahl der Schüler, die häusliche Nachhilfe in den Gegenständen des Gymnasiums genießen, vorhanden. Seit dem Jahre 1898 wird nämlich an jedem Gymnasium in Niederösterreich im dritten Monate jedes Schuljahres seitens der Klassenvorstände eine Umfrage in den einzelnen Klassen gehalten, die Ergebnisse dieser Erhebungen werden in der zweiten Monatskonferenz zur Kenntnis des gesamten Lehrkörpers gebracht, auffällige Erscheinungen im Schoße desselben und mit den betreffenden Eltern besprochen und die tatsächlichen Verhältnisse immer in Evidenz gehalten.

In den letzten fünf Jahren betrug nun an den niederösterreichischen Gymnasien die Zahl der Schüler, die häusliche Nachhilfe genossen, und zwar

im	Schuljahre	1902/03	15·91	Prozent
»	»	1903/04	15·50	»
»	»	1904/05	16·29	»
»	»	1905/06	16·85	»
»	»	1906/07	16·84	»

Nun liegen die Verhältnisse in Wien anders als auf dem Lande; denn in der Großstadt ist die Zahl der Eltern, die das häusliche Lernen ihrer Söhne nicht beaufsichtigen, sei es, daß sie es nicht können oder daß sie nicht wollen, viel größer als auf dem Lande.

Dies zeigt sich auch in folgenden Ziffern:

An den Gymnasien in Wien betrug die Zahl der Schüler mit häuslicher Nachhilfe

im	Schuljahre	1902/03	19·95	Prozent
»	»	1903/04	19·29	»
»	»	1904/05	19·08	»
»	»	1905/06	19·21	»
»	»	1906/07	19·29	»

Und selbst an den Wiener Gymnasien herrschen große Differenzen in diesen Zahlen; einige wenige Anstalten mit Schülern, die vorwiegend aus der wohlhabendsten Klasse der Bevölkerung stammen, zeigen einen relativ

ziemlich hohen Prozentsatz (bis zu 30 und 40 Prozent); weitaus die meisten dafür unter 10 Prozent.

An den Gymnasien außerhalb Wiens betrug sie in diesen Jahren 11·87 Prozent, 11·71 Prozent, 13·5 Prozent, 14·5 Prozent, 14·39 Prozent.

Naturgemäß entfällt aber überall der größte Teil dieser Schüler auf die Unterstufe; in den vier Klassen des Obergymnasiums sind Schüler mit häuslicher Nachhilfe geradezu selten und erreichen im allgemeinen nicht 5 Prozent. Ganz verschwindend gering ist aber die Zahl der Schüler, die häusliche Nachhilfe in den klassischen Sprachen haben; solche Schüler sind tatsächlich eine Ausnahme.

Daraus ist ersichtlich, daß das Hauslehrerwesen für den Erfolg der altklassischen Lektüre gar nicht in Betracht kommt.

Über die Verbreitung des Mißbrauches gedruckter Übersetzungen sind natürlich genaue Daten nicht zur Verfügung.

Gesetzt aber, der obige Einwurf träfe allgemein zu, so müßten die Gegner doch einräumen, daß auch dann noch der sachliche Gewinn der Schüler größer wäre, als wenn sie die antiken Schriftsteller nur aus Übersetzungen kennen lernten; denn mit einem verständnislosen Auswendiglernen der gedruckten Übersetzung erreicht der Schüler im Schulunterrichte gar nichts; er muß also immerhin Original und Übersetzung sprachlich vergleichen, also doch eine gewisse sprachliche Übung vornehmen; er hat dabei nicht allen Gewinn, den der erntet, der sich aus eigener Kraft, durch eigene Arbeit das Original zum vollen Verständnis bringt, aber jedenfalls mehr als derjenige, der das Original gar nicht kennt und ganz von der Übersetzung abhängt; dabei gilt auch heute noch von den meisten Übersetzungen, in gewissem Sinne von allen, das Wort Goethes, daß man, um diese zu verstehen, das Original genau kennen muß.

Doch ist auch dieser Einwurf in seiner allgemeinen Fassung ganz sicher unrichtig; die ganze Art unseres Unterrichtsbetriebes schließt einen größeren Umfang dieses Unfugs, geschweige denn seine allgemeine Verbreitung geradezu aus.

Zunächst wird beim Eintritt in die Lektüre eines neuen Autors ausnahmslos die sogenannte Präparationsmethode gehandhabt, d. h. es wird der Schriftsteller in der Schule gemeinsam unter der Leitung des Lehrers gelesen, erklärt und übersetzt; die Schüler haben dann zu Hause nur das in der Schule Erarbeitete zu wiederholen; sind die Schüler allmählich mit dem Schriftsteller vertrauter geworden oder sind sie auf der Oberstufe des Gymnasiums soweit gebracht, daß man ihnen eine selbständige Leistung zutrauen kann, erst dann müssen sie zu Hause allein »präparieren«; aber auch da läßt sie der Lehrer auf keiner Stufe ohne Hilfe, denn von Stunde zu Stunde gibt er vor Schluß des Unterrichtes Winke für das Verständnis der zur häuslichen Präparation aufgegebenen Stelle (Vorpräparation). Diese Winke ent-

stammen aber der individuellen Auffassung des Lehrers, z. B. über eine strittige Stelle; da hilft nun dem Schüler der urteilslose Gebrauch einer gedruckten Übersetzung gar nichts, weil in ihr diese Stelle vielleicht ganz anders verstanden wird. Ferner müssen die Schüler das neue Wortmaterial selbst im Lexikon nachschlagen, ins Präparationsheft eintragen; diese Hefte sieht der Lehrer ein; die neuen Vokabeln werden ausgefragt u. s. w. Bei einem solchen Betriebe ist, das wird mir wohl jeder zugeben, der allgemeine Gebrauch von Übersetzungen seitens der Schüler so gut wie ausgeschlossen.

Endlich wird vom Schüler durchaus nicht verlangt, daß er ein fertiges Verständnis, eine völlig zutreffende Übersetzung in die Schule bringe; es wird ihm gewiß nicht übel genommen, wenn er über einzelnes nicht völlig ins reine gekommen ist, wofern er nur zeigt, daß er sich tatsächlich bemüht hat. Bei so einsichtigen und maßvollen Forderungen fehlt für den redlichen Schüler jeder Anlaß zum Gebrauch einer Übersetzung und wird planmäßig auf Selbständigkeit der Schüler hingearbeitet.

Aber, wenn trotzdem noch Zweifel möglich wären, endgültig widerlegt wird obige Behauptung vom allgemeinen Mißerfolge des altsprachlichen Unterrichtes durch die Ergebnisse der Maturitätsprüfungen.

Für die beiden alten Sprachen besteht die Forderung bei der Maturitätsprüfung, der Kandidat habe die Fähigkeit zu erweisen, »einen in der Schule nicht gelesenen Abschnitt eines Schriftstellers, der keine besonderen sachlichen und textkritischen Schwierigkeiten bietet, nach kurzer Überlegung auf Grund gründlichen grammatischen Verständnisses gewandt übersetzen zu können«. (Weisungen zur Führung des Schulamtes, S. 33.) Dieser Forderung können Schüler unmöglich entsprechen, wenn sie sich durch das Obergymnasium lediglich mit Übersetzungen fortgeholfen haben, auch nicht, wenn durchgehends die leichteren Autoren bei den Prüfungen vorgelegt würden, was durchaus nicht der Fall ist. In manchen Jahrgängen sind z. B. unter meiner Leitung allen Abiturienten ausnahmslos Tacitus, Horaz, Plato, Demosthenes, Sophokles vorgelegt worden, und stets werden die leichteren Autoren, wie Livius, Sallust, Herodot, nur vereinzelt herangezogen. Trotzdem gestaltete sich tatsächlich in den Schuljahren 1904/05 und 1905/06 das Ergebnis der Prüfungen an den niederösterreichischen Gymnasien folgendermaßen:

I. Sommertermin 1906.

Zahl der gemeldeten Kandidaten	730	(Vorjahr 728), davon
öffentliche Schüler	681	(» 682)
Privatisten	8	(» 5)
Externe	41	(» 41)

Hievon wurden vollständig geprüft 688, d. i. 94·46 Prozent der Gemeldeten (Vorjahr 95·06 Prozent); zieht man nur die öffentlichen Schüler in Rechnung, so kamen 96·6 Prozent der Gemeldeten (Vorjahr 96·8 Prozent) zur Prüfung.

Von den vollständig geprüften Kandidaten erhielten:

1. ein Zeugnis der Reife mit Auszeichnung 150, d. i. 21·9 Prozent der Geprüften (Vorjahr 17·19 Prozent);

2. ein Zeugnis der Reife 498, d. i. 72·3 Prozent (Vorjahr 76·3 Prozent).

Somit wurden approbiert 648, d. i. 94·4 Prozent (Vorjahr 93·21 Prozent) und reprobiert 39, d. i. 5·6 Prozent (Vorjahr 6·79 Prozent).

Da 6 Kandidaten eine zweite Wiederholungsprüfung Ende Jänner 1907 ablegen, so waren vorläufig endgültig reprobiert 33, d. i. 5·1 Prozent der endgültig geprüften Kandidaten (Vorjahr 5·14 Prozent).

Wiederholungsprüfungen erhielten im Sommertermine 69, d. i. 10·02 Prozent der vollständig Geprüften (Vorjahr 11·5 Prozent), von denen 59, d. i. 85·5 Prozent (Vorjahr 85 Prozent), die Prüfung sogleich bestanden, 6, d. i. 8·6 Prozent (Vorjahr 15 Prozent), die Erlaubnis einer Wiederholung der Wiederholungsprüfung erhielten. Unter den reprobierten sind 31 öffentliche Schüler, 8 Externe.

Der Prozentsatz der endgültig reprobierten öffentlichen Schüler beträgt nur 3·9 Prozent (Vorjahr 4·16 Prozent).

II. Herbsttermin 1906.

Gemeldet: 42 Kandidaten.

Hievon vollständig geprüft 23, d. i. 54·7 Prozent.

Hievon reif	7, d. i. 30·4	Prozent	(Vorjahr	33·3 Prozent)
reprobiert	11, d. i. 47·8	»	»	46·6 »
Wiederholungsprüfung	5, d. i. 21·8	»	»	20·1 »

III. In beiden Terminen 1906.

Gemeldet: 772 Kandidaten (Vorjahr 753).

Hievon vollständig geprüft 711 Kandidaten, d. i. 92·1 Prozent (Vorjahr 93·9 Prozent);

davon approbiert 655 Kandidaten, d. i. 92·17 Prozent der vollständig Geprüften (91·54 Prozent);

reprobiert 50 Kandidaten, d. i. 7·03 Prozent der vollständig Geprüften (8·06 Prozent);

Wiederholungsprüfung 6 Kandidaten, d. i. 0·8 Prozent der vollständig Geprüften (0·4 Prozent);

sonach endgültig reprobiert 45 Kandidaten, d. i. 6·1 Prozent der vollständig Geprüften (Vorjahr 9 Prozent).

Von den öffentlichen Schülern, die hier allein in Betracht kommen, bestanden somit die Maturitätsprüfung nicht im erstgenannten Jahre 4·1 Prozent, im verflossenen Schuljahre 3·9 Prozent, also beide Male rund 4 Prozent.

Was speziell die alten Sprachen betrifft, so war das Prüfungsergebnis im Jahre 1906 außerordentlich günstig; denn von sämtlichen Reprobationen entfallen nur vier ausschließlich auf diese, dagegen 15 lediglich auf die übrigen Gegenstände bei genügenden Leistungen in den alten Sprachen.

Und hiemit stimmt vollständig, was jeder, der auch nur einigermaßen persönliche Erfahrungen bei diesen Prüfungen gemacht hat, bestätigen wird: Die Prüfung aus den alten Sprachen macht verhältnismäßig nur sehr wenigen Schülern Schwierigkeiten; sind die Prüfungen aus Mathematik, Physik und Geschichte überstanden, so atmen die schwächeren Kandidaten auf und man sieht es ihnen am Gesichte an, daß sie vor den Sprachen keine Angst haben.

Nur mit einem Worte will ich hier die Fabel vom weitverbreiteten Schwindel bei den Maturitätsprüfungen, der selbst von Examinatoren unterstützt werde, berühren. Genaue amtliche Erhebungen lassen diese Behauptung, die, soweit sie die Lehrer betrifft, eine Verleumdung ist, als eine zumeist auf Renommisterei, Übertreibung und Verallgemeinerung beruhende Unwahrheit erscheinen, die noch dazu von vornherein schon so unwahrscheinlich als möglich ist; wenigstens habe ich bisher nur immer davon gehört, daß die Kommissionen unbarmherzig, hart, grausam, und wie die schönen Epitheta alle lauten, seien, und die Gymnasialprofessoren stehen im allgemeinen nichts weniger als im Rufe allzu großer Milde; auch habe ich nie klagen gehört, sie seien blind und taub, viel eher, daß sie zu scharf sehen und hören. Und glaubt jemand im Ernste, daß heute, wo die Direktoren und Landesschulinspektoren ihre Hauptaufgabe in dem häufigen Besuche des Unterrichtes erblicken, irgend ein Schwächling seinen schlecht vorbereiteten Schülern durch Täuschung der Kommission über die Prüfung hinweghelfen könnte, ohne daß der Vorsitzende etwas davon merkt?

Dem gegenüber kann ich auf Grund meiner Erfahrung feststellen, daß die Ergebnisse der Prüfung sowohl in ihrem schriftlichen als mündlichen Teile in der Regel mit den Leistungen im Schuljahre und untereinander völlig übereinstimmen und bedeutendere Differenzen auch dann zu den Ausnahmen gehören, wenn von Fall zu Fall auch einmal der Vorsitzende der Prüfungskommission von seinem Rechte, selbst Fragen an die Prüflinge zu richten oder ihnen selbstgewählte Stellen aus den Autoren vorzulegen, Gebrauch macht.

Ich glaube somit durch Tatsachen erwiesen zu haben, daß die Behauptung, das Gymnasium gebe seinen Schülern keine klassische Bildung,

sie lernten da von der antiken Kultur so gut wie nichts kennen, sie lernten die alten Autoren nicht verstehen u. s. w., durch den wirklichen Erfolg des altsprachlichen Unterrichtes am Gymnasium widerlegt wird.

Aber — so lautet ein anderer Einwurf, den man nicht gar selten hören kann — wie kommt es, daß die Gymnasiasten, kaum daß sie die Maturitätsprüfung hinter sich haben, ihre alten Klassiker, wie man zu sagen pflegt, hinter den Ofen werfen und nie mehr das Bedürfnis empfinden, die alten Sprachen weiter zu betreiben? Darauf ist zunächst zu erwidern, daß dies, wenn es auch tatsächlich der Fall ist, keinen Beweis gegen die Fruchtbarkeit des Betriebes der klassischen Sprachen am Gymnasium bilden könnte; denn im gleichen Maße trifft dies so ziemlich auf alle übrigen Gegenstände, Naturgeschichte, Physik, Geschichte mitinbegriffen, zu.

Man muß vielmehr die Gründe für diese Erscheinung anderswo als in den Lehrgegenständen suchen.

Zunächst liegt es in der Natur des jungen Menschen, alles, was er lange Zeit unter einer Art Zwang betrieben hat, sobald dieser aufhört, mit einem gewissen Gefühle der Befreiung beiseite zu schieben. Ein weiterer Grund ist, daß die meisten jungen Leute vom Fachstudium, das für sie etwas Neues ist, dessen Wichtigkeit für ihren Lebensberuf sie erfüllt, völlig in Anspruch genommen werden; ferner treten auch mit dem Abschied von dem Gymnasium bereits gesellschaftliche Beziehungen, die Welt selbst mit ihren tausend Anforderungen an sie heran, diese beginnt nun ihr Erziehungswerk und entzieht die jungen Leute dem einseitigen Bücherstudium, so daß sie überhaupt kaum mehr als ihr Fachstudium betreiben können. Endlich trifft es sicherlich zu, daß ein großer Prozentsatz der Gymnasialschüler den Bildungsgang des Gymnasiums mitmacht nicht aus Neigung oder Überzeugung, sondern weil sie von den Eltern dazu bestimmt werden und weil das als der am meisten begangene Weg zur Versorgung durch den Staat erscheint, zu jenem Ideal, dessen Erreichung angeblich weniger Initiative, persönliche Tatkraft, Wagemut und Umsicht erheischt als der freie Wettbewerb im schwierigen Kampf ums Dasein.

Meine zweite Behauptung ging nun dahin, daß diese Gegner aber auch das Wesen und die eigentliche Bedeutung des altklassischen Unterrichtes völlig verkennen, wenn sie die Einführung der Jugend in das Verständnis des Altertums durch die Lektüre der Hauptwerke der klassischen Literatur in deutscher Übersetzung, durch den Geschichtsunterricht und das Zeichnen und hierin ausreichenden Ersatz für den Betrieb der alten Sprachen erblicken.

Um dies zu zeigen, muß ich zunächst darlegen, worin der oberste Zweck des altklassischen Unterrichtes liegt. Man kann bekanntlich eine Sprache zu

verschiedenen Zwecken lernen. Die lateinische und griechische Sprache lernen die Schüler am Gymnasium nicht der Grammatik willen, obwohl auch ihre Erlernung keinen zu verachtenden geistigen Gewinn abwirft, auch nicht um sie sprechen und schreiben zu können, sondern um die bedeutendsten Schriftsteller des Altertums gründlich zu verstehen. Aus der Lektüre aber ergibt sich ein zweifacher Nutzen: zunächst lernen die Schüler Tatsachen, Ideen kennen, das nennen wir den sachlichen Gewinn; so bedeutend dieser auch ist, denn hier werden die jungen Geister zu den Wurzeln unserer heutigen Kultur geführt, sie bekommen dadurch die Grundlage für die geschichtliche Bildung — der eigentliche Gewinn liegt aber darin, daß die Erkenntnis des Sachlichen verbunden ist mit einer außerordentlich fruchtbaren sprachlichen und gedanklichen Übung. Am Gymnasium werden ja die alten Autoren nicht bloß gelesen, sondern in die Muttersprache übersetzt, in möglichst mustergültiger Form übersetzt, die in gemeinsamer Arbeit gefundene Übersetzung wird im Zusammenhange vom Lehrer am Schlusse vorgetragen. Es handelt sich also bei unserem Unterricht nicht lediglich um den Inhalt, sondern, und zwar vorwiegend, um die Umprägung der Gedanken des Autors aus der fremden in die Muttersprache. Dieses Ringen des Geistes um den vollständig zutreffenden, das Original völlig erschöpfenden, möglichst restlos wiedergebenden Ausdruck im Deutschen ist unendlich viel mehr als das bloße Erkennen und Verstehen des sachlichen Inhaltes (dieses ist natürlich eingeschlossen), es ist ein wirkliches Produzieren der Gedanken des Autors in der Muttersprache; dabei spielen geistige Kräfte mit, die bei dem bloßen Verstehen des Gelesenen völlig in Ruhe bleiben. Handelte es sich also bloß um die Sache, um den Inhalt, so könnten wir sie auch aus Übersetzungen die Schüler erkennen und verstehen lehren; vielmehr kommt bei der Lektüre der klassischen Autoren ebenso das Sachliche als das Sprachliche, ebenso Inhalt als Form in Betracht, das letztere noch mehr als das erstere. Darum ist die Lektüre von Übersetzungen psychologisch etwas ganz anderes, weil bei ihr die eigene produktive Geistestätigkeit ausgeschaltet ist.

Um dies an einem konkreten Beispiele zu erweisen, wähle ich auf das Geratewohl die Stelle Tacitus ann. II, 39 f., deren Durchnahme ich unlängst einmal in der VIII. Klasse eines hiesigen Gymnasiums beigewohnt habe. Es ist die Rede vom Auftreten des Pseudo-Agrippa. Wer diese Erzählung liest, lediglich um des Inhaltes willen, erfährt gewiß eine interessante Begebenheit, die ihn an das Auftreten anderer Pseudopersönlichkeiten in der Geschichte erinnern wird; die feinen psychologischen Bemerkungen, die Tacitus in die Erzählung einflicht, werden unzweifelhaft sein Nachdenken anregen und das Verständnis für solche geschichtliche Erscheinungen vertiefen. Wer aber die

Stelle des Tacitus ins Deutsche übersetzt, der sieht sich namentlich im 2. Teile des c. 39 vor den schwierigsten psychologischen und sprachlichen Aufgaben; ich setze sie im Wortlaut hieher:

Eodem anno mancipii cuiusdam audacia, ni mature subventum foret, discordiis armisque civilibus rem publicam perculisset. Postumi Agrippae servus, nomine Clemens, conperto fine Augusti pergere in insulam Planasiam et fraude aut vi raptum Agrippam ferre ad exercitus Germanicos non servili animo concepit. Ausa eius inpedivit tarditas onerariae navis; atque interim patrata caede ad maiora et magis praecipitia conversus furatur cineres vectusque Cosam Etruriae promunturium ignotis locis sese abdit, donec crinem barbamque promisisset: nam aetate et forma haud dissimili in dominum erat.

Tum per idoneos et secreti eius socios crebrescit vivere Agrippam, occultis primum sermonibus, ut vetita solent, mox vago rumore apud inperitissimi cuiusque promptas aures aut rursum apud turbidos eoque nova cupientes. atque ipse adire municipia obscuro diei neque propalam aspici neque diutius isdem locis, sed quia veritas visu et mora, falsa festinatione et incertis valescunt, relinquebat famam aut praeveniebat.

Was für gedankliche und sprachliche Schwierigkeiten müssen die Schüler überwinden, namentlich im letzten, gesperrt gedruckten Drittel, bis sie etwa zu folgender Übersetzung gelangen: »Dann sorgen geeignete Leute, die ins Geheimnis eingeweiht waren, dafür, daß sich zunächst durch Gespräche im Geheimen, wie gewöhnlich bei Verbotenem, dann durch flüchtiges Gerede vor den Unerfahrensten, die ja für derartiges ein geneigtes Ohr haben, oder anderseits vor unruhigen Köpfen, die darum stets Neuerungen wünschen, die Kunde verbreitet, Agrippa sei noch am Leben. Und er selbst betrat Landstädte im Dämmerlicht, ohne sich dabei in der Öffentlichkeit den prüfenden Blicken auszusetzen oder an einem und demselben Orte länger zu verweilen, sondern verschwand, kaum daß man eben erst von ihm sprach, oder tauchte anderswo auf, ehe die Kunde seines Kommens sich verbreitete; denn die Wahrheit gewinnt durch Augenschein und Dauer, Trug aber durch Eile und Unklarheit.« Ja, welche geistige Arbeit liegt zwischen den vier Worten des Tacitus: »relinquebat famam aut praeveniebat« und der Übersetzung: »er verschwand, kaum daß man eben erst von ihm sprach, oder tauchte anderswo auf, ehe die Kunde seines Kommens sich verbreitete«, eine Übersetzung, die natürlich nur durch eine sorgsame Interpretation unter der Leitung des Lehrers gewonnen werden kann! Dabei muß der Gedanke zunächst von seinem sprachlichen Gewande ganz losgelöst und dann erst wieder in ein neues und noch dazu vom Originale so ferne abliegendes gekleidet werden.

Indem der Schüler gezwungen wird, solche Probleme zu lösen, lernt er zunächst natürlich die Gedanken des Originales viel tiefer, gründlicher und allseitiger erfassen, als beim bloßen dahineilenden Lesen, das sich mit den Tatsachen und ihrer logischen Entwicklung zufrieden gibt; damit ist aber nur ein Teil der Arbeit getan. Dann hat er erst noch für die Gedanken des Autors die treueste, beste, klarste, alle Nuancen des Originales wiedergebende Form im Deutschen zu finden; da heißt es probieren und suchen und wenden, bis endlich unter den vielen Möglichkeiten die beste gewählt wird. Daß dieser Prozeß, dieses Ausfeilen der Übersetzung, das dem altsprachlichen Unterrichte fast allein zukommt, den Geist des Schülers übt, die Gewandtheit im Gebrauche der Muttersprache erhöht und die Fähigkeit, fremde Gedanken voll zu erfassen, ausbildet und dies in um so höherem Grade, je weiter die alten Sprachen syntaktisch von der Muttersprache abliegen, kann wohl nicht zweifelhaft sein. Wiederholt sich nun dieses geistige Ringen tagtäglich, immer an neuem Materiale, in neuen Formen, so daß tatsächlich alles Mechanische und Gedächtnismäßige ausgeschlossen ist, so ist das ein Stahlbad für den jugendlichen Geist, dessen roborierender Wirkung kaum eine andere geistige Übung gleichkommt.

Darin also liegt der große Nutzen der Lektüre der klassischen Autoren; nicht ausschließlich darin, daß der Jüngling, wie in unserem Falle, die Geschichte vom Auftreten des Pseudo-Agrippa kennen gelernt hat, also im Sachlichen, sondern daß er sie sogar in neuer sprachlicher Form, die vom Original weit abliegt, selbst gebildet hat, also im Sachlichen und Sprachlichen zusammen.

Gewiß wird der sachliche Gehalt der Autoren, der inhaltliche Fortgang der Erzählung, die Entwicklung der Gedanken bei der Lektüre durch Rückblicke, Verknüpfung der einzelnen Fäden und dergleichen didaktisch-methodische Mittel mehr im Schüler wach erhalten, damit er schließlich weiß, was er gelesen und wie der Schriftsteller den Inhalt angeordnet hat, auch warum, in welcher Absicht und mit welchen Mitteln — ganz wie wir es im deutschen Unterrichte, z. B. bei der Lektüre eines Dramas machen — und werden so wichtige Fragen in betreff des Inhaltes und der Form besprochen; aber all das reicht nicht heran an den Gewinn für die Denk- und sprachliche Gestaltungskraft, die dem Schüler daraus erwächst, daß er die ganze Gedankenreihe des Autors nicht nur selbst mit dem Autor durchgedacht, sondern in ganz neuer sprachlicher Form geradezu geschaffen hat. Eine Übersetzung lesen, heißt etwas Fertiges kennen lernen; das Original selbst übersetzen, ist eigenes Schaffen; was von beiden bildender, interessanter und der Jugend angemessener ist, kann für den Pädagogen nicht zweifelhaft sein. Aus dieser Art der Erkenntnis der für die Jugend bedeutendsten Schriftwerke der

Griechen und Römer bildet sich ein Niederschlag von Ideen, der das Denken und Fühlen des Menschen bleibend beeinflußt, der dem Menschen einen gewissen Charakter verleiht und ihn deutlich unterscheidet von allen, die diesen Bildungsweg nicht zurückgelegt haben. Einzelheiten kann ja der Mensch auch aus zusammenfassenden Darstellungen der antiken Kultur erfahren; ja, wer z. B. Friedländers »Sittengeschichte Roms«, Beckers »Gallus« u. dgl. liest, lernt gewiß auf engem Rahmen mehr Züge vom alten Kulturleben kennen als der Gymnasialschüler aus seiner ganzen Lektüre. Aber die realen Kenntnisse haften nicht, sondern schwinden und haben weniger bildenden Wert. Und der beste Unterricht in der Geschichte der klassischen Völker des Altertums findet keinen fruchtbaren Boden, wenn die Schüler die Sprache und die Literatur dieser Völker nicht kennen; er kann für einige Zeit Tatsachen beibringen, aber Tatsachen allein sind Stein, nicht Brot. Jenes geistige Ringen bei dem Übersetzen geht in Fleisch und Blut über und erzeugt dauernde Dispositionen im Individuum.

Hiemit glaube ich gezeigt zu haben, daß, wer behauptet, daß die Jugend durch die Lektüre von Übersetzungen und durch den Geschichtsunterricht in die Kulturwelt der Griechen und Römer besser eingeführt werde als bei dem gegenwärtigen Betriebe der alten Sprachen, das Wesen und die Bedeutung des altklassischen Unterrichts gänzlich verkennt. Über die Wichtigkeit des Zeichnens für das Verständnis der antiken Kunst verliere ich kein Wort. Auch heute schon ist der Zeichenunterricht wie überhaupt eines der Mittel der Erziehung der Jugend zur Kunst überhaupt, so auch zum Verständnis der antiken Kunst.

Als Ergebnis meiner bisherigen Darlegungen darf ich wohl folgendes feststellen: Das österreichische Gymnasium ist entsprechend den modernen Forderungen auf didaktisch-methodischem Gebiete in einem stetigen Fortschritte begriffen, von Stagnation und Petrifizierung kann mit Recht nicht gesprochen werden. Es zeigt sich dieser Fortschritt in allen Disziplinen und Fertigkeiten, besonders aber auch im Betriebe und Erfolge des altsprachlichen Unterrichtes.

Aber auch der äußere Erfolg, d. i. das Ergebnis der Klassifikation, ist durchaus günstig; es stellt sich nämlich die Zahl der versetzten Schüler am Schlusse der letzten sechs Schuljahre an den niederösterreichischen Gymnasien folgendermaßen:

1900/01	wurden	86·7	Prozent	reif	zum	Aufsteigen	erklärt
1901/02	»	87·8	»	»	»	»	»
1902/03	»	86·7	»	»	»	»	»
1903/04	»	86·39	»	»	»	»	»
1904/05	»	87·26	»	»	»	»	»
1905/06	»	89·4	»	»	»	»	»

Aus diesen Zahlen ist neben der ziemlich großen Beständigkeit noch zu ersehen, zunächst daß ein relativ großer Prozentsatz der Schüler das Unterrichtsziel erreicht, dann aber, daß sich dennoch die notwendige Auslese vollzieht.

Daß sie in der richtigen Weise vor sich geht, zeigt der Prozentsatz der Approbationen auf den drei Stufen des Gymnasiums. Am Ende des Schuljahres 1905/06 betrug derselbe:

auf der Unterstufe (I. und II. Klasse) der 19 Anstalten meines Amtsbezirkes .... 85·5 Prozent
auf der Mittelstufe (III.—VI. Klasse) .... 88·5 »
» » Oberstufe (VII. und VIII. Klasse) .... 96·6 »

Also auch diese Zahlen bestätigen durchaus meine Behauptungen und ergänzen meine Darlegung in der Richtung, daß die Anforderungen am Gymnasium der Leistungsfähigkeit der Jugend im wesentlichen entsprechen.

Doch läßt sich nicht verkennen, daß die Wirklichkeit neben den Lichtseiten an unseren Gymnasien auch ihre Schattenseiten zeigt, die mitunter beim Zutreffen ungünstiger Umstände Anlaß zu argen Unzukömmlichkeiten bieten. Ich halte mich im Interesse der Wahrheit verpflichtet, hier auf einzelne Erscheinungen dieser Art offen hinzuweisen; denn daß Schäden bestehen, wird allgemein gefühlt; aber wo sie ihren Sitz haben, ist bis jetzt wenigstens nur von sehr wenigen richtig erkannt worden. Damit also die Heilung in Hinkunft am rechten Punkte ansetze, will ich in einigen wichtigeren Punkten mit meinen Ansichten nicht zurückhalten.

Neben seiner inneren hat das Gymnasium in Österreich auch eine extensive Entwicklung von einer kaum glaublichen Ausdehnung erfahren. In den letzten 10 Jahren ist nämlich die Zahl der Gymnasien in Österreich von 187 zu Beginn des Schuljahres 1896/97 auf nicht weniger als 245 zu Beginn des Schuljahres 1906/07 gestiegen, hat also um 58, d. i. 31 Prozent zugenommen; in dieser Zeit ist die Zahl der Gymnasialschüler von 61.422 auf 87.501 angewachsen: die Zunahme beträgt somit 26.079 Schüler, d. i. 42·4 Prozent.

Gewiß liegt in diesen Ziffern ein erfreuliches Moment, insoferne sie beweisen, daß das Streben nach höherer Bildung in immer weitere Kreise der Bevölkerung dringt, und insoferne in ihnen ein Zeichen des Vertrauens zum Gymnasium wenigstens bei einem größeren Teile des Publikums erkannt werden kann.

Nichtsdestoweniger müssen sie aber schwere Bedenken wachrufen. Auf eines hat schon der österreichische Finanzminister Dr. R. v. Korytowski bei der Vorlage des Budgets für das Jahr 1907 im österreichischen Abgeordnetenhause hingewiesen, nämlich, daß eine Überproduktion auf dem Gebiete des Gymnasiums, wie überhaupt der Mittelschule, sehr ungesunde Zustände

erzeugen kann, weil die aus ihr Hervorgegangenen meist vom Staat und seinen Mitteln leben wollen und wenigstens in der Gegenwart der Bedarf des Staates an Kandidaten für Staatsämter in Überfülle gedeckt sei.

Ein weiteres Bedenken dieser Hypertrophie des Gymnasiums liegt in folgendem: Ein erheblicher Prozentsatz seiner Schüler tritt aus ihm ins praktische Leben über. Durch das Angebot von jungen Leuten, die das Gymnasialmaturitätszeugnis besitzen, finden Bewerber ohne Gymnasialstudien und ohne Maturitätszeugnis auch in solchen Stellungen keine Berücksichtigung mehr, für die weder das eine noch das andere irgendwie erforderlich oder auch nur nützlich ist; ja, es hat sich daraus der Zustand entwickelt, daß die Maturitätsprüfung nunmehr geradezu die unerläßliche Vorbedingung für die Erlangung einer großen Zahl solcher Stellen geworden ist. Dadurch aber wird wieder die Zahl derjenigen immer mehr erhöht, die das Gymnasium nicht zur Vorbereitung für die Universität besuchen, sondern denen es nur um die Berechtigung zur Erlangung solcher Stellen zu tun ist. Dieses Übel hat unlängst wieder Professor Dr. Otto Steinwender in einem Artikel des »Neuen Wiener Tagblatt«, betitelt »Produktive Berufe« (vom 2. August 1906, Nr. 211) drastisch beleuchtet.

Infolge dieser Verhältnisse wird die Errichtung immer neuer Gymnasien gefordert; in Kürze sind sie überfüllt, ohne daß die überfüllten älteren Anstalten eine dauernde Minderung ihrer Frequenz erführen; denn immer bewirkt die Gelegenheit das Zuströmen neuer Schülermassen, die sonst nie an den Besuch eines Gymnasiums gedacht hätten.

Doch nicht von der volkswirtschaftlichen und sozialen Seite möchte ich hier die Gefahren, die das Anwachsen der Zahl der Gymnasien und Gymnasialschüler mit sich bringt, schildern — das kann ich berufeneren Männern überlassen — sondern lediglich vom Standpunkte der Schule aus.

Für das Gymnasium bedeutet der rapide Zuwachs an neuen Anstalten zunächst eine außerordentliche Steigerung des Bedarfes an Lehrern. Nun fällt infolge einer Überproduktion in den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts noch in die erste Hälfte des letzten Dezenniums für eine große Anzahl von Fachgruppen der fast gänzliche Mangel des Nachwuchses an Lehrkräften, der für gewisse Gruppen auch heute noch besteht. Es fehlte und fehlt auch heute noch gerade für die alten Sprachen an geprüften und für das Lehramt rite, d. i. durch die Probepraxis vorbereiteten Lehrern; der Abgang wird durch ungeprüfte Supplenten gedeckt, die, ehe sie noch ihre Fachstudien beendigt haben, eine Last auf sich nehmen müssen, zu groß für den Anfänger, der sonst keine Sorgen hat und seine ganze Kraft und Zeit dem Lehramte widmen kann, fast unerträglich für den von Prüfungssorgen

Bedrückten. Obwohl seit 1893 auch Supplenten ohne Probejahr der fachmännischen Leitung eines erfahrenen Professors speziell unterstellt werden, kann es doch nicht ausbleiben, daß bei der Unfertigkeit solcher Anfänger im einzelnen Falle Mißgriffe vorkommen und Lücken in den Kenntnissen der Schüler entstehen, die nachträglich die schlimmsten Folgen für ganze Klassen nach sich ziehen. Für den jungen Mann aber, der vorzeitig den Fachstudien entzogen wird, ergeben sich gleichfalls schwere Nachteile; er kommt erst verspätet, zu oft gar nicht mehr zur Ablegung seiner Prüfung, verliert jedenfalls die Gelegenheit, seine Fachkenntnisse zu vertiefen und unbehindert heranzureifen, oder erkauft die Vollendung seiner eigenen Bildung neben der anstrengenden Lehrtätigkeit zu teuer mit einer Schwächung oder gar dem Verluste seiner Gesundheit. Da aber das Manko an Lehrkräften jahrelang andauert, leidet die notwendige Kontinuität des Unterrichtes und ein häufiger Lehrerwechsel, noch dazu in den unteren Klassen, verschuldet nicht selten eine Unsicherheit in den Elementen, namentlich in den Sprachen, wo der Unterricht auf den Resultaten der vorangehenden Klassen fußt, die nicht wenigen Schülern das Mitkommen erschwert, ihnen jede Freude, jeden Genuß an der Lektüre raubt und sich kaum mehr oder doch nur mit großen Opfern an Zeit und Kraft beseitigen läßt. Anderseits werden der Universität immer wieder unfertige junge Männer entzogen und der Staat schädigt so selbst seinen Nachwuchs an Lehrern in empfindlichster Weise. In welchem Umfange sich dieser die Anstalten und den Nachwuchs alterierende Prozeß alljährlich wiederholt, lehrt ein Blick in das Jahrbuch für das höhere Unterrichtswesen in Österreich. Ich führe nur an, daß an den Gymnasien in Niederösterreich, das an der ersten Universität des Reiches ein Reservoir an jungen Lehrkräften für seinen Bedarf besitzt wie kein anderes Kronland, noch im Schuljahre 1905/06 87 Supplenten in Verwendung waren, von denen nur 32, d. i. 36·7 Prozent, geprüft waren.

Doch die Nachteile einer das Angebot so weit übersteigenden Nachfrage sind damit noch keineswegs erschöpft. Das Lehramt ist ebenso individuell und im Grunde genommen unkontrollierbar wie das des Priesters, des Arztes, ja, es setzt vielleicht ein noch feineres Pflichtgefühl voraus als irgend ein anderes Amt in der Gesellschaft, weil seine Tätigkeit sich auf in gewisser Hinsicht wehrlose Menschen erstreckt; denn der Lehrer am Gymnasium steht Knaben und Jünglingen gegenüber, unreifen Menschen, die selbst noch kein sicheres Urteil besitzen über das, was der Lehrer mit ihnen vornimmt und in welcher Absicht, und für die der Lehrer die höchste Autorität sein muß. Wenn ein Beamter, ein Richter u. s. w. einen Irrtum, eine Nachlässigkeit begeht, so gibt es Instanzen, die dafür Remedur schaffen können; den Fehler

des Lehrers, sei es ein sachlicher, didaktischer, methodischer oder pädagogischer, kann niemand mehr gut machen; man kann im besten Falle verhindern, daß derselbe Fehler ein zweitesmal begangen wird, das ist aber auch alles; und doch sind diese Fehler nicht selten von schwereren Folgen begleitet als in irgend einem anderen Berufe. Aus diesem Grunde schon wäre die sorgfältigste Prüfung der ins Lehramt Tretenden besonders hinsichtlich ihrer ethischen und pädagogischen Eignung dringend geboten. Wie steht es nun damit in Wirklichkeit? Zunächst wird überhaupt tatsächlich nur die wissenschaftliche Eignung zum Gymnasiallehramte geprüft. Herrscht aber Mangel an Bewerbern für erledigte Lehrstellen, so übt dieser Umstand schon einen verderblichen Druck auf die Prüfungskommissionen, unter dem die Anforderungen an die Lehramtskandidaten in wissenschaftlicher Hinsicht leiden müssen; dann wird bei geringem Angebote und großem Bedarfe auch noch das wissenschaftliche Zeugnis kaum besonders streng beurteilt werden, sondern selbst Bewerber mit sehr schwachen Zeugnissen und offenkundigem Mangel an Fachbildung werden nicht zurückgewiesen und erhalten die Stellen; von einer Bedachtnahme auf die ethischen und pädagogischen Qualitäten kann gar nicht die Rede sein; daß dadurch auch Männer ins Gymnasiallehramt kommen können, denen in ethischer und pädagogischer Hinsicht die Eignung fehlt, muß theoretisch wenigstens jedermann zugeben. Allerdings besteht ja für das Gymnasiallehramt, überhaupt das Mittelschullehramt, das sogenannte Probetriennium, nach dessen Ablauf der wirkliche Lehrer erst definitiv im Lehramte bestätigt wird und den Professortitel erhält. Allein in der Praxis wird dies kaum jemals versagt und es ist auch bei Mangel an Lehrkräften außerordentlich schwer, die Absicht der Vorschrift zu erfüllen.

Die Steigerung des Bedarfes an Lehrern, namentlich zu einer Zeit der Unterproduktion, schafft somit schwere Gefahren für die Gründlichkeit, Solidität und Kontinuität des Unterrichtes an zahlreichen, man kann fast sagen an allen Anstalten, ebenso für die Heranbildung des Nachwuchses an Lehrkräften und infolge der Unmöglichkeit einer sorgfältigen Auslese nicht nur nach der Richtung der wissenschaftlichen, sondern besonders auch der ethischen und pädagogischen Befähigung, auch für den Gymnasiallehrerstand selbst.

Von diesem Standpunkte aus zeigt es sich, daß nicht das Bedürfnis nach neuen Gymnasien und das Vorhandensein der finanziellen Mittel für ihre Errichtung in erster Linie ausschlaggebend, sondern vor allem der Bedarf an vollständig geeigneten und vorgebildeten Lehrkräften gedeckt sein muß; die, wenn auch nur zeitweise Verwendung ungeprüfter Lehrer muß gänzlich aufhören.

Aber dieser Massenzudrang zum Gymnasium ändert sogar seinen Charakter, nimmt ihm jedenfalls den der ehemaligen Elitschule. Was das

wieder bedeutet! Zunächst muß ich ein Mißverständnis abwehren. Aus je breiteren Volksschichten das Gymnasium sein Schülermaterial erhält, umsomehr empfängt es Tüchtigkeit, Talent, Fleiß, Gesundheit; und diesen Auftrieb in der Gesellschaft wird jedermann nur begrüßen müssen. Meine Ausführungen können also keineswegs die Forderung einer Drosselung des allgemeinen Bildungsbedürfnisses bedeuten. Allein zweifellos sicher ist, daß, je mehr Schüler das Gymnasium erhält, umsomehr — das muß zunächst nicht relativ, sondern absolut verstanden werden — darunter Elemente sein werden, die sich mit der Zeit aus den verschiedensten Gründen, vielfach sogar ohne jedes Verschulden ihrerseits, als für das Gymnasium untauglich erweisen und ausgeschieden werden müssen; das vollzieht sich aber nicht immer so einfach und leicht, im Gegenteil öfter unter schweren Kränkungen der Eltern, die namentlich mit den bereits Heranwachsenden nicht wissen, was sie mit ihnen anfangen sollen. Daraus nun entstehen mehr oder minder berechtigte Vorwürfe gegen die einzelnen Anstalten, die, gewöhnlich verallgemeinert, in weiteren Kreisen Mißstimmungen nähren und dem Gymnasium Feinde schaffen. Aber selbst unter den am Gymnasium bleibenden Schülern kommen nicht wenige bei ungünstigen äußeren Verhältnissen nur mit dem Aufgebot aller Kräfte den sich immer steigernden Anforderungen in den Lehrgegenständen nach, bringen dadurch angeborene oder später erworbene Krankheitsdispositionen zum Ausbruch oder müssen aus anderen Gründen auf das Studium an der Hochschule verzichten und sich einem Erwerbe zuwenden, erreichen also das eigentliche Ziel des Gymnasiums überhaupt nicht. Ein bald kleinerer, bald größerer Bruchteil der Schüler besucht ohnehin ohne inneren Beruf das Gymnasium, kommt auch nur unter dem Drucke der Schule und äußerer Vorteile mühsam ihren Anforderungen nach, wird aber doch mitgeschleppt, bis Humanitätsgründe es unmöglich machen, ihn abzustoßen. So bildet sich ein Ballast, der den Fortschritt der Gesamtheit hemmt und die Kraft und Energie des Lehrers geradezu aufreibt. Je größer aber die Schülerzahl ist, um so zahlreicher sind natürlich auch diese retardierenden Elemente, um so mühevoller und schwieriger wird die Arbeit des Lehrers.

Aber obige Zahlen lehren noch ein zweites: es besteht ein ungeheures Mißverhältnis in der Zunahme der Zahl der Anstalten und der Schüler; denn die erstere beträgt 31, die letztere 42·4 Prozent; dies tritt als Überfüllung einer großen Zahl von Gymnasien in die Erscheinung.

Die Folgen derselben treffen die Lehrenden und die Lernenden.

Ich beginne wieder mit den Lehrenden, weil ich denen vollständig zustimme, die diesem Faktor im Schulleben die größte Wichtigkeit zumessen; es steckt ja in der Tat ein gut Teil Wahrheit in der Behauptung, daß mit

sehr tüchtigen Lehrern auch bei minder guter Organisation die Schule gedeihe, mit schlechten auch bei der besten nichts Rechtes zu stande komme.

Nun kann man oft hören: Was liegt daran, ob in einer Klasse 30 oder 60 bis 70 Schüler sitzen? Tatsächlich war dies weniger von Bedeutung zu der Zeit, als die Lehrtätigkeit in der Schule vorwiegend im Prüfen und Aufgeben der Lektion bestand. Heute aber wird am Gymnasium unterrichtet, es wird möglichst die ganze Klasse in Atem gehalten, das tägliche Lehrpensum wird immer sorgfältig durchgearbeitet und eingeübt und dem entwickelnden und dem Anschauungsunterrichte der breiteste Raum gewährt; da ist es für den Lehrer gewiß mehr als die doppelte Anstrengung, wenn er statt 30 Schüler 50 bis 60 vor sich hat; ich sage mehr als die doppelte Anstrengung, weil an seine Gewandtheit, Schlagfertigkeit, Beherrschung des Stoffes und der Schüler die höchsten Anforderungen gestellt werden.

Es bedeutet also in so überfüllten Klassen schon der Schulunterricht selbst für die Lehrer einen ungeheuren Verbrauch an Nervenkraft; nun erst gar die endlosen Korrekturarbeiten! Welche Ansprüche an die Zeit, Kraft, Geduld und Ausdauer der Lehrer bringen diese mit sich! Hier liegt die Quelle einer ungeheuren Überbürdung der Lehrer, der Grund des raschen Verbrauches ihrer Kräfte, des Unmutes und der Verdrossenheit, denen schwächere Naturen anheimfallen müssen. Und so sind denn auch manche Forderungen zu verstehen, die nicht selten in Lehrerkreisen laut werden, Forderungen von Erleichterungen, Abschaffung der Korrekturarbeit und ähnliche, über die man sich ja umsoweniger wundern darf, als wir ja in einer Zeit leben, in der allgemein lauter und skrupelloser die Rechte verteidigt und reklamiert werden, die Pflichten gemeiniglich nur zaghafte Anwälte in der Öffentlichkeit finden. Daß aber ein ständig überarbeiteter, verdrossener, mut- und freudloser Lehrer für die Jugend in der Regel mindestens kein Glück ist, bedarf keines weiteren Wortes.

Die Uberfüllung der Klassen ist aber auch ein Nachteil für die Schüler selbst; denn der einzelne kann schwer jene Berücksichtigung finden, dem Lehrer so nahe treten, als es Erziehung und Unterricht erheischen würden; es ist dem Lehrer in so überfüllten Klassen einfach unmöglich, die Individualität jedes einzelnen, seine Vorzüge und Schwächen, genauer kennen zu lernen, geschweige denn ihr Rechnung zu tragen. Ist auch im öffentlichen Unterrichte die Gleichheit aller Schüler und peinlichste Gerechtigkeit oberstes Prinzip — und es wird heute vielfach verkannt, daß gerade darin ein wichtiges erziehliches Moment liegt, daß in der Schule keine Unterschiede, keine Ausnahmen gemacht werden — aber bis zu einem gewissen Grade soll der Lehrer individualisieren können; dazu fehlt ihm nun in überfüllten Klassen

jede Möglichkeit. Bei der Beurteilung der schriftlichen Arbeiten z. B. sollte der Lehrer stets das Elaborat des Schülers als Ganzes betrachten und auf sich wirken lassen, Richtiges und Falsches sorgfältig gegeneinander abwägen können; wie wäre das auch nur denkbar, wenn der Lehrer in der Korrekturarbeit infolge der übergroßen Schülerzahl förmlich erstickt? Daß da ein äußerlicher, mechanischer Maßstab, das Zählen der Fehler, Platz greifen muß, ist natürlich. Der billig Denkende kann dies nur als einen notwendigen Akt der Selbsthilfe begreifen und hinnehmen.

Mit welcher Wucht sich schließlich noch äußere Rücksichten geltend machen und dem Lehrer sein Amt zur Qual und Pein machen, wie sich auch diese mit der Zunahme der Schülerzahl mehren und steigern, brauche ich gleichfalls nicht weiter auszuführen.

So viel steht fest: In der Überfüllung muß vom Standpunkte des Schulmannes eine der Hauptschwierigkeiten erblickt werden, mit denen das Gymnasium heute zu kämpfen hat; sie ist eines der Hauptübel, eine der Quellen der Unzufriedenheit der Lehrer, der Schüler und der Eltern, wie sie vielfach zutage tritt.

Dazu kommt noch ein Umstand, der das Übel verstärkt, ich meine den Mangel an Zeit zum Unterrichten. Schon vom Hause aus — und hier berühre ich einen wunden Punkt der Organisation des österreichischen Gymnasiums — ist das Stundenausmaß für alle Gegenstände aufs allerknappste bemessen worden. Das Prinzip der Zweistufigkeit und der Verschmelzung der humanistischen und realistischen Bildungselemente haben eine derartige Ökonomie in der Zuteilung der wöchentlichen Stundenzahl an die einzelnen Gegenstände notwendig gemacht, daß unter den einfacheren Verhältnissen beim Inslebentreten der Organisation zur Not das Auslangen gefunden werden konnte. Seither sind aber die Ferien immer mehr und länger geworden; in Wien z. B. dauern die Sommerferien an beiläufig der Hälfte der Gymnasien fast schon volle 11 Wochen. Gewiß haben sie auf die Erholung der Jugend einen günstigen Einfluß und ich besitze nicht den Mut, heute, in der Zeit der hygienischen Rücksichten und der Besinnung auf die ungeheure Wichtigkeit der körperlichen Ausbildung der Jugend, ein Wort dagegen zu sagen; ich gebe sogar zu, daß sie unter gewissen Verhältnissen notwendig sind und wohltätig wirken, wenn ich auch allzu großer Wehleidigkeit in der Erziehung der Jugend nicht das Wort rede. Aber was die Jungen in dieser Zeit vergessen, wie schwer — namentlich in Gegenständen, die von Klasse zu Klasse sich aufbauen, in denen also ein präsentes Wissen und sicheres Können die notwendige Vorbedingung für das Fortschreiten im Unterrichte bildet — der Übergang zum neuen Lehrpensum sich gestaltet, was es für Anstrengung kostet, nach so langen Ferien die Schüler wieder in Zug zu bringen, das kann nur

der ermessen, der das selbst mitgemacht hat. Jedes Jahr erlebt es der tüchtigste Lehrer, daß er am Anfange des Schuljahres die mühsamen Errungenschaften des Vorjahres fast verwischt findet.

Aber auch die eigentliche Unterrichtszeit selbst ist durch die Verlängerung der Pausen zwischen den Unterrichtsstunden auf Kosten der Lehrstunden erheblich geschmälert worden. Ich konstatiere natürlich nur eine Tatsache und übe keine Kritik. Was aber die Verkürzung der Unterrichtsstunde auf 50 Minuten für einen Ausfall an Unterrichtszeit im Jahre ausmacht, läßt sich leicht ausrechnen; er ist mit etwa drei Wochen gewiß nicht zu hoch bemessen. Der Lehrer muß auch diesen Ausfall durch größere Intensität der Arbeit decken; das Lehrpensum ist ja gleich geblieben, die Anforderungen an den äußeren und inneren Erfolg des Unterrichtes aber werden immer größer. Durch diesen Mangel an Zeit kommt eine schädliche Hast in den Unterricht, die die Nerven der Lehrenden und Lernenden in gleicher Weise überspannt. Aber auch die häusliche Tätigkeit der Jugend muß leider mehr als z. B. an den Gymnasien des Deutschen Reiches in Anspruch genommen werden. Das hat sein Gutes, insofern sich dadurch der Junge an selbständige Arbeit gewöhnt; aber es geht dadurch dem Schüler leicht viel Zeit verloren, da die Jugend, sich selbst überlassen, die Zeit meist nicht so energisch ausnützt, als dies in der Schule unter Leitung des Lehrers möglich wäre, wenn eben die wöchentliche Stundenzahl besonders in den Gegenständen vermehrt würde, die am leichtesten mit einem Minimum von häuslicher Arbeit der Schüler sich zufrieden geben könnten und die eine Herabsetzung der Zielforderung nicht vertragen, weil damit überhaupt ein lohnender Ertrag des Unterrichtes ganz unmöglich würde. Man vergleiche nur das Stundenausmaß z. B. in den alten Sprachen an unseren Gymnasien und an den Gymnasien des Deutschen Reiches; bei uns sind dem Lateinunterrichte 50, dem im Griechischen 28, in Deutschland außer an Reformanstalten mindestens 68 und 36 Stunden in der Woche zugemessen. Und doch ist das Lehrziel bei uns nicht erheblich niedriger als in Deutschland, der Erfolg, so weit ich ein Urteil habe, nicht wesentlich geringer.

Zu all dem kommt noch das ausschließliche und weitgehende System des Fachlehrertums und des Aufsteigens der Lehrer, das die Gefahren der Überfüllung und des geringen Ausmaßes der Unterrichtszeit erheblich steigert, und hier berühre ich wieder einen Punkt der Organisation.

Das macht sich in mehrfacher Weise ungünstig geltend: Zunächst darin, daß zu viele Lehrer in einer Klasse und manche mit nur wenigen Stunden in der Woche unterrichten. Darunter leidet auf alle Fälle die Konzentration, weil begreiflicherweise jeder einzelne sich nur um sein Fach kümmert; es leidet die erziehliche Einwirkung auf die Jugend, weil möglicherweise der

eine Lehrer fordert, was der andere verbietet; endlich aber auch geht dem eigentlichen Unterrichten viel Zeit verloren, weil die Erfahrungen des einen Lehrers mit seinen jeweiligen Schülern den andern nichts nützen, sondern auch von diesen selbst erworben werden müssen; statt einer oder zwei müssen drei und mehr Personen alle Schüler kennen lernen. Gewiß wirkt der Wechsel der Lehrer Stunde für Stunde auch erfrischend auf die Schüler; auch ist nicht zu leugnen, daß das gleiche Urteil mehrerer Lehrer über den Schüler eine größere Objektivität und Sicherheit besitzt als das eines einzigen; aber diese Vorzüge erscheinen gegenüber den Nachteilen der größeren Schwierigkeit der Konzentration und der einheitlicheren erziehlichen Leitung verschwindend auf der Unterstufe, d. h. in den vier untersten Klassen, wo das wissenschaftliche Moment des Unterrichts an Wichtigkeit dem erziehlichen weit nachsteht.

Am Obergymnasium wieder hindert unser System des Aufsteigens der Lehrer von der V.—VIII. Klasse in manchen Gegenständen die Berücksichtigung der Individualität des Lehrers, seine Spezialisierung und stellt in wissenschaftlicher Hinsicht zu große Anforderungen an ihn.

Von dem Philologen z. B., der Latein und Griechisch von der V. bis zur VIII. Klasse zu unterrichten hat, werden Fachkenntnisse vorausgesetzt, die kaum ein Universitätsprofessor besitzt. Es ist zu viel verlangt, wenn ein Mann so völlig zu Hause sein soll auf dem Gebiete der lateinischen und griechischen Historiker, Epiker, Dramatiker und Redner u. s. w., daß er das Ganze beherrscht und jede einzelne Frage genau kennt. Stellt also unser System an das Wissen und die Kenntnisse des einzelnen zu hohe Anforderungen, so führt es außerdem oft noch zu einem unpsychologischen Vorgang bei der Lehrfächerverteilung; es gibt vortreffliche Lehrer, deren Charakter die Dichtung fremder ist, andere, die dem Kunstredner ohne inneres Verständnis gegenüberstehen, andere, denen das Rhetorische, nicht aber das nüchterne Prosaische »liegt«. Diese feinere Differenzierung der Lehrerindividualitäten kann bei unserem System keine oder nicht immer volle Berücksichtigung finden; es widerspricht einer solchen geradezu; und welche Früchte könnte sie zeitigen! An den Gymnasien Deutschlands geht diese Differenzierung so weit, daß nicht selten in einer Klasse ein Lehrer den lateinischen Prosaiker gibt, ein anderer den Dichter. Allerdings hat es auch sein Gutes, wenn ein Lehrer die Schüler mehrere Jahre hindurch in einem Gegenstande führt. Aber am Obergymnasium geht das wissenschaftliche dem pädagogischen Moment vor.

Diese Nachteile unseres Systems könnten auf der Unterstufe durch eine ganz leise Abschwächung des Fachlehrersystems, auf der Oberstufe durch Abgehen vom Prinzipe des Aufsteigens der Lehrer und durch größere Spezialisierung gemildert und nach und nach vermieden werden. Erhielte

z. B. der klassische Philologe noch die Lehrbefähigung für Geschichte auf der Unterstufe — dabei könnte es sich nur noch um Mittelalter und Neuzeit handeln — so wäre es möglich, auf der Unterstufe neben dem Religionslehrer mit zwei Lehrern in jeder Klasse auszukommen — einer hätte alle humanistischen Gegenstände (Latein, Griechisch, Deutsch, Geschichte), einer die realistischen (Geographie, Mathematik, Naturwissenschaften) zu lehren. Auf der Oberstufe könnten die individuellen Anlagen und Neigungen der Lehrer, ihr engeres Arbeitsgebiet, mehr Berücksichtigung finden und durch Förderung der Vertiefung der Lehrer auf einem Gebiete (z. B. Homer, Plato, Cicero, römische Dichter u. s. w.) die Schüler tiefer, sicherer und geschickter in den Gehalt der antiken Schriftwerke eingeführt werden. Aber man mißverstehe mich nicht: nur Verschiebungen in der Zusammensetzung der Fachgruppen, anderseits wieder die Entlastung eines oder des andern umfangreichen Faches von Nebenfächern, endlich die oben angedeutete Erweiterung scheinen mir durch praktische Erfahrungen gefordert und die Vorsorge hiefür auf der Universität notwendig; und nur soweit könnte ich Änderungen in der wissenschaftlichen Ausbildung unserer Gymnasiallehrer das Wort reden; gegen die erst unlängst empfohlene Heranbildung der Gymnasiallehrer an einer Bildungsanstalt für Mittelschullehrer aber muß auch ich mich ganz entschieden aussprechen. Der Lehrer am Gymnasium muß sich auf der Universität die Befähigung zur selbständigen wissenschaftlichen Arbeit ebenso erwerben wie der künftige Hochschullehrer; die Lehrenden am Gymnasium und auf der Hochschule darf keine unübersteigliche Kluft trennen, sondern es soll auch in Hinkunft jedem die Möglichkeit offen stehen, sich vom Gymnasiallehrer zum Hochschullehrer emporzuarbeiten; dieser Zusammenhang zwischen Universität und Gymnasium hat sich in Osterreich seit jeher als so heilsam erwiesen, daß im beiderseitigen Interesse daran nicht gerüttelt werden darf. Die reine, eigentliche Wissenschaft wird ja am Gymnasium in keinem Fache gelehrt; aber die Gegenstände rücken namentlich auf der Oberstufe allmählich der Grenze der Wissenschaft so nahe, daß der Lehrer die Wissenschaft selbst beherrschen muß. Zudem ist die Methode am Gymnasium der Ausfluß fachwissenschaftlicher Erkenntnis; sie kann kein Drill, keine von außen beizubringende Schablone ersetzen, sondern methodisch tüchtig wird der Lehrer am Gymnasium nur durch eigene Arbeit, durch eigene Vertiefung in den Gegenstand, durch fortgesetzte eigene Beobachtung. Dazu bedarf es unausgesetzter fachlicher Fortbildung; die Grundlage dafür muß ihm das Universitätsstudium bieten, und zwar das reine Fachstudium.

Bei den großen Anforderungen, die dieses an den Universitätshörer stellt, kann die praktisch-pädagogisch-didaktische Ausbildung ohne Ge-

fährdung des Fachstudiums oder Überbürdung des jungen Mannes nicht nebenher gehen, sondern naturgemäß nur nachfolgen; ohne gründliche Fachkenntnisse ist zwar eine Routine möglich, aber diese allein vermag dem Unterrichte keine nachhaltige Wirkung zu geben. Wenn aber behauptet wird, das Anwachsen der Wissenschaften mache eine Beherrschung derselben in den vier Jahren des Universitätsstudiums unmöglich, so ist das gewiß richtig; aber es wird dabei übersehen, daß es sich in dieser Zeit nicht darum handeln kann, daß der Lehramtskandidat die Wissenschaft ganz beherrsche, sondern nur darum, daß er sich die Fähigkeit erwerbe, sich in seiner Wissenschaft selbständig weiter zu bilden; fertig wird man ja mit der Wissenschaft nimmer, denn diese wirft jeden Tag neue Probleme auf, die auch der Vertreter der reinen Wissenschaft, der Universitätslehrer, erst nach und nach lösen oder deren Lösung sich zu eigen machen kann. Die wissenschaftliche Befähigung, die Fortschritte der Wissenschaft sich anzueignen, muß auch der Gymnasiallehrer besitzen.

Nach meinen obigen Andeutungen über die methodische Ausbildung der Lehrer brauche ich wohl nicht erst von dem Gerede einer geistigen Bevormundung der Gymnasiallehrer durch Direktoren und Landesschulinspektoren zu sprechen. Wenn je irgend einmal der Versuch gemacht worden sein sollte, den Lehrern am Gymnasium eine bestimmte Methode aufzunötigen und amtlich vorzuschreiben, so müßte die Schuld vorzugsweise doch auf die Lehrerschaft fallen, daß sie sich eine derartige Beschränkung gefallen ließ; denn unsere grundlegenden Bestimmungen über die Rechte der Lehrer tragen in ihrem ganzen Geiste der Freiheit des Lehrers in einem Grade Rechnung, daß sie liberaler gar nicht gedacht werden können.

Ich bin mit meinen Auseinandersetzungen zu Ende. Ich glaube gezeigt zu haben, daß die Organisation des österreichischen Gymnasiums sich als anpassungsfähig erwiesen hat und daß der tatsächliche Zustand desselben eine tiefgreifende Änderung nicht erheischt; das Gymnasium löst heute seine Aufgabe im ganzen in durchaus erfreulicher Weise und weist einen unverkennbaren Fortschritt seines inneren und äußeren Erfolges auf, trotzdem es mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Und gerade dies stellt der Organisation des Gymnasiums sowohl wie seinen Lehrern das beste Zeugnis aus. Wie groß muß die Kraft, die dem Gymnasium vermöge seiner ganzen Einrichtung innewohnt, sein, wie wissenschaftlich tüchtig, pflichttreu und opferwillig die Lehrer am Gymnasium, wenn trotz mancher Ungunst der äußeren Verhältnisse, zu der schließlich noch die öffentlichen Angriffe auf das Gymnasium zählen, solche Erfolge erzielt und ein derartiger Fortschritt erreicht wird! Ist da die Hoffnung unberechtigt, daß, wenn die Hemmnisse

zunächst gemildert und in absehbarer Zeit beseitigt werden, der Staat und die Gesellschaft des Gymnasiums noch mehr froh werden wird als einer Stätte für feine und edle Bildung der Jugend, wie sie von keiner anderen übertroffen wird? Darum möge das österreichische Gymnasium das Glück ungehinderter Entwicklung genießen und von gewaltsamem Eingriff verschont bleiben, jetzt und immerdar!

Dem lieben Schottengymnasium in Wien aber möge auch fernerhin ein segens- und ruhmreiches Wirken beschieden sein! Quod Deus bene vertat!

Wien, im März 1907.





Über den Schottenorganisten Johann Rasch. ❧ Von Joseph Seemüller. ❧

Es ist sonderbar, daß das hiesige Schottenkloster zweyen Schriftstellern, einem Schulmeister, und einem Organisten einst Brod gegeben hat, deren Andenken von mir wieder erwecket werden sollte. Beyde Latein gelehrt, beyde lustige Köpfe, beyde deutsche Dichter, wie man sie im XVI. Jahrhunderte haben konnte. Vom ersten, nämlich Wolfgang Schmälzel von Kemnat aus der Oberpfalz gebürtig, habe ich mich bereits in der Buchdruckergeschicht Wiens, und ihrem Nachtrage erschöpfet. Nun habe ich aber auch auf den ebenso unbekannten, allein gelehrteren Johann Rasch, der nicht mehr in jenen Zeitraum gehörte, Jagd gemacht, und lege hier das Aufgebrachte vor.« So leitet Denis 1797 in seinen »Lesefrüchten«, II, 135, den Abschnitt ein, in dem er — als der erste — das Andenken an Leben und Schriften des Johann Rasch erneuert. Später hat Hugo Mareta — mein Lehrer, dem diese Zeilen ehrerbietigen Gruß wieder bringen dürfen — die Austriacismen des Halbverschollenen für seine lexikalischen Studien zur niederösterreichischen Mundart benützt und Nagl-Zeidlers »Deutschösterreichische Literaturgeschichte« hat auf Grund der von Denis gegebenen Umrisse das Bild des Mannes reicher zu zeichnen und Hauptgattungen seiner Schriftstellerei in literarhistorische Zusammenhänge zu stellen gesucht. Dort sind auch die verstreuten Bemerkungen der Früheren zu Raschens Leben oder einzelnen seiner Schriften verzeichnet. Unter diesen hebe ich Keiblingers knappe Notiz (Geschichte von Melk, I, 15), daß Rasch seine »Folge

»der österreichischen Fürsten« — das von Denis an letzter Stelle genannte Werk — 1615 vollendet habe, deswegen hervor, weil dieses unbewährte Datum von den Späteren unbesehen hingenommen wurde — außerdem noch mit dem Irrtum, daß es sich um einen Druck handle — und weil gerade diese Arbeit Raschens den Anstoß zu den folgenden Notizen gegeben hat. Als ich die Nachwirkungen der österreichischen (sogenannten Hagenschen) Chronik von den fünfundneunzig Herrschaften verfolgte, trat mir in jener Schrift der Schottenorganist als Historiker entgegen und dieser und jener Detailzug zu seinem Leben und seiner Persönlichkeit, den sie enthielt, dazu noch einiges andere aus sonstigen Quellen wird demjenigen, der einmal das Ganze seiner interessanten Erscheinung in die Literaturgeschichte fest einfügen wird, als Ergänzung des bisher Bekannten vielleicht willkommen sein. Für wertvolle Nachweisungen aus Wiener Archivalien bin ich Oberarchivar Hermann Hango lebhaft zu Dank verpflichtet.

Was bisher von Raschens Lebensumständen bekannt war, entstammt durchaus seinen eigenen Schriften (und sie sind auch in biographischer Beziehung noch nicht ausgeschöpft). Aus ihnen wissen wir, daß er in jungen Jahren 1559 »im Lande Sachsen der Schule nachzog« (Kirch Gottes A 2'), *von catholischer religion in Lutherischen landen was verfüeret ward,* aber Gewissensbisse empfand und *zum ainign warer Kirchs schaffstal* zurückkehrte (ebenda, A 1'), daß er angefangene juridische Studien vernachlässigte, die Philosophie ganz verließ (vgl. unten), Kalender machte, Buchhandel trieb, daß er dem Schottenkloster in Wien *lang . . . gedient, dessen brots gelebt* (Schottencloster 1586, A 2'), und zwar *seind des 1570. Jars* (Ein New: All Järiger Calender 1583, D 3). Aber den Titel Schottenorganist, den er seit Denis führt, gibt er sich selbst nirgends. In welcher Eigenschaft er Diener des Klosters war, darauf deutet nur eine Stelle der letztgenannten Schrift (F 2'), an der er von der Erneuerung der Schottenorgel 1517 und von der Einrichtung einer *Kirchencantorey auff der lehrschuel* redet: *als dan neben anderen studiis ein berüemte Musica zun Schotten bißher ist gehalten und erhalten worden,* und unter den Ursachen dieser Musikfreundlichkeit auch anführt, *das A. 1515 in der zusamenkunfft dreyer Künigen allhie, allerley zur selben zeit im Geist und verstandt der kunst höcher weder gmainiglich unser jetzige hofierer und dischsinger (welches ich da ex professo meines künstlens und diensts zu melden nit umbgehen sol) sich haben hören lassen.* Ist *künstlen* hier auch nicht eindeutig, so weist *dienst* in diesem Zusammenhang doch sicher auf eine Amtsstellung in der Kirchenkantorei. Die Polemik der eben angezogenen Stelle geht sofort in ein Lob der vergangenen Zeit über: *In summa, musica ecclesiastica erschwunge sich, hebte an zu blüeen und*

grainen, so lang, biß es itzt verwelcket und scheuzlich oder unformklich wird und gar bübisch; und der auch sonst bekannte *Erasmus Lapicida, priester, ein männlein bey hundert jaren oder drüber*, der sich ins Stift eingekauft und dort *noch bey manns gedencken* gestorben, einer der *archimusici*, die die Schottenkantorei gefördert, sei *zu seiner zeit in künstlichkeit der Kirchengsäng, nit in leichtfertigen, liederischen neuen modis tonorum, wie sein composition bezeugt, ein fürtrefflicher Musicus gewesen;* auch den berühmten *Paul Hoffhaymer, Organist von Saltzburg,* der *damals am ersten die Regal oder Portatifinstrument auff und für brachte,* lobt er. Sonst ist er über musikalische Dinge, die ihm jedesfalls jahrelang pflichtmäßig nahelagen, merkwürdig schweigsam. Was er selbst nicht sagt, teilt aber mit aller wünschenswerten Deutlichkeit das Weinbuch des Schottenviertels (Hs. des Wiener Stadtarchivs) mit, das ein zum Zweck der Weinauflage angelegtes Verzeichnis der Steuerträger enthält: dort ist er zum Jahr 1587 als *Johann Rasch, organist,* aufgeführt (s. Uhlirz' Regesten im Jahrb. d. Kunstsamml. des Ah. Kaiserh. XVIII, s. CXV, nr. 15844).

Auch der Buchhändler Rasch hat eine urkundliche Spur hinterlassen: die Rechnung des Wiener Bürgerspitals von 1582 (a. a. O. Nr. 15829) verzeichnet den Preis eines Meßbuches, der an Johann Rasch gezahlt wurde. Seine Eigenschaft als Wiener Bürger ist aber nur mehr durch den Titel *Bürger zu Wien* bezeugt, den er auf dem ersten Blatt seines Cometen Buech's, dessen Widmung vom 6. Jänner 1582 datiert ist, sich beilegt. Die erhaltenen Oberkammeramtsrechnungen des Stadtarchivs, die den *Empfanng vom burgerrecht* verzeichnen, aber auch diejenigen nennen, denen die Taxe nachgesehen wurde, enthalten seinen Namen nicht; sie fehlen aber für die Jahre 1570, 1574, 1576 und 1582, und in das Jahr 1582 wird man die Verleihung des Bürgerrechts an ihn am liebsten setzen wollen, wenn man den Umstand damit in Verbindung bringen darf, daß er sowohl seinen Calender als die Practica auf 1583 dem Wiener Stadtrat widmete.

Von Rasch dem Musiker sind heute vier Hefte geistlicher Gesänge bekannt, die Eitners Quellenlexikon verzeichnet. Es ist nicht zu bezweifeln, daß unser Rasch ihr Komponist war: sie sind sämtlich 1572 in München von demselben Adam Berg gedruckt, der auch der Hauptdrucker seiner Schriften war; und die Quatuor vocum Cantica quaedam Ecclesiastica de nativitate Salvatoris nostri Iesu Christi tragen Widmung an Abt Martin von Mondsee, sowie 17 Jahre später der Schriftsteller Rasch seine Kirch Gottes dem Abt Hieronymus desselben Klosters zuschreibt, *darumb das von derselben* (d. i. *E. G.*) *Gottshaus mier in meinen jungen tagen guetes beschehen ist.* Worin die Wohltat bestand, sagt deutlicher die Widmung des Liederheftes: *Cœnobii*

quondam tractavi munere vestri Principium Cantus, Organicique modi. Dort wurden die Grundlagen seines musikalischen Könnens gelegt. Auch die drei anderen Hefte tragen Widmungen: In Monte Olivarum an Abt Konrad von Neuberg, die Cantiunculae Pascales an Abt Georg von Steirgarsten, das Salve Regina an Bischof Urban von Gurk (der 1563—1568 auch Administrator des Wiener Bistums war). An ein Exemplar der Baßstimme dieser letztgenannten Komposition knüpft sich eine Verwirrung, die seit 1888 — da Eitner in seinem Artikel über Rasch in der »Allgemeinen deutschen Biographie« die alte handschriftliche Notiz, die er »auf der Baßstimme des Salve Regina von 1572« fand: *Præceptor in cœnobio Grivensi in Carinthia,* auf Rasch selbst bezogen hatte — in dessen Biographie gedrungen ist: wie konnte er 1572 Lehrer im Kärntischen Griffen gewesen sein, da er seit 1570 Schottenorganist war? Das Exemplar der Münchener kgl. Staatsbibliothek, in dem nach dem Zusammenhange Eitners die Notiz zu vermuten war (ich konnte es durch Guido Adlers Güte auf dem hiesigen musik-historischen Institut einsehen), enthält keinerlei alten handschriftlichen Vermerk. Vielleicht geht Eitners Angabe auf das Exemplar der Baßstimme zurück, das er später in seinem Quellenlexikon als auf dem Berliner Kircheninstitut befindlich verzeichnet. Wie dem auch sei — eine handschriftliche Eintragung jenes Inhalts kann nur entweder ohne alle Beziehung auf Rasch sein (etwa auf einen Besitzer des Heftes hindeuten) oder auf eine Zeit in Raschens Leben weisen, die vor 1570 liegt. Den Versen, die die Widmung an Bischof Urban begleiten, ist nur der allgemeine Ausdruck schuldiger Dankbarkeit für empfangene Wohltaten zu entnehmen; vielleicht deuten sie auch auf eine frühere Dankbezeugung (ebenfalls musikalischer Art?) hin, deren Spur sonst verloren wäre:

Quae tibi consueto posui modulamine, Princeps,
Est series ipso carminis apta Choro,
Qua tibi quae dederis non immemor ante bonorum
Et meritis volui gratior esse tuis.
Hanc etiam vultu placidissimo et accipe partem,
Grata et præteriti dona laboris habe.

Daß diese musikalischen Werkchen die frühesten Erzeugnisse sind, mit denen Rasch in die Öffentlichkeit tritt, daß sie mit dem Jahr 1572 beginnen und soviel wir sehen auch aufhören, daß er von seiner Organisten- und Musikereigenschaft später selbst nicht mehr redet, zu ganz anders gearteten Veröffentlichungen übergeht, zum Kalendermachen, Praktikenstellen und was damit zusammenhängt, von da zu historisch-antiquarischer Schriftstellerei, all das verrät, daß er in seinem Stand — der sozial in die Gruppe der Spielleute

gehörte (Gesch. d. Stadt Wien, II., 2, 740) — Befriedigung nicht fand und vor der Öffentlichkeit lieber auf Wegen erschien, die er sich von seinem Aufenthalt an hohen Schulen her gebahnt hatte — freilich als Nebenläufer, weil ihm der akademische Grad fehlte. Er nimmt sich selbst, nicht ohne bitteren Ton, von »hochgelerten« aus, beruft sich aber als Kalendermacher mit Bedeutung auf seine Studien beim Wiener Professor Reisacher (er war 1565, Sommersemester, als *Johann Resch ex Pöchling* immatrikuliert, *gratis*, Matrikel IV, Bl. 143, Universitätsarchiv), als Historiker will er bloß Sammler sein und rechnet sich zu den »Seichtgelerten«. Daß er aber mit seinem Wollen in aufsteigender Linie sich bewegt und mit den Doktoren und Magistern wetteifert, zeigt seine letzte, nicht mehr zum Druck gelangte Arbeit »Österreichische Fürsten«.

Sie verdient in seiner Entwicklung besondere Aufmerksamkeit, weil in ihr die gelehrten Sammlerneigungen Raschens an ihrem bedeutendsten Gegenstand zum Ausdruck kommen, weil gerade sie dem wunden Punkt seines Ehrgeizes — auf dem Wege zum akademischen Grad gewesen zu sein, ohne ihn erreichen zu können — entsprungen scheint, weil sie endlich die kennzeichnenden Merkmale seiner gelehrten Arbeit, lebendigstes Interesse am Suchen und Sammeln ohne Fähigkeit des Sonderns von Wert und Unwert, am deutlichsten zeigt. Die Fabelherrscher der Chronik von den Herrschaften spielen in ihr eine große Rolle: Rasch kennt sehr wohl das Verdammungsurteil, das zu seiner Zeit über diese Teile seiner Quelle schon gefällt war, er verzeichnet es sogar und läßt die Wirklichkeit ihrer Angaben in Zweifel — aber diese Nachrichten sind in alten Schriften überliefert — Rechtsanspruch genug für seine Neigung, sie wenigstens bedingungsweise als wahr anzunehmen, sie zu wiederholen und Schlüsse darauf zu bauen.

Das Werk ist in mehreren Handschriften erhalten, unter denen nr. 8213 der Wiener Hofbibliothek wahrscheinlich ein vielfach korrigiertes Konzept des Verfassers ist. Ich kenne es auch aus der Klosterneuburger Handschrift 694: diese ist vom Schulmeister Matthaeus Röder in Grinzing, im Auftrage des Propstes Andreas von St. Dorothea in Wien, angefertigt, mit einer Vorrede an den Klosterneuburger Konvent versehen und am 13. Jänner 1614 vollendet worden. Die weitestgehende Jahreszahl im Texte selbst ist 1612. Diese Umstände der Anfertigung der Kopie lassen denn vermuten, daß Rasch 1612 oder 1613 gestorben war; von diesen beiden Jahren ist 1612 das wahrscheinlichere, weil die Steuerverzeichnisse der Stadt Wien unseren Rasch bis 1611 als Zahler aufführen (für *Hanndtierung* und *Khriegs Contribution*), s. Uhlirz im Jahrb. XVIII, s. CXXIX, Reg. nr. 15880.

Auf Bl. 10' f. der Hs. 8213 entwickelt er seinen Plan: er will liefern 1. *ein Osterreichisch Zeitbuech, wan ieder fürst gelebt und wie lang er regiert hab*, 2. *Osterr. Fürstenbuch*, 3. *Osterr. Kirchenbuech*, 4. *Osterr. Mappabuech*, 5. *Osterr. Historibuech*, 6. *Osterr. Stätbuech.* Diese Ordnung und Einteilung ändert er in Nachträgen: ein *Historibuech des lands ob der Ens* soll hinzukommen, und in dem Exemplar cod. vind. 7709 ist auch ein *Buech von Wienn* eigens genannt.

Unter den Gründen seines Geschichtschreibens steht obenan die Berücksichtigung der Antiquitäten (Hs. 8213, Bl. 4): *Gegenwärtige zueständ, was sich zu unsern zeiten begibt und fürgeht, beschreib ich nit, merck es nit auf, seit mal iedermenigklich selbst es im gsicht, geheer und wissen hat, dazue nun alle potentaten hochgelertiste historicos halten, antiquarios, bibliothecarios. So seind iezt vil zeitungschreiber, die alles was ihnen immer zuekummt oder was sie überall auf den gassen aufklauben künnen oder im Lufft vom wind auffangen, wares, unwares, es gilt ihnen gleich, järlich zwier auf die francfordermeß drucken lassen, ihr relation continuirn.* Auch die *briefmaler, formschneider, kupferstecher, poeten, dichter, landbrennerische zeitungtrager und liedlsinger es in gmäl, reimen, gsang und pasquill bringen, das demnach alles den nachkumlingen auf mehr weg zur gedächtnuss verlassen, perpetuirt wierd.*

Bl. 8' ff. richtet er *An die weldweisen guetherzigen leser collectors aller seiner Osterreichischen historiwerk nötige entschuldigung.* In ihr steht das meiste Biographische beisammen: *Im jar deß hails 1565 hab ich hie zu Wienn alte verzaichnußen der osterreichischen fürsten bekumen und abgeschriben. A. 1567. 1568, als ich erstmals in alte libereien und über alte gschichtbüecher kam, vorhin des historilesens mich nit achtete, es auch nit verstuende, und von weldgelerten leüten dise sprüch herete: Non est doctus qui multa scit, sed qui scit idonea vitae. Sat studuit, qui didicit prodesse — was nun gwisses meinen jaren endlich mier fürzunemmen sey bedenckend, begunte ich das angefangne studium iuridicum aus ursachen zu vernachlässigen, philosophiam gar zuverlassen, allain was Osterreich vor unser und vor langer Zeit gewesen sei, mit fleissigem lësen und nachsuechen in allerlay büechern, die ich haben kunde, ein guete weil zuebrachte.*

Viel sei schon über Osterreich geschrieben, von Sylvius, Cuspinian, Lazius u. a., aber es bleibe noch viel zu finden und jene haben manches falsch berichtet. Auch die Warnung, daß man mit wahrheitgemäßer Geschichtschreibung Anstoß errege, wurde ihm getan:

Solch fürhaltung und warnung machten mier selbenmals ein bedencken, das colligieren einzustellen, also auch hunczther ich nicht [Bl. 9] *fürbracht hab, sundern A° 1571 aufs järlich kalender und practic stellen, dan endlich*

wider mein vermainen ainige kramerey iemals anzufangen oder zu treiben, wegen catholischer religion und antiquiteten A° 1576 auff den buechhandl mich begeben hab. Wie aber in allen disen dreien, nämlich des kalendermachens, der alten librei, und des catholischen buechfüerens fürgseczter bemühung es mier ergangen, ich in grossen schaden kumen, spöttlich gemacht und in vilen verhindert sei worden, ist bey manchem gueten mann noch in gar gueter gedächtnus, vorab an dem ort, wo ich seint A° 1570 noch bisher umbs brod diene.

Auch dadurch, daß so viel Hohe und Vornehme mit Geschichtschreiben sich abgeben, läßt er sich nicht von seinem Vorhaben abhalten und setzt die egoistischen Motive, von denen jene geleitet werden — politische, religiöse, literarische — auseinander:

(Bl. 9'.) *Zwar mein gschlächt kan ich nit herfür streichen, aufmutzen noch mehr draus machen, weder was meine eltern und voreltern, geringstes stands, baurn und handwercker, doch alte on nachjag-* [Bl. 10] *ende halsherren, die diß land noch nie gehabt hat, freigeborne Osterreicher, drunter thails bei denn kaisern Friderico 3. und Maximiliano 1. kriegsleüt und hoffuerleüt, doch allzeit in ehren erkennet, gewesen seind, welches ich von mier allain darumb melde, und billich, das ainer wegen armuet und schlechtigkait nit zu verachten noch zu verwerffen ist, und das mancher mier widerwärtiger hochtragner neuer edlmann oder landsaß, der durch kramer und wuechergewerb sich begraast, durch hofdiensts schindämbtl sein sach hinfüerbracht, in den adel sich eingedrungen, durch partitpractic landgüeter kaufft, ein grosser herr worden, aber seinn vater oder doch seinn öhn nit nennen darff, noch ainiger löblichkait sich geignen kan — tua te commendant, non aliena laudatio .... Bin von jugend an ich der schuel nachgezogen, aber nit vil erlernen künnen, wie man wol offt manchen seichtgelerten magister oder doctor findt, denens auch fält ... die ihrer kunst eben so wol bedürffen als ich der meinen. Zum histori lësen und samlen, wie ieder wol sihet und selbst erfëhrt, kain hochgelertigkait sundern nuer ein hocher verstand und fleiß von noeten ist; dan wer latein und altteütsch versteht, alle schrifften und abbreviaturn lësen kan und einn kopf (iudicium) hat, der ist schon glert gnueg zun historien; sunst kain seichtgelerter, vil weniger ein ungelerter, gar kaine gschicht oder schrifft lësen noch stellen dürfften.*

Aus dem Klosterneuburger Exemplar kenne ich eine Stelle, die biographisch noch weiter zurückzuführen scheint: *Ein geschriebenes altes Histori buech von Bairn und Österreich hab Ich Anno 1558 in der Kirchen Sacristey des Marckhs Halstatt gesehen; da Ich demselben newlich durch einem guetten freündt nach fragte, wird mir zu Antwortt, ein Praedicant habs entfremdt und sey mit enthloffen. Dardurch seindt die Zeüchleüth* (wohl *Zechleut?*) *in*

groß nachtheil und schaden kommen. Aber die Jahreszahl 1558 ist hier nicht unverdächtig: die Klosterneuburger Handschrift ist eine Kopie und Rasch selbst sagt doch an anderer Stelle, daß er vor Mitte der 60er Jahre mit dem Lesen von Historien sich nicht abgab, es auch nicht verstand (vgl. oben) — die Hallstädter Hs. hat er aber nicht bloß gesehen, sondern auch eine Geschichte Bayerns und Österreich in ihr erkannt.

Noch sei aus derselben Kopie die Stelle citiert: *In Pëchlarn, in meinem gebüertsheimet ... wie mir gesagtt, sey in der Pfarrsacristey zwischen der Mauer und Almer ein altgeschriebnes Österreichisches Historibuech ohnlangst gefunden worden, daz hatt ein Caplan hinwegk genohmmen* — weil sie unzweideutig seinen Geburtsort nennt. Die Form *Pachlern* gebraucht der Druck seiner Hauer Practic, Wien, Nassinger, 1589: ihre Widmung an Propst Balthasar von Klosterneuburg wird u. a. auch damit begründet, *das mein Vatter, säliger, da er sich von Pachlern auffs Tulnerfeld herab gesetzt, deß Gottshauß* (Klosterneuburg) *unterthan war.*

Plan und Vorarbeiten seiner Österreichischen Fürsten reichen weit zurück: Schon im Schottenkloster 1586 teilt er Bl. A 2 mit, daß er *in samlung Osterreicher historien einen besundern theil von der zeit nach auff und abnemung Haidnischer, Judischer und Christlicher religion gar vom Sündfluß her in genere, wo Gott wil auch von etlichen Stifftungen dieses Lands in specie was zu schreiben fürgenommen und angefangen hatte;* der Lobspruch auf Österreich im Konzept der Österreichischen Fürsten (Bl. 3')

Land Osterreich bist überall,
der teütschen gmaines hospital,
bekannt in aller löblichkait u. s. w.

steht bereits auf dem Schlußblatt der Hauer Practic (1589), anfangs wörtlich gleich, aber mit anderem Schlusse, der von seinem historischen Plan redet:

was weiter billichs lob zu sagn
im Chronicbuech wird fürgetragn,
welchs ich von dier gefangen an
zu schreiben, Gott es enden kan.

Dieses »Chronikbuch« hat zur Zeit, als er die (ohne Jahr erschienene) Schrift Hauß Osterreich (einen Auszug aus Stumpfs Schweizerchronik) herausgab, bereits eine Form gewonnen, die mit der Einteilung in der Hs. 8213 sich nahe berührt: eine Disposition für acht Bücher wird dort (A 3) entwickelt. Die Ausführung des lange gehegten Plans wird wohl in die Jahre 1600 bis 1612 zu setzen sein. Das Konzept in der Handschrift 8213, dessen Korrek-

turen in der Kopie cod. vind. 7709 berücksichtigt sind, scheint noch nicht die endgültige Form des Werkes gewesen zu sein. Die Klosterneuburger Handschrift enthält Merkmale, die auf neuerliche Redaktion hindeuten; an dieser arbeitete er noch 1612. Im selben Jahr ist Raschens Tod zu vermuten. Ob denn der unermüdliche Siebziger sein Hauptwerk zur letzten Feile gebracht hat, steht dahin.

Wien, 24. März 1907.





Die Lehen des Stiftes Schotten. ❧ Von Albert Starzer.

Im Gegensatze zu den niederösterreichischen Stiften kam das Schottenstift erst spät in den Besitz von Lehen und auch da nicht infolge Gunst eines Landes- oder Kirchenfürsten, sondern durch Kauf. Deren so erworbenen Lehen sind zwei; beide sollten bereits erworbenen Grundbesitz in den betreffenden Ortschaften arrondieren und womöglich das Stift zur alleinigen »Herrschaft« des jeweiligen Ortes machen. Aber nicht deswegen sind diese beiden Lehen merkwürdig, sondern weil bei jedem Lehen dem Stifte hinsichtlich des ferneren Besitzes Verpflichtungen auferlegt worden sind, die in den betreffenden Jahrhunderten sonst längst außer Übung waren.

Das erste Lehen, welches das Stift erwarb, war »der Hof mitsamt dem Thurm und allen Zugehörungen und Diensten« zu Stammersdorf. Er ging vom Landesfürsten zu Lehen und ward seit einer Reihe von Generationen an die Familie Sweinpeck verliehen.*) Sie hatte dazu andere Lehen zu Stammersdorf, welche der Landesfürst an die von Ror hintangegeben hatte, gegen Ende des XV. Jahrhunderts erworben, sah sich aber zu Beginn des XVI. Jahrhunderts aus uns unbekannten Gründen veranlaßt, den gesamten großen Besitz mit lehensherrlicher Genehmigung zu veräußern. Der Käufer war Abt Johann VIII. Krembnitzer, der dadurch für das Schottenstift alle »herrschaftlichen« Rechte, ausgenommen die Landgerichtsbarkeit, in Stammersdorf erwarb; denn einer seiner Vorgänger, Abt Matthias Fink, hatte 1470 jene Grunddienste in Stammersdorf, die nicht denen von Ror und Sweinpeck zustanden, gekauft.**)

Schon beim Kaufe mochte Abt Johann daran gedacht haben, das lehensherrliche Band zu lösen; so ist es zu erklären, daß weder er noch seine Nachfolger mit dem »Hof samt Thurm und Zubehör« in Stammersdorf belehnt wurden, sondern stets um »Urlaub« ansuchten, der ihnen von der landesfürstlichen Lehensstube »aus erheblichen Ursachen« stets gewährt wurde.***) Worin die »erheblichen Ursachen« bestanden, sagt keiner der Urlaubsbriefe. Wir können aber auf sie aus anderen auf das landesfürstliche Lehen zu Stammersdorf vorhandenen Urkunden schließen. Abt Konrad Weichselbaum bot dem Landesfürsten für die »Freimachung« des Hofes mit dem Turme in Stammersdorf das Patronatsrecht über die St. Peters- und St. Ruprechtskirche in Wien an, welches dem Stifte laut Stiftbrief zustand.†) Da mit den zu diesen beiden Kirchen gehörigen Einkünften zwei Geistliche »ziemlich wol erhalten« werden konnten, bewilligte König Ferdinand I. im Jahre 1533 die Allodialisierung des Lehens in Stammersdorf, jedoch mit einer seit langem nicht mehr geübten Einschränkung, nämlich Einholung der lehensherrlichen Bewilligung, sollte das Stift das jetzt zum freien Eigentum oder Allod werdende Stammersdorf verkaufen.††) Abt Konrad und auch seine Nachfolger scheinen die Bedingung ohneweiters angenommen zu haben, doch wegen der »schweren zeitläufte« verging mehr als ein Jahrzehnt, ehe die Regierung den Tausch durchführen konnte. Am 30. Mai 1544 stellte Abt Wolfgang Traunsteiner den Verzichtbrief auf die Patronatsrechte über St. Peter und St. Ruprecht aus†††), am folgenden 22. Oktober erst unterfertigten Statthalter und Kanzler

---

*) Notizenblatt 1854, 359.

**) Hauswirth, »Abriß einer Geschichte der Benediktinerabtei U. L. F. zu den Schotten«, 43.

***) »Quellen zur Geschichte der Stadt Wien«, Abt. 1, Bd. 5, Nr. 5244, 5247, 5253, 5258.

†) »Fontes rer. Austr.«, 2. Abt., Bd. 18, Nr. 1.

††) »Quellen zur Geschichte der Stadt Wien«, Abt. 1, Bd. 5, Nr. 5289.

†††) Ebenda, Nr. 5338, Hauswirth a. a. O., 63.

die Allodialisierungsurkunde für Stammersdorf,*) das bis zum heutigen Tage bei dem Stifte geblieben ist.

Das zweite Lehen war der Neudeggerhof zu St. Ulrich bei Wien, ein Rittermannslehen unter der Lehensherrlichkeit der Bischöfe von Passau. Er war im heutigen siebenten Gemeindebezirk in unmittelbarer Nähe der Kirche St. Ulrich gelegen, welche das Schottenstift 1302 gegen die Kirche Maria am Gestade eingetauscht hatte, nachdem es schon 1216 in St. Ulrich, damals Zaismannsbrunn genannt, Besitz erworben hatte. Ihn zu arrondieren, speziell durch den Neudeggerhof, währte Jahrhunderte.

Der Neudeggerhof war ein Haus und Turm, der wahrscheinlich seit der Türkenbelagerung 1683 baufällig war und an der Wende des XVII. zum XVIII. Jahrhundert in das Haus Konskriptionsnummer 54 umgebaut worden ist. Zu ihm gehörten zu Anfang des XVII. Jahrhunderts 61 Häuser, Weingärten im Obern Buchfeld, die zum Teil an das Kloster St. Laurenz in Wien weiterverliehen waren, Weingärten in der langen Gasse zu Matzleinsdorf, welche gegen sechs Joch Äcker in Inzersdorf an das Gut Margarethen umgetauscht wurden, endlich die gesamte Dorfobrigkeit zu St. Ulrich.**)

Zu Anfang des XVII. Jahrhunderts war der unstreitig gut bestiftete Hof an die Familie Westernach verliehen worden. Nach dem Tode des Hieronymus Westernacher überließ ihn 1632 das Hochstift Passau pfandweise an Karl Freiherrn von Kirchberg, Offizial des Bistums in Niederösterreich, für eine ausständige Offizialatsbesoldung von 3500 fl. Nach ihm wurde 1681 Franz Dominik Graf Pötting damit belehnt, der den Hof 1694 samt Zubehör an das Schottenstift um 9000 fl. verkaufte. Der Lehensherr gab seine Zustimmung, hielt jedoch hiebei an der Anschauung des alten deutschen Lehensrechtes fest, daß der Lehensträger oder Vasall seinem Lehensherrn Kriegsdienste zu leisten schuldig ist. Das konnten aber Geistliche nicht, denn desiit esse miles, qui factus est miles Christi und qui clericus efficitur aut votum religionis assumit, hoc ipso feudum amittit, heißt es im Lehenrecht. Kam nun ein Geistlicher doch z. B. durch Erbschaft zu einem Lehen, so mußte er einen Vertreter, Lehenträger oder Provasallus geheißen, stellen, der alle Pflichten des Belehnten gegenüber dem Lehensherrn zu erfüllen hatte. In Niederösterreich war man längst von der starren Auslegung dieses Gesetzes insoweit abgegangen, daß zwar nicht ein einzelner Geistlicher, zumal Ordensgeistlicher, lehensfähig war, jedoch geistliche Korporationen Lehen besitzen

*) »Quellen zur Geschichte der Stadt Wien«, Abt. 1, Bd. 5, Nr. 5340.

**) Lehensakten, Neudeggerhof, im k. k. Archiv für Niederösterreich (Statthalterei), die für alle folgenden Angaben Quelle sind. Nach diesen Akten sind die Ausführungen Feils in »Berichte und Mitteilungen des Altertums-Vereines zu Wien«, 3, 124, richtigzustellen.

und auch weiter verleihen konnten. An diese Anschauung kehrten sich die juridischen Räte des Passauer Bischofs nicht, sondern verlangten von dem Schottenstifte, daß es einen Lehenträger stelle, und zwar einen, der dem Bistume genehm sei, da die Abtei von der bischöflichen Residenz zu entfernt sei und durch die Vertretung das Hochstift eine genauere Evidenz »über das genießende Lehen« erhalte; nebstbei wollten Bischof und Kapitel von Passau einer ihnen genehmen Familie auf diesem Wege einige Vorteile verschaffen. Sollte diese Familie aussterben, war das Lehen apert, das heißt fiel an den Lehensherrn zurück. Abt Sebastian I., Faber und sein Kapitel gingen auf diese Bedingungen ein und schlugen den ihrem Hause wohlgesinnten Ferdinand Grafen von Herberstein und dessen eheliche männliche Nachkommen als Lehenträger vor. Der Passauer Bischof belehnte ihn 1695 mit dem Neudeggerhof und fortan erscheinen in den Lehenbüchern die Grafen Herberstein als Lehenträger.

Um aber das Recht des Stiftes an dem Neudeggerhof für den Fall des Erlöschens der Grafen Herberstein zu sichern, bot es dem Hochstifte Passau eine »Ehrenschaft« von 2000 Dukaten an, wofür ihm zugestanden wurde, daß es nach dem Aussterben der bereits gewählten Lehenträgerfamilie noch drei weitere Familien für diese Stelle in Vorschlag bringen könne. Das Stift machte von diesen einem Rechte Gebrauch, als 1765 die Nachkommen jenes Ferdinand Grafen von Herberstein im Mannesstamme erloschen. Es schlug Franz Josef Grafen von Lamberg und dessen männliche ehelichen Nachkommen vor, die auch vom Hochstifte Passau angenommen wurden. Bis in das erste Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts waren die Grafen von Lamberg Provasallen des Stiftes Schotten für den Neudeggerhof; 1808 wurde Graf Josef Lamberg als Provasall belehnt. Damals war aber der Neudeggerhof nicht mehr ein bischöflich-passausches Lehen, sondern ein landesfürstliches. Entsprechend dem Reichsdeputations-Hauptabschlusse von 1803 waren nämlich die geistlichen Fürstentümer, darunter auch Passau, säkularisiert worden und durch den Preßburger Frieden von 1805 hatte Österreich die Territorialpurifikation in den Erzherzogtümern ob und unter der Enns von auswärtigen geistlichen und weltlichen Fürsten angenommen. Damit waren auch deren Lehen an den Landesfürsten gediehen. Hinsichtlich des Neudeggerhofes bestand jetzt die Singularität, daß bei einem landesfürstlichen Lehen der Lehensinhaber durch einen Lehenträger vertreten war. Schon im Jahre 1808 suchte Abt Andreas Wenzel an, sein Stift von der Verpflichtung, einen Provasallen zu stellen, zu entheben und zu erlauben, daß der jeweilige Abt unmittelbar mit dem Neudeggerhof belehnt werde. Die landesfürstliche Lehensstube befürwortete sein Ansuchen, und nachdem Graf Josef Lamberg 1809 »den feier-

lichsten Verzicht für sich und seine Familie auf dieses Lehenträgeramt geleistet hatte, wurde Abt Andreas, 1833 Abt Sigismund Schultes und 1862 Abt Othmar Helferstorfer belehnt. Er war der letzte, der die Belehnung erhielt, denn 1865 wurde der Neudeggerhof entsprechend dem Lehens-Allodialisierungsgesetze allodialisiert, nachdem schon 1848 alle Grund- und Ortsobrigkeitsrechte aufgehoben und 1849 die Vorstadt St. Ulrich wie die anderen Vorstädte in allen Gemeindeangelegenheiten dem Gemeinderate und Magistrate der Stadt Wien untergeordnet worden war.





Der alte Hochaltar der Schottenkirche und sein Sandrart-Bild. ✿ Von Heinrich Swoboda. ✿

Jeder alte Schottenstudent erinnert sich gewiß noch des ehemaligen pompösen Hochaltars der Stiftskirche, vor dem wir so oft beim Gymnasialgottesdienst das »Prostrati ante thronum« sangen. Um sein kolossales Altarbild herum war eine mächtige Rahmenarchitektur bis an die Kirchendecke empor mit vier Pilastern und zwei vortretenden Säulen aufgebaut. Zwischen diesen Säulen, halb gegen das Bild, halb gegen das Schiff zu gewendet, standen zwei überlebensgroße gewappnete Gestalten, der Stifter Herzog Heinrich Jasomirgott mit dem Schwerte und gegenüber sein Vater Leopold der Heilige mit einer Fahne in der Hand und zu Füßen eine Kirche. So ungefähr war es, und jeder von uns hat noch den Kontrast in Erinnerung zwischen dem hohen schwarzen und schweren Altarbau und den weißen, wenig vergoldeten Figuren mit barock bewegtem Mantel und der hohen Fahne. Ich glaube aber, viele der ehemaligen Kollegen hätten damals und mehr noch heute Schwierigkeiten der Frage gegenüber gehabt, was das große, figurenreiche Bild vorstellte. Mir war es immer in Erinnerung als eine Darstellung der Seligen, als deren Masseneinzug in den Himmel. Hat da nur die verklärende Jugendphantasie etwas in das Bild hineingelegt, was vielleicht nicht in erster Linie damit beabsichtigt war? Eine Aufnahme in den Himmel sollte es wohl sein, aber nicht diejenige aller Heiligen, sondern die Himmelfahrt Mariens. Darauf weist das Titelfest der Kirche, das alljährlich am 15. August gefeiert wird. Aber die Schottenkirche ist nicht nur die älteste Marienkirche Wiens, sondern sie wurde schon bei ihrer Gründung auch dem heiligen Gregorius Magnus geweiht, der, als größter unter allen Päpsten gefeiert, jedenfalls auch der größte aller Söhne des heiligen Benediktus genannt werden darf. Darum und wahrscheinlich auch, weil schon vorher ein Himmelfahrtsbild von Tobias Pock auf dem Seitenaltar unserer Kirche bestand, hat der Maler des Hochaltarbildes, Joachim Sandrart, eine Schar von Heiligen dargestellt, um so auch den zweiten Titelheiligen S. Gregorius unterbringen zu können.

Über dieser kolossalen viereckigen Bildfläche war aber hoch oben ein weit kleineres Rundbild eingesetzt, auf dem in himmlischer Glorie ein ehrwürdiger Gott Vater, Christus mit dem Kreuz zur Rechten und der heilige Geist, über beiden schwebend, dargestellt waren. Warm in der Farbe, klar im Aufbau und einfach in seiner Dreigliederung. Unten der rauschende Einzug der Vielen in den Himmel, oben ein ruhiger Glorienblick, ein Gegengruß, ein Echo aus dem Himmel.

Und an den höchsten Feiertagen wurde dieser eindrucksvolle Altar noch unten mit silbernen Reliquiarien und einem hochragenden Kreuz geziert. So sahen wir ihn oft. Das »ante thronum tuum, o Trinitas« konnte sich sehr zutreffend auf diesen Altar beziehen. Seine Art von Säulenstellung ist übrigens auch kunstgeschichtlich als letzter Rest des altchristlichen Baldachinaufbaues interessant.

Doch der Altar besteht nicht mehr, ja er ist sozusagen verschwunden.

Als unser Professor Ernest aufgehört hatte, Religion und Kirchengeschichte vorzutragen und nicht mehr sein stereotypes »Denken — Schließen — Urteilen!« predigte, begann er als Abt Hauswirth selbst in die Wiener Kirchen- und Kunstgeschichte einzugreifen und die glänzende Restaurierung durchzuführen. Dabei mußte auch der alte Hochaltar 1883 einem marmorenen Nachfolger weichen, den Meister Ferstel mit Anklängen an Renaissancegrabmäler entworfen, und an die Stelle des mehr als 200 Jahre alten Ölbildes ist jetzt ein blinkendes Mosaik mit der thronenden Gottesmutter getreten. Das alte Altarbild wurde als Geschenk den kaiserlichen Sammlungen übergeben. Hatte es doch, von Joachim Sandrart gemalt, einen bedeutenden Kunstwert! Aber es war so groß, daß es weder im Belvedere noch im Kunsthistorischen Hofmuseum untergebracht werden konnte. Und so lag es denn, auf eine Holzrolle aufgewickelt, jahrelang in den Magazinen begraben.

Ein glücklicher Zufall fügte es, daß die Altarbildwand in der 1905 errichteten Zwischenbrückner Notkirche, deren Baukosten Seine Majestät der Kaiser trug, gerade so hoch und breit ausfiel, daß unser altes Schottenbild, wie dafür gemalt, hinpaßte. Zuerst konstatierten wir die Identität der Masse aus dem Inventar der kaiserlichen Sammlung, dann wurde das Bild selbst auf dem Fußboden des Museums aufgerollt. So sah ich nach einem Vierteljahrhundert wieder die alten Heiligenfiguren. Da kam die Mutter Gottes heraus, auf Wolken knieend und in den Himmel einziehend, dann Johannes Baptista, dann die Heiligengruppen wie emporschwebende Seelen, andere stehend auf der Erde und voll Himmelssehnsucht emporblickend.

Seine Majestät gab in allergnädigster Weise die Zustimmung zur zunächst leihweisen Übertragung und so zog die Himmelfahrt ex cavernis terrae in

einen armen, religiös und seelsorglich verlassenen Wiener Bezirk. Dort beherrscht das prächtige Bild die ganze Kirche; andere Kinder singen davor ihre Lieder und von einer anderen Gemeinde könnte es dort jetzt heißen: prostrati ante thronum . . .

Das Bild war anscheinend vor Dezennien furchtbar restauriert worden. Beim einfachen Waschen rann eine gelbe Masse herunter, so wie schmieriger Fußbodenlack. Unter der undurchsichtigen kaffeebraunen Schicht kam das schönste Himmelblau heraus, der heilige Johann Baptista zeigte uns bald sein wahres Antlitz, und kräftige, fast zu grelle Lichter hoben die Gestalt Mariens, so daß sie niemand mehr übersehen wird.

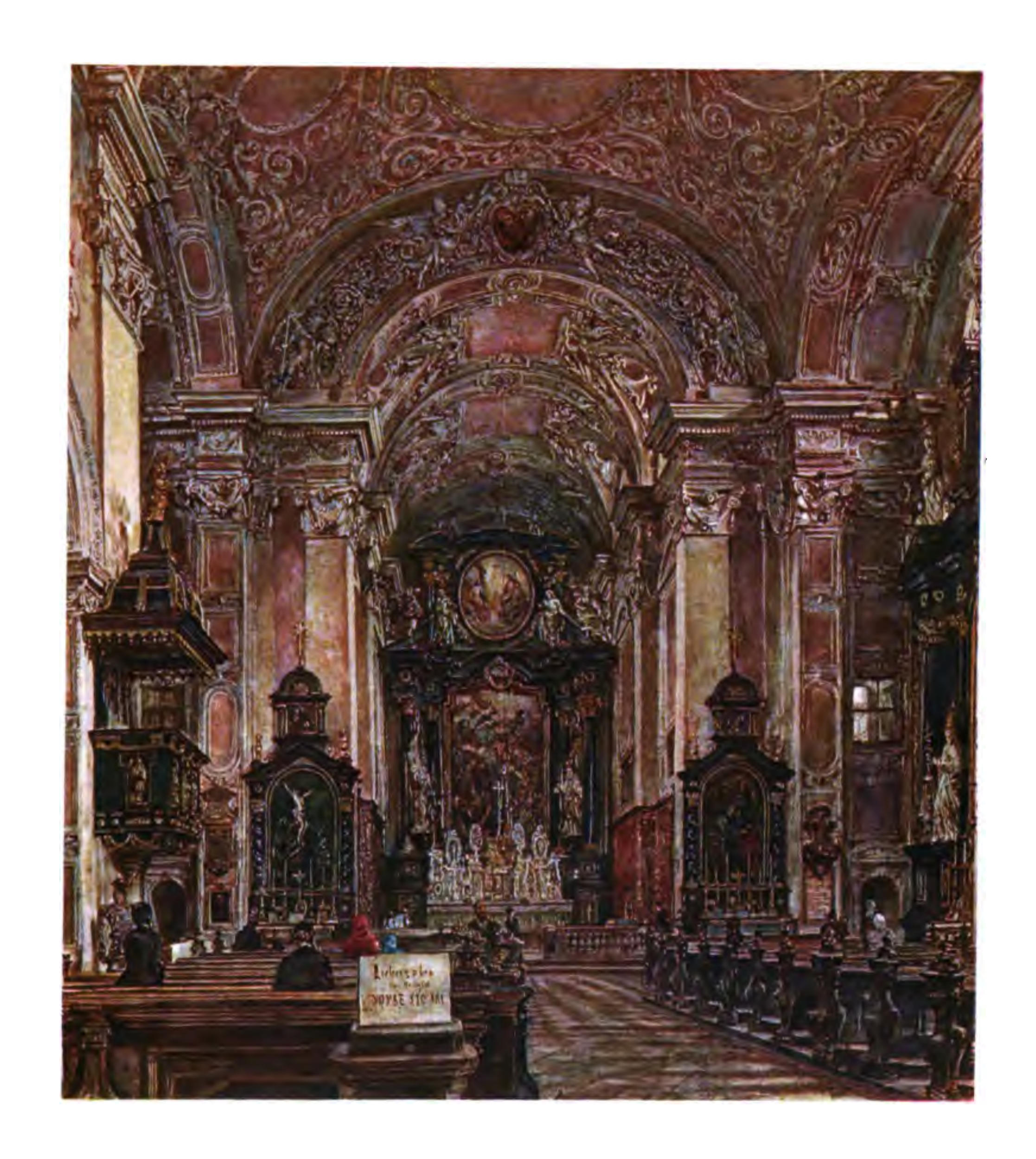
Der tüchtige und vorsichtige Restaurator Hermann Rietschl besserte alle Schäden sorgfältig aus und so erstanden die lieben Heiligen zum zweiten Male aus ihrem Grabe und hielten glorreiche Urständ in der »Allerheiligen Kirche« im XX. Bezirke, die von unserem Bild den Namen bekam, und wo jeder das alte Schottenaltarbild wiederfinden kann.

An all diese Erinnerungen klang die Stimmung an, mit der ich in den heurigen Ferien auf den Nürnberger Johannis-Friedhof hinausfuhr, um das Grab Sandrarts aufzusuchen.

Beinahe hätte ich dem toten Meister etwas erzählen wollen, von dem Schicksal eines seiner größten Bilder. Es klingt ja wie eine Klage in seiner Grabschrift, daß er keine liberi, sondern nur libri auf Erden zurückgelassen habe. Wie wenn seine Werke nicht auch seine Kinder wären! Gerade jenes eine Wiener Bild von seiner Hand hat auf so viele jugendliche und empfängliche Seelen eingewirkt.

Eine Ehrenkette mit der kaiserlichen Medaille schmückt noch das Grab, in welches der Meister 1688 gebettet wurde, in einer prunkliebenden stolzen Zeit, in der Wien das Zentrum des Interesses der Kulturwelt war, ähnlich wie später in der Kongreßzeit. Um die Mitte des XVII. Jahrhunderts war der schon berühmte Künstler hieher zu Kaiser Ferdinand III. berufen worden, um »das höchste Haupt der Welt in dero kaiserlichem Ornat lebhaft« abzumalen. Für diese und andere Porträte erhielt er außer einer »mildreichen Remuneration« eine »schöne güldene Kette samt der kaiserlichen Medaylie«, einen Adelsbrief mit Wappen und »dem Zusatz einer königlichen Krone«. Im Verlauf der nächsten Jahre malte er sieben Altarblätter für das Stift Lambach in Oberösterreich, worunter das Martyrium des heiligen Placidus und seiner Schwester Flavia von einem der Stiftspatres, Koloman Fellner, in Kupfer gestochen wurde.

Wir übergehen die Namen aller einzelner Bilder, die von seiner Hand bei uns sich noch finden. Eine, wie ich höre, in Vorbereitung befindliche



DAS INNERE DER SCHOTTENKIRCHE VOR 1883.

VON RUDOLF v. ALT.

EIGENTUM DES HERRN DR. HANS R. v. MAUTHNER IN WIEN.

Monographie über Sandrart wird das alles hoffentlich nachtragen.*) Bisher hatte Sandrart außer den Künstlerlexika keine eigene wissenschaftliche Biographie, denn was Rochlitz im 169. Bändchen der Klassischen Kabinettsbibliothek im altertümelnden Stil über ihn schreibt, ist nur eine lückenhafte Paraphrase jener Lebensskizze, die sich in des Meisters eigenen Werken findet, und übergeht ebenso wie die Lexika unser Altarbild mit Stillschweigen.

Joachim von Sandrart auf Stockau war ein bedeutender Künstler für seine Zeit. Geboren in Frankfurt am Main 1606, wurde er ein Schüler Gerard Honthorsts, der seiner realistischen Anlage entsprach, und später ein Nachahmer noch größerer Vorbilder, wie Rubens, Tizians, Tintorettos, Paolo Veroneses. Aber ebenso wird von ihm erzählt, daß er bei seinem siebenjährigen Aufenthalt in Rom den bereits meisterhaft malenden Claude Lorrain zum Landschaftzeichnen nach der Natur gebracht habe und daß er das Zentrum der deutschen und holländischen Künstlergesellschaft in Rom bildete. Auch ein persönlicher Freund Galileis war Sandrart. Sein Hauptwerk ist die Schützengesellschaft im Rathaus von Amsterdam. Als besonders charakteristisch für ihn, respektive die Honthorstsche Beeinflussung seiner Kunst gilt der »Tod Senekas« im Berliner Museum. Oft erwähnt werden die bekannten zwölf realistischen Monatsbilder in der Münchener Pinakothek. Neben den zahlreichen Altarbildern, die mehr den Eklektiker hervortreten lassen, malte er gut bezahlte Porträtbilder, wenn es sein mußte auch zwei an einem Tage. So hatte er wirklich, wie Rubens von sich sagte, mit seinem Pinsel den Stein der Weisen überflüssig gemacht und war ein reicher Mann geworden. Aber auch die Reichtümer seines Geistes, seiner Kunst, seiner Wissenschaft und Sprachkenntnisse rühmte man damals von Holland und England bis nach Rom und Sizilien. Seine schriftstellerische, hauptsächlich kunstgeschichtliche Tätigkeit steht in unseren Augen heute sogar höher als seine Kunst, die wenig Eigenes hatte. Die hochtrabenden Worte seiner Zeitgenossen nennen den idealistisch-realistischen Nachahmer von Rubens und Titian, den unermüdlichen Kupferstecher aller antiken Statuen, die auch in seinen Heiligenbildern erkennbar nachwirken: »princeps pictorum« und »nostri secli Sandrartus Apelles«. Richtiger hätten sie ihn den deutschen Vasari genannt.

Aber zu seinem glänzenden Rufe, der in Wien schon gefestigt war, kam noch ein besonderer Umstand, der ihm den Auftrag zum Hochaltarbild der Schottenkirche eingetragen haben mag.

Der Prior von Lambach P. Johann Schmitzberger war 1669 Abt bei den Schotten in Wien geworden und wollte die unter Abt Anton (1642 bis

*) Siehe Anmerkung am Schlusse dieses Aufsatzes.

1648) begonnene Restaurierung der Stiftskirche glänzend zu Ende führen. 1648 war die erneuerte Kirche in ihrem baulichen Teil fertig gestellt und eingeweiht worden und hatte bald darauf zwei kleine Seitenaltarbilder von Sandrart, 1652 und 1654, die jetzt noch an der alten Stelle mit neuen Altarrahmen zu sehen sind, erhalten.*)

Als letzte Zier sollte nun der Hochaltar kommen, nachdem zwei andere große Seitenaltarbilder Tobias Pock gemalt hatte. Mehrere Modelle waren für den Hochaltar und sein Bild entworfen worden. Künstler-Protektionsversuche begannen bereits bis an den kaiserlichen Hof hin ihr Spiel zu treiben, als bald nach der erwähnten Wahl Schmitzbergers die Aufmerksamkeit auf Sandrart sich lenkte.

Der neue Prälat kannte wohl noch aus der Zeit her, wo er Prior in Lambach war, den dort so sehr bewährten Künstler.

Obendrein standen seine Bilder in Wien bei St. Stefan und im Profeßhaus der Jesuiten, der jetzigen Kirche Am Hof, vor aller Augen. Heute sieht man nur flüchtig, wenn man durch den unausgebauten Turm geht, das riesige Kreuzigungsbild unseres Meisters, hoch oben in fast ewiger Finsternis hängen. Nur wenn sich ein neugieriger Sonnenstrahl hin verliert, leben einige dieser bewegten Figuren wieder auf, die von den Zeitgenossen so sehr bewundert wurden, daß ein italienischer Maler davon sagte: Chi la invidi, ben sia, non che l'imiti. Und ähnlich urteilte Mario Fiorentino, vom Kaiser nach Wien berufen: Dieser Manier zu malen gehe nichts ab, was zur Kunst erfordert werde, und es erscheine hier la natura aemula con arte rarissima. Ursprünglich hing dieses Bild im Passionschor, wo jetzt der neugotische Herz Jesu-Altar steht.

Die drei Sandrart-Bilder in der Kirche Am Hof kennen aber die wenigsten, obwohl eines davon, die Flucht nach Ägypten, eine vierfältige raffinierte Lichtwirkung zeigte, die, einstens enthusiastisch bewundert und besungen, jetzt unter einer Lack- und Staubkruste kaum mehr zu erkennen ist.

Jedenfalls auch mit Rücksicht auf all diese Arbeiten erhielt unser Meister bald nach dem Jahre 1669 den Auftrag zu dem vielumworbenen Schottenaltarbild. Der vierundsechzigjährige Künstler lebte damals in Augsburg. Nur kurze Zeit war ihm für das figurenreiche Bild gegönnt, damit »selbiges Blatt gegen nächstfolgendem Fest S. Michaelis, wohin man nur 7 Monate gezehlet, färtig seyn solte: damit Ihr. Kays. Majest. in Besuchung dieser schönen neuen Kirche, alles vollzogen und in Ordnung finden möchte«.

Sandrart hielt Wort, und 1671 wurde der Hochaltar eingeweiht. Interessant ist die alte, gleichzeitige Beschreibung des Bildes, die wir einem

*) Hauswirth, »Geschichte der Benediktiner Abtei zu den Schotten«, 1858. S. 100. Für eines dieser Bilder erhielt Sandrart 300 fl. Die Geschichte des Hochaltarbildes führt Hauswirth nicht an.

Anhang seiner »Teutschen Akademie« entnehmen, wo es in seiner, jedenfalls von ihm selbst inspirierten Biographie, S. 23, heißt:

»Dieses Altarblat wird benamet / die himmlische Gloria, und ist eingerichtet / wie folget. Oben in dem kleineren Blat des Ovals, erscheinet die Gottheit / ganz Glorios und hellglänzend.*) Des großen Blats erste Figur oben auf / ist Unser liebe Frau in himmlische Freude durch die Engel erhoben / die von obgedachten Göttlichen Strahlen anmutig beschienen wird. Um sie her stehen die himmlischen Chöre der Engel und Heiligen / die Propheten und Vätter des Alten Testaments: welche / ie weiter sie von besagtem Himmelsglanz abstehen / ie mehr sich das Licht verlieret: daher dann / zur Zierde des ganzen Werks / etliche Bilder in finstern Schatten unter die Wolken gebracht worden. Es sind auch die bässer (!) hinabstehende Bilder beyderseits dergestalt zertheilet / daß zur repraesentation einer großen mänge Bilder / desto mehr Raum geblieben: wormit sich auch in der mitten / wie nötig / eine durchsichtige Oeffnung gefunden. Auf der ersten Seiten sind die zwölf Apostel / neben den Patronen der Kirche / als S. Benedictus, Scholastica, Rosalia, Benno, Gregorius und Rochus, auch ganz unten auf den Wolken / ein schöner nackender stark ausgemachter S. Sebastian / zu sehen. Auf der andern Seiten / stehen unten sehr viel anmutige heilige Jungfrauen / als S. Catharina, Ursula, Elisabetha, Barbara, Sophia, Apollonia, und mehr andere mit gegen den Himmel erhobenen Gesichtern: unter denen auch Maria Magdalena, im fliegenden Haar / etwas bloß / und theils mit Leinwat bekleidet. Diese und die Engel vermehren dieses Werks Anmütig — und Lieblichkeit / mit ihrer himmlischen Zier / auch schönst gebildeten holdseeligen Angesichtern. Alle diese Bilder sind in herrlich — und prächtigen Gewändern / von weiß / gelb / blau / purpur / roht / und mit andern schönen Farben / ausgemahlet / bey bescheidener und vernünftiger Zusammenordnung der Coloriten. Ist also dieses Werk / wegen der fürtrefflichen Harmonie und Einstimmung / nicht weniger auch wegen der herrlichen Invention, guter Zeichnung / und fürtrefflichen variablen Gesicht-Bildungen / Kleider und Haarbünde / überhoch zu schätzen und zu preisen.«

Daß auf diesem Bilde eine Reihe gleichzeitiger Porträts angebracht wurde, ist schon mit Rücksicht auf die Lambacher Bilder anzunehmen. Der heilige Benno unten in der Mitte scheint die Züge des Künstlers zu tragen. Schon in Augsburg war das Bild, im Stadtsaal ausgestellt, von allen Notabilitäten und vielen tausend Personen besucht worden. In Wien hat es »Ihr. Kays. Maj. samt dero ganzen Hof besucht und wol durchsehen / und neben allen anderen Kunstverständigen gerühmet und gelobet«.

*) Dieser Teil des Altarwerkes, ein Dreifaltigkeitsbild, hing nach der Abtragung des Altars im Schottenkloster gegenüber dem Choreingang.

Die Biographie schließt mit der Erzählung, daß Sandrart 1673, ein Jahr nach dem Tod seiner ersten Frau, wieder geheiratet habe und der neuen Verwandschaft zu Liebe von Augsburg nach Nürnberg übersiedelt sei. Dort habe »die Akademie der Kunstliebenden« an ihm einen »fürtrefflichen Vorsteher« erhalten und »lernet aus seinen Diskursen / was andere weit über Land und Wasser holen müßten«.

Dort starb er auch am 14. Oktober 1688. Seine junge Witwe setzte ihm folgende Inschrift, die ich mir abschrieb, weil sie bisher nicht publiziert ist:

HIC SITUS EST
DN. IOACHIMUS DE SANDRART, IN STOCKAU.
SERENISSIMO ELECTORI PALATINO RHENI
PHILIPPO WILHELMO
A CONSILIIS, ET D. MARCI EQUES,
PICTORUM UBIQUE FACILE PRINCEPS,
ITALIA, ANGLIA, BELGIO, PERAGRATIS,
NON ABSQUE SINGULARI MAX. ARTIF. PRAECONIO,
LECTISSIMARUM FOEMINARUM MARITUS
A° M.DC.XXXVII. DOMINAE IOHANNAE DE MILCKAU,
QUAM A° M.DC.LXXII. TRISTISSIMUS AMISIT
DEINDE A° M.DC.LXXIII. DOMINAE ESTH. BARB. BLOMMARTAE
QUAM NISI MORTE NUNQUAM OFFENDIT SUA
NATUS FRANCOF. D.XII MAI A° M.DC.VI.
MORTUUS NORIMBERGAE D.XIV OCTOBR. A° M.DC.LXXXVIII.
LIBEROS NULLOS SED LIBROS PLURES RELIQUIT
CUM ET LIBERIS ET LIBRIS AETERNITAS PROPAGETUR
VIDUA MOESTISS. VIRO OPT. MERITO.
H. M. F. F.*)

Auf den Seiten des Gruftsteines ist sein Wahlspruch zu lesen: VIVRE POVR MOVRIR — MOVRIR POVR VIVRE und gegenüber der mit einem gekrönten Totenkopf verstärkte Lehrpruch: DER DV BIST DER WAR ICH — DER ICH BIN WIRST DV WERDEN. Vorne: SELIG SIND DIE TODTEN DIE IN DEM HER̄N STERBEN und auf der Rückseite: HERR ICH WARTE AVF DEIN HEIL.

Joachim Sandrart ist zu unterscheiden von dem Zeichner und Stecher Johann gleichen Namens, seinem Neffen, und dem Jakob Sandrart, welch letzterer im selben Grabe mit ihm ruht und bei Lebzeiten seine Werke verlegt hatte. Unter diesen, in der Grabschrift erwähnten vielen Büchern ist

*) hanc memoriam fieri fecit.

die Teutsche Akademie der edlen Bau-, Bild- und Mahlerey-Künste, eine reichhaltige Kunst- oder Künstler-Geschichte, Technik und Ästhetik mit antiquarischem Einschlag das Bedeutendste. Das zweibändige Werk mit 360 Bildern erschien in Nürnberg 1675. In der Iconologia Deorum aus dem Jahre 1680 findet sich auch eine unterhaltende, aber damals sehr ernst gemeinte Darstellung des Palmen-Ordens, dem Sandrart mit dem Titel »der Gemeinnützige« angehörte. Die andern hohen Herren, Fürsten, Künstler und Dichter, welche Mitglieder dieser Sprachreinigungsgesellschaft für vaterländische Sitten, Zucht und deutsches Wesen waren, führten hochtrabende, mitunter geradezu lächerliche Namen. Die Insignien aus diesen »durchleuchtigst-fruchtbringenden Teutschen Palmen-Hain« zieren das Grab unseres Meisters, mit seinem und seiner beiden Frauen Wappen — mitten zwischen den Gräbern von Albrecht Dürer, Wenzel Jamnitzer, Veit Stoß, Pirkheimer und unserer Zeitgenossen, des Malers Anselm Feuerbach und Augusts von Essenwein, der 1892 als Direktor des Germanischen National-Museums starb.

So reihen sich merkwürdige Bilder hoher und eigenartiger Kultur der Vergangenheit aneinander, wenn wir unseres alten, verschwundenen Schottenaltars gedenken und sein, in der Notkirche wiedererstandenes Bild betrachten. Aber es war eine schöne Fügung, daß gelegentlich dieser Studie der ganze Altar eine Art Auferstehung feiern sollte. Bei dem Bestreben, wenigstens eine Photographie desselben mitveröffentlichen zu können, stellte sich die überraschende Tatsache heraus, daß in keiner Wiener Sammlung, auch nicht im Schottenstift selbst eine Photographie oder Zeichnung des alten Altars sich erhalten habe. Er war also wirklich verschwunden. Da kam durch Herrn Landesarchivar Dr. Mayer und kaiserlichen Rat Klobasser die Kunde, daß Rudolf Alt das Innere der Schottenkirche vor ihrer Veränderung gemalt habe. Insbesondere dem unermüdlichen Nachsuchen Herrn Klobassers gelang es schließlich, das prachtvolle Bild im Besitze des Advokaten Dr. Hans Ritter v. Mauthner aufzufinden, der dann seinerseits in dankenswertester Weise die Erlaubnis zur Reproduktion gab. Und so hat diese Festschrift unerwartet eine sinnige Zier erhalten, die den Lesern, allen lieben alten Kollegen, nicht nur den Altar und sein Bild, sondern auch weihevolle Erinnerungen an die Studienzeit ins Gedächtnis ruft.

Anmerkung: Während der Drucklegung des Aufsatzes erschien in den »Studien zur deutschen Kunstgeschichte« die Monographie: Joachim von Sandrart als Künstler nebst Versuch eines Katalogs seiner noch vorhandenen Arbeiten. Von Paul Kutter. Mit sieben Lichtdrucktafeln. Straßburg. Heitz 1907, 145 Seiten. Wir haben unseren Ausführungen nichts hinzuzufügen. Im Gegenteil wären die Sandrart-Bilder in der Kirche am Hof noch von Kutter anzuführen gewesen. Auch die interessante Grabschrift bringt er nicht. Dafür sind die Charakteristik Sandrarts und seine Lebensdaten sehr eingehend und anziehend dargestellt.



Arma virumque cano. Von Friedrich Freiherrn v. Wieser.

Der tönende Vers, mit dem die Äneide anhebt — wer von den Kollegen meines Gymnasialjahrganges erinnert sich nicht, wie wir ihn memoriert, ihn und so viele von den folgenden Versen hinzu, als jeden von uns sein Gedächtnis tragen ließ? Vielleicht hätten wir das Epos noch weiter memoriert, wenn uns Virgil ganz das gewesen wäre, was uns Homer geworden war. Homer hatten wir in unser Herz geschlossen, in feierlicher Abstimmung haben wir ihn mit allen gegen eine einzige Stimme über Schiller gestellt. Es war eine denkwürdige Szene. Wir hatten schulmäßig sauber die Lektüre des sechsten Buches der Ilias beendet, da las uns Pater Clemens zum Lohne in dem treuen Deutsch der Vossischen Übersetzung die Stelle vor, die den Abschied des helmbuschumflatterten Hektor von Andromache schildert. Zum Vergleiche las er uns sodann die bekannten Schillerschen

Strophen und unvergeßlich für immer erhob sich vor uns hoch über diese die einfache, erschütternde Wahrhaftigkeit der Homerischen Dichtung. Und wie tief ergriff uns das Nibelungenlied, als wir es im Urtext kennen lernten! Das Mittelhochdeutsch hat für uns Süddeutsche, für uns Österreicher zum Zauber der Muttersprache noch den besonderen des eigenen Dialekts und der Dialekt spricht hier mit dem Glanze der Schriftsprache, er ist würdig, reckenhafte Taten zu künden von gottähnlichen Menschen. Von einem österreichischen Dichter besungen, traten die Gestalten des Nibelungenliedes unserer innersten Empfindung näher als alle die, von denen wir durch die antike Dichtung erfahren hatten, und wir konnten uns im jugendlichen Überschwang selber als die Helden fühlen, die sich zu Bechelåren trafen.

Zwischen Epos und Geschichte verschwimmen die Grenzen selbst für den gereiften Mann, um wieviel mehr für den Knaben! Das Epos wächst aus der Geschichte und die Geschichtschreibung, auch die echtwissenschaftliche, strebt auf ihren Höhen epische Wirkungen an, die sie — darin dem Naturalismus verwandt — durch den Reiz der Wahrhaftigkeit steigert. Für mich hatten als Knaben selbst die trockensten Berichte unseres Geschichtslehrbuches, die Namen und Regierungsjahre der Könige, die Jahreszahlen der Schlachten den bestrickenden Reiz der Wirklichkeit. Der nüchterne »Pütz« war mir darum wertvoller als jeder Roman, ich wußte jeden neuen Band vom bloßen Lesen schon auswendig, bevor noch das Schuljahr begonnen hatte. Jene gewaltige Masse von geschichtlichen Einzelheiten, die Ernest Hauswirth uns diktierte und von uns unerbittlich forderte, hatte für mich keine Schrecken, ich wetteiferte mit meinem Klassenkollegen Heinrich Friedjung in dem Verlangen, sie alle treulich zu behalten und sie jederzeit auf die Frage unseres Professors zu präsentieren. Friedjung ist seitdem selber Geschichtschreiber geworden, einer der besten, die in Österreich zu nennen sind. Ich hatte den gleichen Wunsch, Geschichte zu studieren, besonders seit ich Macaulay gelesen hatte, den »Tizian der englischen Prosa«, der trotz allem, was er gegen die alten Historiker sagt, doch auch ihrer epischen Richtung angehört, deren reichste Blüte er vielleicht bedeutet.

Ich bin kein Historiker geworden, ich wurde Jurist und lernte beflissen das, was uns über gewesenes und geltendes Recht tradiert wurde. Lebhaftes Interesse erwachte erst in mir, als ich im Verlaufe meiner Studien über Staat und Gesellschaft Näheres erfuhr. Eines Tages bekam ich Spencers »Einleitung in das Studium der Soziologie« zur Hand. Welche Erleuchtung, aber auch welche Umwandlung! Ich las und verschlang, was ich las. Ganz der Autorität des großen Denkers hingegeben, glaubte ich ihm aufs Wort, wenn er die »Große-Mann-Theorie« bekämpfte und jene Geschichtsauffassung

verhöhnte, der ich bis dahin gehuldigt hatte, »deren Anfang und Ende das arma virumque bildet«. Hier fand ich den tönenden Vers Virgils als Motto eines unreifen Irrtums ausgehängt und ließ mir es gefallen, mit schmerzlicher Wonne ließ ich mich belehren, daß die Ideale meiner Jugend trügerisch gewesen waren. Ich ließ mich belehren, daß nur für kindliche Völker und Menschen die Taten hervorragender Männer die einzigen erinnerungswerten Dinge der Vergangenheit seien. Ich las und wurde überzeugt, daß es recht gleichgültig ist, von wem England erobert ward, welche Herrscher sich den Eroberungen widersetzten und wie sie fielen, was Alfred tat und was Canut sagte, wer bei Agincourt focht und wer bei Flodden siegte, welcher König abdankte und welcher usurpierte. Ich las und wurde überzeugt, daß die »Große Mann-Theorie« höchstens eine teilweise Wahrheit besitze, wenn man sie nämlich auf frühe Gesellschaften beschränkt, die darauf ausgehen, sich einander zu vernichten oder zu unterjochen, und in denen der fähige Führer als allwichtig dargestellt werden darf, obgleich selbst hier die Zahl und Eigenschaften seines Gefolges nicht so sehr außer acht gelassen werden sollten; daß aber, sobald der Krieg aufhört, das Geschäft der ganzen männlichen Bevölkerung zu sein, ohne Aufdrängen, ohne den Gedanken an einen König oder Gesetzgeber neue Institutionen, neue Tätigkeiten, neue Ideen, Meinungen und Gewohnheiten in die Erscheinung treten, deren Entwicklung man nicht verstehen wird, auch wenn man sich blind läse über den Biographien aller großen Herrscher. Ich las und wurde überzeugt, daß die Gesellschaft den großen Mann bilden muß, bevor er sie neubilden kann, so daß alle jene Veränderungen, deren nächster Urheber er ist, ihre Hauptursache in den Generationen haben, von denen er abstammt. Daß durch keine Möglichkeit ein Aristoteles von einem Vater und einer Mutter mit Gesichtswinkeln von 50 Grad kommen könne oder ein Beethoven von einem Kanibalenstamm, dessen Chor zur Vorbereitung auf ein Festmahl von Menschenfleisch eine Art rhythmischen Geheules ist. Daß Shakespeare seine Dramen nicht hätte schreiben können ohne die Fülle des Lebens, das ihn in England umgab, ohne die Sprache, welche Hunderte von Generationen durch den Gebrauch entwickelt und bereichert hatten. Daß das strategische Genie Moltkes nicht hätte triumphieren können, hätte es nicht eine Nation von 40 Millionen gegeben, die ihm Männer zur Verfügung stellte von starken Körpern, stämmigem Charakter, gehorsamer Natur und fähig, Befehle intelligent auszuführen. Daß derjenige, welcher behufs Erklärung gesellschaftlicher Erscheinungen beim großen Manne verweilt, jenen ungeheuren Vorrat latenter Kraft, die dieser auslöst, und jene unermeßliche Anhäufung von vorausgehenden Tatsachen übersieht, von denen sowohl er selbst wie diese

Kräfte herrühren, und daß eine solche Erklärung nicht mehr Rationalität besitzt, als wenn jemand bei den überschwänglichen Wirkungen eines Körnchens Pulver verweilt, ohne die entzündete Ladung, die Bombe, die Kanone und jene ganz enorme Summe von Hilfsmitteln zu erwähnen, wodurch Ladung, Bombe, Kanone und das Pulverkörnchen erzeugt worden sind.

Die Augen waren geöffnet und erhielten nun von überall her bestätigende Eindrücke. Ich will davon nicht im einzelnen berichten, ich will ja überhaupt nicht so unbescheiden sein, an diesem Platze von mir zu berichten. Meine Absicht geht dahin, an dem einzigen Falle, den ich genau kenne — und ich bitte um Verzeihung, wenn dies mein eigener ist — zu zeigen, was aus den Wissenskeimen werden kann, die die Schule in die junge Seele einpflanzt. Zunächst waren die geschichtlichen Wissenskeime, die mir unter allen im Gymnasium empfangenen weitaus die wertvollsten gedünkt hatten, durch Spencers grausame Logik verschüttet worden. Vielleicht hätte ich schon früher durch seine Argumente durchzudringen versucht, wenn diese nicht für mein Gefühl infolge des außerordentlichen Eindruckes undurchdringlich zusammengewachsen wären, den ihre dichterische Ausführung in Leo Tolstois Meisterwerk »Krieg und Frieden« auf mich gemacht hat. Tolstoi verdunkelt zwar in den begleitenden Erklärungen, mit denen er seine Erzählung von dem russischen Feldzug Napoleons durchbricht, den scharf gefaßten Gedanken Spencers ins Mystische, auch seine Bemühung, Napoleons übermenschliche Gestalt auf gewöhnliches Menschenmaß herabzudrücken, ist zu absichtlich, um nicht Widerspruch zu erregen, aber die Art und Weise, wie er den Anteil der Unteroffiziere und der gemeinen Soldaten an den kriegerischen Ereignissen, vor allem an der Schlacht von Borodino schildert, ist von höchster dichterischer Größe. Der Feldherr tritt zurück, das Gefühl der Massen entscheidet den Ausgang, die Schlacht von Borodino, die die Russen nicht zu gewinnen vermochten, hat ihnen gleichwohl den Sieg gebracht, das Wild ist weidwund und der nächste Angriff mußte es erlegen. Den namenlosen Kämpfern in Reih und Glied ist hier ein künstlerisches Denkmal errichtet, weit großartiger als dasjenige, das Virgil in seinem prunkvollen Epos für den götterentsprossenen Ahnherrn der römischen Cäsaren schuf, weit großartiger, weil es so schlicht, so durchaus wahrhaftig ist. Der Wirklichkeitszauber der Geschichte, hier war er vollendet, hier agierten nicht die Helden, sondern die Massen lebten, hier war echtes Leben dargestellt von einem, der selber einmal ausgezogen war und dem die Gabe verliehen war, alles darzustellen, wofür menschliche Sinne empfänglich sind.

Mein Traum war von jetzt ab, namenlose Geschichte zu schreiben. Indes, auch daraus wurde nichts. Der auffälligste gesellschaftliche Zusammen-

hang ist der der Volkswirtschaft — wie könnte man sich an irgend einen tiefer verborgenen Zusammenhang wagen, wenn man nicht diesen zuerst erklärt hätte? Die Volkswirtschaft aber kann man nicht erklären, ohne den Wert erklärt zu haben! Und so faßte ich zunächst hier an und trieb gar bald auf der einen Planke der Werttheorie in das schier uferlose Meer der gesellschaftlichen Erscheinungen hinaus. Welche Schicksale ich da hatte, davon werde ich nichts weiter erzählen, ich werde vielmehr meine Bescheidenheit, die sonst füglich angezweifelt werden könnte, aufs glänzendste beweisen, indem ich von meinen persönlichen Erlebnissen nun gänzlich schweige. Mit einem Ruck überspringe ich Jahre und Jahrzehnte, um den Versuch zu machen, nach Maß dessen, was ich seit meiner ersten Bekanntschaft mit Spencer noch von anderen gelernt, und nach Maß der Kräfte, die ich heute erworben habe, in kurzen Worten zu zeigen, wie sich die Leistung des großen Mannes zu der des Volkes verhält.

Spencer hat ohne Zweifel recht, auch das Genie ist von der geschichtlichen Vorbereitung abhängig. Spencer hat in so beredter Weise auseinandergesetzt, wie viel auch das größte Genie der geschichtlichen Vorarbeit verdankt, daß darüber nichts weiter zu sagen notwendig ist. Es könnte höchstens noch auf jene zeitlich nächste Vorarbeit hingewiesen werden, die endlich geradezu in Mitarbeit übergeht. Die Spannung des gesellschaftlichen Bedürfnisses, die Not der Zeit, sei es, daß sie durch materielle Entbehrung, durch Unfrieden, Gewalttätigkeit, Zuchtlosigkeit geschaffen wäre, sei es auch, daß sie die Not des nach Klarheit verlangenden Denkens, des nach Befreiung ringenden Gefühles wäre, die Anstrengungen der Vorläufer, der Wetteifer der Mitgenossen in Sturm und Drang, der gespannte Anteil der begierigen Zuschauer und Zuhörer — ohne all das ist die Leistung des großen Mannes nicht zu denken. Er ist darin das Geschöpf seiner Zeit, die das Produkt der Vergangenheit ist. Wenn er sich in die Einsamkeit zurückzieht, so geschieht es zunächst deshalb, um die Eindrücke zu sammeln, die ihn tiefer getroffen haben als alle die anderen. Aber in der Einsamkeit findet er auch das erlösende Wort, das die anderen nicht suchen wollen oder nicht finden können. Er findet es, ihnen allen zum Trotz, oft genug in einem erbittert feindlichen Gefühle gegen sie, die das Altgewohnte nicht lassen wollen, während ein Neues zu schaffen ist, ein Neues, welches zunächst vom Alten sich so fremd abhebt, daß es nicht seine geschichtliche Folge, sondern seine Aufhebung scheint. Dieses Neue, das im geheimnisvollen Dunkel einer großen Seele entstanden ist, hat nur in ihr entstehen können. Wie immer wir überzeugt sein mögen, daß auch die Kraft, die in der großen Seele wirkt, in den

früheren Zuständen der Gesellschaft ihre Ursachen haben müsse, so sind wir doch nicht im stande zu sagen, wie sie aus ihren Ursachen hervorgegangen ist. Hier ist für unser menschliches Auge ein wirklich Neues, nicht bloß eine alte Kraft, die sich in neue Form nach Regeln umsetzt, welche wir zu beherrschen oder nur irgendwie zu ahnen vermöchten. Wir sehen die Tatsache der Entwicklung, aber wir begreifen ihre Notwendigkeit nicht. Immer wieder mußte unerwartet und überraschend aus dem freien Raume des Geistes der Funke des Talentes, des Genies aufblitzen, um den Weg der Entwicklung weiter zu öffnen, durch das Licht eines neuen Gedankens, durch den Hauch neuer Empfindung, durch den Mut zu neuer Tat. Jedes neue Werk des großen Mannes, das zum Gesamtwerk des Menschengeschlechts hinzuwächst, ist wohl klein im Vergleiche zu dem, was schon vorausgeschaffen ist, aber löst sich nicht das Gesamtwerk des Menschengeschlechtes in eine unendliche Reihe von Fortschritten auf, von denen jeder nur die Leistung eines großen Mannes sein konnte? Ohne die großen Männer wäre keine Entwicklung, sie bilden die Triebe, durch die die Menschheit wächst, ohne sie wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn auch das Volk nicht das Volk.

Spencer hat wiederum recht, wenn er sagt, auch das Genie sei machtlos zur Ausführung seines Werkes, falls nicht der ungeheure Vorrat an Kräften da wäre, den die mitexistierende Bevölkerung, ihr Charakter, ihre Intelligenz, ihre Einrichtungen darstellten. Der Anteil, den das Volk hiedurch an dem Werke des großen Mannes hat, kann gar nicht zu hoch eingeschätzt werden. Niemand fühlt dies besser als die großen Männer selbst. Wie viele von ihnen werden nicht klein in der Begierde, mit der sie nach der öffentlichen Anerkennung verlangen, die ihnen die Aussicht gibt, daß sie alle jene mitexistierenden Kräfte für ihr Werk dienstbar machen können! Wie viele von ihnen erniedrigen sich nicht geradezu dadurch, daß sie nach dem bloßen Beifall lechzen und ihn schon für wirkliche Anerkennung nehmen! Aber auch diejenigen, die die leere, mit Worten dargebrachte Huldigung verachten, werden wie oft von jenem edleren Ehrgeiz verzehrt, der es nicht erwarten kann, in den Taten der anderen fortzeugend anerkannt zu werden! Nur die ganz Gewaltigen sind ihres Werkes so sicher, daß sie das volle Gleichgewicht in sich selber finden, wohl wissend, daß sie für die Menschheit gearbeitet haben und daß ihre Arbeit auf fruchtbares Land fallen und sodann tausendfältige Früchte tragen wird. Sie erkennen das wahre Verhältnis, daß sie das Samenkorn bringen und daß die anderen es aufnehmen, einpflanzen und durch ihre tätige Arbeit zur Reife bringen müssen. Der Fortschritt, zu dem sie das Beispiel geben, ist erst vollendet, wenn ihr Beispiel von den anderen nachgeahmt ist; der Gedanke, den der eine vorausgedacht hat, muß von den

vielen aufgenommen, sein erhöhtes Gefühl muß von ihnen begleitet, die tätige Anstrengung, die er fordert, muß von ihnen mitgemacht werden. Aufgenommen, begleitet, mitgemacht — die Menge kann es den Besten ja niemals gleichtun, sie muß nur so weit mittun, um ihnen auf ihrer Höhe Hilfe zu geben, um sie verständnisvoll zu ergänzen, um ihre Idee überall in die volle Wirklichkeit umzusetzen, aber so weit ist ihr Mittun unentbehrlich, ja, indem die Menge auf diese Weise die Ideen der großen Männer vollzieht, wird sie zugleich der berufene Richter über sie. Nur diejenige Neuerung, die die Probe der allgemeinen Erfüllung besteht, erweist sich als echt menschlich und wird dem Gesamtwerke der menschlichen Kultur einverleibt, nur für sie bleibt das Schatzhaus der aufgespeicherten Volksenergie dauernd geöffnet, deren sie bedarf, um ins Große zu wachsen. Aber wie dürfte man es übersehen, daß sie dieses Schatzhaus ihrerseits bereichert! Zur vorhandenen Kraft weckt sie, und in welchem Umfange, neue Kräfte. Das Volk, das das endgültige Urteil über seine großen Männer spricht, wird zu diesem Urteil erst durch diese befähigt, durch sie erst wird es auf den Richterstuhl erhoben, die Stimme, mit der es den Spruch fällt, ist das Echo der Stimme, mit der sie gesprochen haben. Darum faßt das Volk sein Richterurteil zuerst oft ganz irrig, solange es nämlich noch in seiner Verwirrung und Schwäche geblieben ist, es findet die Wahrheit erst, bis es sich durch Nachahmung und Übung gereinigt hat. Oft erst nach Generationen und Generationen hat es den Gehalt der Lehre, die ihm gebracht worden war, ganz erfaßt und sein Urteilspruch löst sich sodann in bewundernde Huldigung und Unterwerfung.

In einem Punkte hat Spencer durchaus unrecht. Die Persönlichkeit des Führers ist nicht nur in den ersten rohen, vernichtenden Kämpfen »allwichtig«, sie bleibt es immerdar, ja, ihre Bedeutung wächst mit den Aufgaben der Kultur. Keinerlei Fortschritt kann ohne Führung gelingen, kein kriegerischer und vollends kein friedlicher. Gerade so wie in den dunkeln Anfängen, von denen die Geschichte Kunde gibt, stehen am Eingang und Ausgang des letzten Jahrhunderts, das die Menschen durchlebt haben, kriegerische und neben diesen friedliche Führer: Napoleon und Bismarck mit Moltke, Beethoven und Wagner, Goethe und Ibsen oder Tolstoi oder wer es sein wird, dem die Nachwelt den höchsten Preis der Dichtung zuerkennen wird, Lamarck und Darwin, eine Reihe ohne Ende — wer kann es voraussagen, welche Namen, die uns heute noch nicht geläufig sind, eine späte Nachwelt auf die Dauer hervorhebt? Sobald die Menschheit auf die Kräfte des Durchschnittsmenschen beschränkt wäre, wäre sie zum Stillstand verurteilt. Eher noch hätten die vernichtenden Kämpfe der ersten Horden und Stämme ohne den »allwichtigen« Führer zu ihrem ziellosen Ende gelangen können, als daß die

Aufgaben eines wissenschaftlichen Zeitalters, eines sittlich empfindenden Zeitalters ohne überragenden Führer erfüllt werden könnten. Der Stollen, der aus dem Dunkel der Unkultur zum Licht hinauf getrieben wird, ist dort eröffnet worden, wo das Gestein am weichsten war und am wenigsten Widerstand bot, der Fortschritt wagt sich an immer härteres Gestein und immer schwerer wird daher die Aufgabe der Führer, die mit dem diamantenen Vorbohrer des Geistes an der Spitze arbeiten.

Als ich den Spencerschen Gedankengang kennen lernte, hat er in mir eine begleitende Vorstellung erweckt, die Spencer selbst ganz fern liegt und die ich nur durch ein Mißverständnis hinzugefügt hatte. Gerade sie machte auf mich besonderen Eindruck. Es war die Vorstellung des physischen Übergewichtes der Masse gegen den einzelnen. Der große Mann ist »nur eine Nummer in der ungeheuren Zahl«, was vermöchte er gegen die Übermacht! Muß nicht immer die große Zahl das Gesetz geben? Es ist dieselbe Vorstellung, die heute die Besitzenden ängstlich macht, wenn sie der Überzahl der Besitzlosen gedenken, und die sie mit Recht ängstlich machen darf, sobald sie sich gestehen müssen, daß sie vor der Masse geistig nichts voraushaben, denn dann muß das Gesetz der großen Zahl gelten. Wie anders aber im Bereiche des voranschreitenden Geistes! Der Neuerer betritt jungfräuliches Land, er ist der erste, der einzige, er hat niemand neben sich, über sich, er steht über allen anderen, die erwartend nach ihm schauen und sich ihm unterordnen, um aus seiner Hand die Gaben zu empfangen, deren Vorrat sich nicht mindert, so viel er auch abgibt, weil ihr geistiger Inhalt dem Gesetze der Materie nicht unterworfen ist. Die geistigen Vorkämpfer dürfen furchtlos weiterschreiten: solange sie den Fortschritt bringen, solange wird ihr Gesetz, wird das Gesetz der kleinen Zahl gelten.

Spencer hat es nicht vermocht, die bedeutungsvollen Wahrheiten, die er lehrte, an der richtigen Linie gegen den Irrtum abzugrenzen. Die Art und Weise, wie er dem Irrtum unterlegen ist, zeigt, wie sehr er darin recht hat, daß jeder Gedanke durch den Geist der Zeit mitbestimmt ist, in der er ausgesprochen wird. Spencer ist des naturwissenschaftlichen Geistes seiner Zeit voll und sieht von den gesellschaftlichen Zusammenhängen daher das, was naturwissenschaftlicher Bestimmung fähig ist oder fähig werden könnte. Spencer ist des freiheitlichen Sinnes seines englischen Vaterlandes voll und sucht daher den Arbeitsraum für das Volk gegen die Eingriffe einer befehlenden Gewalt durchaus frei zu halten. So auch spricht Tolstoi aus der Empfindung für den gemeinen Mann heraus, dessen Leiden ihn in Rußland umgeben, so war die ältere Geschichtschreibung im Sinne der Fürsten und Großen gedacht, die die Macht im Lande hatten. Der Gesichtskreis, in welchem

heute die gesellschaftlichen Probleme überblickt werden, ist um vieles weiter als je. Während der alte Liberalismus von den gebildeten Oberschichten getragen wurde, ist jetzt die Aufmerksamkeit auch den proletarischen Massen zugewendet, zugleich aber geht eine Strömung von den Massen weg nach dem Übermenschen zu. Tolstoi und Nietzsche bezeichnen die beiden Pole des heutigen Empfindens. Ihre Bestrebungen scheinen völlig entgegengesetzt und doch, wenn man sie von ihrer Ausdrucksform auf ihren Gefühlsursprung zurückführt, so sprechen sie beide die gleiche Not der Zeit aus. Durch manche Erfahrungen an dem überlieferten Begriff der Freiheit irre geworden, ringen wir nach einem neuen Begriff, der dem Individuum gerecht wird und der Menge ihr Recht gibt. Worum handelt es sich im Grunde? Daß auch die proletarischen Massen der Freiheit teilhaftig werden sollen, die öffentlichen Entscheidungen aus ihren Interessen mitzubestimmen, und daß doch der Drang nach Entwicklung nicht verkümmert werde, der die höchste Entfaltung aller persönlichen Kräfte fordert. Ist es wirklich ein neuer Begriff der Freiheit, den wir hiezu benötigen? Oder sind es nicht vielmehr auf erweiterter Grundlage dieselben alten Elemente, die immer durch ihre Vereinigung die Entwicklung gebracht haben! Der Übermensch wird erst zum Propheten, indem er zur Masse spricht, die Masse wird erst zum kraftvoll geordneten freien Volk, indem sie sich unter die besten Führer stellt.

Das Volk und seine Führer! Sind wir also durch die Schule irregeleitet worden, als sie uns »arma virumque« singen lehrte und unseren Blick auf den Helden in Waffen lenkte? Ich habe der Schule, unmittelbar nachdem ich unter Spencers Einfluß geraten war, diesen Vorwurf gemacht, heute urteile ich anders. Die ersten Wissenskeime, die sie in das jugendliche Gemüt eingepflanzt hat, haben Wind und Wetter zähe überdauert, und es war gut. Ich könnte jetzt nicht mehr so wie damals die trockenen Daten der Geschichte mit der freudigen Begierde des Sammelns in mich aufnehmen, aber ich sehe genau ein, daß sie vorerst gesammelt werden mußten, um den Weg vom einzelnen ins allgemeine zurückzulegen, den jede Wissenschaft fordert. Der gesellschaftliche Zusammenhang der friedlichen Arbeit scheint mir heute bei weitem wichtiger als die Zusammenstöße in Waffen und bei diesen selbst könnte ich niemals mehr den Blick auf die voranschreitenden Führer beschränken. Hat die Schule uns aber nicht doch auch die dunkeln Massen des Gefolges gezeigt, die den Führer begleiten? Neben Achilles die Myrmidonen, neben Hektor die Trojaner, neben Äneas den treuen Achates und die andern Gefährten, neben Siegfried, Gunther und Hagen, neben Rüdiger, Dietrich und Etzel ihre Mannen? Und war es zu wundern, daß der erste

Blick ins Weite hinaus, den uns die Schule eröffnete, auf die schimmernden Waffen und auf den heldenhaften Mann fiel, der die andern um Hauptes-länge überragt und vor ihren Schlachtreihen den Einzelkampf ausficht? Spencer, der volles Licht auf den Anteil der Menge geworfen hat, hat den der Führer zu enge umschrieben, ja fast ausgelöscht. Die Schule hat uns doch die beiden Kräfte gewiesen, die zum Erfolge zusammenwirken, den Führer und sein Volk. Ich bleibe ihr dafür dankbar.





Der Stein des Anstoßes. ✿ Von Rudolf Winter. ✿

Hoch oben im Gebirge auf einem schmalen Pfade, der sich zwischen hohen Felsen und einem jähen Abgrunde dahin zog, lag ein Stein, so groß, daß zwei Wanderer just Platz fanden, auf ihm zu ruhen. Wie lange er dort gelegen sein mag, keiner konnte es sagen, aber wie er dahingekommen, darüber kann bei Gelehrten keine Frage sein. Es hatte wohl einstens, durch unterirdische Gewalten erschüttert, der Berg gebebt und der Stein war von dem Gipfel, dessen Teil er war, losgerissen und hieher gerollt oder er mochte früher anderswo gelegen haben und eine Lawine hatte ihn hieher getragen.

Aber es war nicht die richtige Stelle, wohin die Naturgewalten ihn gebracht.

Eine Strecke weiter, dort wo der Weg sich erweiterte, hätte er liegen sollen, hier sperrte er die Hälfte des schmalen Pfades und zwang alle, die des Weges zogen, ihm auszuweichen, was die Menschen nicht gerne tun.

Aber es wäre irrig zu glauben, daß seine Lage nur jene verdroß, welche ihm ausweichen mußten, seine Lage verdroß ihn vielmehr mehr als diese — denn das Bewußtsein, ein Stein des Anstoßes zu sein, muß auch einen Stein verdrießen, wenn sein Herz nicht auch von Stein ist.

Und das traf bei dem seinen wahrhaftig nicht zu, denn ein Stein, der durch unendlich lange Zeiten täglich so viel zu schauen und zu hören bekam wie dieser, konnte nicht gefühllos bleiben. Freilich, es gehörte auch dazu eine gewisse natürliche Anlage, denn es gibt Steine, die sehr viel sehen und

hören und doch immer gefühllos bleiben, so daß die Gefühllosigkeit der Steine sprichwörtlich geworden ist.

Und was sah er nicht alles!

Da die Seite des Berges, auf welcher er lag, gegen Osten gewendet war, sah er hundert und hundert Male die Sonne den Himmel vergolden und sie hervortreten, die hohe Königin des Tages, sah, wie sie die Erde erweckte aus ihrem Schlummer, und sah, wie sie sich immer höher und höher erhob, ein Meer von Licht verbreitend.

Und er sah rings seltene Blumen blühen, die nicht im Tale gedeihen, sah Bäume, die nur hoch über den Hütten der Menschen grünen, und fühlte sich umweht von den Zauberlüften der Höhe.

Bunte Falter, nach denen keine mutwillige Hand haschte, und Vögel, deren Kehlen süße Lieder entquollen, hielten Rast auf ihm, den zum Teile grünes Moos bedeckte und auf dem manch' Blümlein wurzelte.

Und wenn des Winters Stürme angebraust kamen, der Schnee in weißen Flocken niederrieselte, alles ringsum in glitzerndes Weiß hüllte und tiefes Schweigen die Natur erfüllte, das nur das Krächzen der Raben störte, so fand er sich inmitten auch dieses Großen und Gigantischen mächtig gehoben.

Ob in nächtlicher Stunde Berggeister — schlimme, gute, schöne und häßliche — die droben ihr Wesen trieben, mit ihm in Verkehr traten, ihn zum Vertrauten machten, ihn Begriffe wie Tugend und Laster, Hoffnung, Verlieren und Gewinnen, Lieben und Hassen kennen lernen ließen, darüber schweigt die Sage, doch wir dürfen wohl glauben, daß dem so war.

Aber auch die Menschen waren ihm nicht fremd geblieben. Im Winter freilich, da kam ihm kein menschliches Wesen nahe — aber bald, nachdem der Frühling erwacht war, da kamen sie hinauf gepilgert, die einen, weil sie so ihren Weg kürzten, die anderen, weil ihnen das Erklimmen der Bergeshöhen eine Lust war.

Von denen, die gekommen waren, bekam er keine angenehmen Worte zu hören — er lag ihnen eben im Wege und er war ja der Stein des Anstoßes. Alle gaben ihrem Grolle Ausdruck, die einen mit diesen, die anderen mit jenen Worten, die sich nach der Stimmung und dem Bildungsgrade der Wanderer richteten. Das kränkte ihn sehr, denn es war ja ganz und gar nicht seine Schuld, daß er allen im Wege lag.

Wäre er ein kleiner Stein gewesen, er wäre schon längst in den Abgrund geschleudert worden, aber er war eben so groß und schwer, daß er einem Fußtritte, den stets die Menschen für alles, was ihnen im Wege liegt, bereit haben, nicht wich.

Und da er sich nicht selber bewegen und den Platz nicht räumen konnte, so blieb er denn liegen, duldete und härmte sich.

Da erklangen einst fröhliche Stimmen und eine lustige Gesellschaft erklomm den Weg: alte und junge Männer und unter ihnen ein Mädchen, schön wie er noch keines gesehen. Sie stützte sich auf den Arm eines jungen Mannes, der sie seine Braut nannte und zu ihr gar freundliche Worte sprach.

»Sieh' da, der Weg ist versperrt,« — rief das Mädchen — »welch ein häßlicher Stein! Rasch, Herr Ritter, räumt ihn mir aus dem Wege!«

Und der Angesprochene eilte und stemmte sich an den Stein und wollte ihn fortbewegen und in den Abgrund schleudern. Aber er konnte es nicht, denn der Stein war zu schwer. Und das Mädchen lachte auf und sagte: »Drachen und ähnliche Ungeheuer haben einst die Ritter ihren Schönen zu liebe getötet und ihr vermögt nicht diesen Stein zu rücken!«

Nun eilten die andern hinzu, stemmten sich an den Stein, aber sie alle konnten ihn nicht fortbewegen.

Und da lachte das Mädchen, sprang auf den Stein und auf der anderen Seite hinab und alle fanden das entzückend.

Sie eilten weiter und ließen den Stein zurück.

Was er erlebt, tat ihm sehr wehe. Er hätte so gerne der Schönen als Ruheplatz gedient und wäre erfreut gewesen, wenn sie die Blümlein gepflückt, die auf ihm sproßen. Und er versank in schmerzliches Trauern — der Stein des Anstoßes und es war ihm so unsäglich leid, daß er das war. —

Bald darauf kamen zwei wüste Gesellen des Weges daher, die ohne Sinn für die Schönheit der Natur den Berg bestiegen, weil sie einen freien Tag hatten und das Bergsteigen eben Mode war.

Sie führten Wein und Speise mit sich, sangen rohe Lieder und sprachen unsittliche Reden.

»Hier wollen wir Mittagsrast halten, auf diesem Steine. Er sei Tisch und Stuhl zugleich«, rief der eine der beiden, und sie begannen ihren Mundvorrat auszukramen und lagerten sich auf dem Steine. Sie zechten lustig drauf los, bis sie berauscht waren, sangen mit heiseren Stimmen immer neue wüste Lieder und erzählten sich immer neue Zoten, worüber sie so wild lachten, daß ihr rohes Lachen als Echo wieder erklang. Endlich als der Wein zur Neige gegangen, lagerten sie sich auf dem Steine und schliefen schwer berauscht wohl einige Stunden.

Als sie endlich ernüchtert erwachten, da l o b t e n sie sehr den Stein, der ihnen eine gute Lagerstätte geboten, auf dem sie so lustige Stunden verbracht hatten und gossen wie zum Danke die Neige der Flaschen über ihn.

Im Fortgehen riefen sie: »Auf Wiedersehen im nächsten Jahre, alter Geselle!« —

Als sie fort waren, da wurde dem Steine so schwer um das Herz wie noch nie ... es betrübte ihn unendlich, daß er allen, die des Weges gekommen, ein lästiger Stein des Anstoßes gewesen — auch ihr, der lieblichen Mädchenblüte — und es tat ihm so maßlos wehe, daß es just nur diese rohen Gesellen waren, denen er gefiel — er fühlte sich wie entweiht, der sich ein Opferstein zu sein wähnte, auf dem nun zerknickte Blumen geblüht dem Höchsten zum Preise ... und der Wein, der über ihn gegossen war, schmerzte ihn wie Feuer.

Nun wünschte er nur noch eines: in den Abgrund zu stürzen, an dessen Rande er lag und in Staub zu zerschellen, den die Winde zerstreuen.

Vernichtung seiner selbst war sein einziger Wunsch ... der einzige Wunsch des Festgebannten, Regungslosen. —

Da dämmerte der Abend; es wurde immer dunkler und dunkler — die Nacht brach herein .... Stern auf Stern entflammte und an der Sichel des Mondes zogen leichte Wolken vorbei.

Da nahte sich dem Steine eine leuchtende Gestalt, schön, im Prangen ewiger Jugend. Und sie sprach:

»Ich bin die gute Fee dieses Berges — ich weiß, was dich drückt — und ich schätze dich ob deines Schmerzes. Jedem Wesen, jedem Dinge in meinem Bereiche kann ich Gutes tun nach seiner Art, jedem einen Wunsch erfüllen. Dem Hirten, der dort unten seine Herde hütet, kann ich die Geliebte gewinnen oder ihn einen Schatz finden lassen, den Vogel ein Lied singen lehren, das die Vögel des Paradieses sangen .... über dich könnte ich eine Saat der schönsten Blumen ausstreuen — aber du willst ein anderes Geschenk, vor dem andere zittern, das dir aber zum Heile ist und das ein guter Geist dir geben kann. Wenn dir es auch gelänge, dich von deinem Platz zu bewegen, du fühltest dich nicht glücklicher, wärest du auch nicht mehr der Stein des Anstoßes, denn unauslöschlich bliebe dir in der Erinnerung, daß du ein solcher gewesen und du könntest des Leides, das du darob erfahren, nicht mehr vergessen, nicht vergessenes Leid aber dauert fort — du kannst nicht mehr glücklich werden, also vergehe! Vernichtung ist das große Geschenk, das du willst und das dir werden soll.«

Und als sie so gesprochen, erbebte die Erde und es erhob sich ein gewaltiger Orkan .... und der Stein stürzte, von unsichtbaren Händen gehoben, in die Tiefe, zerschellte in Staub — und diesen zerteilten die Winde.

Der Stein des Anstoßes war nicht mehr und es war nicht mehr sein Schmerz. —



Natale di Roma. ❦ Von Heinrich Ritter v. Wittek. ❦

Ein herrlich strahlender Frühlingsmorgen ist über der ewigen Stadt aufgegangen. Goldige Lichter spielen um die ernsten Palast- und Kirchenfassaden, die sich in schier unübersehbarer Reihe den Korso entlang gegen die Piazza del Popolo hinaufziehen. Aus der dämmernden Vorhalle unseres Gasthofes in die lichtumflossene Prachtstraße hinaustretend, gewahren wir an allen Gebäuden, wo öffentliche Ämter und Dienste ihren Sitz haben, festlichen Flaggenschmuck. Die italienische Trikolore und neben ihr das gelb-purpurne Banner der Stadt Rom flattern einträchtig im leichten Morgenwinde. Eine der blitzblanken Carrozzellen, die unserm Gasthof gegenüber auf dem kleinen Platze, zu dem der Korso sich vor der schönen Kirche San Carlo erweitert, der Fahrgäste harren, ist sofort, uns bemerkend, herübergeeilt. Mit einschmeichelndem »Volle, volle?« ladet uns der Wagenlenker ein, sein Fuhrwerk zu benützen. Wir fragen ihn, was der Flaggenschmuck bedeute. »Nol so, sarà una festa civile« ist die Antwort. Feste gibt es ja viele in Rom, bürgerliche und kirchliche. Damit ist die Sache für uns vorläufig abgetan.

Unsere Morgenfahrt geht durch eine der noch im tiefen Schatten liegenden Querstraßen an dem stolzen Stadtpalaste der Borghese vorüber, dessen Doppelkolonnaden den im vollen Frühlingsgrün prangenden Garten reizvoll einfassen, zum Tiberufer. Im vollen Sonnenglanze entrollt sich ein unvergleichlich großartiges Stadtbild unserem Auge. Mächtige Brücken überspannen den Strom, dessen geräumiges Flutbett im ganzen Stadtbereiche von massiven Quadermauern eingeschlossen ist, die den erhöhten Ufern mit ihren

aussichtsreichen Straßenzügen und neugepflanzten Baumreihen zum Schutze dienen.

Uns gegenüber steht am Ausgang der statuengeschmückten Engelsbrücke die in barbarischen Kriegsstürmen verwitterte Engelsburg, Kaiser Hadrians Grabturm. Sein zinnengekrönter, mit dem vergoldeten Engelsbilde geschmückter Rundbau, das Denkmal eines Menschenfreundes auf dem Cäsarenthron, eines Weltbeherrschers, dem Regenteneifer, Wissensdurst und Reiselust moderne Züge leihen, scheint beifällig auf das Regulierungswerk der späten Enkel seines Volkes herabzublicken, die sich rühmen dürfen, daß es ihnen gelang, den tückischen Wildstrom — Roms alten Feind — zu bändigen und seinen Verwüstungen ein Ziel zu setzen.

Von der Hadriansburg nur durch den kurzen Zwischenraum getrennt, den die Häuserzeile des Borgo nuovo ausfüllt, überragt diese bescheidenen Wohnstätten die prächtige Hochburg des Vatikans, dessen Ostfront mit ihren schöngegliederten Fensterreihen den vollen Frühsonnenschein zurückstrahlt. Dicht neben dem päpstlichen Palaste, den Raffaels Pinsel geschmückt, schwingt sich aus dem Häusermeere in bläulichem Silberglanze die kühn gewölbte Kuppel des St. Petersdomes zum Äther empor, das Wahrzeichen des vornehmsten Heiligtums der katholischen Christenheit, das Meisterwerk Michelangelos, ein Wunder der durch fromme Begeisterung zu unvergleichlicher Höhe erhobenen Kunst. Wer vermöchte unbewegt sich dieser geheiligten Stätte zu nahen, die das Grab des Apostelfürsten in sich schließt, seit Jahrhunderten das Wanderziel frommgläubiger Pilgerscharen aus allen Ländern des Erdkreises, der geweihte Gnadenort, wo das Gefühl inniger Andacht durch den bewundernden Anblick der erhabensten Schönheit gesteigert wird und jedes empfängliche Gemüt eine weihevolle Erhebung empfindet, deren Erinnerung den scheidenden Besucher für sein ferneres Leben begleitet!

Den St. Petersplatz verlassend, bringt uns das behende Gefährt, dem wir uns wieder anvertrauten, rasch durch die düsteren Gassen des Borgo vecchio zwischen Spital- und Klostermauern an den Fuß der außerhalb der Porta S. Spirito des leoninischen Viertels abzweigenden Steilrampe, die zum Kloster S. Onofrio hinanführt. Wunderbar schön ist der mit Recht vielgerühmte Rundblick, der sich von der Höhe der Klosterterrasse über die unten vorbeiziehende Lungara und den Einschnitt des Strombettes hinweg auf die an diesen anschließenden Stadtteile eröffnet. Den weiten Raum vom St. Petersdome im Westen bis zu den hochragenden Zinnen des Kapitols im Südosten ausfüllend, breitet sich, gegen die grünbelaubte Höhe des Monte Pincio im Norden hin allmählich ansteigend, die Riesenstadt mit ihren unzähligen

Türmen, Kirchen und Palästen, den Hügeln und Tälern des Bodens in wellenförmiger Anpassung folgend, vor uns aus. Aus dem Häusergewirr, das den alten Campus Martius bedeckt, tritt hinter den Kirchen des Circo Agonale und seiner Umgebung der dunkle Kegelstumpf des Augustus-Mausoleums deutlich hervor. Vom Höhenrande ober den äußersten Straßenzeilen grüßt aus dunkler Laubwand die Villa Medici herüber; neben ihr leuchtet im Sonnenglanze von der Höhe der spanischen Treppe die zierliche doppeltürmige Kirchenfassade S. Trinità dei Monti. Aus der Mitte des tiefer unten zum Tiberufer abfallenden alten Stadtkerns hebt sich, breit ausladend, die wuchtige Rotunde des Pantheons. Tief eingeschnittene Straßenzüge steigen den Abhang des Quirinalhügels hinan, auf dessen Hochfläche der Königspalast in gelblichem Schimmer erglänzt. Hinter den Kirchenkuppeln und Palastgiebeln des unteren Korsoviertels ragt das Kapitol mit seinen dunklen Aufbauten in die verschwimmenden Konturen der weiten Prospekte hinein, die in der begrünten Höhe des Aventin und in dem kulissenartig vortretenden Höhenzuge des Janiculus mit seinen Villen und Parkanlagen ihren Abschluß finden.

Auch Trastevere, dessen schnurgerade Hauptstraße wir von S. Onofrio zurückkehrend durchfahren, trägt festlichen Fahnenschmuck. Jetzt erfahren wir auch den Anlaß. »C'è oggi il Natale di Roma« meldet uns in gehobener Stimmung der Lenker unseres Fahrzeugs. Es ist richtig. Wir hatten, wie auf Reisen üblich, des Datums nicht geachtet. Der 21. April aber, den wir heute schreiben, ist nach der Uberlieferung, die hier offiziell festgehalten wird, der Jahrestag der Gründung Roms.*) Wie ein Zauberspruch wirkt dieses Wort. Es rollt mit einem Schlage die bis in das Sagendunkel der Vorzeit rückblickende Perspektive einer mehr als dritthalbtausendjährigen Geschichte auf, die über die sieben Hügel des Tibertals, unterhalb der Aniomündung und über die auf und zwischen ihnen erbaute Stadt, deren Lebenskraft unerschöpflich scheint, gleich einem mächtigen Strome dahingerauscht ist, Entwicklungen, Ereignisse und Katastrophen wie Schuttmassen eines zertrümmerten Gebirges aufhäufend und deren Spuren dem Boden ihres Schauplatzes in Gestalt von Bauwerken, Denkmälern und Reliquien eingrabend.

---

*) Am 20. April 1483 wurde der Gründungstag Roms, Natale Romanae urbis, von der Sodalitas litteraria auf Anregung des berühmten Humanisten und Latinisten Pomponius Laetus, des Schülers und späteren Nachfolgers des Kritikers Laurentius Valla, zum erstenmal auf dem Quirinal gefeiert. »Anniversarius urbis conditae dies est XX Aprilis, quae consuevit... a doctis urbis celebrari, quod (si recte memini) Pomponius Laetus Poëta Laureatus primus a paucis annis citra introduxit.« (Burkard-Chigi, fol. 390). S. Gregorovius, »Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter«, Stuttgart, 1894, 7. Band, S. 577. Jetzt wird nicht der 20., sondern der 21. April als Jahrestag der Stadtgründung festlich begangen. (Vgl. Gsell-Fels, »Italien in 60 Tagen.« Leipzig und Wien 1905, II. Teil, S. 11.)

Auf diesem engen Raume zusammengedrängt, berühren sich hier die verschiedenen Kulturepochen, die zugleich Entwicklungsphasen der ganzen Menschheit sind: heidnische Antike, christliches Altertum, frühes und späteres Mittelalter, Beginn, Blüte und Niedergang der Renaissance, Neuzeit bis zur modernsten Gegenwart mit ihren technischen Fortschritten und geschäftlichen Spekulationen. Gar seltsam sind in Rom die Schöpfungen dieser Kulturstufen in einander verwoben. Allenthalben findet man hier antike Tempel, Thermen und Basiliken in christliche Kirchen umgewandelt, Grabmäler in Trutzburgen umgeschaffen, Kolonnaden antiker Theater und Reste von Triumphbogen in mittelalterliche Baronalpaläste oder bescheidene Wohnhäuser eingebaut. Kaum befremdet es, in modernen Prachtstraßen und Parkanlagen Bruchstücken der Servianischen Stadtmauer oder Bauresten zu begegnen, an die sich der Name Marius knüpft. Sie erglänzen abends im Lichte der elektrischen Bogenlampe und das Kolosseum, dem neuestens auf den wegweisenden Straßentafeln ganz richtig die römische Vokalisation »Coloseo« zurückgegeben worden ist, strahlt bei Wohltätigkeitsfesten in weiß-rot-grüner bengalischer Beleuchtung. Wenn uns aber Rom ungeachtet mancher Sonderbarkeiten seines modernen Zuschnitts schon vermöge der Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Bau- und Kunstdenkmale wie versteinerte Geschichte anmutet, so erhöht sich dieser Eindruck noch dadurch, daß diese Geschichte nicht die einer Stadt oder eines einzelnen Volkes, sondern die der gesamten Kulturwelt ist. War doch »die Stadt« von Anbeginn der Sitz einer Herrschergewalt, die sich vom ager romanus allmählich über ganz Italien ausdehnte und späterhin den ganzen im römischen Weltreiche aufgegangenen Erdkreis der politischen und kulturellen Vorherrschaft seiner Metropole unterwarf. »Tu regere imperio populos, Romane, memento« ruft schon der große Epiker der augusteischen Zeit seinen Stammesgenossen zu. Keine Verherrlichung der ewigen Stadt aber reicht wohl an jene Prachtstrophe des Carmen saeculare heran, in der Horaz die unvergleichliche Erhabenheit der weltgebietenden Metropole in der frommen Ekstase religiöser Weihe und patriotischer Begeisterung feiert:

»Alme Sol, curru nitido diem qui
Promis et celas aliusque et idem
Nasceris, possis nihil urbe Roma
Visere maius.«

Der Gedanke der Suprematie Roms geht aber mit dem Zusammenbruche des Cäsarenreiches nicht verloren; er beherrscht trotz Verfall und Verwilderung die Gemüter und prägt den mittelalterlichen Reimspruch: »Roma Caput Mundi Regit Orbis Frena Rotundi.« Weit mächtiger als der Gedanke

der politischen Vorherrschaft, die noch in den phantastischen Träumen Cola di Rienzo's um die Mitte des XIV. Jahrhundertsge spensterhaft wieder auftaucht, knüpft im Mittelalter die dominierende religiöse Idee alle christlichen Völker an Rom, den echten Sitz der Päpste, seine Heiligtümer, Märtyrergräber und Wallfahrtsstätten. Dank den reichen Mitteln, die von allen Seiten in Rom zusammenströmen, sieht die beginnende Neuzeit unter der fördernden Pflege kunstbegeisterter Päpste eine neue Blütezeit der Künste sich entfalten, die in der vordem unerreichten Vollendung ihrer Schöpfungen dem künstlerischen Triebe neue Richtungen vorzeichnet und der aus ihren Trümmern wiedererstehenden Siebenhügelstadt ihren unvergänglichen Stempel aufdrückt. So hat Rom, auch nachdem es aufhörte, die politische Hauptstadt der Welt zu sein, seine führende Stellung behauptet und noch heute dauert sie in kirchlicher Hinsicht wie auch für manche Zweige der Wissenschaften und Künste unbestritten fort. Die Kunstschätze, die ihre Galerien in erdrückender Fülle vereinigen, die Reichtümer ihrer Bibliotheken und antiquarischen Sammlungen erhalten der Tiberstadt für alle Zeiten den Rang einer der vornehmsten Pflegestätten der Kunst und Wissenschaft. Es gereicht dem italienischen Staate zur Ehre, daß er, der Pflichten dieses Besitzes eingedenk, der Erhaltung und Nutzbarmachung der von den Altvordern überkommenen Vermächtnisse angelegentliche Fürsorge zuwendet und daß man nunmehr auch bei der Berücksichtigung der modernen Bedürfnisse der neuen Hauptstadt von jener Methode rücksichtslosen Eingreifens zurückgekommen zu sein scheint, die in den ersten Dezennien nach der Besitzergreifung das schmerzliche Bedauern der ergebensten Freunde Italiens hervorrief.

Darin aber, daß die großen Epochen der kulturgeschichtlichen Entwicklung sich in Rom als der weltbeherrschenden Kapitale wie sonst nirgends konzentriert haben und in den Monumenten dieser unvergleichlichen Stadt uns noch heute sichtbar und greifbar gegenüberstehen, liegt wohl der Hauptgrund jener magnetischen Anziehungskraft, die den fremden Besucher — auch abgesehen von den religiösen Momenten — an die ewige Stadt fesselt. Diese Attraktion wird für jeden Geschichtsfreund noch dadurch verstärkt, daß ihm die historischen Personen und Ereignisse, denen er auf römischem Boden begegnet, zum größten Teil wohlbekannt, viele von ihnen aus Studien und Lektüre wohl vertraut und sie sohin seiner Teilnahme nähergerückt sind, wie denn auch gar manche der erwähnten Vorgänge zur Geschichte des eigenen Vaterlandes in naher Beziehung stehen oder selbe geradezu mitgestalten halfen.

Solche Gedanken begleiten uns, indem wir am Nachmittage des römischen Gründungsfestes durch das Gewimmel der flutenden Menge den Korso

abwärts dem von den hochgetürmten Gerüsten des Nationaldenkmals verhüllten Burgfelsen des Kapitols zuschreiten.

Am Palazzo Venezia, einem der unserem Staate noch verbliebenen Besitztümer aus dem reichen Erbe der meerbeherrschenden Republik, vorüber betreten wir den geräumigen viereckigen Platz, der die Gedenksäule Trajans und die Ausgrabungen seines Forums umgibt. Hier grüßt uns von der Vorderwand des die eine Ecke des Platzes einnehmenden Kirchleins, das dem heiligen Namen Mariä geweiht ist, das altehrwürdige Wappenbild des Doppelaars zum Zeichen des kaiserlichen Schutzes, unter dem dieses Gotteshaus steht. Zum Gedächtnis des Entsatzes von Wien 1683 erbaut, ist es zugleich ein Denkmal der erfolgreichen Hilfsaktion, die Papst Innozenz XI. zur Rettung unserer schwer bedrängten Heimat einleitete. Verfolgen wir den Weg weiter, der uns durch enge, krumme Gassen, in denen ärmliches Getriebe zwischen vernachlässigten Miethäusern an den Wechsel der Zeiten mahnt, zur Höhe des Kapitols, zum Forum Romanum und zu den Kaiserpalästen des Palatins führt, so gewinnen die uns noch von der Schule her geläufigen Namen der Helden, Staatsmänner und Herrscher an der Stätte, die ihre Ruhmestaten, ihre Verirrungen und gar oft ihren Sturz gesehen, beim Anblick der Monumente ihres Zeitalters Gestalt und Leben. Es scheint uns, als ob aus den leichten Nebelschleiern, die das Forum umwallen, die gewaltigen in die malerischen Falten der weißen Toga gehüllten Gestalten der alten Römer zwischen den hochragenden Säulen der Tempel auftauchen sollten, und der Widerhall unserer Schritte in den schauerlichen Korridoren der Kaiserpaläste täuscht uns den dröhnenden Marschtakt der erzgepanzerten Prätorianer-Kohorten vor, die den Clivus Victoriae hinansteigen.

Aber auch andere, ganz individuelle Erinnerungen werden in uns lebendig. Es ist unsere eigene goldene Jugendzeit, die mit jenen Schattenbildern in uns wieder auflebt und in der die alten Römer mit ihrer markigen Lapidarsprache uns sehr nahe angingen. Bildet diese Beziehung doch den unvergeßlichen Sammelpunkt und ihre Erfassung ein Hauptziel der fröhlichen Gymnasialjahre, in denen uns, unterstützt durch die sorgsam gepflegte Aneignung der klassischen Sprachen, der Einblick in die Kulturwelt der Antike aufging, die Vorgänge und handelnden Personen unserem Verständnisse nähertraten und die Begeisterung für das Große und Herrliche dieser Kulturepoche, für die in ihr leuchtenden Vorbilder der Seelengröße, Bürgertugend und Vaterlandsliebe unsere jungen Herzen entzündete. Angesichts der Senatskurie, aus der Ciceros flammende Reden den Verschwörer Catilina zur Flucht trieben, vor den Marmorbalustraden der Rostra, wo Antonius das Volk zur Rache für den ermordeten Cäsar aufrief, auf der Via sacra, die Horaz zum

Schauplatz einer seiner köstlichsten Satiren gewählt hat, im Anblick des Kolosseums und der zerfallenen Kaiserpaläste, die in ihren Erbauern uns die so wohlbekannte Reihe der römischen Cäsaren von Augustus bis Domitian vor das Auge stellen, ist es da zu wundern, wenn die lieben Schulerinnerungen des Schottengymnasiums im Herzen des alten Studenten lebendig werden? Ehrwürdige Priester im schlichten Benediktinertalar walten in diesen Erinnerungen an erster Stelle: unsere einmütig verehrten trefflichen Professoren. Unvergeßlich sind ihre Züge unserm Geiste eingeprägt, so verschieden nach Erscheinung und Eigenart, so übereinstimmend in ihrer edlen, von wahrhaft christlichem Geiste durchleuchteten Humanität, in der wohlwollenden Güte und unermüdlichen Sorgfalt, mit der sie ihren ebenso hohen als schwierigen Beruf erfüllten und die ihnen anvertraute Jugend durch Lehre und Beispiel zum Guten und Rechten anleiteten. Wie viele von ihnen schon dahingegangen sind und von den Mühen und Sorgen des Lehramtes ausruhen, ihnen allen bewahrt das dankbare Gemüt ihrer einstigen Schüler stets die treueste pietätvolle Erinnerung. Den hochverehrten Lehrern unserer Jugend aber, die uns die Gnade der Vorsehung erhalten hat, schlägt unser Herz heute wie vordem in unwandelbarer Liebe und Anhänglichkeit entgegen und begleitet ihre Lebenswege mit den innigsten Segenswünschen.

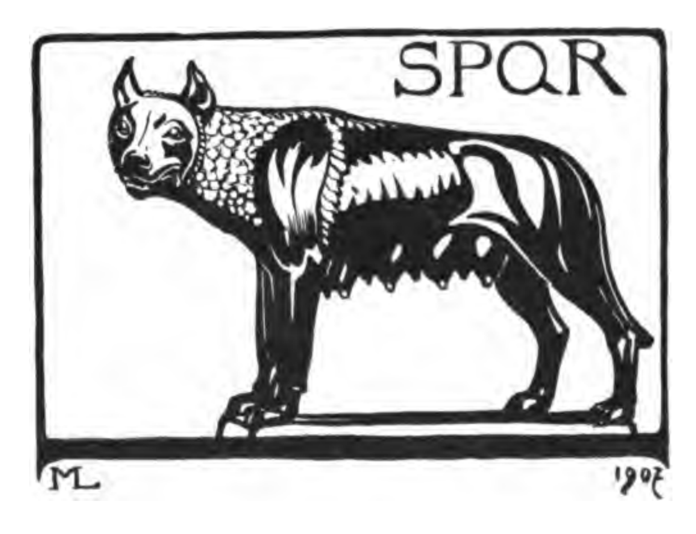
Während wir, von diesen Empfindungen bewegt, den schönen leichtgeschwungenen Parkweg hinansteigen, der vom Eingang in der Via S. Teodoro zu den Kaiserpalästen des Palatins emporführt, hat die Sonne sich schon tief geneigt. Von der Hochfläche des Palasthügels, auf der die Farnesischen Gärten im Frühlingsschmucke prangen, fällt der Blick auf den hochragenden Senatorenpalast, der die Steilwand des Kapitolfelsens krönt, mit dem Glockenturm, dessen eherne Stimme in den blutigen Wirren des Mittelalters so oft den Ruf zu den Waffen über die weiten Trümmerfelder der verödeten Stadt ertönen ließ. Zu unsern Füßen liegt, allmählich im Abendschatten verschwimmend, das Forum mit seinen Triumphbogen, Säulenresten und Tempeltrümmern, das Denkmal des gewaltigsten Staatswesens, das die Erde gesehen. Die schwindenden Sonnenstrahlen vergolden noch die jenseits des Forums sich öffnenden mächtigen Wölbungen der Constantins-Basilika und die Bogenreihen des Flavischen Amphitheaters, das neben dem Titusbogen den Ausblick begrenzt.

O Rom, selbst in deinen Ruinen unvergleichlich groß und schön! Wie eine nach jeder Verdunklung heller strahlende Sonne leuchtest du in der Geschichte der Menschheit! Zu dir haben in allen Zeiten die edelsten Geister sich hingezogen gefühlt. Du hast ihr Sehnen gestillt und ihrem Streben den Stempel der Vollendung aufgedrückt. Du hast Petrarca krönen gesehen, auf

deinen Monumenten ruhte von S. Onofrio aus, wo er sein letztes Asyl erreicht, Tassos erlöschender Blick. In deiner Kirche hat Gustav Adolfs königliche Tochter den Frieden gefunden. Und dürfen wir Deutsche es vergessen, daß kein Geringerer als Goethe, dessen jugendschönes Marmorbild heute den borghesischen Park ziert, es war, der — in dir zum Klassiker gereift — deinen Zauber uns wie schon unsern Vätern vertraut gemacht, daß Mommsen die Geschichte deines Altertums mit ehernem Griffel gezeichnet und Gregorovius der Schilderung der späteren Geschicke seiner Adoptivvaterstadt und ihrer geistlichen Beherrscher den besten Teil seiner reichen Forscherkraft gewidmet hat?

So bist du, ewige Stadt, uns eine doppelt geheiligte Stätte, der unerschöpfliche Fruchtboden, dem die edelsten Blüten der Religion, Wissenschaft und Kunst entsprossen sind. In diesem Sinne dürfen wir dich, hehre Roma, als die geistige Heimat jedes Gebildeten begrüßen, den Ursprung und die Fundgrube einer Fülle idealer Besitztümer, die unser geistiges Leben den Schätzen deiner Literatur, Kunst und Geschichte entnommen hat. Aus diesem Bewußtsein entspringt das rege Gefühl einer inneren Zugehörigkeit und ehrfürchtigen Liebe, die das deutsche Gemüt von jeher an die ewige Roma knüpft.

Wie sinnig hat der Volksglaube sich diese Beziehungen zurechtgelegt, indem er dem scheidenden Fremdling durch die magische Kraft des Abschiedstrunkes aus der Fontana Trevi die Wiederkehr verbürgen läßt! Jeder Freund und Bewunderer aber, an dem sich die Kraft dieses Zaubers bewährt, wird es als beglückende Gunst empfinden, gleich uns an Ort und Stelle feiern zu dürfen »il Natale di Roma«. (21. April 1906.)





Erzherzog Carls Dankgesinnung gegen seinen ehemaligen Lehrer Bischof Grafen Hohenwart. ❧ Von Cölestin Wolfsgruber. ❧

Einem Werke, welches Dankbarkeit dem Andenken unvergeßlicher Lehrer und einer dem Herzen teuren Lehranstalt zu ihrem Jubelfeste weiht, dürfte sich ungesucht einfügen der Ausdruck dankender Gesinnung eines der edelsten Söhne Österreichs gegen einen seiner Lehrer.

Neun Lebensjahre zählte Erzherzog Carl, der dritte Sohn des Großherzogs Leopold, da der Priester Sigismund Graf Hohenwart als Lehrer an seine Seite trat. Durch zehn Jahre oblag er seiner Aufgabe an diesem Prinzen mit all dem Eifer und der Gewissenhaftigkeit, die Erfolg verbürgen. Hohenwarts lehrende und erziehliche Tätigkeiten und Sorgen brachten es dahin, daß das weiche Wesen des werdenden Jünglings gehärtet und gestählt, er für seinen großen Erdenberuf vorbereitet wurde. Ja, wir fürchten nicht den Vorwurf, uns mit unserer Behauptung zu überschlagen, wenn wir sagen,

Osterreich verdanke zum guten Teile dem erziehlichen Einwirken Hohenwarts den großen Feldherrn und edlen Charakter Erzherzog Carl. Schreibt er doch selbst in einem kurzen Rückblick, den er im Alter von 43 Jahren auf seine Jugendentwicklung machte: »Ich wurde mit einem empfindlichen Herzen geboren. Meine Erziehung war kollegialisch, vereint mit drei meiner Brüder, ganz nach den Grundsätzen einer militärischen Subordination. Wir wurden zur strengen Erfüllung unserer Pflichten angehalten, aber niemand wußte mein Zutrauen oder meine Liebe zu gewinnen, weder Eltern noch Erzieher. Längere Kränklichkeit, bei der ich von meinem Erzieher verlassen, vernachlässigt, zurückgesetzt, von meinen Brüdern durch mehrere Zeiten getrennt wurde, isolierte mich vollends und hätte sich nicht der nunmehrige Wiener Erzbischof (Sigismund Graf Hohenwart) väterlich um mich angenommen, wer weiß, was aus mir geworden wäre. Aber dieser würdige Mann vermochte als Untergebener nicht ganz so zu wirken, wie er es gewunschen hätte.«

Diese Worte aus der kurzen Selbstbiographie des Erzherzogs Carl sind uns die Bürgschaft dafür, wie treu und lauter seine dankende Gesinnung zum Ausdruck gebracht ist in den Briefen, die er an seinen ehemaligen Geschichtslehrer geschrieben hat. Die Lernzeit des Erzherzogs Carl hat v. Zeißberg mit bewundernswerter Sorgfalt und Genauigkeit geschildert, Oberst v. Angeli hat dem »beharrlichen Kämpfer für Deutschlands Ehre« als »Feldherrn und Heeresorganisator« ein Werk von fünf Bänden gewidmet.

Doch zarter zwar, aber nicht minder eindringlich als der Donner der Geschütze der Schlachten, die der Sieger von Aspern gelenkt, sprechen zu uns seine Briefe an Hohenwart. In ihnen findet seinen vollendeten Ausdruck das menschlich Edle in der Gesinnung des Mannes, der durch die Höhe seiner Stellung mit freiem Blick die Weite und Größe des Lebens überschaute. Wir bieten diese Schreiben, deren Urschrift im Archiv der Albertina erliegt, in treuer Wiedergabe und geben den Juwelen nur die schlichte Fassung der notwendigsten Erklärungen.

1791 kehrten Herzog Albert und Erzherzogin Christine als Statthalter nach dem beruhigten Belgien zurück. Der 20jährige Erzherzog Carl sollte sich unter ihrer Leitung zum Statthalter bilden. Er nahm den Weg über Prag, um der Krönung seiner Eltern beizuwohnen. Hohenwart wollte den Prinzen den für ihn so bedeutsamen Lebensabschnitt nicht beginnen lassen, ohne ihm ernste Lehren und Mahnungen ins Herz zu legen. Carl antwortete am 9. September aus Prag:

»Liebster Graf Hohenwart! Ich bitte Sie um Verzeihung, wenn ich einige Tage gezaudert habe, Ihnen zu antworten. Die verschiedenen Feste

haben mich bis nun daran gehindert. Ich danke Ihnen recht sehr für Ihren Brief und die Reflexionen über meinen künftigen Stand, welche Sie mir darin machen. Seien Sie versichert, daß ich Ihrem Rate folge und ohne Vorurteile, aber wohl mit den Gesinnungen der wärmsten Dankbarkeit und mit dem festen Vorsatze hingehe, mich beliebt zu machen und mich so bescheiden als möglich zu betragen. Dies wird der Gegenstand aller meiner Gedanken, meiner Sorgen und meiner ganzen Anstrengung sein. Ich schmeichle mir, alles wird glücklich von statten gehen. Bald wird sich alles dies zeigen. Wie es immer gehen mag, bitte ich Sie, liebster Freund, mir immer ferners zu schreiben und mit Ihrem guten Rat beizustehen. Sie wissen, daß dies das größte Vergnügen, was Sie mir tun, und das größte Zeichen der Freundschaft, was Sie mir geben können.

Meine Abreise, glaube ich, wird gegen den 20. d. M. vor sich gehen. Von den hiesigen Festen schreibe ich Ihnen nichts, ich berufe mich in diesem Punkte auf die Zeitung. Heute rücken fünf Grenadierbataillone aus, um vor meinem Vater zu manövrieren. Als mein Vater zu Theresienstadt war, ließ er die ganze Garnison ausrucken und besah selbe. Darüber sagte ein Soldat, der dabei war, man sagt, der jetzige Kaiser mag uns nicht und der selige Kaiser hatte uns gern. Allein, dieser war oft hier und hat uns nie ausrucken lassen und angesehen. Das hiesige Grenadierkorps ist, was man prächtiges sehen kann, so auch die Carabinier, so mein Bruder Franz eines dieser Tage vor meinem Vater exerzieren wird.

Adieu, mein bester Freund, erhalten Sie mir immer Ihre Freundschaft und geben Sie mir durch die guten Räte, so Sie mir von Zeit zu Zeit zuschicken, ferners Beweise davon. Meine Brüder, besonders mein Bruder Franz, machen Ihnen tausend Complimente.«

Noch weilte Carl in Prag, als er erfuhr, die päpstlichen Bullen für Hohenwart als Bischof von Triest seien angekommen und der Tag seiner Konsekration stehe bevor. Man wußte, daß der neuernannte Bischof »nicht am besten im Gelde steht, weil er so guttätig und alles für andere ausgibt«. Das gab Carl Gelegenheit, seiner Verehrung für den ehemaligen Lehrer besondern Ausdruck zu geben. Er schrieb an ihn am 19. September:

»Liebster Graf Hohenwart! Die Dankbarkeit war jederzeit eine von den Pflichten, so mir am meisten ist eingeprägt worden. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die meinige für alle die Mühe, so Sie sich mit mir gegeben haben, durch Überschickung der hier beigeschlossenen Bankozettel beweise. Ich wünschte, Ihnen dadurch zur Formierung Ihres Hauses nützlich sein zu können. Nur bedauere ich, Ihnen meine Dankbarkeit nur durch eine solche Kleinigkeit beweisen zu können. Nehmen Sie den guten

Willen und seien Sie versichert, daß ich jede Gelegenheit mit Freude ergreifen werde, Ihnen in etwas Wichtigerm dienen zu können. Ich reise morgen von hier ab und hoffe am 29. d. M. in Roermonde einzutreffen. Erhalten Sie mir Ihre teuerste Freundschaft und seien Sie von der meinigen versichert.«

Die äußeren und inneren Verhältnisse boten dem Erzherzog Carl reichlich zu Mitteilungen Anlaß. Am 30. Jänner 1792 schrieb er aus Brüssel nach Triest:

»Bester Freund. Sie können sich nicht einbilden, bester, teuerster Freund, wie sehr mich Ihr Brief vom 12. d. erfreut hat, um so viel mehr, da ich so lange von Ihnen keine Nachrichten erhalten hatte. Ich kenne in diesem Brief meinen alten guten Freund, Ihr Herz und alle die Gesinnungen, welche Sie jederzeit für mich gehabt hatten und welche ich Sie bitte mir immer zu erhalten. Empfangen Sie als ein Zeichen der meinigen für Sie die Medaillen der hiesigen Inaugurationen und die s. g. jetons, welche man jährlich schlagt und welche ich mir die Freiheit nehme, Ihnen zu überschicken. Jährlich werde ich Ihnen die Medaillen oder jetons, welche noch werden geprägt werden, übermachen.

Ich bin Ihnen so viel schuldig, bester Freund, daß mir die Ausdrücke fehlen, um Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen, wie ich es wünschte. Ihre guten Räte habe ich mir sehr oft zunutze gemacht, besonders in dem Falle, wo sich verschiedene Sachen und Umstände ergeben haben, welche Sie mir vorgesagt hatten und welchen ich damals nicht geglaubt hatte. Allein ich kann Ihnen, bester Freund, zu meinem und Ihrem Troste sagen, daß ich mich dann und wann durch die Mittel herausgezogen habe, welche Sie mir schon damals in prophetischem Geist angegeben hatten.

Mir geht es hier in allem Verstand recht gut, meine Tante und mein Onkel überhäufen mich mit Gnaden und verschaffen mir alle Mittel, mich zu den Geschäften tauglich zu machen und mich in selben zu unterrichten. Allein im Lande geht es immer sehr unruhig zu und ich fürchte, dies wird nie ein Ende nehmen, bis nicht in Frankreich alles wird beruhigt sein. So weit dieser Zeitpunkt entfernt zu sein scheint, so wenig scheint es der eines Krieges mit Frankreich zu sein, welcher vielleicht für die Beruhigung von ganz Europa zu wünschen ist. Gott weiß, wie alles dieses ein Ende nehmen wird und in was für einer Absicht er seine Rute über Frankreich ausgestreckt hält.

Erlauben Sie, bester Freund, daß ich mich Ihrem Gebet empfehle, erbitten Sie mir von Gott seinen Segen, welchen ich, so viel es in mir steht, werde zu verdienen suchen. Geben Sie mir öfters Ihre Nachrichten und

zählen Sie mich unter Ihre Freunde, unter einen von denen, welcher Sie zärtlich liebt und umarmt. Mein Onkel und meine Tante besonders lassen Ihnen tausend schöne Sachen sagen.«

Der Unglückstag der Schlacht von Jemappes (6. November 1792) überlieferte Belgien den Franzosen. Christine flüchtete nach Bonn, um dort ihren erkrankten Gemahl »bei ihrem Bruder (Kurfürst Maximilian von Köln) abzusetzen«,*) Carl aber schrieb in dieser so trauervollen Zeit von Bonn am 19. November an Hohenwart:

»Liebster Freund. Verzeihen Sie, liebster Freund, wenn ich gezaudert habe, auf Ihren teuersten Brief vom 25. v. zu antworten. Allein die traurigen Szenen, deren ich Augenzeuge in Niederlanden war, beschäftigten mich ganz und gaben mir Gelegenheit, viele und wichtige Betrachtungen zu machen. Leider fürchte ich, daß wir noch dergleichen traurige Zufälle werden erleben müssen. Bilden Sie sich nur ein, was der Verlust eines Landes, die Auflösung einer halben Armee, da alle Wallonenregimenter so an Desertion gelitten, daß sie fast gänzlich zu nichts geworden, der Verlust der Magazine, so diese Armee ernähren und kleiden sollten, die Unzufriedenheit des Teiles des Landes, so wir noch erhalten haben, für Folgen haben könne, und Sie werden einsehen, daß man ohne Schrecken nicht darauf denken kann. Unsere Armee steht noch teils in der Gegend von Namur, die Zitadelle von Antwerpen ist besetzt. Allein, da der Feind so viel Kräfte hat und das ganze Land für sich gesinnt findet, uns über Mecheln, so ihm schon in die Hände gefallen, in den Rücken zu kommen droht und wir zu Löwen nur auf einige Tage Vorrat haben, werden wir uns gezwungen sehen, hinter der Maas Magazine anzulegen, uns dann dahin zu ziehen und zu suchen, den Winter hindurch die Ufer der Maas zu behaupten und das Lüttichsche und Luxemburgsche zu verteidigen. Was werden wir aber dann machen, wenn der Feind GM. Brentano, wie wir es uns erwarten, wird gezwungen haben, Trier zu verlassen. Bisher hofften wir, die preußische Armee wird ihn unterstützen kommen, allein nun hat sie ganz über den Rhein gesetzt und befindet sich in der Gegend von Montabaur.

Verzeihen Sie, bester Freund, wenn ich Ihnen von bloß militärischen Gegenständen schreibe. Allein ich wollte Ihnen die traurige Lage schildern, in welcher wir uns in Niederland befinden und welche mich, wie Sie glauben können, ganz beschäftigt. Gewiß verdient mein Bruder alle diese Unglücke nicht. Für meine Person konnte nichts Unterrichtenderes sein als wie Augenzeuge von allen diesen Unglücken sein zu müssen. Ich bin nun seit zwei Tagen in Bonn, da der Herzog Albrecht krank geworden und hergekommen

*) Christine an Fürstin Liechtenstein d. d. 18. November. Wolf, Mar. Christ. II. 143.

ist, um seine Gesundheit wieder herzustellen und dann wieder zu der Armee zurückzukehren. Mein Bruder hat mich an seine Person angewiesen. Ich folge ihm überall und dadurch glaübe ich genug den Vorwurf von mir abgelehnt zu haben, daß ich mich zu sehr den Gefahren aussetze.

Leben Sie wohl, bester Freund, und seien Sie versichert, daß meine Freundschaft für Sie immer die nämliche ist; meine Dankbarkeit für die Liebe, so Sie für mich haben wollen, ist unaussprechlich. Ich umarme Sie zärtlichst. Die Erzherzogin und der Herzog machen Ihnen tausend Complimente.«

Erzherzog Carl, der durch einen glänzenden Angriff die blutige Schlacht bei Neerwinden entschieden hatte, zog unter ungeheuren Freudenbezeigungen des Volkes am 28. April 1793 als Generalstatthalter der österreichischen Niederlande in Brüssel ein. Bischof Hohenwart stellte sich mit einem Glück- und Segenswunsche ein. Carl erwiderte aus Brüssel am 5. Oktober:

»Liebster, teuerster Freund. Ihre immer fortdauernde Freundschaft und Liebe für mich, die Gesinnungen, mit welchen Ihr Brief voll ist, die Wünsche, welche Sie mir machen, haben mich äußerst gerührt. Empfangen Sie meinen heißesten Dank dafür und zählen Sie auf meine Freundschaft. Wie glücklich wäre ich, wenn ich Ihnen in etwas meine Dankbarkeit beweisen oder die Mühe vergelten könnte, welche Sie sich mit mir gegeben haben.

Sie beurteilen meine Lage recht gut, bester Freund, sie ist sehr beschwerlich. Ein Land leiten zu müssen, welches, noch voll vom Geiste verschiedener Revolutionen, in Parteien geteilt ist und in welchem noch immer ein stilles Feuer unter der Asche glimmt, welches besonders durch unsere Nachbarn erhalten wird, ist sehr schwer. Und was mir auch oft sehr hart fällt ist, Befehle aus der Entfernung von 200 Meilen, aus einem Lande, wo man weder mit der hiesigen Lage, noch mit der Verfassung dieser Provinzen bekannt ist, zu erhalten, mich oft gezwungen zu sehen, diese Befehle nicht ausüben zu können, aber sie doch manchmal ohngeachtet wiederholter Vorstellungen ausüben zu müssen, obwohl ich von dem Schaden überzeugt bin, der daraus entstehen muß.

Nun, mit der Zeit und mit vieler Geduld darf ich mir schmeicheln, daß es mir vonstatten gehen wird, die Ruhe vollkommen herzustellen; der Ausschlag des französischen Krieges kann, wenn er glücklich ist, am meisten dazu beitragen. Die Franzosen haben erst kürzlich entschieden, Elsaß zu verlassen, alle Truppen, sowohl von dem Rhein als die Armee, so an der Mosel stand, gegen Niederland zu vereinigen und nebst der beträchtlichen Macht, so schon hier gegen uns steht, einen Haupteffekt zu machen, um Niederland wieder zu erobern. Gott gebe, daß es ihnen nicht gelinge! Die

Jakobiner häufen Laster auf Laster, alle Mittel, um ihren Zweck zu erreichen, sehen sie als erlaubt an. Ich hoffe, daß die Greuel, so sie verüben, ihren Untergang herbeibringen werden. Mit unsern Armeen werden wir nicht dazu gelangen.

Wie glücklich wäre ich, wenn ich hoffen könnte, diesen Sommer nach Wien kommen, Sie dort sehen und umarmen zu können. Erhalten Sie mir immer, bester Freund, Ihre teuerste Freundschaft. Ich empfehle mich Ihrem Gebete und umarme Sie zärtlichst. Zählen Sie auf meine unbeschränkte Freundschaft.«

Es waren Tage unausgesetzter Kämpfe. Kaiser Franz befehligte in Person seine Truppen in der sechzehnstündigen Schlacht von Tournay am 18. Mai 1794. Erzherzog Carl schrieb vom Hauptquartier Tournay am 25. Mai an seinen verehrten Lehrer, der seit 10. Jänner ernannter Bischof von Sankt Pölten war.

»Bester, teuerster Graf Hohenwart! Mitten unter dem Getümmel der Waffen und unter kriegerischer Beschäftigung erhielt ich Ihre zwei wertesten Briefe vom 25. April und 3. Mai. Urteilen Sie von meinem Vergnügen, Nachrichten von einem alten guten Freunde zu bekommen, da ich das nicht haben konnte, von welchem ich mir geschmeichelt hatte, Sie während meiner Anwesenheit in Wien sehen und von meiner immerfortdauernden Freundschaft versichern zu können.

Je mehr ich lebe und in die Welt komme, desto mehr fühle ich, desto mehr lerne ich kennen, wie viel Dank ich Ihnen schuldig bin, wie heilsam Sie mir geraten, wie wahr und gegründet alle die Grundsätze waren, so Sie mir gegeben, alle die Gesinnungen, so Sie mir eingeflößt haben. Die Mühe, welche Sie sich mit mir gegeben, das Gute, was Sie an mir getan haben, kann ich durch nichts als durch Dankbarkeit, durch Freundschaft vergelten; zählen sie aber ganz auf selbe. Ich werde mich tätigst verwenden, damit der Karaczaische Oberlieutenant Mikolitsch, für welchen Sie sich annehmen, womöglich bald aus der französischen Gefangenschaft erlöst werde. Überhaupt werde ich mit Vergnügen jede Gelegenheit ergreifen, in welcher ich Ihnen in etwas werde dienen und Beweise von meiner Dankbarkeit und von meiner immerfortdauernden Freundschaft geben können.«

Am 19. November 1794 drückte Kaiser Franz seinem »lieben Bruder« Carl herzlichstes Bedauern aus, daß seine Nervenzustände ihm abermals »eine Ungelegenheit« gemacht, und am 5. Jänner 1795 ward der Kaiser so sehr beunruhigt, daß er ihn aufforderte, nach Wien zu kommen, »um hier unter meinen Augen ganz zu genesen und Dich dann mit verdoppeltem Eifer meinem Dienste zu widmen«. Am 26. Jänner war Erzherzog Carl in Wien und am 8. Februar meldete er dem Bischof von St. Pölten:

»Kaum hatte ich Ihren wertesten Brief vom 6. d. erhalten, als ich zu Seiner Majestät eilte, ihm Ihr Gesuch um Erhaltung eines Kanonikats im Prager Stift für Ihre vierte Nichte und das von der seligen Kaiserin gegebene Versprechen unterlegte. Se. Majestät sagte mir, es sei schon entschieden, das erste in Prag vakant werdende Kanonikat an Ihre Nichte zu verleihen, und Er habe auch schon deswegen mehrere, welche um selbes eingekommen waren, abgewiesen. Wie sehr freut es mich, Ihnen die Versicherung davon im Namen Sr. Majestät geben zu können, noch mehr aber würde es mich erfreut haben, wenn ich etwas hätte beitragen können, Ihnen diese Gnade erhalten zu machen. Kann ich Ihnen aber noch ferners in etwas dienen, so disponieren Sie mit mir. Jede Gelegenheit wird mir erwünscht sein, Ihnen Beweise von meiner Achtung, meiner Dankbarkeit, meiner Freundschaft geben zu können.

Ich erwarte mit Ungeduld den Augenblick, Sie hier zu umarmen, Ihnen hier mündlich Versicherungen meiner Liebe und Freundschaft zu geben.«

Im Februar 1796 übernahm Erzherzog Carl das Kommando über die Niederrheinarmee. Hohenwart stellte sich wie billig mit einem besonders innigen Glückwunsch ein. Carl erwiderte ihm am 4. März:

»Bester Freund! Ich danke Ihnen tausendmal, bester Freund, für die Wünsche, die Sie für mich bei der Antretung des Kommandos der Armee machen wollen. Doppelt fühle ich, wie schwer diese Bürde, besonders für einen jungen Mann, in der jetzigen Lage der Sachen ist, auch verlangte, auch wünschte ich mir sie nicht. An Eifer, an gutem Willen, an Anstrengung aller meiner Kräfte, um die Gnade Sr. Majestät, das Vertrauen der Armee zu verdienen, um dem Staate nützliche Dienste zu leisten, soll es mir nicht fehlen. Gott gebe mir nur seinen Segen dazu.

Helfen Sie mir auch durch Ihr Gebet, ihn zu erflehen, und beten Sie dann beständig für einen Ihrer Freunde, der sich in einer beschwerlichen Lage finden wird, in welcher Fehltritte entscheidend für das Wohl des Staates und das seinige sind.

Sobald meine Abreise von hier bestimmt sein wird, sollen Sie davon unterrichtet werden. Bei meiner Durchreise werde ich mich bei Ihnen wenigstens einige Augenblicke aufhalten, um Sie noch zu umarmen, Ihnen nochmals tausendmal für das, was Sie für mich taten, zu danken. Gott wird es Ihnen vergelten; ich kann es nur durch eine aufrichtige Freundschaft für Sie, denn viel habe ich Ihnen zu danken — und vielleicht sehe ich Sie dann nicht mehr.

Leben Sie wohl, bester Freund, und lieben Sie mich. Ich verdiene Sie, denn meine Liebe, meine Verehrung, meine Freundschaft, meine Dankbarkeit die haben Sie ganz.«

Im zweiten Franzosenkriege stand Erzherzog Carl unter dem Drange der schwierigsten Arbeiten, als er den Entschluß faßte, mit dem größten Teile der Armee aus der Schweiz nach Deutschland zu marschieren. »Selten wohl stand ein Feldherr vor einer schwierigeren Entscheidung«.*) Doch da sich die wichtigsten Geschäfte um die Augenblicke seiner Zeit stritten, vergaß er des geliebten Lehrers nicht und schrieb ihm am 29. August 1799 unmittelbar vor dem Aufbruche aus dem Hauptquartiere Kloten:

»Liebster Freund! Mitten unter meinen reichen und leider oft so unangenehmen Beschäftigungen erhielt ich Ihren teuersten Brief vom 16. d. Ich kann Ihnen mit Worten nicht ausdrücken, wie sehr mich der spanische beiliegende Brief sowie das Andenken des Baron Schwarzer rührten. Ich bitte Sie, diesem für die überschickten Heilungsmittel innigst zu danken. Mit Vergnügen werde ich nach hergestellter Ruhe — Gott gebe sie uns nur bald, sonst — die Gemälde empfangen und ich bitte Sie, diesem unbekannten Freund meinen wärmsten Dank und Rührung bekannt zu machen.

Wie oft denke ich nicht an Sie, teuerster Freund, wie oft zolle ich Ihnen nicht in Gedanken den größten Dank für die mir eingeflößten Grundsätze. Sie waren mein zweiter Vater, nie werde ich vergessen, was Sie an mir taten. Könnte ich Ihnen nur Beweise meiner Dankbarkeit geben. Nehmen Sie die Versicherung meiner Verehrung, meiner Freundschaft und Liebe als solchen. Nur mit mir werden diese meine Gesinnungen ein Ende nehmen. Ich umarme Sie tausendmal zärtlichst vom Grunde meines Herzens, das ganz für Sie schlägt.«

Während des Feldzuges 1799 war Erzherzog Carl neuerdings von einer Nervenkrankheit befallen worden, die ihn nötigte, im Jahre 1800 der Wiederherstellung seiner Gesundheit zu leben. Doch nach der Schlacht von Hohenlinden am 3. Dezember d. J. trat er wieder als Oberfeldherr an die Spitze der Armee, die freilich nur noch aus Trümmern bestand, so daß er dem kaiserlichen Bruder lediglich raten konnte, Frieden zu schließen. Am 9. Jänner 1801 ernannte Kaiser Franz seinen Bruder Carl zum Feldmarschall und Präsidenten des Hofkriegsrates. Als solcher richtete er unter einem beispiellosen Andrang schwieriger Arbeiten am 28. März von Wien aus an den Bischof von St. Pölten folgendes Schreiben:

»Liebster Freund! Ich benütze den ersten freien Augenblick nach meiner Genesung, um mich ganz den Gefühlen meines Herzens zu überlassen und Ihnen, teuerster Freund, für den Anteil zu danken, den Sie an meiner Gesundheit nahmen. Gottlob befinde ich mich nun um Vieles besser, nur bleibt mir noch etwas Schwäche und Empfindlichkeit übrig, so aber, wie ich hoffe, durch den Gebrauch stärkender Mittel nach und nach verschwinden wird.

*) v. Angeli, Erzherzog Carl, 1896, II., 303.

Dem Leutnant Schröder, so zum Tode condemniert war, wurde das Leben geschenkt, wie Sie schon wissen werden. Kann ich beitragen, Jemandem Gutes zu tun, so wissen Sie, ist dies meine angenehmste Pflicht. — Könnte ich nur oft dazu Gelegenheit finden.

Ob und wann ich die Schriften, so Sie mir zuschickten, lesen werde, kann ich Ihnen nicht sagen, denn ich bin mit Geschäften außerordentlich überhäuft und glaube, daß ich nicht so bald werde etwas freier atmen können.

Ich schmeichle mir, das Vergnügen zu haben, Sie bald wieder sehen und umarmen zu können, da Seine kaiserliche Majestät nach Ostern nach Budweis gehen werden, um die böhmische Legion noch vor ihrer Auflösung in Augenschein zu nehmen, und sodann über Linz nach Wien zurückreisen werden und ich Seine Majestät begleiten werde. Der Augenblick, wo ich meinen zweiten Vater wiedersehen und ihm nochmals für alles, was er für mich tat, werde danken können, wird ewig der glücklichste meines Lebens sein. Ich umarme Sie indessen tausendmal zärtlichst.«

Hohenwarts Neujahrswunsch 1802 erwiderte der Erzherzog Feldmarschall liebfreundlich wie immer:

»Bester Freund! Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für die Wünsche, so Sie für mich beim Eintritte des neuen Jahres machen wollen. Unter den vielen, so ich von allen Seiten erhalte, sind keine angenehmer für mein Herz als die, welche ich von Ihnen, von meinem alten wahren, guten Freund, den ich aufrichtig liebe und schätze, empfange. Ich weiß, daß sie aus einem redlichen Herzen, einer geraden Seele kommen, und ich bin überzeugt, daß, was Sie mir sagen, wahr ist, daß Sie es fühlen; ein Gefühl, welches desto angenehmer ist, da es leider ein Unglück meines Standes ist, meist von den Menschen nicht das zu hören, was sie empfinden oder was sie denken, sondern das, was sie wünschen, daß wir für ihre Empfindungen ansehen.

Mit eben der Aufrichtigkeit, mit welcher ich überzeugt bin, daß Sie mir schrieben, mit eben dem warmen Gefühl der Freundschaft wünsche ich Ihnen auch zum herannahenden neuen Jahr alles mögliche, Glück und Segen, mir die Erhaltung Ihrer teuersten Freundschaft.

Ich habe Seiner Majestät Ihren Glückwunsch und Ihre Danksagung für die Aufnahme der zwei Taubstummen in das Institut zu Füßen gelegt und Seine Majestät haben mir aufgetragen, Ihnen für ersteren herzlich zu danken. Die Erzherzogin Marie, der Herzog Albert, meine Brüder und Schwestern gaben mir auch sämtliche den nämlichen Auftrag.

Sie haben wohl recht, bester Freund, daß die Besiegung seiner Neigungen vielleicht so schwer, noch schwerer als die der Feinde ist! Sie kennen die meinigen und Sie beurteilen sie recht.

Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich in Tacitus und Horaz noch nicht viel gelesen habe, allein ich will mich nun ernstlich über selbe machen. Immer werden Sie, bester Freund, mir gegenwärtig sein, so oft ich in selben lesen werde. Und dieser Gedanke wird mir die Lektüre noch angenehmer machen.

Erhalten Sie mir immer Ihre teuerste Freundschaft und zählen Sie ganz auf die meinige. Da sie auf Hochachtung, Dankbarkeit und Liebe gegründet ist, so wird sie unerschüttert so lang als mein Leben dauern.«

Dieser lebendige und offene Ausdruck der dankerfüllten Stimmung des Erzherzogs Carl gegen seinen ehemaligen Lehrer ist zugleich der letzte, der erhalten ist. Hohenwart war auch der Geschichtslehrer des Kaisers Franz gewesen und dieser übertraf in Betätigung edelster Dankbarkeit gegen den ehemaligen Lehrer womöglich seinen Bruder. Am 14. April 1803 starb der Fürsterzbischof von Wien, Kardinal Migazzi. Bald darauf erschien Hohenwart vor seinem kaiserlichen Herrn. Kaiser Franz zeigte dem hochgewürdigten Lehrer seine Sammlung wertvoller Kupferstiche. Bei einem derselben fragte der Kaiser rasch: »Nun, kennen Sie den?« Betroffen erwiderte Hohenwart: »Gewiß, Euer Majestät treugehorsamster Bischof von St. Pölten.« »Sehen Sie«, sagte der Kaiser, »daß Sie ihn nicht kennen. Das ist der neue Erzbischof von Wien.«*) Tatsächlich richtete Kaiser Franz mit einer Eilfertigkeit, die sonst nicht in seinem Wesen lag, schon am 25. April an den Präsidenten der vereinigten Hofkanzlei das Handschreiben, in dem er Hohenwart das Erzbistum Wien verlieh. Von da an wurde der briefliche Gedankenaustausch zwischen den beiden hochragenden Männern, Erzherzog Carl und Erzbischof Hohenwart, durch den persönlichen Verkehr wohl mehr als ersetzt. Immerhin dürften diese wenigen noch erhaltenen Schreiben zu dem Urteile berechtigen, daß sie mehr noch den Schreiber ehren als den damit Beglückten. Denn wenn es wahr ist, daß Pietät und Dankbarkeit Kennzeichen einer edlen, großen Seele sind, dann ist der größte Feldherr, den Österreich seine Dynastie geschenkt hat, wohl auch einer der edelsten und besten Menschen gewesen.



*) S. Brunner, Clemens Maria Hoffbauer und seine Zeit, 1858, 6.



Aus dem schottischen Literaturwinkel. (Literarisch-pädagogische Jubiläums-Arabesken.) ✿ Von Jakob Zeidler. ✿

Ein Wiener Witzwort redet von »weltlichen Schottnern«, d. h. von ehemaligen Schottenschülern, die in mannigfachen Berufssphären den Genius des Hauses, dem sie die Grundlagen ihrer höheren Geistes- und Charakterbildung verdanken, zum Ausdruck bringen. Das Witzwort ist ein Wahrwort; denn Generationen auf Generationen entwickelten ihre Geistesform unter den Bildungseinflüssen des Hauses und pflanzten sie fort in die verschiedensten Kreise des Lebens und Wirkens.*) Die Benediktinerparole »*ex scholis omnis nostra salus, omnis felicitas, divitiae omnes ac splendor constansque stabilitas*«**) gilt in ausgezeichneter Weise für die Schotten. In

*) Vgl. Jakob Zeidler, »Studien und Beiträge zur Geschichte der Jesuitenkomödie und des Klosterdramas« (Theatergeschichtliche Forschungen, herausgegeben von B. Litzmann, IV. H., Hamburg und Leipzig, L. Voß, 1891), S. 9. ff.

**) Magnoald Ziegelbauer, »Historia rei litterar. O. S. B.«, T. I., p. 65.

historische Perspektive gerückt, ist nun der Genius des Hauses nichts anderes als der Geist Sankt Benedikts*) in der eigenartigen Form, die er in der Wiener Luft angenommen hat. Bilden ehrliche Arbeit auf dem Gebiete von Kirche und Schule, Wissenschaft und Wirtschaft, wie sie die »Regula« zur Pflicht macht, das Fundament: so nahm der ursprünglich mehr ländliche Orden innerhalb des Burgfriedens von Wien, dessen Geschicke er Jahrhunderte hindurch teilte, aus dessen Kreis und Umkreis er immer wieder den Grundstock seines Nachwuchses empfing, mählich mehr und mehr städtische, ja großstädtische Züge in sein Wesen auf.**) Um das recht zu verstehen, braucht man das Schottenstift nur mit anderen angesehenen Ordenshäusern in Nieder- und Oberösterreich zu vergleichen, Stadt und Land stehen einander gegenüber. Man denke nur an die Kremsmünsterer Schulidylle Adalbert Stifters, an Arneths reizende Bilder aus St. Florian und ähnliches — und man begreift, warum Robert Hamerling in »Stationen meiner Lebenspilgerschaft« das Kapitel, das von seinem Übergang aus dem Waldviertler Stift Zwettl in das Schottengymnasium (1844—1847) erzählt, mit der Überschrift: »Aus dem Kloster in die Welt« bezeichnet hat.***) Die charakteristischen Grundlagen der Klosterschule, die Haupttypen der geistlichen Lehrer, denen wir schon in dem ehrwürdigen St. Gallen Ekkehards begegnen, blieben die gleichen: aber statt friedlichen Waldwebens rauschte hier in die Lehrzimmer das vielbewegte Leben der Residenz und der Studiosus, der »von der Wieden in die Stadt« kam, empfing schon auf dem Schulweg die Eindrücke einer reichen Außenwelt und trat in der Schule in einen Kreis gleichstrebender Genossen, eine Sodalitas, welche die vielseitigste Anregung bot. Bezeichnend wurde aus dem »bescheidenen Lyriker des Stiftes Zwettl« in der Wiener Luft ein Dramatiker, aus dem scheuen Klosterschüler ein lebensfroher Studiosus. Standen ja auch seine Professoren, wenn sie auch im Talar der Benediktiner lehrten, den Einwirkungen von Zeit und Welt nicht fremd gegenüber. Keine Wellenbewegung des Wiener Kulturlebens, deren Wogen nicht auch nach den Pforten des Schottenstiftes gebrandet hätten. Die Tradition, der Geist der »Regula«, wurde bewahrt, dabei aber das Verständnis erhalten auch für die neuen Formen, in denen die ewigen Ideale des Guten, Wahren und Schönen in den wechselnden Epochen erschienen. Phantasie und Gemüt der einander ablösenden Generationen fanden hier

*) Jakob Zeidler, »Der Geist Sankt Benedikts«. (Festschrift für P. Hugo Mareta, Wien, 1892) und Derselbe, Feuilleton der »Wiener Zeitung«, 1886, Nr. 228.

**) Dr. Ernest Hauswirth, »Abriß einer Geschichte der Benediktiner-Abtei . . . zu den Schotten in Wien«. (Wien, 1855), a. v. St.

***) l. c. (Hamburg 1889), S. 72—122.

immer Spielraum zur Entfaltung: nur wies man Phantastik und Schwärmerei zurück und hielt die Schüler, ohne daß sie es in vollem Umfang erkannten, an der Stange, so daß sie bei aller jugendlichen Begeisterung für das Ideale, niemals den Sinn für den Realismus des Daseins verloren. Das, was Goethe die »Forderungen des Tages« genannt hat, forderte die eiserne Schulananke unnachsichtlich von Begabten und Minderbegabten. Für verkanntes Geniewesen, für Förderung von Hypochondrie, wie sie vereinsamende Sondererziehung begünstigt, war hier kein Nährboden. Lernen galt in dieser Schule als oberstes Gesetz, von dem schielende Humanität und falsches Mitleid niemanden enthob, weder den Reichen noch den Armen, weder den Begabten noch den Minderbegabten — und selbst klar erkannter Genialität wurde nicht das Recht der Launenhaftigkeit, der Fahrigkeit und wechselnden Lust zur Arbeit zugebilligt. So haben wir, recht im Geiste der »Regula«, vor allem arbeiten und lernen gelernt.

Das kräftige Außen des Stadtlebens aber, das hier in die Schulharmonie des Guten, Wahren und Schönen als Unterstimme hereinklang, gestattete der Jugend zwar ein Spielen und Träumen, ließ aber das Leben nie völlig zum Traum werden, sondern lenkte den Blick durch hundert Zäune und Lücken des Schulgeheges auf den Handel und Wandel des wirklichen Lebens. So steckt in jedem wohlgeratenen Schottenschüler etwas von dem »gesunden Sinn«, den Grillparzer als Erbstück der Österreicher anspricht, und zugleich etwas von jener eigenartigen »Wiener Gescheitheit«, jener Fähigkeit, in die Dinge von oben hineinzublicken, die, ein Produkt jahrhundertlanger großstädtischer Kultur*), jedem richtigen Wiener, mag er im übrigen noch so naiv oder noch so idealistisch sein, im Blute liegt und ihn nie der Notwendigkeit vergessen läßt, die er, mag es ihn auch zu bloß innerlicher Bildung drängen, seiner Stellung als »Zoon politikon« schuldig ist. Wie sehr nun alle diese schon in der Natur des Wiener Schulpublikums begründeten Elemente durch die Schottenerziehung gefördert und — wo notwendig — gehemmt wurden, zeigt am besten das System, das man in dieser Schule allzeit gegenüber dem Literatenwinkel, der natürlich wie in jeder höheren Schule auch hier in allen Epochen bestand, einhielt. Hamerling, später selbst Professor, der das pädagogische Prinzip richtig erfaßt hat, mag auch hier unser Kronzeuge sein. Er entwickelte, wie erwähnt, als Studiosus scotensis reiche poetische Tätigkeit, schrieb neben vielen Gedichten zwei Dramen, einen zweiaktigen »Kolumbus« (1844), fünfaktige »Märtyrer« (1845), dazu ein Lehrgedicht in drei Gesängen »Eutychia, oder die Wege zur Glückselig-

*) Nagl und Zeidler, »Deutsch-österreichische Literaturgeschichte«, II. Band, S. 527 ff., S. 553 u. s.

keit«*) in wohlklingenden Kanzonen. Die »Märtyrer« überreichte er dem Professor P. Berthold Sengschmitt.**) Dieser, der erste gelehrte Germanist der Schottenschule, forschte der heimischen Mundart nach, sammelte für ein Idiotikon, freute sich der uraltgotischen Überreste, die unsere Sprache bewahrt hat, und Gedichte, deren Manuskripte im Kloster liegen, zeigen ihn, wie den Dichter des »Naz«, den Piaristen Misson, als gewandten Dialektdichter. Die »Eutychia«, recht eine Frucht der Einwirkung des Religionslehrers P. Leander Knöpfer, übergab Hamerling diesem. Knöpfer tat nur den lakonischen Ausspruch: »Ich bewundere Ihren Fleiß«; Sengschmitt legte die »Märtyrer« bei der öffentlichen Jahresprüfung auf den »Tisch des Hauses«, äußerte sich jedoch darüber nicht. »Diese Schweigsamkeit« — meint Hamerling — »kränkte mich damals. Jetzt, wo ich sie zu begreifen glaube, kann ich sie nur billigen. Ohne Zweifel fand man es bedenklich, einen Schüler durch frühzeitigen Beifall zur Beschäftigung mit Nebendingen zu ermuntern.« Daneben war allerdings »für die Betätigung poetischen Talents innerhalb der Schule selbst eine Art von legitimem Spielraum abgesteckt«, indem »von Zeit zu Zeit als deutsches Schulpensum ein Thema gegeben wurde, das nach Belieben auch in Versen ausgeführt werden durfte«. Es ist die »Ars docendi«, die Michael Denis nach dem Vorbild des humanistischen Unterrichtes auch in den Deutschunterricht eingeführt hatte, indem er Schüler, »die Fähigkeit und Lust hatten, poetische Versuche in verschiedenen Sprachen ausarbeiten« ließ. In dieser freien Form lebte das Prinzip der »Imitatio« bis in meine Studienzeit fort, natürlich auch der illegitime Musendienst. Was Hamerling von dem Wochenblatt »Aurora« erzählt, das er handschriftlich 1846 mit den Mitschülern Bruckner und Wiesner herausgab, hat sich, wie ich durch handschriftliche Zeugnisse noch aus dem letzten Jahrzehnt belegen könnte, mutatis mutandis in allen Epochen wiederholt. Die »Aurora« wurde vom Katheder herab zwar feierlich verboten, »da handschriftlich in Umlauf gesetzte Blätter« nicht gestattet wären, bestand aber — wie die Schüler glaubten — geheim, zwar ohne Titel, fort, bis sie »an der großen Zahl der Abonnenten zu Grunde ging«, da die Verfasser »müde wurden, die einzelnen Nummern so oft abzuschreiben«.

In allen Zeiten wirkte fördernd auf die Hebung der poetischen Stimmung die Horazlektüre; in dem letzten halben Jahrhundert, besonders wenn sie

---

*) Herausgegeben von Dr. Max Vancsa in der Bücherei der Leo-Gesellschaft. Vgl. als Quellen von Hamerlings Gedicht neben den »Totenkränzen« von Zedlitz, Klopstock, Milton und vor allem die Exhorten Knöpfers (s. »Christkatholische Erbauungsreden zunächst für die studierende Jugend«. Wien 1840.).

**) J. Zeidler, »Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte« (Berlin, 1895, V. 3), S. 216 ff.

feinsinnig P. Klemens Kickh leitete, welcher, der echte christliche Humanist, »ganz wie die Biene«, mit welchem Kirchenväterzitat er sein ganzes Wesen bezeichnend eine Programmarbeit einleitet, den Nektar der antiken Blütenpracht zu gewinnen und in formvollendeter Art den Schülern zu kredenzen wußte.

Freilich der Sinn für Poesie wurde seit den Fünfzigerjahren der Schottenschülerschaft an einem deutschen Dichtwerk in Sexta erschlossen, wenn P. Hugo Mareta die Lektüre des Nibelungenliedes begann. Wie bei jeder Kunstleistung läßt es sich nur schwer beschreiben, wie es Mareta verstand, ohne viele grammatische Unterweisung für seine Wiener Buben das Mittelhochdeutsche aus dem heimischen Dialekt hervorwachsen zu lassen. Wie mit einem Ruck waren wir mitten in dem »Ez troumde Kriemhilte«, der Klang der fremd-vertrauten Laute rauschte wohltuend in unser Ohr — unser ganzes Verhältnis zur lieben Muttersprache war mit einem Male ein anderes. Wir sahen, ohne daß uns etwa systematisch die Gesetze der Lautverschiebungen entwickelt worden wären, indem der Lehrer nur ganz im Vorbeigehen eine oder die andere Bemerkung machte, die Mittelhochdeutsch, Dialekt und Schriftsprache verglich, auf die Grundlagen unserer Sprache und wurden selber zu Beobachtungen und Vergleichungen angeregt, so daß der Schatz, welchen jeder Wiener in der Kenntnis des heimischen Idioms besitzt, lebendig und wirksam wurde. Etwas von der frischen Waldluft, die Jakob Grimms deutsche Grammatik durchzieht, flutete durch das Lehrzimmer. Aber auch sonst war Maretas Nibelungenlektüre ein pädagogisches Meisterstück individueller Art. Intuitiv kam den Schülern zum Bewußtsein, sie hätten das Werk eines hohen Dichtergeistes vor sich, wovon der Lehrer mit Pfeiffer und Bartsch der Liedertheorie K. Lachmanns gegenüber aus tiefster Seele überzeugt war. Auch hier fielen, ohne daß viel über die verschiedenen Hypothesen gesprochen wurde, an passenden Stellen bei der Interpretation Streiflichter auf den ganzen gelehrten Untergrund, auf dem sich P. Hugos Erklärung aufbaute; auf uns Schüler aber ging die Überzeugung sozusagen unmittelbar von der Persönlichkeit des Meisters über. Das war kein gewöhnliches Lehren und Lernen, sondern inneres poetisches Empfinden und philologische Analyse woben wie Zettel und Einschlag ineinander, so daß sich das hehre Lied als einheitliches Ganze dauernd in unsere Seelen prägte. Hier kamen selbst die Trägeren oder Minderbegabten in lebendigeren Schwung. Kein Wunder, daß es P. Hugo wie einen persönlichen Schlag empfand, der die Wurzeln seiner Lehrkunst traf, als für einige Zeit das Mittelhochdeutsche im Gymnasium aufgehoben und er verurteilt war, das Nibelungenlied in Verdeutschungen, die ihm als »Verballhornungen« erschienen, zu

lesen. Hier setzte er sich wie der grimme Hagen zur Wehr und hat in und außer der Schule manches scharfe Wort, manchen spitzen Sarkasmus über den Wandel der Dinge gesprochen. Er hat auch neben anderen gleichgesinnten Lehrern nicht wenig dazu beigetragen, daß das Mittelhochdeutsche wieder in unseren Gymnasien ertönen darf. Mareta wurde durch die Aufhebung der Boden entzogen, von dem aus er seinen Schülern gerade die Herrlichkeit unserer österreichischen Dichtung in Geist und Herz senkte. Im heimischen Grund wurzelt sein ganzes Wesen. Wie Sengschmitt ist er Dialektforscher, gab Proben eines Idiotikons der niederösterreichischen Mundart heraus und schrieb über Abraham a Sankta Clara. Er hätte das Zeug und die Begabung zum Forscher und Gelehrten in hohem Maße besessen; stellte aber sein reiches Wissen und Können entsagend in den Dienst der »Ars docendi« und hat so Schule gemacht in seinem Fache in weiterem Sinne, als dies dem Mittelschullehrer gewöhnlich gegönnt ist. Die Geschichte wird Mareta den Anteil nicht vorenthalten, der ihm an dem Aufschwung gerade der deutschösterreichischen Literaturforschung gebührt, zu deren angesehensten Vertretern Mareta-Schüler zählen und deren Ausgang hauptsächlich von dem steigenden Interesse an Grillparzer datiert.*) Für diesen, dem wir Studenten noch häufig auf unseren Schulwegen begegneten, wußte unser Lehrer frühzeitig Ehrfurcht zu erwecken und gleichzeitig die Begeisterung für das Burgtheater, wo er — ein eifriger Besucher — die ganze Grillparzer-Renaissance miterlebte, die Laube seit 1851 ins Werk setzte. Wie aber über Grillparzers Dichten, leuchtete über dem Lehren unseres Deutschmeisters die Sonne von Weimar und Goethes hoher Name. Gerade weil er uns an einem Werk heimischer Kunst wie dem Nibelungenlied, einem leuchtenden Juwel alldeutscher Dichtung, zuerst den Sinn für Poesie auszulösen verstand, bewahrte er uns dauernd, während er die Liebe zur deutschösterreichischen Literatur hegte und pflegte, vor allem Partikularismus und engherzigem Regionalismus. In Begleitung unserer Lehrer folgten wir Studenten Grillparzers Leichenzuge, der sich schier unabsehbar durch die Straßen Wiens bis zum Währinger Friedhof bewegte, und empfingen hier Eindrücke, die Mareta später im Unterricht zu vertiefen wußte. Merkwürdig ist aber, wie der Meister zu begeistern verstand, ohne dabei jemals in Pathos und Rhetorik zu verfallen, sondern immer kurz und präzis blieb. Unnachsichtlich verfolgte er auch in Schülerarbeiten die Phrase und drang in der mündlichen Rede unbarmherzig auf das »richtige Wort«.

*) Vgl. Die Widmung der Wiener Neudrucke (Nr. 1), Wien, Konegen, 1883, von Dr. August Sauer herausgegeben; ferner die von Prof. Jak. Minor besorgte oben zitierte Festschrift für P. Hugo Mareta (Wien 1892). — Zeidler, l. c. »Mitteilungen« und Deutsch-österreichische Literaturgeschichte«, I. B., p. XII ff.

Trat so durch Maretas Lehrtätigkeit für die Schottenschüler der zweiten Hälfte des ablaufenden Jahrhunderts die babenbergische und die vormärzliche Literaturblüte Österreichs wirksam aus dem Gesamtbild des deutschen Schrifttums hervor, so fallen die Anfänge des Schottengymnasiums zusammen mit dem Morgenrot der letztgenannten Epoche, die sich abhob von der nationalen Begeisterung der napoleonischen Kriege und dem Glanz des Wiener Kongresses und ihre erste Legitimation auf dem gemeindeutschen Parnaß durch Grillparzers »Ahnfrau« und »Sappho« erhielt.

Im Literatenwinkel der Schule gings damals lebhaft zu. Eduard von Bauernfeld, der in seiner Person die ununterbrochene Tradition von Altösterreich bis fast zur keimenden Moderne darstellt, gab hier, keck wie der Küchenjunge Leon Grillparzers, den Ton an und neben ihm Moritz Schwind, der später die Stimmungen und Schwingungen der Wiener Romantik in Farben umsetzte, wie Franz Schubert in Töne. Der Musiker ist erst später mit den beiden genannten Schottenschülern in Verbindung getreten und hat viel von ihrem Wesen angenommen. Moritz Schwind läßt noch im Stil seiner Briefe an Bauernfeld die Erinnerung an die gemeinsame Schulzeit erkennen und verfällt zuweilen noch in den launigen Versepistelton des jugendgrünen Schulparnasses. In beiden ist die Erinnerung an diese Epoche und ihre Nachwirkung noch lange erkennbar. Bauernfeld sagt in »Aus Alt- und Neuwien«*): »Die Grundlagen meiner Bildung verdanke ich dem Schottengymnasium, welches sich während meiner Schulfrequenz (von 1813 bis einschließlich 1818) beinahe durchgehends tüchtiger Lehrer zu erfreuen hatte«. Vor allem hebt er P. Leander König hervor, einen »begeisterten« und zugleich »geistreichen und witzigen Lehrer«, der die Sonne Homers und des Humors in den Schulstuben aufleuchten ließ und den Ernst der Wissenschaftspflege, wie Goethe fordert, mit »Heiterkeit der Seele« durchdrang, kurz, eine Persönlichkeit, was, alle Methodik und Pädagogik in Ehren, doch immer die Hauptwirksamkeit des Lehrers, natürlich mit tüchtigem Fachwissen verbunden, auf die Schüler ausüben wird.

Wie solcher tüchtiger Lehrer Art, wirkte Leander besonders auf begabtere Schüler viel durch gewisse »Allotria«, die er trieb. Sie bestanden zunächst in Extrastunden, in denen er mit Freiwilligen Homer las. Bauernfeld und seine Freunde gedachten noch lange seiner wirksamen Interpretation und ließen die »Alten nicht hinter sich, die Schule zu hüten«, sondern betrieben, wie Bauernfelds »Tagebücher«**) zeigen, auch später noch Homer-

*) Vgl. »Gesammelte Schriften«, XII. Bd., Wien, 1873, S. 3 ff.

**) Vgl. »Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft«, Bd. V, S. 1—127.

lektüre und anderweitige philologische Studien. Neben den homerischen liebte P. Leander allerdings auch Allotria, welche den »Homeriden«, »nicht minder aber auch dem Troß«, der nur Zuhörer in den Homerstunden abgab, behagten. Es waren satirische Ausfälle, zuweilen »recht bedenkliche« Sarkasmen, die der hochbegabte Lehrer als Herzenserleichterung gegen die Studienhofkommission losließ, in deren Anordnungen sich mehr und mehr der Geist des »Systems Metternich-Sedlnitzky« geltend machte, der Schule und Geistesleben nicht nur als Politikum, sondern als Bureaukratikum betrachtete und, wie Bauernfeld meint, »alle seine Ehren und Würden nur für die goldene Mittelmäßigkeit bewahrte und einen jeden, der nur ein Bischen Talent an den Tag legt, für seinen geborenen Feind hält«. Es waren recht scharfe Bonmots, zuweilen im Geist Nestroys, mit denen P. Leander sich den Ärger über »didaskalische Metamorphosen par ordre du Mufti« von der Seele redete. Es ist bekannt, welches stillwirkende Verdienst sich manche österreichische Schulmänner, wie die Briefe des Gymnasialdirektors Heinzel und andere Dokumente beweisen, um das österreichische Geistesleben erworben haben, indem sie auch in schwerer Zeit tapfer an richtig Erkanntem festhielten, bis der Thunsche »Organisationsentwurf«, jene klassische Bibel des Gymnasialunterrichtes, all diesen vereinzelt wirkenden Bestrebungen offiziellen Ausdruck verlieh. Weihevoller, zu förmlichen Exhorten gestalteten sich andere Exkurse P. Leanders, zu denen ihn die tiefgreifende religiöse und literarische Bewegung veranlaßte, die in Wien mit der eindringenden Romantik begann, durch Friedrich Schlegel literarisch, durch Zacharias Werner religiös propagiert und später durch Klemens Hofbauer, Anton Passy und Veith fortgeleitet wurde. Sie packte manche studierende Jünglinge in tiefster Seele, zeitigte in den einen Hang zu Mystizismus und unklarer Schwärmerei und weckte in anderen unreifen Spottgeist. Bauernfeld spöttelt schon in der Posse »Der Magnetiseur«,*) deren Konzeption noch in die Schulzeit fällt, über die Verbindung von Mystik und Romantik, macht sich aber in den »Tagebüchern« wiederholt Vorwürfe über seine ketzerischen Neigungen, meint aber, er sei trotzdem »nicht selten in der Stimmung, ein Glaubensmärtyrer zu werden«. Im Freundeskreise waren Kontroversen über religiöse Fragen nichts Seltenes und vor allem die Persönlichkeit Zacharias Werners interessierte ihn lebhaft. Ein Nachklang jener Stimmung ist es, wenn Bauernfelds »Tagebuch« 1823 verzeichnet: »Den toten Zacharias Werner betrachtet, seine Leiche begleitet.« Am tiefsten ergriff diese Strömung

*) Vgl. E. Horner, »Bauernfeld«, 1900, S. 31 f.

Bauernfelds Studiengenossen Andreas Schumacher*) (geb. zu Wien 1803, gest. daselbst 1868), der in vielen seiner Gedichte, sowie als Calderon-Übersetzer den Einfluß Werners erkennen läßt und 1834 für sein »Der ewige Dom, Novelle aus den Zeiten des Markgrafen Leopolds des Heiligen« (Wien, Mechitaristen) den Preis des Vereines zur Verbreitung guter katholischer Bücher gewann. Später, an der Revolution von 1848 aktiv beteiligt, wurde Schumacher zu zehnjähriger Festungshaft verurteilt, von der er zwei Jahre bis zu seiner Begnadigung (1851) in Kufstein abbüßte. Im Jahre 1843 gab er »Lebensbilder aus Österreich«**) heraus, an denen vielfach auch Mitglieder des Freundeskreises Bauernfelds beteiligt sind. Ein Artikel Schumachers »Erinnerung an F. L. Zacharias Werner« läßt uns die Stimmung erkennen, die ihn und seine Genossen in den Studienjahren der genannten Bewegung gegenüber ergriff. »Zweifel und Schwanken umringten mich« — schreibt er — »ich stand einsam in der Welt«. Die »waldgrünen frischen Dichtungen des wunderlichen und doch so erhabenen Werner« trugen ihn »über die Niederungen der Erde hinweg zu jenen heiligen Bergen, auf denen das Kreuz im Abendgolde glüht«. Werners »Ideen« galten ihm »für das Evangelium des XIX. Jahrhunderts«. All diese Wirkung der Schriften wurde übertroffen durch Werners persönliches Auftreten in Wien, des »alten Mönchs Jrner in Mitte des lebenslustigen Wiens«. »Das Volk, das ihn verlacht und gelästert, hörte ihn und staunte und wußte nicht, was ihm geschehen — . . . . . . und brach in lautes Weinen aus und verließ den Tempel, den es so lebenslustig besucht, mit zerknirschtem Herzen und rotgeweinten Augen.« »So hab ich geseh'n und erlebt im Jahre des Heils 1814« — schließt Schumacher.

P. Leander trat derartigen Stimmungen, wo sie in der Jugend zu Exaltation ausarteten, klärend und beruhigend gegenüber und schloß solche Exkurse im Hinblick auf die Spötter mit den Worten: »Bleiben Sie Christen im Geiste und in der Wahrheit — das ist die Hauptsache, darauf kommt alles an«. So hat Bauernfeld recht: »Wir verdanken dem Manne viel, der uns frühzeitig Lust und Geschmack für Literatur

*) Vgl. Wurzbach, »Biogr. Lexikon«, Fr. Brümmer, »Lexikon der deutschen Dichter des XIX. Jahrhunderts, II., 44 f. — Vgl. »Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft«, V., S. 156, und dass. VIII., »Das spanische Drama am Wiener Hofburgtheater zur Zeit Grillparzers«, von Wolfg. von Wurzbach, über die Wiener Calderon-Übersetzung, für die Schumacher (1817) »Liebe, Macht und Ehre«, »Die Kreuzerhöhung«, »Der Arzt seiner Ehre« (1828) übersetzte. — S. 12, off. — Horner, l. c., S. 35.

**) Vgl. »Lebensbilder aus Österreich«. Ein Denkbuch vaterländischer Erinnerungen unter Mitwirkung sinnverwandter Schriftsteller und Künstler zum Besten der bei dem verheerenden Brande vom 3. Mai 1842 verunglückten Familien von Steyr, herausgegeben von Andreas Schumacher, Wien, 1843, Tauer & Sohn, Schulhof, Nr. 413, S. 325—335.

und Kunst beigebracht, auch sonst unseren Geist nach mancher Seite geweckt.« Er erschien den Freunden noch lange als Führer, auch nachdem sie aus der Schule ins Leben getreten waren. So hat denn M. Schwind in dem Ölgemälde »Ritter Kurts Brautfahrt« recht bezeichnend dem »Anführer der Scharwache« »ziemlich getreu die scharfen Gesichtszüge und die lange hagere Gestalt Leander Königs« verliehen. In der Kollektivart des Schulparnasses traten »Bauernfeld und die Freunde« auch in das wirkliche Poeten- und Künstlertum über. Unter 11. November 1822 verzeichnet Bauernfelds »Tagebuch«: »Eine Art Journalgesellschaft mit den Freunden. Politika werden in französischer Sprache abgehandelt.« — Unter 5. Jänner 1823: »Dramatische Parodie auf die Freunde« u. s. w.

An der »Cicade«: Der Unterhaltung gewidmet und herausgegeben von Karl Friedrich Weiß und seinen Freunden (Druck und Verlag bei Felix Stuckhölzer von Hirschfeld)« waren Bauernfeld und Schumacher mit Beiträgen beteiligt, die zum Teil noch in der Gymnasialzeit entstanden waren. Recht den sodalenhaften Charakter, das Wesen der Studentenhetärie, trägt das Unternehmen der »Wiener Shakespeare-Übersetzung«, die in 43 Teilen mit Vignetten von Schwind, die in der lithographischen Anstalt Trentsenskys hergestellt wurden, von 1824—1825 bei Sollinger erschien und sich lange großer Verbreitung in Wien erfreute. Bauernfeld schreibt im »Tagebuch« zum 28. Februar 1824: »Trentsenskys Plan, einen deutschen Shakespeare herauszugeben. Ich und die Freunde sollen übersetzen. Werd ichs im stande sein?« Damit ist das ganze studentenhafte Milieu gekennzeichnet, in dem das Unternehmen gedieh, wobei sich »Begeisterung, Gewissenhaftigkeit und Pietät«, die »häufig philologischen Streit bis aufs Messer entfachten«, mit launigstem Jugendtreiben von echter Altwiener Färbung verbanden. In »Alt- und Neu-Wien« redet Bauernfeld von dem Wagnis unter der Spitzmarke »Shakespeare als Nahrungsquelle«, wie denn die ganze Poeten- und Künstler-Burse im Solde Trentsenskys stand, der den einzelnen wöchentlich, wie den Arbeitern seiner Anstalt, ihre Gagen auszahlte. Wir lesen in Bauernfelds »Tagebuch« unter dem 16. März 1824 auch: »Trentsensky zahlte mir hundert Gulden Shakespeare-Vorschuß. Ich habe noch nicht um 5 Groschen übersetzt.« Dabei entspann sich der gemütlichste Verkehr zwischen Trentsensky, seinem Hause und den übersetzenden Bursalen. Die Gesellschaft lebte sich ganz in Shakespeare ein, so daß sie sich in der Konversation »Shakespearescher Floskeln und der beliebten »Humoures« — wie seinerzeit — si parva licet componere magnis —

Goethe mit Lenz und Genossen, bediente.« Das ging aber mählich auf das ganze Haus Trentsensky, die lithographische Anstalt und auch die »Damen des Kreises« über. Therese, Trentsenskys geistreiche Schwester, wußte sich »geschickt in den blühenden Unsinn zu fügen«. »Reichte ihr z. B. einer von uns beim Nachtisch einen Apfel mit den Worten des Fähnrichs Pistol: »So iß und sei fett, schönste Callipolis!« — war sie nicht faul, flugs zu erwidern: »Kommt, gebt uns Sekt!« — »Gebt mir was Sekt!« jubelte der Chorus, worauf wir uns wacker zutranken.« Unterm März 1824 notiert das »Tagebuch«: »24stündiger Ball bei Trentsensky. Morgens halb 7 Uhr legte ich mich dort schlafen. Am Vormittag gabs noch einen Kotillion, dann Diner, dann wieder Tanz« — oder am 4. April 1824: »Parodie auf Trentsensky und den ganzen Kreis vorgelesen. Ungeheurer Erfolg.« Und so geht's lustig fort in Arbeit und Festen in dem Kreise, den Bauernfeld anführte, welcher teils mit den Freunden, teils allein den Löwenanteil an der Übersetzung hat. Schumacher bearbeitete allein »Venus und Adonis« und unter Bauernfelds Mithilfe die »Liebesklagen und Sonetten« in einer Art, die ihn nicht unebenbürtig neben den Übersetzungen von Bodenstedt und Simrock erscheinen läßt. Sein Talent ging allerdings später in Übersetzerrobot, zu der ihn des Lebens Not zwang, unter. Er übertrug zahlreiche Romane und Theaterstücke aus dem Französischen, Englischen und Spanischen; verfaßte aber auch selbständig Erzählungen, Novellen, Romane und Skizzen für Almanache, Taschenbücher und später Zeitungen. In seiner Sammlung von »Novellen und Erzählungen« (Wien, Michael Lechner, Universitätsbuchhändler, 1835) verarbeitet er auch volkstümliche Sagen- und Märchenstoffe. Völlig subjektivistisch, mit Nachklängen Wertherscher Sentimentalität, die mit romantischem Mystizismus verfließt, ist die Darstellung in »Das Ende eines Dichters« in den »Erinnerungsblättern«, einer »Sammlung von Novellen und Erzählungen«, die Schumacher gemeinsam mit Bernhard Jäkle herausgab (I. Bändchen, Wien, 1839, Seite 1—88). Mehr und mehr wandte sich Schumacher dem historischen Roman zu, einer Gattung, die schon Karoline Pichler, angeregt durch Freiherrn von Hormayr, und Ignaz Aurel Feßler in Österreich gepflegt hatten, noch bevor sie seit 1820 durch Walter Scotts Einfluß Modeform geworden war. Hieher gehört vor allem Schumachers »Der Prinz von Lothringen«. Unter dem Einfluß dieser Richtung und der durch Auerbach propagierten Dorfgeschichte nahm der Sinn für die Wirklichkeitsverhältnisse seit den Vierzigerjahren zu und es bildete sich in Wien, nicht ohne Einwirkung des französischen Vorbildes der Eugen Sue, Dumas, Paul de Kock sowie des Engländers Boz-Dickens, des Londoner Skizzisten, auch

ein »Wiener Lokalroman« heraus, nach Anton Schönbach*) »ein merkwürdiges und schätzbares Gewächs« eine »Dichtung, die aus der Stadt selbst emporgediehen ist, ihre Luft, ihr Wesen, alles für sie Bezeichnende in sich aufnimmt und an den Leser weitergibt«. Alle fremden Literatureinflüsse zugegeben, hat die Gattung ihre bodenständige Vorläuferin in der »Wiener Skizze«, wie sie mehr in historischer Art im Vormärz Schlager pflegte, mehr im humoristischen Ton »wienerischer Kurzweil« der treffliche Franz Gräffer, seinem Beruf nach und als Schriftsteller Antiquar, Kuriositäten- und Raritätenkrämer, in »Wiener Dosenstücken«, »Wiener Memoiren«, »Wiener Tabletten«, »Historischen Raritäten« und zahlreichen anderen Sammlungen ins Publikum brachte — »lauter Wiener Objekte, nichts als Wien«, — neben Castelli einer der wichtigsten Vorarbeiter der Friedrich Schlögl, E. Pötzl, V. Chiavacci und ihrer jüngsten Epigonen und zugleich einer der Ahnherren des weltberühmten Wiener Feuilletons. Die »Wiener Skizze« reicht aber schon ins Mittelalter auf den sogenannten Seifried Helbling zurück und hat schon damals die Grundlagen einer spezifischen Wiener Novellistik, wie sie die Erzählung von der »Wiener Meerfahrt« darstellt, geboten. Die Gattung ist nie ausgestorben in Wien und hat in Geschichten wie »Der Hausball«,**) jene tolle Episode aus dem Wiener Faschingsleben, die bekanntlich Goethe im »Tiefurter Journal« 1781 in ziemlich getreuem Anschluß an das Original novellistisch verarbeitete, in zahlreichen Wochenschriften-Erzählungen, deren vertiefteste Form Schreyvogel-West bietet, endlich in den unzähligen Taschenbuch- und Almanach-Novellen des Vormärzes sich zu einer typischen Wiener Literaturerscheinung herausgebildet, die in ihrer Gesamtheit den Boden bildet, aus dem Meisterwerke wie Grillparzers »Armer Spielmann«, Kabinettstücke wie die A. Stifters und der Ebner v. Eschenbach ebenso hervorwuchsen wie etwa aus der Wiener Posse in ihrer Gesamtheit die Wunderblüte von F. Raimunds Volksstück emporgeblüht ist.***) Zu den stimmungsvollsten Wiener Novellisten gehört auch Ferdinand v. Saar, der mit Franz Nissel und Sigmund Schlesinger einige Zeit den schottischen Literaturwinkel bevölkerte. Der »Wiener Lokalroman« hat niemals die Vollendung der »Wiener Novellistik« erreicht und ist niemals über gute Ansätze hinausgekommen, da seine talentiertesten Vertreter leider meistens in Vielschreiberei untergegangen sind. Dies gilt in eminentem Sinn von Anton

---

*) »Über Lesen und Bildung«, 4, Graz, 1894, S. 119, S. 139 ff.

**) Vgl. »Wiener Neudrucke«, Nr. 3.

***) Jakob Zeidler, »Vergessene Geschichten aus der Väterzeit« (»Wiener Mode«, XVI., 1903, H. 18, S. 886 ff.).

Langer*) (geb. 12. Jänner 1824 zu Wien, gest. daselbst 7. Dezember 1879), der ein Jahrzehnt vor Hamerling bei den Schotten studierte und in Schumachers zitierten »Lebensbildern« (1843) mit der Skizze »Die Wiener Handlungsdiener« das Gebiet betrat, auf dem er zeitlebens seine größten Erfolge erzielte. In Bäuerles Theaterzeitung (1846) veröffentlichte er schon eine historische Erzählung »Der Bauherr« aus der Zeit Leopolds I., 1855 erschien sein »Charakterbild aus dem Wiener Leben«, »Der letzte Fiaker«. Einzelne Szenen, so gleich die stimmungsvolle Exposition, die Morgenfahrt des Fiakers im Prater, sind klassisch und man ärgert sich, daß Langer es an der nötigen Sorgfalt und Feile fehlen läßt. 1857 erschienen »Die Carbonari in Wien«, ein förmlicher Schlüsselroman, 1861 »Ein Wiener Kostkind«, »Der Tambour von der Mobilgarde« und so jährlich neue Produktion, die zuletzt in Fünfkreuzerromanfabrikation ausartet. Überall erkennt man, daß Langer die Wiener Vergangenheit und Gegenwart in einem treuen Gedächtnis stets zu literarischer Prägung bereithielt.

In einem gewissen Zusammenfließen von Wiener Tageschronik und Wiener Historie liegt die Eigenart seines Schaffens, wie selbst die Volkszeitschrift »Hansjörgel«, die er seit 1850 redigierte, zeigt. In beiläufigen Bemerkungen, in Ausdrücken und Wendungen merkt man, wie dieser Tageschronist sein Gebiet in allen Schichten seiner historischen Entwicklung kennt. Meisterhaft behandelt er den Dialekt, den er unverfälscht im väterlichen Greislerladen in Mariahilf hörte und wissenschaftlich durch P. Berthold geadelt sah. Wie als Romancier und Journalist, bietet Langer auch als Theaterdichter Lokalbilder aus Wiens Gegenwart und Vergangenheit, deren Perle wohl »Ein Judas von anno Neun« bildet.

Der Einfluß Bäuerles und Langers ist auch in den späteren Romanen Schumachers, so in »Ein Wiener Kaufherr« und vor allem in »Wolfgang Schmeltzl« (Ein Wiener Sittenbild aus den Tagen Ferdinands I., Wien 1867, Josef Ritter v. Geitler), erkennbar. Die Geschichten dreier Wiener Familien, deren Schicksale es mit sich bringen, daß ihre drei Sprößlinge in jungen Jahren »verlorene Söhne« werden, bilden die Exposition des Romanes, dessen Held der Schottenschulmeister Wolfgang Schmeltzl ist, der die Trias durch seine Lehrkunst wieder für die Gesellschaft und die Wissenschaft rettet. Den Höhepunkt, in dem alle die vielverschlungenen Fäden zusammenlaufen, bildet die Darstellung von Schmeltzls Komödie »Der verlorene Sohn« durch die Schottenschüler, eine Art öffentlicher Bußakt für die Bekehrten. Diese Szene ist die gelungenste im ganzen Roman, der keine Ansprüche als die eines gewöhnlichen Zeitungsromanes erheben

*) Nagl-Zeidler, »Deutschösterreichische Literaturgeschichte«, II. Band, S. 572 f.

kann, der ungeschickt in der Komposition, zuweilen verworren bis zur Unverständlichkeit ist und für uns hier nur Interesse hat durch die Art, wie in das Milieu der Zeit Schmeltzls und des eindringenden Protestantismus Jugenderinnerungen und Stimmungen aus Schumachers Studienzeit hineingearbeitet sind und eine Art Vorbild gegeben wird, das in den Formen der Vorzeit auf die Bewegungen des Jahres 1848 hindeutet. In Schmeltzls Stellung zum Katholizismus glauben wir oft Anklänge an P. Leander König zu hören. Merkwürdig verschlingen sich so durch die Persönlichkeit des Autors und den Helden des Romanes Gegenwart und Vergangenheit der Schottenschule. Wolfgang Schmeltzls Name verbindet diese dauernd mit der Wiener Lokalliteratur und der Wiener Theatergeschichte. Der eingewanderte Pfälzer fand im Wiener Schottenstift, wie er mit humoristischer Anspielung auf seinen Namen sagt, nicht nur eine »Schmalzgrube« in materieller Richtung, sondern auch geistig und gemütlich war der Wiener Boden das richtige Milieu für seine Wirksamkeit als Schulmeister und Poet dazu. Als Kantor zu Amberg hatte Schmeltzl häufig Nürnberg besucht, wo damals Hans Sachs und Albrecht Dürer wirkten. Die Pegnitzstadt war der Hochsitz der Renaissance der deutschen Kunst, die unter der Einwirkung des humanistischen Lebensideals emporblühte. Auch die Keime einer Neublüte deutschen Schrifttums setzten damals an, die allerdings die Religionswirren bald wie Mehltau trafen, so daß für nichts Raum blieb als für Satire, Polemik, Apologetik und eine dürre Schulmeisterpoesie in lateinischer und deutscher Sprache.

Hans Sachs ist in seiner Gesamterscheinung nicht weniger ein Produkt der Renaissance als sein größerer Landsmann Dürer. Seine geistige Ahnenschaft leitet auf Männer zurück, die unmittelbare Schüler des Enea Silvio Piccolomini (später Papst Pius II.) waren, der als Protonotar Kaiser Friedrichs III. (IV.) von Wien aus, als »erster Apostel«, das Evangelium der Stilschönheit des Schreibens und der Ästhetik des Lebens predigte. In den Kreis habsburgischen Mäzenatentums gehören aber die Steinhöwel und Nyklas v. Wyle, welche Silvios »*Ars scribendi*« auf die deutsche Schreibkunst anwandten und durch Translationen reiche Schätze humanistischen Schrifttums in allgemeineren literarischen Verkehr brachten. Dieses Brünnlein bewässerte aber auch das schlichte Dichtergärtlein Hans Sachsens. Aus dem Kreis der Nürnberger Künstler und Humanisten hat Kaiser Maximilian I. den Konventualen des Ägidenklosters Benediktus Chelidonius als Abt ans Schottenkloster zu Wien versetzt, wo durch das Mäzenatentum des Kaisers, die Tätigkeit des »deutschen Erzhumanisten« Konrad Celtis und die »gelehrte Donaugesellschaft« für einige Zeit der Mittel-

punkt des deutschen Humanismus war. Wie Silvio hatte Celtis mit der scholastischen Opposition der Wiener Universität zu kämpfen. Die Schottenschule schloß sich unter ihrem neuen Abt der neuen Richtung an. Der äußere Ausdruck dafür war die Einführung der »*Ludi scenico-scholastici*« nach dem Vorbild des akademischen Dramas der Humanisten. Am 10. März 1515 wurde des Abtes »*Voluptatis cum virtute disceptatio*« durch die Konviktoren des Schottenstiftes, in der Hauptrolle Graf Salm, unter der Leitung ihres Lehrers Dr. Chilimarus aufgeführt. Die Vorrede des Abtes*) in dem gedruckten Text weist ausdrücklich auf die Gegnerschaft hin, welche in scholastischen Kreisen gegen die Einführung derartiger Schulkomödien bestand. Unser lateinisches Prunkstück zeigt aber auch den akademischen Humanistendramen gegenüber eine Neuerung. Wir werden zu dem Genuß der jambischen Carmina und vierstimmigen sapphischen Chöre eingeladen durch Knittelverse in deutscher Sprache:

»Kurzweil wir Euch zu dieser Zeit
Erbieten und viel Fröhlichkeit!«

So geht jedem Akt ein Prolog in deutschen Versen voran, um auch Lateinunkundigen das Verständnis zu ermöglichen. Dieser äußeren Erscheinung entspricht auch der innere Gehalt des Stückes, das reich an volkstümlichen Elementen ist, durch den Teufel an die geistlichen Bürgerspiele und durch einige komische Figuren an die Nürnberger Fastnachtsspiele gemahnt.

Unschwer konnte Hans Sachs in »Pallas und Venus« (1530) des Abtes Lateinspiel in eine Komödie seines Stiles umdeutschen. Die humanistisch-volkstümliche Tradition des Chelidonius lebte im Schottenstift fort und so konnte unter Abt Wolfgang Traunsteiner der Schulmeister Schmeltzl das deutsche Schuldrama, das ihm im protestantischen Sachsen nahegetreten war, in die Wiener Klosterschule verpflanzen, der »Jugend und dem gemainen Mann zu Nutz und Belehrung«. So begründete jener Abt, der sich freiwillig als Klosternamen den Namen des Ordensstifters, Sankt Benedikt, wählte, dessen Familiennamen wir nur in der humanistischen Transkription Chelidonius kennen, den die Zeitgenossen Musophilus zubenannten und der in Freundesverkehr mit Albrecht Dürer stand, für immer die Tradition seines Hauses, das fest im Ordensstatut wurzelt und bei konservativem Sinn dennoch die fortleitenden Tendenzen der wechselnden Epochen erkennt und ihnen Raum zu schaffen weiß, ohne den Rahmen der historischen Entwicklung zu durchbrechen. So sind die Schotten alt geworden und dennoch jung geblieben und waren, wie auch die Zeit-

*) Vgl. Jak. Zeidler, »Das Wiener Schauspiel im Mittelalter« (Bd. III. der »Geschichte der Stadt Wien«), S. 88 ff.

läufte wechselten, immer populär in Wien wie kein zweiter Orden. In diesem Geist lebte sich auch Schmeltzl ein und drückte ihn mehr als in seinen steifleinenen Schulkomödien aus in dem leichten Redefluß seines »Lobspruch der Stadt Wienn in Österreich« (1548), der unzweifelhaft höher steht als der »Lobspruch der Hauptstadt Wien in Österreich«, den Hans Sachs 1567, wohl auf Bestellung, als Text zu einer »Kontrafaktur« der Stadt, ohne eigene Anschauung, auf Grund der dürren Stadtbeschreibung in Sebastian Franks »*Germaniae chronikon*«, machte. Schmeltzls »Lobspruch« ist eigentlich eine »Wiener Skizze«, die auf eigener Anschauung beruht und ihre literarischen Grundlagen in der »*Descriptio urbis Viennensis per Aeneam Silvium edita*«, einer Epistel voll poetischer Lichter, reich an Humor und an satirischen Seitenhieben gegen die scholastischen Universitätszöpfe, in flottem Latein geschrieben, das oft wie ein humanistischer Vorklang des modernen Wiener Feuilletons ertönt. Der Anklang ist aber kein müßiges Spiel, sondern es läßt sich tatsächlich von den lateinischen »*Descriptiones*« von Wien, wie sie die italienischen Humanisten, voran Enea Silvio und Bonfini, der mit Matthias Corvinus zu Wien lebte, verfaßten, Glied um Glied der Weg verfolgen, der bis zu Schlager und Gräffer und ihren Epigonen leitet. Ein wichtiges Glied bilden auch die »Lobsprüche«. Für Schmeltzl wie für Silvio und Bonfini war die landschaftliche Schönheit, die geographische Lage der Stadt die Grundlage, von der sich ihr materielles Wohlbehagen und der Charakter ihrer Bewohner abhebt. Als »Rosengarten, Lust und Paradeyß« erscheint ihm die Donaustadt und »wer sich zu Wienn nit neren kan, ist überall ein verdorbner Mann«. Aus diesen materiellen Elementen wächst die gemütliche und geistige Physiognomie der Stadt hervor: Lebenslust, Geselligkeit, Sangesfreudigkeit:

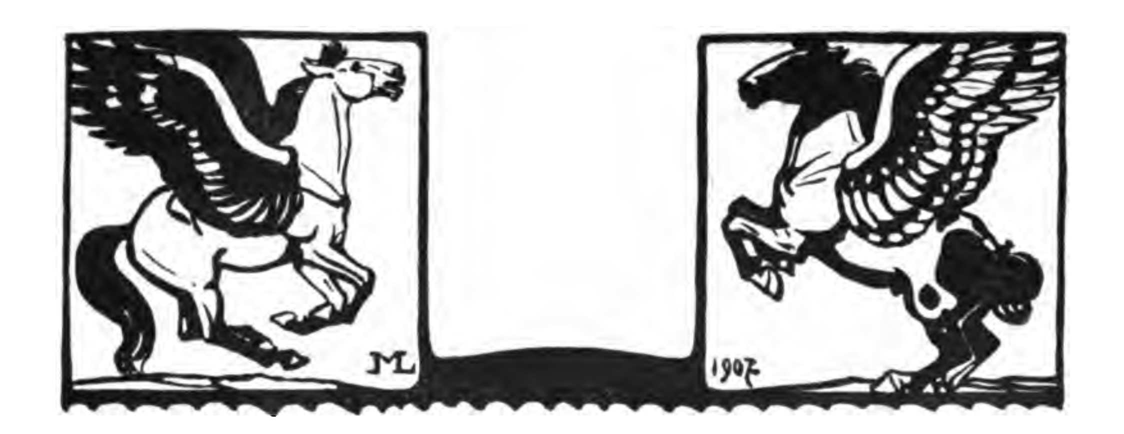
»Ich lob' dies Ort für alle Land!
Hier sind vil Singer Saitenspil.
Allerley G'sellschaft, Freuden vil.«

So schärften Dankbarkeit und Liebe zu seiner zweiten Vaterstadt den Blick Schmeltzls, hoben sein dichterisches Vermögen weit über seine gewöhnlichen Grenzen und ließen ihn gleich dem erfindungsreichen Odysseus die Stadt nicht nur erschauen, sondern auch ihren Sinn richtig erfassen. Indem er seine Schilderung auf den natürlichen Gaben des Landes und der geographischen Lage der Stadt, die ihre historischen Geschicke und dadurch die Eigenart des Wienertums psycho- und ethnologisch bestimmten, aufbaute: hat er die dauernden Farben festgehalten — und sein Bild gilt für die Stadt »ze Wiene« des Nibelungenliedes nicht minder als für sein »edles Wien«,

die »Zier und Befestigung der Christenheit« gegen den Ansturm Mahomeds, als auch für das Wien des Vormärz, das Gräffers »Wienerische Kurzweil« schildert, sowie für das Wien der modernen Skizzisten.

So ist denn sein Andenken immer erhalten geblieben in der Wiener Tradition. Gräffer nennt ihn neben Silvio und Bonfini unter seinen Vorläufern und hat sein Leben wiederholt legendarisch ausgeschmückt, so in der »szenischen Vision« »Des Wundermannes Walten in Wien oder der Güter höchstes ist die Kraft«, wo Schmeltzl mit seinen Zeitgenossen Wolfgang Lazius, dem großen Historiker und Verfasser der ersten Geschichte Wiens (»Vienna Austriae«, 1546), und dem abenteuerlichen Paracelsus zusammen in Verbindung mit St. Germain gebracht wird. Auch an anderer Stelle erzählt Gräffer »Des Wolfgangi Schmälzelii luminose fata«.

Schumacher verarbeitete, was Geschichte, Legende und die Schriften Schmeltzls boten, in seinem Roman und schloß so den Kreis, der Gegenwart und Vergangenheit der Schottenschule verbindet.





Zur stilistischen Würdigung des Zeno Veronensis. Von Karl Ziwsa.

Die in zwei Büchern geordneten 93 Predigten *(tractatus)* des heiligen Zeno, Bischofs von Verona († um 372 n. Chr.), zeigen die Stileigentümlichkeiten der sogenannten *Africitas*, womit allerdings die Frage, ob Z. eine schriftstellerische Individualität sei, nicht entschieden ist. Einen Beitrag zur Lösung dieser Frage dürfte die Untersuchung über die Verwendung derjenigen Kunstmittel liefern, die geradezu den Lebensnerv der apologetisch-homiletischen Beredsamkeit bilden, nämlich die Verwendung von Beispielen, Bildern, Allegorien. Diese Kunstmittel bewertet Z. selbst mit den Worten: *unum evidens adhuc proferamus exemplum, quamvis non possit verisimile tantam vim habere quam veritas* (I, 16, 13). Dies Wahrscheinliche aufzu-

finden, um das Wahre zu erweisen oder zu erläutern, und zwar mittels eines Bildes, eines Gleichnisses, mag dieses der eigenen Beobachtung, dem eigenen Nachdenken entstammen oder anempfunden verwertet sein, setzt eine gewisse geistige Kraft voraus, die sich auch in der sprachlichen Durchführung zu dem bestimmten Erläuterungszwecke eigenartig offenbart. Die Erkenntnis dieser tatsächlichen Beziehung dürfte zum Nachweise der Eigenart des Schriftstellers ein weniges beizutragen im stande sein.

Die Mehrzahl der zur Erläuterung oder Beweisführung von Z. verwendeten Bilder ist der Beobachtung der Natur, des Tier- und Menschenlebens entlehnt. Sie werden entweder in gedrängter Kürze vorgeführt oder in breiter, umständlicher Ausführung, insbesondere wenn die Ähnlichkeiten sich nicht auf das Hauptsächliche beschränken, sondern auch das Nebensächliche durch das exegetische Geschick zur Vergleichung herangezogen wird. Ein Beispiel der ersten Art ist das Bild vom wilden Ölbaume, der durch das Pfropfreis zum edlen Ölbaum wird *peritissimi agricolae artificis manu* (I, 16, 13). Dieses mit wenigen Worten geschilderte Bild wird zu einem Evidenzschluß a minori ad maius verwendet mit den Worten: *si homo potest facere, ut sit arbor, quod non fuit, ...quanto magis deus hominem poterit excitare in id, quod fuit* (nämlich *antequam peccasset in paradiso*)... Daß übrigens dieser Traktat, den die Handschriften mit *de resurrectione* überschreiben, der bildlichen Rede einen weiten Spielraum einräumt, liegt schon im Thema begründet, das durch das Paradoxon »*non homines tantum sed paene omnia suis mortibus vivunt*« (Kap. 8) und dessen Nachweis glaubhaft gemacht wird. Dieses Prinzip der Unvergänglichkeit, des Wiedererstehens nach dem Vergehen, findet Z. — und mit ihm auch andere Kirchenväter — in den Sternschnuppen erkennbar: *stellae..labuntur e caelo...quas..redivivi luminis lege suis sedibus resurrexisse agnoscas*, ferner in der Sonne, die auf- und niedergeht an einem Tage, um am nächsten wieder zu erstehen, was sie nicht könnte, wenn sie nicht unterginge: *adimitur ei ortus, si ei auferatur occasus;* im Monde, dessen wechselnde Gestalt geradezu an die menschlichen Altersstufen erinnert: *vere rationis humanae omnia in se lineamenta depingit.* An das Kind in der Wiege gemahnt der Mond: *dubio cornu primo quasi de cunis apparet,* dann reift er zur *puella*, zur *virgo* heran und füllt endlich seine silberne Scheibe, um allmählich zu altern und schließlich *sua morte reviviscens* vom Ende den Anfang wieder zu gewinnen: *sumat rursus de fine principium.* Das nächste Kapitel (9) bringt zu demselben Nachweise die bekannte Wundersage vom Vogel Phönix, von dem es heißt: *ipsa est...sibi finis, ipsa principium.* Dieses Paradestück der heidnischen Sage könnte vielleicht, in einer christlichen Erbauungsrede verwendet, befremden; allein es ist nicht zu vergessen, daß der Vogel Phönix geradezu

als ein Symbol der Auferstehung in jenen Frühzeiten des Christentums galt und in diesem Sinne ein häufiger Schmuck christlicher Gräber war. An heidnische Vorstellungen, die auch im Christenvolke noch lebendig waren, anzuknüpfen und diese mit dem Gehalt der neuen Heilslehre zu füllen, lag im wohlverstandenen Interesse der damaligen Kirche und vollends Z. hatte guten Grund, heidnischen Ansichten nicht auszuweichen, da unter seinen Zuhörern auch philosophisch gebildete Heiden waren, wie aus den Einleitungsworten zu I., 3 erhellt: *Fortassis de circumstantibus doctis quispiam in cachinnos erumpat, quod...audeam de iustitia disputare.* Übrigens ist ihm jener Wundervogel nicht mehr und nicht weniger als ein Beweismittel für die Wahrhaftigkeit der Auferstehung, wenn er die Wundermär mit den Worten einleitet: *Similiter Phoenix avis illa pretiosa resurrectionis evidenter nos edocet iura,* und sie mit der Aufforderung schließt: *erubesce, christiana conscientia...quemadmodum rursum eadem, quae es, sis melior futura cognosce.* Die Kette dieser allegorischen Beweise wird endlich durch ein wieder dem Naturleben entlehntes Bild geschlossen, nämlich das Bild vom Saatkorn, das zwar vergeht, in die Erde geborgen, »*et tamen in eo id, quod intus est, reviviscit...felix caput..quasi ab inferis emensum in superna sustollit*« (Kap. 10).

Dieselbe Paradoxie, daß Untergang die Voraussetzung der Wiedererweckung sei, kehrt in der Betrachtung des Ostertages wieder, des *dies sempiternus...proferens sibi de fine principium, natalitia infinita de occasu* II., 45), ein Gedanke, den die inhaltsverwandten Traktate II., 46, 47, 49 in die Worte fassen: *idem sui successor idemque decessor* oder *parit sibi de fine principium.* Um diese Wahrheit anschaulich zu machen, wird das gemeine Jahr mit seinen zeitlich verschiedenen Naturerscheinungen kurz geschildert und diese allbekannten Ereignisse unter die Behauptung gestellt: *quis non haec caelestibus mysteriis coaptata cognoscat?* Daran schließt sich die im einzelnen durchgeführte Erläuterung: Der in die Flucht geschlagene Winter — *discussa convolutae hiemis tristitudine* — bedeutet die Götzendiener und die Knechte weltlicher Lüste. Der Frühling bezeichnet den Taufquell; was dort die schmeichelnden Frühlingslüfte — *novo vento Favonio blandiente* — an Blumenduft und Blumenmannigfaltigkeit hervorbringen, wirkt hier der heilige Geist *una nativitate ecclesiae flores clarissimi ac dulces nostri funduntur infantes.* Der reiche Sommer, der die Garben zu verschiedenen Getreidehaufen schichtet, ist ein Bild der Gläubigen, die sich als kostbares Getreide in die Scheunen Gottes zu bringen trachten: *populus.. semet pretiosum frumentum divinis horreis inferre desiderans.* Endlich erinnert der weinreiche Herbst mit seiner Weinlese an die Märtyrer. Da wird aber nicht das Blut der Rebe, sondern das des Winzers vergossen zu dem Zwecke, daß durch die Weinlese eines

kostbaren Todes das selige Leben erworben werde: *ut vita beata pretiosae mortis vindemia comparetur.*

In ähnlicher Weise, nur erheblich knapper der Ausführung nach wird der Ostertag II., 53 als *saeculorum pater omni genere fructuum . . . pollens . . . quatuor temporum munera expungens (= distribuens)* gepriesen: er bereitet dem Winter der Sünder ein Ende; der lächelnde Frühling macht sie durch verschiedene Gnadengaben zu verschiedenen Blumen; mit dem Heilswasser benetzt, erfreuen sie sich der Ernte des sonnenklaren Sommers, indem sie *panem novum coeperint manducare* und auf den herbstlichen Traubenmost — *autumnale mustum* — nicht zu warten brauchen; *panis* und *mustum* bezeichnen die Eucharistie.

Doch kehren wir zu II., 45 zurück, in dessen Schlußteil ganz klar ausgesprochen ist, daß der Ostertag, der II., 51 geradezu *resurrectionis exemplum* genannt wird, sich auf das Geheimnis der Auferstehung des Herrn beziehe: *qui in omnibus omnia est, qui vere aeternus est ac sine nocte dies;* ihm dienen die zwölf Stunden in den Aposteln, die zwölf Monate in den Propheten, ihn künden die vier heilsamen Jahreszeiten der Evangelien. Man kann nicht behaupten, daß diese bis ins einzelne durchgeführte Allegorie ungezwungen und leicht verständlich sei, besonders der oberwähnte Schlußteil macht den Eindruck des Gesuchten, Gekünstelten und bringt sich durch diese Eigenart um die beabsichtigte Wirkung, das Übersinnliche, Geheimnisvolle erklärlich zu machen. Fast möchte es scheinen, Z. habe sich in dem Bestreben, das Geheimnisvolle zu erklären und mit den Erfahrungen des Alltagslebens in Bezug zu setzen, weiter fortreißen lassen, als mit einer schlichten und überzeugenden Deutung vereinbar ist.

Diese Annahme bestärkt die Betrachtung des Traktats II., 38, in dem Z., ausgehend von der Gewohnheit, festliche Anlässe mit einem Freudenmahle zu feiern, die Neophyten auffordert: *nativitatis tantae festa laeto celebrare convivio,* aber im Gegensatze zu dem kurz geschilderten wüsten Komment der Weltleute, insbesondere der Heiden: *caelesti prandio, honesto, puro, salubri atque perpetuo.* Nun wird ein Festmahl geschildert, mit dessen Zurüstung und Ausstattung eine ganze Reihe biblischer Personen bis auf Christus und den neuen Bund in Bezug gesetzt wird. Wenn man vom *pater familias* absieht, unter den man den Priesterkönig Melchisedech oder vielleicht besser Gott selbst verstehen kann, sind alle mit Namen und bestimmten Verrichtungen genannt, so die *tres pueri,* die das Salz der Weisheit auf das Gemüse streuen, Christus, der Öl darauf gießt, Moses, Abraham, Isaak, Jakob, Joseph, Noe, Petrus, Tobias, Johannes der Täufer, Paulus, David, Zachäus und schließlich nochmals Christus, der Süßigkeiten *(dulcia)* verteilt — sie alle sind in das Bild des *caeleste prandium* hineingestellt und zwar, wie man sieht,

ohne eigentliche Ordnung. Denn z. B. von Noe, der keinem etwas verweigert, was er an Vorräten als *arcarius* aufgespeichert hat, springt die Aufzählung auf Petrus über, der *recentes marinos affatim pisces apponit cum sarda amabili*, und auf Tobias, der *fluvialis piscis interanea . . . accurat et assat*. Zwischen Johannes — *mel attulit et locustas* — und David — *lac argenteum subministrat et caseum* — ist Paulus gestellt, der einzige in der ganzen Schar, der nichts anderes beisteuert als die Ermahnung: *ne alter alterum manducantem denotet*. Was sollen nun all diese auf leibliche Nahrung bezüglichen Zitate von Personen oder Handlungen aus der Bibel? Nach einer Deutung derselben suchen wir in dem Traktat vergebens, die, wenn überhaupt im Sinne des Predigers gelegen, seinen Zuhörern wohl ebenso notwendig war wie uns. Auch die denkbare Annahme, Z. habe nur die Reihenfolge der Zitate notiert, deren Deutung aber dem mündlichen Vortrage vorbehalten, befriedigt nicht. Denn es ist nicht einzusehen, weshalb bei dieser großen Anzahl biblischer Zitate gerade das Wichtigste, deren Deutung, einer schriftlichen Fixierung nicht bedurft hätte. Was haben überhaupt all diese Einzelheiten mit dem *caeleste prandium* zu tun, das nichts anderes bedeutet als die Eucharistie? Vielleicht weist uns den richtigen Weg die im Anschlusse an Christi *dulcia* zitierte Psalmenstelle (118, 103): *quam dulcia faucibus meis eloquia tua super mel et favum ori meo*. Wenn für den Psalmisten, von dem es kurz vorher heißt, *prior qui hoc prandio pastus est ante nos*, Gottes Gesetz, die *eloquia*, ein *prandium* war, das mit der Eucharistie auf eine Stufe gestellt wird, so kann dies im alten Bunde genossene Mahl nur eine Vorbedeutung, nur ein Symbol auf das Himmelsmahl des neuen sein und auch den übrigen Zitaten ist ein darauf bezüglicher symbolischer Sinn zuzusprechen, insoferne sie Handlungen oder Verrichtungen ausdrücken, die sich auf die Zurüstung eines Gastmahles beziehen. Hiebei deckt sich allerdings Bild und dessen Gegenstand nicht bis ins einzelne und es wäre gewiß eine müßige Frage, was etwa Johannis Honig und Heuschrecken bedeuten oder Petri Seefische und die Flußfische des Tobias. Die Allegorie dient hier nur dem einen Gedanken der Vorbedeutung eines geistigen Festmahles durch eine Reihe auf leibliche Mahlzeiten überhaupt bezüglicher Handlungen, wofür eben aus der Bibel Personen und Zeitumstände ausgewählt sind. Eine unmittelbare Beziehung für jede einzelne Handlung ist nicht herzustellen, wohl auch von dem Verfasser nicht beabsichtigt. Denn wo es in seiner Absicht lag, ein allegorisches Bild bis ins einzelne zu erläutern, gebrach es ihm nicht an dem notwendigen Geschick, dies auch durchzuführen.

Dies zeigt sich z. B. im Traktat über des Propheten Jonas Schiffbruch (II., 17). Im 2. Kapitel, das ausschließlich das Schicksal des Propheten be-

handelt, wirkt wie ein Miterlebtes die plastische Schilderung des Seesturmes: *subito compugnantium ventorum flatu lacessitum fremit mare . . . procellae . . insaniunt, horrendum sibilant funes, gemunt . . antemnae, retunsa undique iter non invenit prora.* Aber die rhetorische Deklamation, die an antike Vorbilder erinnert, ist hier nicht Selbstzweck, sondern ihre Einzelheiten finden im folgenden Kapitel (3.) allegorische Deutung, die mit den bescheidenen Worten eingeleitet ist: *quantum datur intellegi.* Das Schiff wird als ein Bild der Synagoge gefaßt — *navis typus est synagogae* — die Schiffer sind die Pharisäer und Schriftgelehrten, das Überbordwerfen der Geräte bezeichnet die Zurückweisung der Propheten, die wütenden Winde sind die Könige, die Judäa über den Erdkreis zerstreuten, das Meer bedeutet diese Welt, seine Wellen bezeichnen Juden und Heiden, die sich gegen Gott erhoben — ja, um alle übrigen Einzelheiten zu übergehen, selbst das Holz des Schiffes findet eine Deutung im Hinweis auf das Kreuz des Herrn und dieses Heilsgeheimnis ist durch den im Schiffe schlafenden Jonas vorbedeutet: *Ionas in navi dormiens sacramenti dominici imaginem praeferebat.* In diesem Traktat ist also die Absicht erkennbar, durch das poetische, eine biblische Erzählung ausführende und erweiternde Bild eine Menge von Einzelheiten zu gewinnen, die in der darauffolgenden Erläuterung Bezug und Bedeutung erhalten.

Dieselbe Kleinarbeit in der Durchführung der Allegorie zeigen noch zwei Traktate des 2. Buches (27 und 44), die überdies Z. als wohlbewanderten Fachmann in praktischen Berufen erscheinen lassen. In II. 27 wird mit Bezug auf Isaias (Kap. 5) dem ersten Weinberge Gottes, dem Judenvolke, der zweite, das christliche Volk, gegenübergestellt. In diesen neuen Weinberg wurde die ganze prophetische Kraft übertragen — *in quam omnis fructus propheticus decucurrit* (Kap. 1) — und zwar durch die Veredlung der Weinstöcke, ein Symbol der geistigen Erneuerung. Um dies klar zu machen, verbreitet sich Z. im ganzen 2. Kapitel über die einzelnen Geschäfte des Winzers, vom Abschneiden des Senkreises bis zum Einlagern des Weines im Keller des Hausvaters, und zwar: *mensura servata amputatur in surculum — palmes in scrobem dimittitur — illi iungitur lignum* (als Stütze) — *ubi adoleverit in vitem, eius crines luxuriosi falce tondentur — tabulatis* (Hängegerüst) *infertur, nodis adstringitur — oculis apertis folia procedunt — sequaces fructus — uva detrahitur . . calcatur, prelo premitur — pretiosum fluentum . . et bibitur et . . cellis vinariis infertur.* Im Vergleiche zu der inhaltlich ähnlichen Stelle im Cato maior des Cicero (XV. 52, 53) ist die Schilderung des Weinbaues bei Z. viel breiter und ausführlicher, was schon aus dem Grunde beabsichtigt erscheint, weil all diese Einzelheiten des Winzergeschäftes im folgenden Kapitel (3) gedeutet werden im Sinne der geistigen Wiedergeburt des Menschen, und

zwar: *quantum spiritaliter mediocritas nostra conicere potest.* Denn unter ausdrücklichem Bezug auf jede einzelne der angeführten Phasen des Weinbaues schildert Z. den Lebensgang des nach der Taufe Verlangenden — das ist das zugeschnittene Senkreis — bis zur Aufnahme des Märtyrers *dominicae habitationis in recondita*, womit der Weinkeller des Hausvaters identifiziert wird.

Der andere obenerwähnte Traktat (II., 44), wahrscheinlich im Anschlusse an die Lesung des ersten Korintherbriefes (5, 7) gehalten, handelt von der Zubereitung des Weizens — *die dominico de comparatione tritici* lautet die Überschrift in mehreren Handschriften — und verwertet gleichfalls die Entwicklung eines Naturvorganges bis zum Eingreifen menschlicher Berufstätigkeit als Gleichnis für geistige Wahrheiten. Ein alltäglicher Vorgang, die Brotbereitung, wird hier in seinen zeitlich abgestuften Einzelheiten vorgeführt. Aus Unkraut und Disteln hat Gottes Gnade herrliches Getreide werden lassen; nunmehr sorgfältig gereinigt und gemahlen — *molaris lapidis pio pondere feliciter fracta* (Kap. 1) — und gesiebt, ist es zu blendend weißem Mehl geworden, das ohne Sauerteig nur mit Wasser gemischt und geknetet ist. Hierauf mit Salz bestreut, wurde es zu einem ungesäuerten Brote — *in panes azymos reddita* —, nachdem vorher der Teig mit Öl glatt gestrichen worden war — *levigata est oleo,* was sich wohl auf die Osterbrote bezieht, wie ja tatsächlich der Traktat *ad neophytos post baptisma,* die bekanntlich am Ostertage die Taufe empfingen, in einigen Handschriften betitelt ist. Während bis hierher ein Bezug auf eine zu vermittelnde geistige Wahrheit fehlt, dient das Folgende bereits allegorischen Zwecken: *hi quos videtis . . . suave redolentes . . . excocti non furno sed fonte, non humano sed igne divino.* Gemeint sind in den Osterbroten die Neophyten, die im Taufquell und durch göttliches Feuer sozusagen gar geworden sind *(excocti).* Was sonst irdischem Brote widerfahren kann, wie Verderbnis durch Luft, Rauch, Kälte, davor bleiben sie bewahrt; nicht angeschwärzt, nicht altbacken, nicht verbrannt, nicht teigig, noch schimmelig, schmecken sie wie Milch und haben auch die Farbe der Milch. Man sieht, daß an dieser Stelle Bild und dessen Deutung nicht so scharf gesondert ist, wie an der früheren, vielmehr beides zum Schaden der Deutlichkeit in einander fließt. Ja, daß nicht etwa die Osterbrote, sondern vielmehr die Neophyten Gegenstand dieser Betrachtung sind, wird erst recht klar im 2. Kapitel, wo sich Z. als *pistor,* und zwar einen armen Bäcker bekennt, gegen den vielleicht der Vorwurf erhoben werden könnte: *quod nonnulli forma videntur minores.* In Fortsetzung dieses Bildes fordert Z. seine Gehilfen auf: *si quid sciunt dicant,* falls er unredlich sollte vorgegangen sein. Es ist nun nicht anzunehmen, daß sich Z. mit den Priestern und Diakonen an der Bereitung der wirklichen Osterbrote beteiligt habe, sondern der Vor-

wurf mindergewichtigen Brotes bezieht sich darauf, daß manche der in die Glaubensgemeinschaft Aufgenommenen minderwertig erschienen. Wäget sie, ruft Z. aus, ihr habt das alte Gewicht: *invenietis nullum habere minus*. Es handelt sich also um *minores* dem Gewichte nach, womit der frühere Ausdruck *minores forma* trotzdem vereinbar ist, wofern man nur Gestalt und Gewichtsmenge in Beziehung gebracht annimmt. Als Ergebnis dieses Nachwägens versichert Z.: *tripondes sunt omnes, numismatis sacri una libra signati*, was wiederum nur allegorischen Sinn hat, verstanden von den Neophyten, die durch das Bekenntnis ihres Glaubens an den dreieinigen Gott vollwichtig sind und die Z. geradeso gekennzeichnet wissen will wie den Denar (II., 35): *denarium aureum triplicis numismatis unione signatum*.

Schließlich möge noch die Verwendung von Naturbeobachtungen, aber nicht zum Zwecke des Vergleiches, sondern zum Nachweise eines sittlichen Prinzipes erwähnt werden. So wird in dem Traktat über die Geduld (I., 6, 2) diese Tugend als Regulator in den Naturerscheinungen und dem Tierleben nachgewiesen. Durch sie bleiben die Zeitabschnitte in verwandtschaftlichem Zusammenhange — *cognata conexione* — der schnelle Lauf der Sonne wird durch sie gezügelt — *nunquam antevertit auroram* — wie der des scheinbar irrenden Mondes, und gar das wild aufgeregte Meer — *nunc pulsantibus caelum nunc requirentibus terram aestuantibus undique vitreis armatum montibus* — bricht schließlich in sich selbst zusammen dank der *mira patientia*. Insofern diese alles Vor- oder Unzeitige verhindert, ist sie die Spenderin der Fruchtbarkeit für die sprossenden Fluren, die goldgelben Erntefelder, den reichbehängten Weinstock und die halbreife Olive. Vögel und Fische, ihren Führern folgend, durchstreifen die Lüfte, durchfurchen die Gewässer zu bestimmten Jahreszeiten: *et patienter veniunt et patienter excedunt*.

Dieser Typus der Naturbeobachtung ohne allegorische Tendenz findet sich auch I., 8, wo Z. nachweist, daß alles auf Erden Gott fürchtet — *nulla natura quae non timeat deum* (Kap. 2) —. Dies zeige sich, wenn der Himmel erdröhnt, die Sonne durch Wolken, die der Blitz durchzuckt, verdunkelt wird, die Erde bebt oder sich selbst in einem klaffenden Krater verschlingt.

Beispiele dieser Art, die lediglich rhetorischen Zwecken dient, gibt es bei Z. eine ansehnliche Menge; unter diesen fallen die vielen aus dem Militärwesen entlehnten Bilder auf, die Z. auch auf diesem, ihm doch ferneliegenden Gebiete bewandert erscheinen lassen. So heißt es von der *fides*, sie sei *invictum adversus diaboli impetus propugnaculum pariter ac telum, animae inpenetrabilis lorica* und weiter *nec desertorem praemiis triumphalibus honorabit* (I., 2, 3); *exsertis mucronibus . . velut testudine . . resistunt* (*porci* I., 2, 5); *sapientia . . armata vocis tuba et gladio linguae . . congregat turbas*

(I., 3, 2) und als Schulbeispiel dieser Art die Schilderung der Heimsuchungen Jobs, die geradezu als ein Feldzug des Teufels gegen den Diener Gottes dargestellt werden (II., 15, 1): *famigerabile committitur proelium .. diabolus horrendum totis intonans armis ministrisque .. in auxilium concitatis terribili increpans tuba .. face furiali succensa impetibus crebris ... dei facultates invadit.*

Über Zenos Bildungsgang wie überhaupt über seine Lebensverhältnisse und Schicksale sind wir so gut wie gar nicht unterrichtet, so daß wir auf seine Predigten allein angewiesen sind, wenn seine geistigen Fähigkeiten und seine schriftstellerische Bedeutung charakterisiert werden sollen. Sein Eigenurteil: *homo imperitissimus et elinguis .. audeam disputare* (I., 3, 1) oder *mihi rustico .. ignoscite* (II., 27, 1) und *quantum .. mediocritas nostra conicere potest* (II., 27, 3) werden wir wohl nicht unterschreiben, vielmehr aus der Art der von Z. ausgewählten Bilder und Gleichnisse und deren Durchführung den Schluß ziehen, daß er ein gebildeter und erfahrener Mann war, dessen Gesichtskreis keineswegs auf religiöse Dinge beschränkt ist, wenn er auch selbstverständlich sein weltliches Wissen und seine weltliche Erfahrung stets in den Dienst religiöser Gedanken stellt. Seine allegorisierende Kunst hat größtenteils das Richtige getroffen und ihre Absicht, Übersinnliches, Geheimnisvolles der menschlichen Erkenntnis näher zu bringen oder sittliche Wahrheiten zu begründen, mit Erfolg erreicht. Wo sie versagte, erlag sie der Undeutbarkeit eines Glaubensgeheimnisses oder sie brachte sich selbst um die beabsichtigte Wirkung durch Häufung belangloser, nebensächlicher Einzelheiten oder durch den Mangel an Verständlichkeit und jenem Maße von Beschränkung, das es vermeidet, ein poetisches Bild zur Hauptsache, zum rhetorischen Paradestück werden zu lassen.

Wien.





Nachwort des Zeichners. Ein Stück Entwicklungsgeschichte. ❦ Von Maximilian Liebenwein. ❦

Die vorausgehende Reihe von Aufsätzen ehemaliger Schottenschüler gliedert sich logisch in zwei Teile.

Die einen befassen sich mit einem Thema aus dem gegenwärtigen Wissensgebiet oder Wirkungskreise oder auch mit einem Erlebnis der Verfasser und sind nur dadurch lose aneinandergereiht, daß sie von alten Schülern des jubilierenden Gymnasiums stammen; die anderen stehen im engen geistigen Zusammenhang mit der Geschichte des Stiftes oder seiner Schule oder geben eine Erinnerung an die Schulzeit, an diesen oder jenen Lehrer wieder, der dem Herzen des Verfassers besonders nahe stand.

Und doch war für mich, den Zeichner, der diese Aufsätze lesen mußte, bevor sie zum Buche aneinandergefügt wurden, das Bild unserer Schulzeit nur unvollständig gegeben.

Mir ward die ehrende Aufgabe, dem Buche durch den Schmuck der Bilder seine äußere Gestalt zu geben. So will ich, obwohl es dem Bildner ziemte, schweigsam zu sein, es auch versuchen, in einem Nachworte dem Bildnis unserer alten lieben Schule jene Züge hinzuzufügen, die noch fehlen.

Es sind deren hauptsächlich zwei.

Erstens ist nirgends die Wichtigkeit und wissenschaftliche Ausdehnung des Unterrichts in den naturgeschichtlichen Fächern erwähnt und die schlichte Größe unseres edlen verstorbenen Lehrers P. Stephan Fellner, der uns in diesen Fächern unterrichtete. Die Naturgeschichte ist in den Gymnasien des benachbarten Bayern als Kinderspielzeug, mit dem sich der humanistisch Gebildete nicht abzugeben braucht, in das Untergymnasium verbannt. Die Lehrmittelsammlungen sind dort gering, die Stundenanzahl auf eine Stunde wöchentlich beschränkt. So ist die Pflege der Naturwissenschaften bei ihrer heutigen ungeheuren Wichtigkeit, bei der Schulung, die das sonst so vernachlässigte Auge durch sie erlangt, ein Hauptvorzug unseres österreichischen Gymnasiums und bewirkt, daß bei uns trotz der kürzeren Lehrzeit von acht Jahren eine größere Bildungssumme überliefert und ein höheres und allgemeineres Lehrziel erreicht wird.

Zweitens finden sich in unserem Buche nur schüchterne Andeutungen vor, wie ausgelassen und schlimm wir Buben oft gewesen sind und was für einen schweren Stand unsere Professoren oft mit den anvertrauten Rangen gehabt haben, so daß man meinen könnte, wir seien Engel gewesen, »die nicht fühlen, die nicht weinen«.

Seit Wilhelm Buschs Meisterwerk »Max und Moritz« und Dr. Ludwig Thomas »Lausbubengeschichten« und »Tante Frieda« hat der »Lausbub« das Bürgerrecht in der deutschen Literatur erhalten. Warum sollt' es ihm in diesem Buche versagt sein, zumal da die Lausbuben von damals nicht gerade die schlechtesten Männer geworden sind?

Der »Lausbub«, der unglückliche Stunden hat, in denen er die Schule tödlich haßt, der aber doch gern zur Schule geht, weil ihm mancher Lehrgegenstand Spaß macht, weil er sich zu Hause gründlich langweilt und weil er in der Schule mit gleichgesinnten Spießgesellen seine Streiche vollführen kann; der für die Ehre seines Gymnasiums im Kampfe mit Realschülern manche blaue Beule und manche blutende Schramme mit heimbringt; der an einigen seiner Lehrer mit schwärmerischer Hingabe hängt, während er andere wieder neckt und peinigt: eben dieser Lausbub ver-

dient es, als unvermeidliches Inventarstück jeder Klasse hier verewigt zu werden.

Am besten ist es, ich erzähle zu diesem Zwecke einige meiner eigenen Schicksale aus jenen fröhlichen acht Jahren, die uns erst so lang vorkommen und nachher so kurz gewesen sind.

Ich bin eigentlich schon durch meine Geburt dazu bestimmt gewesen, meine Hosen auf denselben Bänken glatt zu scheuern wie mein Berufsgenosse Moritz von Schwind.

Mein Großvater Paul Liebenwein war ein Freund des alten Direktors P. Albert Gatscher, der in meiner Familie, so lange er lebte, als Hausgeistlicher funktionierte, der meinen Vater getraut und meinen Vater, meinen Bruder und mich getauft hatte. Mein Vater war ebenfalls Schottenschüler, und zwar um das Sturmjahr 48 herum.

Er war ein Mitschüler des jüngst verstorbenen Altmeisters der Schauspielkunst Josef Lewinsky und ging von der fünften Klasse zum Kaufmannstand über. Von dem Jahrgange lebt, glaube ich, niemand mehr als ein greiser Chorherr zu Herzogenburg.

So ward ich im Herbste 1879 der Mannschaft des hl. Benedikt übergeben und kam in die erste Klasse des Schottengymnasiums. Die Genies waren freilich bei uns nicht so dicht gesät, wie in jener Schottenklasse von anno 1813, in der Schwind, Bauernfeld und Lenau beieinander saßen; aber es war, wie sich später zeigte, sprühenden Witzes und Geistes ein reichliches Lager aufgehäuft: Buben aus Familien mit alter Wiener Kultur, die von daheim eine Grundfeste vererbter geistiger Güter mitbrachten, auf der gute Lehrer lustig weiterbauen konnten.

Mein erster Ordinarius war P. Stephan Fellner, der uns im Deutschen und im Lateinischen unterrichtete. Eine hohe schlanke Gestalt von edler Anmut, ein jugendliches Gesicht mit leicht ergrauten Haaren. Für mich, der in einer Familie voll komischer Vorurteile aufgewachsen, war er mit seiner klaren und reinlichen Denkweise ein hohes und unbegreifliches Ereignis. Ich fand heuer, als wir mein Vaterhaus in Wien verkauften und alten Kram sichten und ordnen mußten, ein Tagebuch aus jener fernen Kinderzeit, das in unbegrenzter Verehrung und in kindisch überschwenglichen Ausdrücken von ihm spricht. Auf jeder Seite nur Stephan und Stephan.

Gewöhnlich, wenn man in solchen Tagebüchern aus der Knabenzeit liest und blättert, haben sich die Eindrücke von damals verwischt und verschoben und was damals geschrieben ward, scheint uns ein Wahngebilde unreifer Jahre, unfertigen Denkens. Bei mir hat sich der Eindruck, den ich von meinem ersten Klassenlehrer damals empfing, in späteren Jahren nur

vertieft; ganz natürlich — denn ein Kind von zehn Jahren kann eines Mannes Wert nur ahnen, nicht begreifen.

So stelle ich mir heute noch Ekkehard von St. Gallen vor, den Mann, der glückselig, da er die Prüfung bestanden. Ich habe selten etwas Edleres gesehen, als dieses Profil mit der leicht gebogenen Nase und den unsagbar feinen, fast mädchenhaften Mund, der so erfreulich lachen konnte und sich im Ärger nur leicht verzog.

Der Drang, künstlerisch zu gestalten, der sich seit meinem vierten Lebensjahre darin äußerte, daß ich täglich einen Bogen Papier mit den Gebilden meiner ungezügelten Kinderphantasie, mit Tigerjagden, Elefanten, Rittern, Eisenbahnen, Kanonen, Dampfschiffen und Zirkuspferden beklexte, hat damals schon eine große Rolle in meinem Leben gespielt. Er nimmt den größten Teil der Geisteskräfte für sich in Anspruch und so ist's kaum verwunderlich, daß ich, der in der ersten und zweiten Klasse Vorzugsschüler war, allmählich mit dem Wachsen dieses Triebes tiefer und tiefer sank, das heißt nicht etwa moralisch, sondern nur in der Lokation, die zu meiner Schulzeit noch üblich war.

Der Trieb, äußere Eindrücke los zu werden, indem ich sie darstellte, ward mit den Jahren immer mächtiger, er besudelte Hefte und Bücher, keine Schuldisziplin konnte ihn hemmen. So machte er auch meinen Lehrern viel zu schaffen. Denn der Lehrer, der von seinen Schülern Aufmerksamkeit für den Gegenstand fordern muß, kann es begreiflicherweise nicht dulden, wenn einer der Schüler stets ein Blatt Papier vor sich hat und mit einem krausen Gewirr von Griechen und Römern, von Rittern und Räubern bedeckt, die ihm viel wichtiger erscheinen als das Dornengestrüpp der griechischen Formenlehre.

Neben dieser Wut zu zeichnen und zu klexen, entwickelte ich mich auch nach und nach zum Lausbuben. Die »Flegeljahre« nennt man's gewöhnlich, die sich sowohl im Leben des einzelnen gesunden Individuums, als auch in der Geschichte ganzer Völker nachweisen lassen.

Da sieht man auf dem Schulweg, was andere Buben treiben, oder man wird angerannt, eben weil man ruhig und sittsam seiner Wege geht. Da hört man von älteren Brüdern und Vettern, was in anderen Klassen und Schulen vorgeht. Die Vettern schneiden furchtbar auf, wie lustig es im Theresianum ist, man glaubt ihnen alles, und um die Ehre der Schotten zu retten, müssen sie übertrumpft werden.

Auch alte Traditionen, vererbt von einer Klasse auf die andere, wirken mit. So bestand seit den Zeiten meines Vaters eine Feindschaft mit den Realschülern. Mein Vater raufte noch auf den Glacis und in den Stadtgräben,

bis das Erscheinen eines »Staberlwachters« Freund und Feind zum Ausreißen zwang, und wir rauften im Volksgarten in der Nähe des Theseustempels oder dort, wo heute das Denkmal Grillparzers steht, mit den Nachkommen und Nachfolgern derselben, Realschülern, meist so lange, bis der Invalide angehumpelt kam und die Streitenden schied.

Die Gegner verhöhnten sich zuerst gegenseitig, wie dies ja auch die homerischen Helden getan haben. »Suppenlateiner«, »Lateinprotzen«, »Küchenlateiner« hieß man uns und zu unserer Verhöhnung sang man »Als die Römer frech geworden«. Wir hingegen, stolz auf unsere humanistische Bildung, wie man in späteren Jahren nie mehr ist, nannten sie »Realaffen« und stimmten als Schlachtgesang ein lateinisches Kirchenlied an, das wir vom Schulgottesdienst her kannten, wie die Mönche von St. Gallen und Reichenau in der Hunnenschlacht. Am beliebtesten waren »Dies irae« und »Vexilla regis prodeunt«, wohl des kriegerischen Anfangs wegen.

Die Realschüler mit ihren Reißbrettern und großen Linealen waren aber weit besser bewaffnet als wir und wir haben oft Schläge bekommen. Da traten drei meiner Freunde und ich zusammen und berieten, wie diesem taktischen Mangel abzuhelfen wäre. Die drei Helden waren, soviel ich mich dessen erinnern kann, ein gewisser Ziegler, ein kleiner Hiller, Urenkel des alten Haudegens, der anno 1809 das IV. Korps und 1813 die österreichische Südarmee führte, und Graf Robert Lamezan-Salins, jetzt Generalstabshauptmann. Alle drei sind vor dem Obergymnasium ausgetreten, aber ich habe sie noch in lieber Erinnerung.

Wir beschlossen, um der Not des Vaterlandes ein Ziel zu setzen, eine Hoplitentruppe zu organisieren. Die Bewaffnung war folgende: Unter der Weste wurde mit dem Rücken nach vorn die griechische oder lateinische Grammatik aufgeklappt hineingeschoben, um die Brust zu schützen. Ein Lexikon wurde auf den linken Unterarm geschnallt — der Schild des Ajax aus den sieben Rinderhäuten ist kaum dicker gewesen? Unsere kurzen hölzernen Lineale wurden durch längere aus Eisen oder Messing ersetzt. Die Durchführung der letzteren Maßregel wurde den Eltern gegenüber, die das Geld dazu hergeben mußten, durch einen angeblichen Wunsch des Mathematikprofessors begründet. Es war Winter und wir beschlossen, die neue Bewaffnung in Verbindung mit dem Fernkampf der Schneebälle zu erproben.

Unsere Vortruppe stellte auch bald den Feind im Volksgarten fest und das wohlbekannte »Als die Römer frech geworden« scholl uns aus einer befestigten Stellung hinter Schneehaufen entgegen. Hiller setzte sich gegenüber mit den Seinen fest, die anderen traten nebenan links und rechts in die Schützenlinie. Ich führte eine Umgehungsabteilung und erschien plötzlich in

der linken Flanke der Realschüler, schwang die blitzende Klinge des Lineals im Kreise über meinem Kopf und rief mit heller Kinderstimme: »Marsch, marsch!« und die Flankenabteilung stürmte. Auch Hiller sprang, seines Ahnen Tat bei Aspern wiederholend, aus der Deckung heraus und schrie: »Ein Hundsfott, wer noch schießt!«

Und ein Handgemenge sondergleichen begann, in dem die neue Bewaffnung einen glänzenden Sieg erfocht. Die Reißschienen splitterten unter dem scharfen Hieb der eisernen Römerschwerter und mancher Finger wurde blutig gehauen. Da kam der Invalide vom Tempel gelaufen, ich steckte noch schnell meinen Gegner, mit dem ich keuchend rang, mit dem Kopf in einen Schneehaufen, und froh des erfochtenen Sieges trollten wir heimwärts.

Es war dies unsere letzte Rauferei im Volksgarten, denn uns selber graute vor unseren Erfolgen.

Aber nicht bloß dem braven Miltiades, sondern auch dem guten Themistokles machten wir den Rang streitig. Wir lieferten auch einmal eine Seeschlacht auf dem Teich oder Tümpel der Hochramalpe bei Purkersdorf, und zwar nicht gegen die Perser, sondern gegen das Leopoldstädter Gymnasium.

Wir waren unser 6 oder 7 mit Erlaubnis der Eltern dahin ausgezogen, um zu rudern. Die Leopoldstädter ritten am Ufer auf gemieteten Eseln spazieren und waren noch stolzer als wir. Das ärgerte uns. Darum rief einer von uns aus dem Schiffe zu ihnen hinüber: »Seid uns gegrüßt, ihr Eseln von Brabant!« Die Leopoldstädter konnten sich das natürlich nicht gefallen lassen, und sie stiegen von ihren Eseln herunter in die geschnäbelten Schiffe, um uns anzurennen. Das ist manchem von ihnen sehr übel bekommen, obwohl sie in der Mehrzahl waren. Ich will aber nicht verschweigen, daß ich in jener Seeschlacht mit einem nagelneuen Sommeranzug bis über die Hüften ins Wasser fiel.

Auch in den geheiligten Räumen des Gymnasiums selbst ist viel gerauft und gebalgt worden, daß oft der Staub aufstieg wie beim Reiterangriff. Aber man würde irren, wollte man glauben, unser einziges Interesse wären die Katzbalgereien gewesen. Sie waren vielmehr nur die notwendige Betätigung körperlicher Energie und die Entschädigung für das lange Stillsitzen, denn damals gab's noch keine obligaten Jugendspiele, und Tennis, Fußball u. s. w. waren in Wien noch so gut wie unbekannt.

Auch die ärgsten Schlingel unter uns hatten viele höhere Interessen. Cäsar und Livius freuten uns und mir war das höchste die Naturgeschichte, das Sammeln von Insekten, der Umgang mit Hunden, Pferden und Katzen, oder gar mit wilden Tieren, sowie die bildende Kunst, die mir freilich noch das verschleierte Bild zu Saïs war.

Im Elternhause war — außer in den Ferien, wo ich Schmetterlinge jagte, auf Bäumen und Felsen kletterte und des Vaters Pferd in die Schwemme ritt — wenig Anregung für mich zu holen. Denn außer meinen Lehrbüchern bekam ich nur alle 14 Tage eine Lieferung von Corvins illustrierter Weltgeschichte zu Gesicht, sonst aber nur die blödsinnigsten Jugendschriften, deren geistiger Tiefstand mir damals schon Ekel einflößte.

Dafür war das Haus meines mütterlichen Großvaters für mich ein Paradies. Mein Großvater war des Kaisers Leibkammerdiener und kaiserlicher Jagdleiter, Forstmann von Beruf, und diente seinem kaiserlichen Herrn seit dessen viertem Lebensjahre. Er war einer der erfahrensten Weidmänner Österreichs und noch im hohen Alter ein fürtrefflicher Schütze. Er wohnte in jenem alten Hause auf dem Ballhausplatz (Nr. 6), das durch Schwibbogen mit der Burg und dem Ballhaus verbunden war und vor einigen Jahren zugleich mit dem Ballhaus abgerissen wurde. Seine Wohnung war voll Jagdtrophäen und gute Bilder und Kupferstiche von Gauermann, Pausinger, Ridinger und andere herrliche Dinge hingen an den Wänden. Außerdem war er Entomologe, besaß große Sammlungen, die mir stets offen standen, eine reiche Bibliothek wissenschaftlicher Werke und war ein Kunstfreund. Künstler und Gelehrte gingen bei ihm aus und ein. Zu einer Zeit, da in der Naturwissenschaft, namentlich in der Entomologie, noch vielfach die trostloseste Systematik herrschte, wies er voll Verständnis auf die Bedeutung des Biologischen hin und war ein Mitkämpfer jener biologischen Bewegung, die von Brehm ausging.

Meine Sonntage verbrachte ich stets bei ihm, und sie waren Festtage für mich. Denn erstens kriegte ich etwas Besseres zu essen als zu Hause, und zweitens war ich viel mit ihm allein und durfte ihn fragen, was ich wollte, ohne je eine abweisende Antwort zu bekommen. Dann erzählte er auch wohl von seinen Feldzügen, vom Feldmarschall Radetzky, vom Oberst Kopal und dem Sturm auf St. Lucia, oder wie er anno 49 mit seinem jungen Kaiser über die brennende Brücke bei Raab geritten. Oder er unterwies mich in der Unterscheidung der Hirschfährten, in der Handhabung des Gewehres und der Saufeder, zeigte mir seine Pulverhörner und machte aus Pulver einen Speiteufel, so daß die ganze Wohnung nach Pulver roch und die Großmutter schimpfte.

Dann pflegte er zu sagen: »Der Max muß auch einmal Pulver riechen«, und seine grauen Habichtaugen leuchteten hell unter den buschigen Brauen.

Aber auch Kunstschätze besaß er: Gute alte Möbel, chinesische Malereien und ein Buch, in das Kupferstiche alter Meister eingeklebt waren. Über diesem Buche saß ich oft stundenlang, hielt mir die Ohren zu, daß mich

niemand störe und bestaunte mein Lieblingsbild, Albrecht Dürers »Ritter, Tod und Teufel.«

Meiner Mutter war das nun gar nicht recht, daß ich mich in dieses alte Bild so verbohrte, und sie schalt mich, daß ich nicht lieber etwas »Nützliches« tue, anstatt das abscheuliche Bild anzuschauen, von dem kein Mensch weiß, was es bedeutet. Da lachte der alte Herr in seinen grauröltlichen Schnurrbart und meinte: »Das wird dem Buben schon nützlich sein, der weiß es selbst vielleicht besser als wir, was ihm gut tut.«

Das war mein Großvater!

Wenn ich von der Lehrzeit bis zur V. Klasse nichts erwähne als die paar Bubenstreiche und das Milieu im Hause des Großvaters, so geschieht dies, weil bis dahin alles glatt gegangen war und in meiner Erinnerung sonst wenig haften geblieben ist. Ich war trotz mancher Plage ein glücklicher Bub, ich hatte im Sommer goldene, ungetrübte Ferien, und immer noch eine anständige Sittennote, ich hatte wackere, treue Freunde unter den Mitschülern, und das Schicksal hatte bis dahin noch niemals rauh in mein Leben eingegriffen.

Um so rauher sollte es mich in der V. Klasse mitnehmen. Nicht, daß jenes Jahr meiner Gymnasialzeit ganz unerfreulich gewesen wäre. Im Gegenteil. P. Stephan war wieder unser Ordinarius. Er lehrte uns Mineralogie und Botanik. In seiner eindringlichen, sachlich schlichten und vornehm wissenschaftlichen Art lehrte er uns die Schätze der Erde kennen, mit weitem Blick auf andere Fächer, Chemie und Geographie, übergreifend. Ich war sein bester Schüler in diesem Jahrgang und gewissermaßen sein Assistent, und ein Blitz aus seinen Augen beglückte mich, wenn ich eine schwierige Kombination von Kristallformen richtig auflöste und die Formel dafür fand, oder selbst eine Frage an ihn richtete, die mir zum tieferen Verständnis nötig schien.

Im Griechischen hatten wir das Glück, mit P. Klemens Kickh Homer zu lesen. Hier trat uns zum ersten Male die wahrhaft künslerische Interpretation eines alten Klassikers entgegen. Noch sind mir die Stunden in froher Erinnerung, da er die Einleitung gab, und da wir von Hektors Abschied lasen,

»Der für seine Hausaltäre
Kämpfend fiel, ein Schirm und Hort;
Auch in Feindes Munde fort
Lebt noch seines Namens Ehre.«

Auch darf nicht des ausgezeichneten Unterrichtes in der deutschen Metrik vergessen werden, der uns durch P. Columban Welleba zuteil wurde,

und der vergnügten Augenblicke, die wir erlebten, wenn er uns eine Schillersche Ballade vorlas, z. B. den »Handschuh«. Dabei hat er uns zu unserem höchsten Gaudium sämtliche beteiligten wilden Tiere vorgemacht.

Doch es war auch ein neuer, ganz junger Professor auf dem Plan erschienen, der jetzige Herr Direktor, der uns in der V. und VI. Klasse im Latein unterrichtete, mit dem ich gelegentlich des Jubiläums einen ehrenvollen und ehrlichen Frieden geschlossen habe, der auf gegenseitiger Wertschätzung beruht.

Wenn wir damals auf dem Kriegspfade wandelten, so war's eigentlich weder seine noch meine Schuld, sondern wie mir's jetzt nach 24 Jahren vorkommt, die Schuld eines gewissen Marcus Tullius Cicero, den die Römer zwar den Vater des Vaterlandes nannten, den ich aber trotzdem nicht leiden kann. Wenn er noch lebte, würde ich, so wie es einst geschehen ist, auf seinen Kopf einen hohen Preis aussetzen, damit er keine Reden mehr hält oder schreibt. Cicero und der Verfasser des deutsch-lateinischen Übungsbuches Dr. Süpfle waren es, die uns entzweiten.

Dazu kam noch vor Ende des I. Semesters eine fürchterliche Katastrophe, die mir mein Zeichnen eintrug. Ich verstieg mich nämlich zu Bildnissen meiner Professoren, die nach und nach zu Zerrbildern wurden, zu denen mich die Freude am Charakteristischen verleitete. Diese Karikaturen fanden reißenden Absatz in den Reihen der Mitschüler, und einer, dem ich ahnungslos vertraute, sammelte an 80 Blätter und lieferte sie dem Direktorat aus. Da zog sich ein schweres Gewitter über meinem schuldigen Haupte zusammen. Mein Vater wurde zitiert und ihm eröffnet, daß ich mit genauer Not dem Consilium abeundi entgangen war. Ein »Entsprechend« in Sitten war die Folge, das ich nun bis in die VIII. Klasse nicht mehr losbrachte.

Der Ephialtes, der mich verraten, wurde zwar von der Klasse halb gelyncht, aber das Wohlwollen vieler meiner Lehrer hatte ich auf einige Zeit gründlich verscherzt.

Da traf mich gleich zu Anfang des II. Semesters der V. Klasse ein noch schlimmerer Schlag: Mein Großvater, die Sonne meiner Knabenzeit, ward totkrank und legte sich zum Sterben nieder. Noch in den letzten Tagen hat er mir so viel Liebes und Gutes erwiesen und immer so ernst und gütig zu mir gesprochen, daß ich nur mit Rührung daran denken kann. Jedesmal hatte er noch ein Geschenk für mich, Gegenstände, die ihm teuer waren, die Schädel erbeuteter Tiere, Bücher, Steine und exotische Käfer. Am 12. März war's, da ging's ans Sterben. Da kam noch der Kaiser, um seinem alten Diener und Weidgesellen Lebewohl zu sagen, und am 13. morgens, als ich zur Schule ging und an der Tür die bange Frage tat,

erhielt ich die Auskunft: »Heute mittags, wenn du wieder kommst, wird er nicht mehr sein!«

Da saß ich auf meiner Schulbank und ließ Kopf und Ohren hängen, und es war mir im höchsten Grade gleichgültig, was vorging. Neben mir saß Ephialtes, dem das ebenso gleichgültig war, und versuchte es zwei- oder dreimal, sich mit einigen schalen Witzen wieder bei mir anzubiedern. Ich reagierte nicht darauf, und als er das viertemal herankam, gab ich ihm mitten in der Lateinstunde in meiner Verzweiflung eine solche Ohrfeige, daß er zur Bank hinausfiel.

Professor Anton Sauer war natürlich nicht entzückt darüber, denn das war auch in unserer berüchtigten Klasse noch nicht vorgekommen. Er befahl mir, mich hinauszustellen. Da bäumte sich mein Stolz unbändig auf und ich sagte »Nein« und blieb sitzen. Ein saftiger Eintrag ins Klassenbuch war die Folge dieser Gehorsamsverweigerung.

Als ich auf den Ballhausplatz kam, hatte ich zur selben Stunde meinen Großvater verloren. Die Affäre in der Schule schien mir nichtig und gering beim Anblick des lieben Toten, den ich tränenlos anstarrte, von schluchzenden Verwandten umgeben. War's doch das erste Mal, daß der Tod nahe an mir vorbeigegangen, sein Opfer fordernd.

Aber es sollte noch schlimmer kommen. Den nächsten Tag saß ich wieder verstimmt auf meiner Schulbank. — Erste Stunde: Griechisch. — Professor Klemens kommt und schlägt das Klassenbuch auf; er liest kopfschüttelnd die Notiz. Er hatte meinen Großvater gekannt, ihn hochgeschätzt und bereits von seinem Tode vernommen.

Er blickte auf, sah mich durchdringend an, und sprach mit einer Schärfe, die wir sonst nie von ihm gehört: »Liebenwein! Ich habe Sie bis heute trotz alles Unfugs für einen guten Jungen gehalten! Ich scheine mich getäuscht zu haben; in derselben Stunde, da Ihr edler Großvater mit dem Tode ringt, können Sie eine Roheit begehen! Pfui!« — Das war zu viel auf einmal! Auch des gütigsten aller Lehrer Achtung verscherzt! Da brach ich weinend zusammen, der gestern noch mit Trotz gewappnet war. Ich bin dann nach der Stunde zu ihm in die Wohnung gegangen und habe ihm mit erstickter Stimme erzählt, wie alles gekommen war. Da zog er mich liebreich an sich und fuhr mir mit der milden Hand leise über meinen kurzgeschornen Kopf und sprach: »Sie sind doch ein guter Junge! Aber seien Sie nie gewalttätig! Geschrieben steht: Selig sind die Sanftmütigen!« Seine Stimme klang wieder wie sonst so weich und seine blauen Augen leuchteten, und an der Brust des alten Hofpredigers habe ich den ersten großen Schmerz meines Lebens ausgeweint.

Wenn es in diesem Jahre noch glimpflich ablief, so ereilte mich doch infolge neuer Streiche die längst angedrohte und gefürchtete Wiederholungsprüfung aus Latein am Ende der VI. Klasse mit der schönen und verlockenden Aufgabe, das ganze Werk Cäsars »De bello civili« in den Ferien zu übersetzen. — Heute weiß ich, daß mir das sehr gesund gewesen ist, denn ich bin noch ein recht guter Lateiner geworden und habe mit »Lobenswert« im Lateinischen maturiert.

Mit einer ungeheuren Energie ging ich ans Werk, schon um meine Eltern, die mich entgleist sahen, zu versöhnen, und bis zum 1. September hatte ich den ganzen Bürgerkrieg verdaut. Denn zu Egydi hatte ich was Wichtigeres zu tun: Die Hirschbrunft, die um diese Zeit beginnt, war der Grund meines Fleißes, und ich schlich nun mit den Forstadjunkten auf den Almen umher, um der Hirsche Schrei durch den Nebel zu hören, lederbehost, mit einer frechen Feder auf dem Hute.

Die Nachprüfung bestand ich glänzend.

Bevor ich hier weiter berichte, sei es mir erlaubt, kurz drei Elemente zu charakterisieren, die neben den Professoren im Leben eines Schülers die wichtigste Rolle spielen und es versüßen oder auch versalzen können. Das sind: Erstens die Mitschüler, zweitens die Eltern und drittens der obligate Hauslehrer, den Eltern, die dem Fortgang ihrer studierenden Söhne selber nicht folgen können, den Kindern aufs Genick zu setzen pflegen.

Meine Mitschüler kann ich nur loben. Trotz unserer Ausgelassenheit herrschte in der Klasse ein sehr guter Geist. Fälle von Roheit sind kaum vorgekommen und eisernes Zusammenhalten — alle für einen, einer für alle — war uns eine ritterliche Pflicht. Angeberei ist seit dem üblen Streiche des Ephialtes nie wieder vorgekommen. Unsere Lehrer hätten sie auch in keiner Weise begünstigt, und die ganze Klasse hätte sich eher ermorden lassen, bevor einer den Mund aufgetan hätte zum Verrat.

Ihr lieben alten Freunde! ich kann euch nicht alle nennen, aber einige von euch muß ich doch begrüßen an dieser Stelle!

Da grüß ich vor allen dich, du sprühender Geist, voll treffsicheren Witzes, erfindungsreicher Lederer, gegen den Odysseus ein Waisenknabe war! — Dich auch, alter Walzl, der mit mir denselben Weg zur Schule ging, und mit dem ich, Kirschen und Marillen essend, in den Bäumen der Falknerei des Belvederes saß, wo wir manchen Streich ausheckten! Auf dem steinernen Rücken barocker Gartensphinxe reitend, zwischen gestutzten Hecken schleichend haben wir dort im Garten Prinz Eugens, des edlen Ritters, manch goldenen Traum geträumt! Euch grüß ich, ritterlicher Mingazzi und gutmütiger Hänisch, in dessen Vaterhause noch die schöne

Altwiener Sitte edler Kammermusik gepflegt wurde! Euch, Albert und Hoffmann, ihr Professorenkinder, durch die ich mit medizinischer Wissenschaft in Berührung kam, dich, kleiner Mayr, der als Bezirkshäuptling jetzt irgendwo durch Bosniens grüne Berge reitet, und dich, Dr. Schnitzer, jetzt Bezirksarzt in Wiener-Neustadt, der unerkannt als bester Mathematiker unter uns wandelte, was vielen bei der schriftlichen Matura zum Heile gediehen ist.

Ferner dich, guter Kamerad, Muster eines Primus für alle Zeiten, Gustav Ritter von Thaa, du Vorbild der Pflichttreue, und endlich euch beide, ihr Freunde meines Herzens, mit denen ich so lang zusammen kam, bis uns Länder, Beruf und Meere trennten: Egon von Pflügl und Ernst Luban, nun selbst ein Erzieher der Jugend! Im ganzen waren wir über 30, am Schlusse 34, von denen 33 die Prüfung bestanden haben.

Nun die Eltern! Das ist oft ein sehr schwieriges Kapitel. Denn jeder Lehrer weiß, daß es nebst solchen Eltern, die vernünftig genug sind, sich von ihren Kindern ein klares Bild machen zu können, noch zweierlei Gattungen Eltern gibt: Die einen sind stets die Verteidiger ihrer Rangen, die andern fühlen sich stets als Staatsanwälte. Ersterer Gattung gehörte meine gute Mutter an, der zweiten Gattung mein Vater.

Mein Vater war Kaufmann in einem Landorte Niederösterreichs und kam nur einmal in der Woche auf zwei Tage nach Wien, um nachzusehen, seine eiserne Strenge und eine Atmosphäre der Bedrückung mit sich bringend. Daher empfand ich in jungen Jahren nie das Gefühl der Freude, wenn er kam. In seinen Augen hatten wir grundsätzlich immer unrecht, selbst dann, wenn auch der Dümmste einsehen mußte, daß wir recht hatten. Er war der Pater familias im strengen römischen Sinne, und seine Autorität zu wahren war für ihn die Hauptsache im Familienleben. Das Geschäft, einseitige Zeitungslektüre und die große Liebe zum Sparpfennig hatten ihm alle Poesie aus Leben und Sprache verdrängt. Doch hat er mich nie geschlagen, war gütig gegen Notleidende und gegen Tiere, und die Liebe zur Alpenwelt und Touristik verklärte ihm seine freie Zeit, so viel dies bei seinem nüchternen Charakter möglich war. Dabei liebte er mich und war innerlich auf mich sehr stolz, machte mir aber, wo er konnte, das Leben sauer.

Die Mutter war, wie bei der übermäßigen Strenge des Vaters nur natürlich, immer der Verteidiger, und bei ihr hatten immer die Professoren unrecht. Ich wußte diese Eigenschaft, wenn ich ein »Nichtgenügend« heimbrachte, weidlich auszunützen, um mein Leben angenehmer zu gestalten. Im übrigen war sie mit ihrer vormärzlichen Mädchenschulbildung der Aufgabe nicht gewachsen, zwei Söhne, von denen einer die Universität, der andere das Obergymnasium besuchte, zu beaufsichtigen. Sie sperrte deshalb, um

sicher zu gehen, sämtliche im Hause vorhandenen Bücher ein, um uns vor allem den Storchenglauben zu bewahren, und uns vor der Demoralisation durch die deutschen Klassiker zu schützen, die in ihren Augen alle »unpassend« waren. Weil ich sehr schnell und leicht lernte, und nach ihrer Meinung zu viel zeichnete, obwohl sie auf meine ziel- und planlose Zeichnerei unmäßig stolz war, mußte mir der Hauslehrer Extraaufgaben geben, damit ich den ganzen Tag beschäftigt war. Ich konnte also mit Fug und Recht von Überbürdung sagen.

Der Hauslehrer! Noch seh ich ihn vor mir, den armen, lieben, guten Menschen, mit dem Papierkragen und dem abgetragenen Salonrock über dem Jägerhemd, oft im Winter vor Kälte zitternd, denn sein Röcklein war so dünn! Er hatte einen roten Bart und eine noch rötere Nase, war ein sehr tüchtiger Philologe und konnte vielleicht gerade deshalb meine Vorliebe für die Naturgeschichte nicht begreifen. Wie oft hat der Gute, wenn er über Ciceros Phrasen in Verzückung geriet, mich unaussprechlich gelangweilt! Aber wie oft hat er mich auch gegen meinen Vater in Schutz genommen oder mir im Schweiße seines Angesichts bei Mathematikaufgaben geholfen! Und das war keineswegs sein Fach und auch nicht seine Pflicht und eine schwere Anstrengung für ihn!

Wir haben uns gern gehabt und alles Gute sei ihm unvergessen!

Das war also meine Umgebung, als ich zu meinem Heile in der sechsten Klasse in die Hände meines lieben und hochverehrten Freundes und Lehrers Professor Hugo Mareta, kam, der an mir vollbrachte, was die Familie nie gekonnt hätte: die Erziehung zum Manne. P. Stephan war zwar wieder unser Ordinarius, aber das Ereignis dieses Jahres war Hugo! Wir kannten ihn schon vom Sehen aus und ein Ruf war ihm vorausgegangen, der wie ein schneidiger Wind vor ihm herblies.

Wir sollten den schneidigen Wind auch gleich in der ersten Stunde zu spüren bekommen:

Meine Klasse war der erste jener unglücklichen Jahrgänge, denen durch einen ungeschickten Versuch des Unterrichtsministeriums das Mittelhochdeutsch entzogen war. Und so eröffnete Professor Hugo den deutschen Unterricht mit einer gewappneten Rede gegen die neue Verordnung, so voll Witz und Schärfe, daß sie sein Liebling Abraham a Santa Clara nicht besser hätte halten können.

Wenn es einen Maria Theresien-Orden für Schulmänner gäbe, den man bekommt, wenn man zum Nutzen der Allgemeinheit gegen den Befehl handelt, P. Hugo hätte ihn mehr als einmal verdient; denn unkluge Verordnungen hat er immer als Luft betrachtet und ist ruhig zum Heile der ihm anvertrauten Jugend den Weg gegangen, den er für gut fand.

Wie lauschten wir Buben und wie zwinkerten wir uns lustig mit den Augen zu, wenn er einen seiner glänzenden Witze machte! Und uns Lausbuben auf den letzten Bänken liebte er besonders. Die, die blitzende Augen, rechtschaffene Fäuste und eine laute Stimme hatten; die ihm offen ins Gesicht sahen, nicht allzubrav waren und ein gutes Deutsch schrieben, die hatten es bei ihm gewonnen!

Wie zersplitterten vor ihm alle Scheingrößen in tausend Scherben, wie erbarmungslos zog er gegen jede Schwäche des Geistes und des Charakters zu Felde!

Er wußte die Bildungsmöglichkeiten der Großstadt für seinen Unterricht meisterhaft zu nützen und verlangte von uns kategorisch den Besuch des Burgtheaters und der öffentlichen Sammlungen. Mich und viele andere, die zu Hause noch wie Wickelkinder gehalten wurden, obwohl wir physiologisch das Alter der Mannbarkeit bereits erreicht hatten, befreite er dadurch aus der geistigen Knechtschaft des Vaterhauses, die ich um so tiefer empfand, als ja mein Großvater nun tot war, und mein junges Herz hat dem Befreier zugejubelt, wie es noch heute tut, wenn ich seiner gedenke!

Seine nähere Bekanntschaft beim Examinieren machte ich zuerst im Deutschen. Er sah mich lange und scharf vom Kopf zum Fuß musternd an und sagte dann — denn auch mir war Frau Fama vorausgeflogen — mit verhaltenem Lachen: »So, das ist also der berühmte Liebenwein!«

Als er mich im Verlauf des Examens durch keine seiner gefürchteten »Verständnisfragen« aus dem Sattel gehoben hatte, nickte er beifällig und sagte: »Na, aufs Hirn und auf den Schnabel g'falln sind wir alle zwei nicht!« Von diesem Tage an liebten wir uns und so ist es auch geblieben.

Und jeder Tag brachte nun Überraschungen und ich ging so gern zur Schule wie noch nie. Was war das für ein Festtag, wenn eine deutsche Schul- oder Hausarbeit zurückkam! Freilich, für manchen meiner Mitschüler, besonders in den vorderen Reihen, oft ein Tag des Zornes und des Schreckens; denn seit Professor Hugos Regiment hatte eine »Umwertung aller Werte« angefangen. Wie lustig war es, wenn der Stoß Hefte vor ihm lag und der vernichtende Feldzug gegen alles schlechte Deutsch, gegen Zeitungs- und Amtsschimmelstil, Gartenlaubenstil und Backfischstil, gegen alle »diesbezüglich«, »anläßlich«, »vorstehend«, »nachstehend« und »umstehend«, gegen die »Gemeinplätze« und »Bandwurmsätze«, die Inversion mit und, gegen die »Jetztzeit«, das »Platzgreifen« und »Hint-ansetzen« begann! Es gab ein ganzes Verzeichnis verbotener Dinge: Adam und Eva, Demosthenes, das arme Reh in Winterschilderungen, patriotische Kundgebungen am Schlusse eines Aufsatzes u. s. f.

Am köstlichsten aber waren die Randbewerkungen, eines der wichtigsten Erziehungsmittel dieses erlauchten Geistes. Sie gemahnten an die Randbemerkungen der aufgeklärten Despoten des XVIII. Jahrhunderts, an das

»Liebe Frau von Kemeter
Näh' sie lieber Hemeter«

Kaiser Josef des II., und an das klassische

»Der Rittmeister von Blücher kann sich zum Teufel scheren« des alten Fritz.

Da stand z. B. auf dem umgebogenen Rande des Heftes zu lesen:

»Gartenlaube! Pfui Teufel!«

oder:

»Gemeinplatz! Gemeinplätze und öffentliche Meinungen sind private Faulheiten!«

Dann wieder bloß ein lakonisches »Ui!«, »Uijegerl!« oder »Au weh!« oder die Frage:

»Sind Sie ein 14jähriger Backfisch oder vielleicht gar eine höhere Tochter?«

Ich will nur einen konkreten Fall erwähnen, der mich selbst betraf. Mein Lieblingsdichter war damals Scheffel und ich ahmte ihn einmal in einer Schularbeit aus Leibeskräften nach. Als die Arbeit zurückkam, stand darunter:

»Kaum genügend!«

»Scheffeln S' nicht so! Hätten Sie weniger gescheffelt, so hätten Sie eine bessere Note bekommen. Nachahmung fremder Art ist immer schimpflich, verfehlt und unwürdig. Goethe sagt: Das höchste Glück ist die Persönlichkeit!«

Diese Korrektur habe ich mir für mein Leben gemerkt und die darin enthaltene künstlerische Wahrheit auch auf meinem Gebiete — der bildenden Kunst — zu meinem Heile befolgt. Wie kläglich nimmt sich dagegen der armselige Rat eines meiner akademischen Lehrer aus: ich solle mich stets vor dem Einschlafen mit großen Gedanken beschäftigen! Von jener Korrektur aber gelten für mich die Verse Liliencrons:

»Schwamm ich viele Jahre lang
Steuerlos im Leben,
Hat mir heut' der scharfe Gang
Wink und Ziel gegeben!«

Den höchsten Triumph feierte Hugos Lehrkunst bei der Lektüre des Nibelungenliedes, das wir ja doch nur in Inhaltsangaben und »Verwässerungen« lesen sollten. Denn er half nach und las uns die schönsten Stellen aus dem Urtext vor, oder zitierte sie aus dem Gedächtnis; und da geschah

etwas, das uns noch nie geschehen war: Des Liedes Recken, durch die neue Verordnung verdammt in den Gräbern zu schnarchen, wuchsen lebendig aus ihrer Gruft hervor und schritten gewaffnet durch die Schulstube. Und mit ihnen wuchs des Lehrers Gestalt auf zur Reckengröße!

»Breit was er zen brusten, die bein ihm waren lang,
und eislich sein gesihene, er hete hêrlichen gang!«

Das große Lied hat mich seit jenen Tagen durchs Leben geleitet, ich kann's heute halb auswendig, und wenn ich eine Donaureise mache, so gehört die Ausgabe von Bartsch und Pfeiffer stets zu den Inventargegenständen meines Rucksacks. Mein Leben lang werd' ich mich freuen, daß uns in alten Maeren so »wunders viel geseit«.

An unserem Verhältnis zu P. Hugo ist eines merkwürdig gewesen. Trotz der schwärmerischen Verehrung, die wir ihm entgegenbrachten, machte unsere Lust nachzuahmen und auch meine sogenannte Zeichenkunst vor ihm nicht halt wie vor P. Stephan, an den sich diese Künste nie herangewagt haben. Aber es war niemals der leiseste Spott in diesen Äußerungen des jugendlichen Übermutes enthalten, im Gegenteil: sie waren stets eine Art Huldigung für ihn, so wie etwa die Karikaturen des »Kladderadatsch« und Juchs Zeichnungen im Wiener »Figaro« stets eine Huldigung für den alten Bismarck waren. Er war in diesen Darstellungen immer der sieghafte Recke und Kämpfer, der mit allem geistigen Unfug gründlich aufräumt.

Das Schuljahr 1884/85 ist das letzte gewesen, in dem Professor Stephan mein Lehrer war. Ich bin wieder wie das Jahr vorher sein Assistent gewesen, sein Lieblingsjünger, wenn ich so sagen darf. Von den schwächern Schülern streng den vorgeschriebenen Lehrstoff fordernd, ist er mit uns andern, die Interesse zeigten, oft über diese Grenze hinausgegangen und vollendete nun mit der Zoologie und der Anatomie des Menschen das stolze Gebäude, das er im Vorjahr begonnen. Alles auf vergleichende Anatomie gründend, nahm er oft, um die Reihe der Wesen zu schließen, die Paläontologie zu Hilfe, ließ uns tiefe Blicke in die Entwicklungsgeschichte tun, und vor uns taten sich die Wunder des biogenetischen Grundgesetzes auf, die Wunder der Anpassung und der Mimicry. Die Naturaliensammlung hatte er in den wenigen Jahren, seit er ihr Leiter war, auf den Stand moderner Wissenschaft gebracht, und in der richtigen Erkenntnis, daß in der Naturgeschichte alle reine Büchergelehrsamkeit tot ist und dem Wissen stets das Sehen und Erkennen vorausgehen muß, als eine Neuerung die Sektion frischer Tierkadaver, von der Teichmuschel angefangen bis zum Kaninchen, in der Schule eingeführt. Wie zierlich und sicher führte er das Messer bei der Sektion! und vor keiner Wahrheit zurückschreckend, scheute er sich

keineswegs, auch die Geschlechtsteile zu zergliedern und als anatomisches Merkmal der einzelnen Tierklassen mit in Betrachtung zu ziehen.

Noch ist mir die letzte Stunde im Gedächtnis, die er bei uns gewesen. Die Anatomie des Menschen war durchgenommen, und nachdem er einen groß gedachten Rückblick über das ganze Wissensgebiet gegeben, kam er auf das im Lehrbuch fehlende Kapitel zu sprechen.

»An den Storch glaubt von Ihnen keiner mehr,« begann er, »dafür habe ich schon von der Botanik an gesorgt. Aber an Stelle des Aberglaubens hat der Gebildete in einer so ernsten und heiligen Sache die Pflicht, das Wissen zu setzen!« Mit hohem Ernste gab er dann in kurzen Umrissen jene Aufklärungen, die heute die moderne Pädagogik im Kampfe gegen die herrschende Prüderie so gebieterisch verlangt, und die erst vor kurzem ein rückschrittlicher Minister in Preußen von neuem verboten hat, nachdem sie versuchsweise schon eingeführt waren.

Ich seh' ihn noch vor mir auf dem Katheder stehen. Sein Antlitz leuchtete im Bewußtsein einer edlen Tat. — Er stand wie ein Heiliger!

Von dem heiligen Ernste der Wissenschaft muß ich aber auf etwas Lustiges kommen. Die geistlichen Lehrkräfte des Stiftes reichten damals nicht ganz aus, und so hatten wir im Griechischen einen weltlichen Supplenten. Dieser hatte den gleichen Namen mit einem der geistlichen Professoren und wurde deshalb von uns Buben, um Verwechslungen vorzubeugen, »Antonius Civilis« zubenannt. Seine Stellung bei uns war keine beneidenswerte, denn wir belustigten uns damit, ihn zu ärgern, wo wir konnten. Sein Fehler war eben, daß er sich allzu leicht und zu sichtbar ärgerte. Eines Tages hatte ich eine schöne Abbildung des Felsentempels von Abu Simbel gesehen und die vier Steinkolosse am Tempeleingang machten auf mich einen tiefen Eindruck. Als ich nun den nächsten Tag in die Schule kam, da hatte Antonius Civilis den Bart unten viereckig genau so wie ein ägyptischer König gestutzt, und in seiner steifen Haltung glich er auf ein Haar jenen Kolossen. Also ein Stück Papier her und dem Antonio Civili die Doppelkrone von Ober- und Unterägypten aufs Haupt gesetzt! Das Bild war nicht geschmeichelt, aber schreiend ähnlich und ich grinste, befriedigt durch mein Werk. Darunter aber schrieb ich:

»König Da—Schau—Den—An,
Sohn des Schau—tma—Da—Her,
Aus der Dynastie der —«

Hier wurde ich in meiner löblichen Tätigkeit von Antonius Civilis unterbrochen.

Mein Glück war dabei, daß er mich nicht eine Minute später erwischt hat, denn ich wollte einen sehr respektlosen Ausdruck schreiben.

Die nächste Stunde war das schöne Bild bereits in den Händen Professor Stephans, der es dem Katalog entnahm und emporhielt, indem er sich mühte, ernst zu bleiben. Es entspann sich folgender Dialog:

»Was haben Sie denn da schon wieder gemacht?«

»Ich habe in der Griechischstunde einen ägyptischen König gezeichnet.«

»Sie! der ist aber wenig königlich! Und welcher Dynastie sollte Seine Majestät angehören?«

»Es ist mein größtes Glück, daß sie noch nicht draufstand.«

»Dann will ich nicht indiskret sein und Sie auch zu keiner Unwahrheit verleiten! Mir genügt Ihre Auskunft vollkommen! Also lassen Sie sich bei der Erforschung ägyptischer Geschichte nicht mehr erwischen, und treiben Sie in jeder Stunde nur den vorgeschriebenen Gegenstand. Es könnte sonst der Tag kommen, wo der Krug zum Brunnen geht!«

Daß ich dieses Jahr im Griechischen keine besonders guten Zeiten mehr hatte, brauche ich kaum zu erwähnen.

In jenem Jahre, das ich füglich als das Ende meiner Bubenzeit bezeichnen kann, ist außer der Bekanntschaft mit P. Hugo noch etwas geschehen, das gestaltend in mein Leben eingriff: Das »Ewig-Weibliche« trat in den engen Gesichtskreis des Knaben.

Ich berichtete früher schon, daß P. Hugo uns den Besuch klassischer Stücke im alten Burgtheater kategorisch befahl. Und da habe ich in einer Vorstellung des »Götz von Berlichingen« an die Schauspielerin Stella Hohenfels, die Georg, den Reiterjungen gab, mein Herz verloren; ja ich habe sie sogar angedichtet, was aber weiter keinen Erfolg hatte, als wenn der Mops den Mond anbellt. Ich erwähne diesen Vorfall, weil damals die Legende von St. Jörg, dem Drachentöter, im Zusammenhange mit Siegfried und der Nibelungensage zum ersten Male meine Phantasie gefangen nahm, und die ersten Keime meines Zyklus »St. Jörg, eine fromme Märe«, der im Jahre 1904 vollendet ins Leben trat, in diese ferne Kinderzeit zurückreichen.

Fräulein Stella Hohenfels ist aber schon im Dezember 1884 von dem Throne der Anbetung verdrängt worden, und zwar durch die Schwester eines meiner Mitschüler, die mir »herrlich in der Jugend Prangen« entgegentrat, und in meinem Leben, ihr selber unbewußt, die Rolle des Schutzengels gespielt hat, der mich an Abgründen und Klippen vorbeigeführt hat.

Und ich schwur mir, als ich sie zum ersten Male gesehen, kein Lausbub mehr und ihrer wert zu sein! Es ist mir zwar nicht ganz gelungen, aber die Wahrheit des klassischen Schlußwortes des Faust:

»Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan!«

hat sich doch bewährt: Ich war über Nacht zum Jüngling geworden und

habe ihr zu liebe manche Unart abgelegt und manches Gute getan; ja ich hätte für sie jede Heldentat vollbracht, wie Don Quixote für seine imaginäre Dulcinea von Toboso.

Ich ahnte nicht, daß die VII. Klasse mir meine gymnasiale Leidenszeit bringen sollte, und damit im Zusammenhange die Entscheidung der wichtigsten Lebensfrage, der Berufswahl.

Von meinen Eltern war ich für den ärztlichen Beruf bestimmt, und war vorläufig auch ganz damit einverstanden. Die Aussicht, Anatomie treiben zu können, schien mir verlockend, und der leidenden Menschheit helfen zu können, schien mir auch nicht übel. Aber es sollte anders kommen, und das kam so:

In der VII. Klasse war unser Lehrer in Physik und Mathematik Professor Alfred Nitzelberger. Gegen die überwiegende Mehrzahl der Schüler gütig, ja nachsichtig, hatte er die Eigenschaft, in jeder Klasse ein paar Schüler »anzuspießen«, wie es der Wiener nennt. Diese verfolgte er dann, was im grunde genommen gar nicht so ernst gemeint war.

Unter diesen Unglücklichen war ich. Ich hatte mir seine Abneigung in meiner Lausbubenzeit im Untergymnasium redlich verdient. Erstens durch vergnügtes Grinsen während des Unterrichtes, und zweitens dadurch, daß ich über seine »Kathederblüten« Buch führte und mich dabei erwischen ließ. Drittens war in jener von Ephialtes ausgelieferten Gemäldesammlung einigemale sein Bildnis vertreten, obwohl er es bei mir nicht bestellt hatte.

So machte er mir das Leben in der Mathematik sauer und ich fand es auch ganz in der Ordnung, denn in der Mathematik war ich schwach.

Aber in der Physik war es für mich, P. Stephans gewesenen Famulus, kränkend, von meinem Throne als Primus in Naturwissenschaften gestoßen zu sein. Als der Zensurzettel — damals eine neue Einführung — kam, war ich in der Physik noch gar nicht geprüft worden und im Zettel prangte ein unverdientes »Fast nichtgenügend«.

Da tat ich, von meiner Mutter gehetzt, das Dümmste, was ich tun konnte: Ich beschwerte mich beim Direktor, und habe so selber die Verfolgung heraufbeschworen. Ich wurde nun jeden Montag früh nebst den beiden anderen Lieblingen, die P. Alfred in unserer Klasse hatte, in Physik so lange examiniert, bis ich etwas nicht wußte, und dann hieß es: »Seh'ns, Sie vorlauter Bursch, Sie können halt doch nichts!« und ich bekam ein saftiges »Nichtgenügend«.

Zu diesen kleinen Leiden kamen noch andere Umstände: in einer Familie, die ich im Sommer kennen gelernt, wurde ich unmäßig verhätschelt und bewundert, und in mir wurde ein recht unzeitgemäßer künstlerischer Hochmut großgezogen.

Dann lernte ich durch meinen Freund Luban einen verkrachten Maler kennen, der mich in der Klexerei mit Ölfarben unterwies, ohne selbst malen zu können, und meine bescheidenen Versuche, ganz unmögliche künstlerische Aufgaben mit meiner knabenhaften Geisteskraft zu lösen, überschwenglich lobte. Er schwätzte mir den Kopf voll und ewig kehrte die Phrase wieder: »Geben Sie doch das Studium auf, wozu brauchen Sie mit Ihrem Talent all das dumme Zeug!«

Trotzdem traute ich der Sache nicht recht. Aber es waren noch andere Dinge, die mir zu denken gaben. Im Oktober 1884 hatte ich den Leichenzug Makarts gesehen. Es war dies wohl das einzige Mal, daß Wien wirklich am Grabe eines Künstlers trauerte; und in meiner Jünglingsphantasie hatte der lange Leichenzug und bald darauf die dem allgemeinen Besuche geöffnete Werkstatt des toten Meisters einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen.

Sollt' ich's nicht auch versuchen, um die Krone hoher Kunst zu werben?

Da kam im Frühjahr 1886 der Franzose Eduard Detaille nach Wien und malte auf der Terrasse der Falknerei im Belvedere, wo mein Freund Walzl wohnte, österreichische Soldaten. Er war mit Walzls Vater, dem Oberstleutnant von Walzl, von Paris her befreundet.

Da nahm mich Walzl an einem Sonntag einmal mit, das zu sehen, und bat mich, einige Zeichnungen einzustecken.

Detaille stand da und malte Farbenfleck an Farbenfleck mit französischer Virtuosität, ohne erst zu zeichnen, die Figur eines ungarischen Infanteristen »prima« auf eine graue Leinwand. Wir sahen lange stumm und bewundernd zu. Dann ließ sich Detaille in einer Modellpause meine Zeichnungen zeigen. Die Unterredung war komisch, denn ich konnte kein Wort französisch, und Detaille nur wenig deutsch. Walzl machte den Dolmetsch, wenn wir uns nicht verstanden. Endlich fragte er mich, was ich werden wolle. Ich sagte, mein Vater wünscht, daß ich Arzt werde. Drauf sagte Detaille, beinahe heftig: »Monsieur, Sie werden ein Maler!«

Das gab mir den Mut, vor meinen Vater zu treten und ihn zu bitten, daß ich Maler werden dürfe. Ich äußerte dabei auch den Wunsch, vom Gymnasium auszureißen und den Gedanken sofort in die Tat umzusetzen. Da kam ich aber schön an. Ich erkenne es heute als weise und klug, daß mich mein Vater nicht einfach davonlaufen ließ in eine ungewisse, vielleicht kummervolle Zukunft. Was ich aber über die Kunst und die Künstler von ihm hören mußte, das machte mein Herz erzittern. Die Kunst, die geliebte Kunst, war ihm ein »brotloser, ein unnützer Beruf«, eine »Hanswursterei, unwürdig eines ernsten Mannes«. Die Künstler »Faulenzer, Nichtstuer, Abenteurer, Taugenichtse«, »verkrachte Existenzen, so wie du!« Es ist ein Glück,

daß ich mir das ganze Lexikon bitterböser Worte nicht gemerkt habe. In meinem Innern aber grollte es und in der Bitterkeit meiner Seele reifte der mannhafte Entschluß, den ungleichen Kampf mit dem Vater aufzunehmen und durchzukämpfen. Denn am Ende des Kampfes stand leuchtend und lockend der Ruhm, der mir so leicht erreichbar schien, der die Schritte des Achill einst beflügelt und Hagen noch vor dem letzten Kampfe sprechen ließ:

»Man soll daz hiute kiesen, wem man des besten müge jehen.«

Ich erinnere mich, daß damals gerade Professor Hugo wie alle Jahre einmal ein Thema nach freier Wahl als deutsche Hausarbeit gab. Da wählte ich das Thema aus dem »Siegesfest«:

»Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch,
Ist der Leib in Staub zerfallen
Lebt der große Name noch!«

Die Arbeit, ohne Konzept in letzter Stunde aus einem überquellenden Herzen geschrieben, war eine der besten, und Professor Hugo las sie im Auszuge in der Klasse vor. Freilich knüpfte er daran die Bemerkung: »Wenn Sie aber in der Physik allweil so brav sind, da wird's schlecht ausschau'n mit'n Ruhm, mein lieber Liebenwein!«

Vorderhand sah es damit auch recht traurig aus. Professor Alfred riet mir jede Woche einmal das Studium aufzugeben und Apotheker zu werden, also nicht ganz dasselbe, was ich gewollt hatte, und einmal fragte er mich, was ich denn eigentlich werden wolle.

Da sagte ich's rund und trotzig heraus: »Maler.« Denn der Entschluß stand fest, und ich beschloß Ernst zu machen und mich mit einem erfahrenen Künstler von Ruf zu besprechen.

Der verkrachte Maler gab vor, mit Professor Christian Griepenkerl sehr befreundet zu sein, was natürlich sein Ansehen heben sollte; und ohne daß meine Eltern davon wußten, gingen wir zu ihm auf die Akademie.

»Transpirierend und beklommen
Bin ich an die Tür gekommen!«

Ich war mit einer großen Mappe bepackt, und der Maler hatte seinen breitkrempigsten Hut aufgesetzt, um sein Künstlertum deutlich zu machen. Ich merkte bald, daß seine Freundschaft mit dem alten Christian gar nicht so dick war, trotzdem brachten wir aber mein Anliegen vor. Dann sah Christian aufmerksam Blatt für Blatt meiner Mappe durch, teils lächelnd, teils kopfschüttelnd. Und dann begann er mir in seiner liebenswürdigen, oldenburgischen Mundart den Kopf zu waschen wie folgt:

»Sie, das ist ja ein dolles Zeug! Und deswegen also wollen Sie vom Gymnasium desertieren? Wissen Sie was, lernen Sie ordentlich Ihre griechische Grammatik weiter, die Ihnen gar nichts schaden wird, und kommen Sie dann nach der Matura wieder! Und jetzt zeichnen Sie nach der Natur, damit Sie sehen, wie wenig Sie noch können, und geben Sie den Unsinn auf, sich an Dinge zu wagen, die kaum ein alter Meister bewältigt. Geben Sie mir die Hand, und versprechen Sie mir gescheit zu sein! Zur Belohnung dürfen Sie an Samstagen unten in der Aula zeichnen!«

Das war meine erste Begegnung mit meinem jetzigen, sehr verehrten, lieben Freunde und Bundesbruder Christian Griepenkerl, und durch die Kopfwaschung mit meinem Geschick und dem Gymnasium versöhnt, habe ich die heiligen Hallen der Akademie verlassen.

Ich berichtete auch meinem Vater von dieser Unterredung und versprach ihm, ausharren zu wollen, und bat ihn, nach der Matura Maler werden zu dürfen. Nach langem Hin- und Herreden, qualvollen Auseinandersetzungen, Beratungen mit der Verwandtschaft, die natürlich größtenteils gegen das Abenteuer war und wollte, daß ich einen »anständigen« Beruf ergreife, gab mein Onkel, der Pathologe Kundrat, der mir immer die Stange hielt, wenn's was durchzusetzen gab, den Ausschlag, und ich durfte den brotlosen und unnützen Beruf ergreifen, in dem ich mich nun schon seit 20 Jahren des Kampfes und des Lebens freue.

Den Professor Griepenkerl hatte mein Vater von dort an ins Herz geschlossen, indem er sagte: »Es scheint doch auch einzelne vernünftige und nüchtern denkende Leute unter den Künstlern zu geben!« Eduard Detaille aber haßte er und nannte ihn einen »französischen Windbeutel, der mit seinem gewissenlosen Geplapper dummen Buben den Kopf verdreht!«

Hatte nun die Unterredung mit meinem lieben Freunde Christian die Aussöhnung mit dem Gymnasium bewirkt, so gab mir seine Erlaubnis, im Gipsmuseum der Akademie Antiken zu studieren, auch einen bedeutenden Stoß nach vorwärts für das Verständnis der klassischen Literatur des Altertums. Natürlich konnte ich mit meinem damaligen Können und meiner geringen Kenntnis des menschlichen Körpers die Antike nicht verstehen, wie sie der versteht, der auf Grund technischer Kenntnisse und eigenen Könnens die Vorzüge eines Werkes zu würdigen weiß.

Mein Verständnis war daher vorderhand bloß ein »literarisches.«

Ich lebte nun — das Geplänkel mit P. Alfred ausgenommen — mit allen meinen Lehrern in Eintracht und Frieden und insbesondere zu P. Hugo und unserem Logiker P. Andreas Borschke gestaltete sich mein Verhältnis immer herzlicher. Im Deutschen zählte ich zu den besten der Klasse.

Aber mein unseliges Zeichnen sollte mir gegen Ende des II. Semesters noch einen Verdruß mit P. Alfred eintragen; den letzten.

Auf Seite 209 meines Physikbuches hatte ich, aller gebotenen Vorsicht zum Hohn, als Trost im Leide das liebe blonde Mädchengesicht meines Schutzengels gezeichnet. Ich besitze das Blatt noch. Das erwischte nun Professor Alfred, in meinem Lehrbuch blätternd. Ich erntete einen grimmigen Sermon, in dessen Verlauf mein Heiligtum eine »Gans« und ich selbst ein »nixnutziger Bursch, aus dem doch nur ein Pudelscherer oder höchstens ein Holzscheiber wird«, genannt wurde und mußte als Strafaufgabe 25mal den raffiniert verfaßten Satz schreiben:

»Ich soll meine Lehrbücher nicht durch unnütze Kritzeleien verunstalten.«

In meinem Busen keimten natürlich damals keine Dankgefühle und ich war sehr einverstanden damit, als nach der Stunde mein lustiger Freund Lederer zu mir kam, mir treu die Hand schüttelte und sagte: »Ich werde dich rächen!«

Ich sah noch, wie Lederer das Lichtmaß für den Kubikinhalt des Tintenfasses auf dem Katheder nahm. Den nächsten Tag kam er mit einem zylindrisch nach den Maßen zugeschnittenen Stück einer Salzgurke in die Schule, das heimlich vor der Mathematikstunde ins Tintenfaß verschwand, doch so, daß es ganz von der Tinte bedeckt und unsichtbar war.

Allein der Mensch denkt und Gott lenkt. P. Alfred tauchte diesmal seine Feder gar nicht ein. Vor der nächsten Stunde — Logik — war keine Zeit mehr, die Professorenfalle zu entfernen und so blieb dem P. Andreas, der heftig eintunkte, das ganze Tintenfaß an der Feder stecken. Als er die Sache näher untersuchte, blieb ein schwarzer unkenntlicher Gegenstand übrig, von dem niemand wußte, was er sei und woher er kam und wie die Kaaba in Mekka vom Himmel gefallen schien.

Professor Andreas hat sich später nach der Matura über die Geschichte sehr gefreut, als ich sie ihm erzählte —.

Die Ferien des Jahres 1886 brachten zwei Ereignisse, die auf mein Leben in der achten Klasse von großem Einflusse sein sollten:

In den ersten Tagen des September, kurz vor Schulbeginn, starb P. Alfred. So hat mich der Tod der Möglichkeit beraubt, auch mit ihm, zum Manne gereift, einen ehrenvollen Frieden zu schließen; Fiducit!

Das Gymnasium, einer wichtigen Lehrkraft für die oberen Klassen plötzlich beraubt, war in großer Verlegenheit. Da trat der alte P. Sigismund Gschwandtner, der seit einigen Jahren schon sich zurückgezogen hatte, noch einmal auf den Plan und übernahm den Physikunterricht im Obergymnasium

und das Direktorat. Wir hatten nun wider alles Erwarten noch in letzter Stunde das Glück, Schüler dieses bedeutenden Mannes zu werden.

Zweitens war mein braver Hauslehrer, vielleicht müde geworden im bitteren Kampfe um das tägliche Brot, in ein Priesterseminar eingetreten. Ich bat also meinen Vater, mir keinen neuen Instruktor zu nehmen und da diese Maßregel eine Ersparnis bedeutete, war mein Vater leicht dafür zu gewinnen.

Ich stand also nun ganz auf eigenen Beinen.

Wenn ich an dieses glückliche Jahr 1886/87 denke und an dieses herrliche Zusammenwirken aller Lehrkräfte, so kann ich es nur mit zwei Dingen vergleichen: Entweder mit dem Zusammenspiel eines geschulten Orchesters zu einer großen Sinfonie oder mit einer jener Mustervorstellungen klassischer Stücke im alten Burgtheater, wo auch die kleinsten Rollen von Meistern besetzt waren.

Da war der herrliche Sigismund, der verborgene Fähigkeiten ans Licht zu ziehen wußte; der, ohne hart zu sein, eine eiserne Disziplin hielt. An mir vollbrachte er durch seinen Physikunterricht das Wunder, daß mir plötzlich noch in alten Tagen das Verständnis für Mathematik aufging.

Da war Andreas mit seiner Psychologie und P. Cölestin Wolfsgruber, heute eine Zierde der Wiener Universität, mit seiner Kirchengeschichte, beide auch Verfasser der betreffenden Lehrbücher. Dann P. Emmerich, der uns all unsere Bübereien, die wir in früheren Jahren in seinen Stunden vollbracht, durch rührende Güte bei der mündlichen Maturitätsprüfung vergolten hat! Ferner der kleine Columban, der uns Vaterlandskunde gab, die moderne Wissenschaft der Statistik heranziehend, und der den vielgerügten Fehler des Geschichtsunterrichtes vermied, den Anschluß an die Gegenwart zu versäumen. Denn er schloß, obwohl das Lehrbuch nur bis 1866 reichte, mit dem Jahre 1878 und der Erwerbung Bosniens und der Herzegowina. Da war endlich er, unser Grieche, Professor Heinrich Maschek, eine Titus Manliusnatur von unerschütterlicher Gerechtigkeit. Ganz durchdrungen von der Größe antiken Geistes und der Schönheit der griechischen Originale, ist er oft in der Genauigkeit seiner Übersetzungen etwas weit gegangen; denn »schad' is's um an jeden Beistrich, der ned übersetzt wird!« pflegte er zu sagen. Aber wenn er uns in seiner realistischen Weise die Personen des Altertums lebendig in die Gegenwart versetzte und in der heimischen deutschen Mundart sprechen ließ, z. B. aus dem Leben des Sokrates erzählte, so lieferte er Kabinettstücke volkstümlicher Erzählerkunst, ähnlich den Bildern alter Meister, die biblische und antike Menschen schlicht in der Tracht ihrer Zeit behandelten! Ich glaube, ihn hat, so lange er wirkte, nie ein Schüler gehaßt,

denn sein Urteil, mochte er loben oder verdammen, war nie von einer Stimmung oder Neigung diktiert; und sein goldener Humor verklärte uns die Schulstube und das παπαῖ und ὀτοτοῖ des Philoktet!

Über allen aber thronte, lenkend und lehrend, wirkend und wehrend, Hugo als Ordinarius mit Latein und Deutsch. Er lehrte uns des Tacitus klassische Kürze und künstlerische Knappheit und Horazens zierliche Lieder würdigen, er lenkte die Strahlen der Sonne von Weimar in unser junges Herz. Was ich aber noch höher schätze als seine Lehrkunst und seinen wissenschaftlichen Ernst, das ist der sittliche Einfluß seiner Persönlichkeit, die alle Schwäche und Feigheit zu bekämpfen wußte; Angstmeiertum und Streberei, Heuchelei und falsche Frömmigkeit zertrat er, wo sie sich zeigten.

Noch denk ich an jenen Morgen des 7. Juli 1887, als ich selbfünft im Frack der Prüfungskommission harrte. Da kamst, ein gutes Omen, zuerst du gegangen, lieber Hugo (verzeih' mir das rhetorische »Du«), und hast gesehen, daß wir ein wenig blaß waren und uns das Herz in die Hosen gesunken war. Und du sprachst zu mir:

»Kopf hoch! Sie waren sonst doch nie verzagt! Wie sagt das Nibelungenlied? ‚Durch vorhte ich nine tuo!'«

Und meine junge Seele hat sich hoch aufgerichtet und in jener Stunde durch deinen Spruch zu rechter Zeit den Ritterschlag empfangen für den Kampf des Lebens, das mir noch hinter rosigen Wolken verborgen lag.

Den Spruch des großen Liedes hab ich mir zu eigen gemacht.

Sei es nun beim Pfeifen lechzender Klingen auf studentischer Mensur gewesen oder zu Roß und unter Helme auf wagemutigen Adjutantenritten oder im papiernen Krieg der Zeitungen, wenn die Meute der Banausen, Pharisäer und Philister hinter mir her war: Mancher hat's gemerkt, daß ich von dir Schwertleite empfangen, daß du meine Speere geschnitzt, daß ich dein Schüler war!

20 Jahre sind seitdem vergangen, wieder schreiben wir Juli, schon fielen die Blumen des Frühlings unterm Sensenschnitt und von meinem Turme seh ich das Korn in Garben stehen. Auch mein Leben ist der Reife genaht und bald geht's abwärts dem Greisenalter zu. Doch wenn es mich nicht tiefer beugt als dich, der hellen Geistes als achtzigjähriger Held noch unter uns Lebenden wandelt, dann soll mir das Greisenalter willkommen sein.

Oft hab ich von solchen, die aus ihrer Gymnasialzeit keine Erinnerungen bewahrt haben als etwa das Gähnen während des Unterrichtes und die schläfrigen Gesichter eines halben Dutzends Normallehrer, die vielen unnützen Aufgaben und die Plackerei vor der Prüfung, die Verwunderung darüber vernommen, daß ich mich gern an jene alten Zeiten erinnere; und dabei ist

mir der gute Tacitus eingefallen, wie er kopfschüttelnd in seiner Germania niederschrieb: »ipsi fidem vocant« — »Sie aber nennen's Treu«.

Mögen sie sich kopfschüttelnd über uns alte Schottenschüler wundern, wie der alte brave Römer über unsere Ahnen; wir und unsere alten Lehrer, die ein warmes, menschlich fühlendes Herz für uns hatten und nicht gleich jeden jungen Übermut als Verbrecherseele von sich stießen, wir wissen es und dies Buch sei ein Zeugnis davon:

Es gibt noch eine Treu!

Burghausen, im Juli 1907.



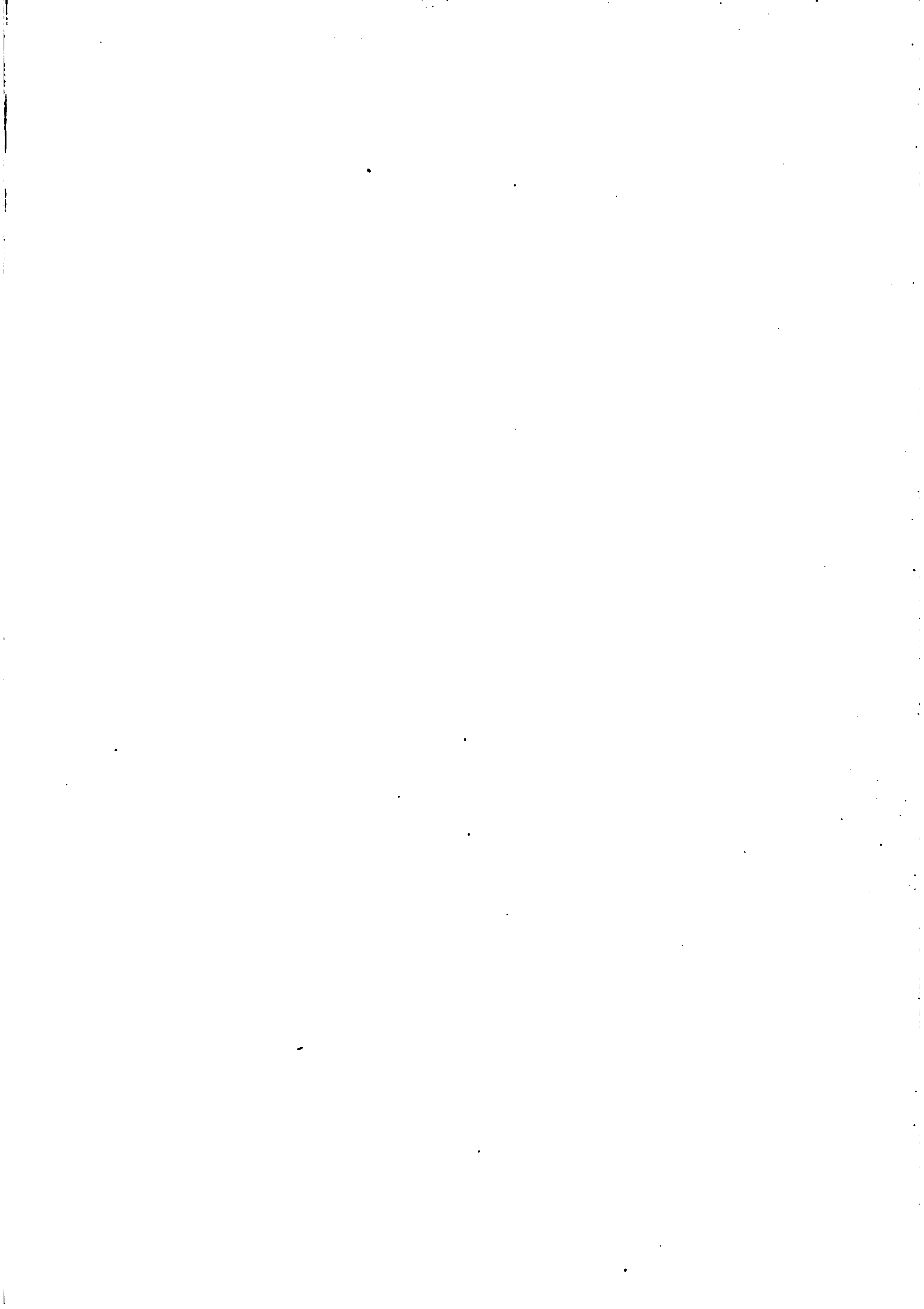
INHALTSVERZEICHNIS.

Seite





BUCHSCHMUCK
von MAXIMILIAN
LIEBENWEIN.




Festgabe zum 100jahrigen (hundertj
Widener Library 004812581
3 2044 079 692 034